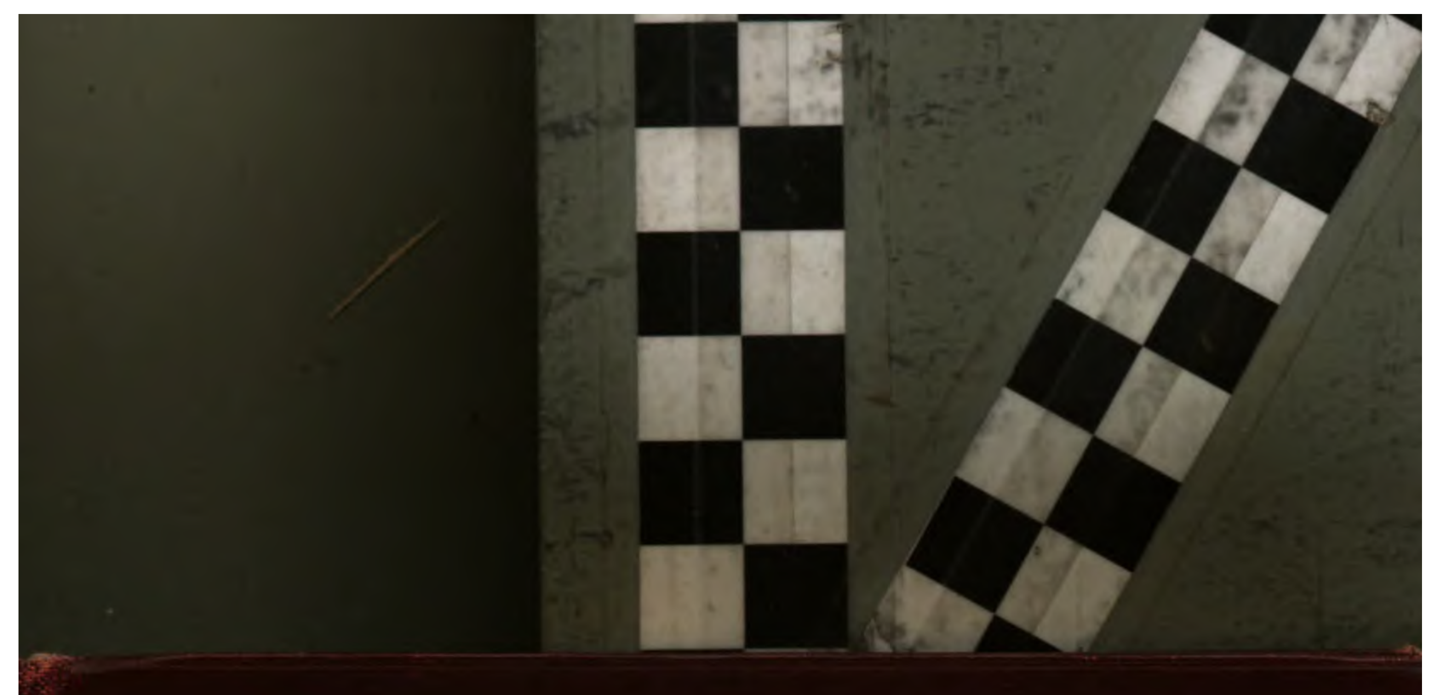


JAHRBUCH

für

sexuelle Zwischenstufen

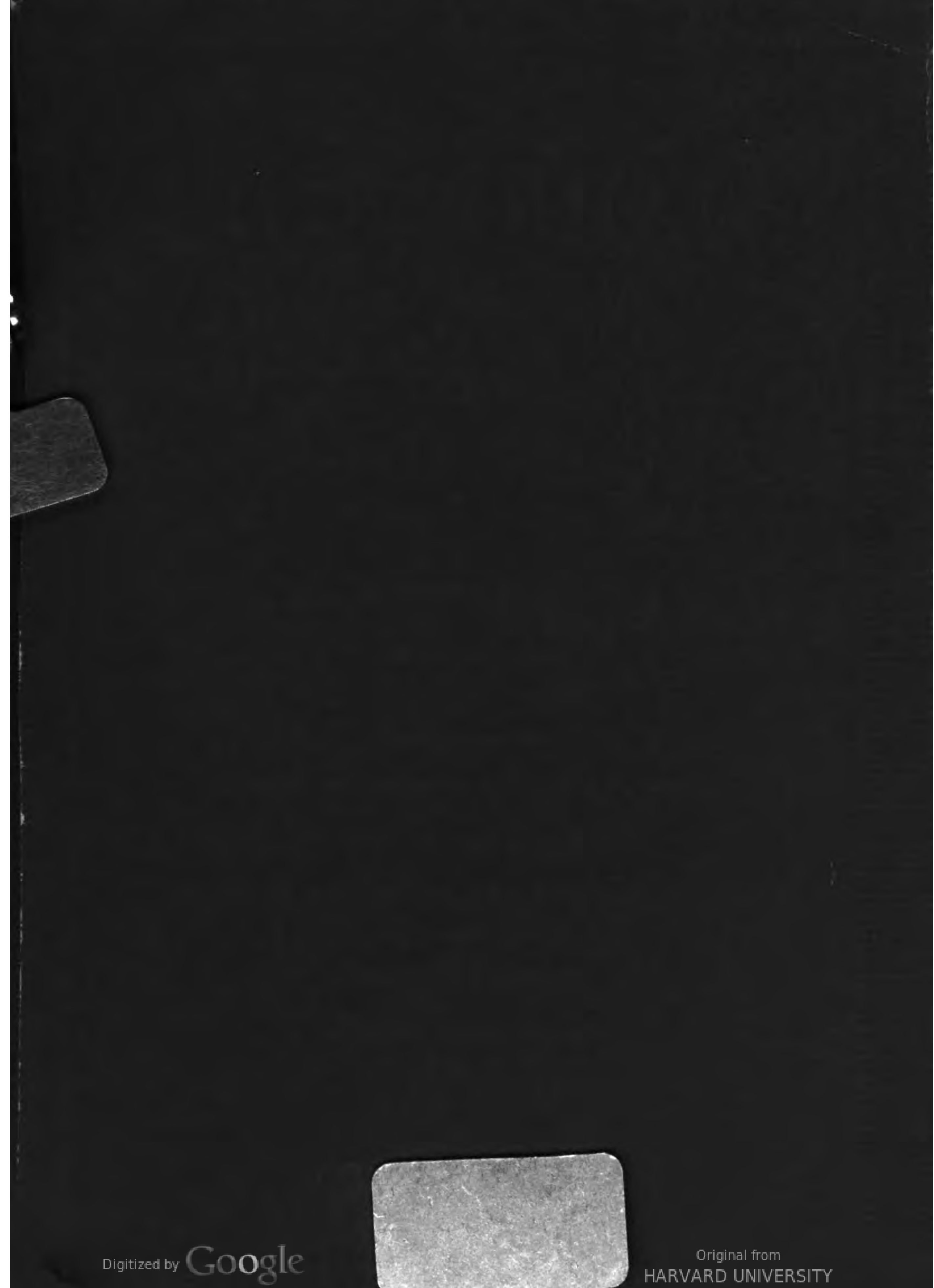
unter besonderer Berücksichtigung

der Homosexualität.



Herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter Autoren





Jahrbuch

für

sexuelle Zwischenstufen

mit besonderer Berücksichtigung der

Homosexualität.

Herausgegeben
unter Mitwirkung namhafter Autoren
im Namen des
wissenschaftlich-humanitären Komitees

von

Dr. med. Magnus Hirschfeld,
prakt. Arzt in Charlottenburg.

V. Jahrgang II. Band.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1903.



Inhalts-Verzeichnis.



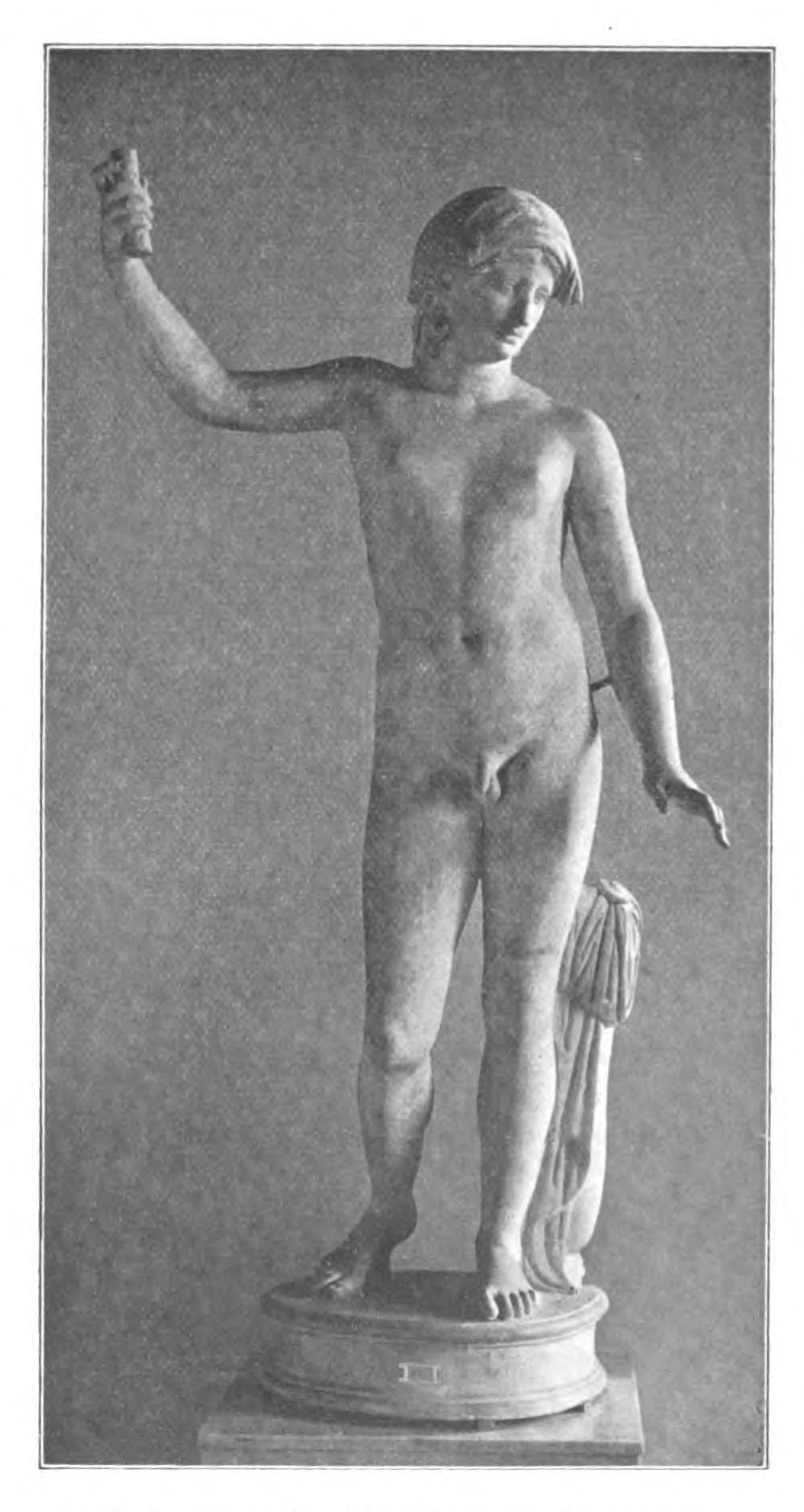


Abb. 1. Hermaphrodit im Berliner Alten Museum.
Nach Original-Photographie.

Über

die androgynische Idee des Lebens.

Von

L. S. A. M. v. Römer

Arzt, med. doct^{s} zu Amsterdam.



Das Leben des Menschen können wir unter zwei absolut verschiedenen Gesichtspunkten betrachten:

Einmal, wie der Mensch sich zu der Gottheit, der gedachten Ursache als reinen Abstraktion, und der Essentia von Allem, was ist, verhält, — dann aber hinsichtlich der Verhältnisse der Menschen unter einander.

In jeder von diesen Sphären können wir verschiedene Teile unterscheiden, wovon wir aber nur einen Teil genauer untersuchen wollen.

In der ersten Sphäre wollen wir den Teil untersuchen, den man Religion nennen kann, d. h. das Sich-verbunden-fühlen mit etwas, was wir Gott nennen, und das Streben nach völligem Einswerden, nach einem Sich-durchdrungen-wissen vom göttlichen Princip, nach der höchsten Harmonie mit Gott. In der zweiten Sphäre aber den damit analogen Teil, den man Liebe nennen kann, d. h. das Erkennen einer Harmonie zwischen uns und einem anderen Menschen, oder das Erkennen einer mehr oder weniger großen Harmonie in dem anderen; das Erkennen der Gottheit im Anderen und das Streben eins mit diesem zu werden. — Bis dorthin spielt sich dies alles nur im Seelenleben ab; wenn aber diese rein psychische Empfindung ihren höchsten Grad erreicht hat, so reflectiert sich diese Emotion, diese Extase auf den Körper; man will also, daß auch die Körper eins werden, und in der Umarmung, dem ersten Ausdruck dieses Strebens, geschieht der Akt, den wir gewöhnlich „sexuell“ zu nennen pflegen.



Diese Liebe möchte ich „absolute Liebe“ nennen und ich glaube, daß sie in dieser Form vielleicht nur beim ersten Liebesempfinden absolut rein sein kann. Sowie einmal sexueller Orgasmus empfunden wurde, kann einer folgenden Strebensäußerung ein Wiederempfindenwollen des bereits gekannten Genusses beigemischt sein. Allerdings ist dies nicht absolut notwendig.

Dringt das oben erwähnte Psychische nicht über die Schwelle des Bewußtseins, d. h. wird solch ein Akt nur als direkte Folge einer Plethora seminalis oder anderer rein-körperlicher Zustände verübt, so kann man nicht von Liebe sondern nur von Sexualität sprechen.

Diese letztere wollen wir hier nicht weiter untersuchen, sondern uns nur an die erste Form halten.

Wir haben also zwei analoge Fälle. Im ersten Falle ein Sich-vereinigen-wollen mit der Gottheit, im zweiten mit einem Menschen. — Selbstverständlich ist in dem ersten nur von einer psychischen Vereinigung die Rede, obwohl wir viele Fälle kennen, in denen religiöse Extase die höchste Reflectierung auf den Körper, bis zu sexueller Erregung hervorbrachte. Vielleicht erklären sich daraus am besten die Tentationen der Heiligen, wenn sie in ihrer extatischen Anbetung statt des Crucifixes einen weiblichen Körper vor sich sahen.

Anmerkung: Als interessantes Beispiel für unserer Auffassung reproducieren wir eine Abbildung aus C. S. 79 — als unsere Abbildung 2. Die Heilige Theresia ist hier sicherlich in höchster erotischer, d. h. körperlicher Extase dargestellt, zu der sie durch eine ursprünglich geistige Extase gelangte. — Daß unsere Auffassung hierdurch wirklich illustriert wird, beweisen die beiden folgenden Citate aus Taine und aus den Memoiren der H. Theresia, welche wir aus Lemesle's Arbeit übernommen haben:

(Taine Voyage en Italie t I, p. 298.)

Elle est adorable, couchée evanouie d'amour les mains, les pieds nus pendants, les yeux demi-clos, elle s'est laissée tomber de bonheur et d'extase. Son visage est maigri mais combien noble! C'est la vraie grande dame qui a seché dans les



feux, dans les larmes en attendant celui qu' elle aime. Jusqu'aux draperies tortillées, jusqu'à l'alanguissement des mains défaillantes il n'y a rien en elle ni autour d'elle qui n' exprime l'angoisse voluptueuse et le divin élancement de son transport. On ne peut rendre avec des mots une attitude si enivrée et si touchante. Renversée sur le dos, elle pâme, tout son être se dissout: le moment poignant arrive, elle gémist: c'est son dernier gémissement la sensation est trop forte. L'ange cependant, un jeune page de 14 ans en légère tunique, la poitrine découverte, jusqu'au-dessous du sein, arrive gracieux aimable, c'est le plus joli page de grand



Abb. 2. Transverberatio Sae Theresiae (Kirche Sancta Maria della Vittoria, Marmor-Gruppe v. Bernini.) — Aus Lemesle.

seigneur, qui vient faire le bonheur d'une vassale trop tendre. Un sourire demi-complaisant, demi-malin creuse des fossettes dans ses fraîches joues luisantes: Sa flêche d'or à la main indique le tressaillement délicieux et terrible dont il va secouer tous les nerfs de ce corps charmant, ardent, qui s'étale devant sa main. On n'a jamais fait de roman si séduisant et si tendre.

Mémoires de Sainte Thérèse d'Avila, (édition Arnault Andry — la Transverbération).

„A mon côté gauche, j'ai vu un ange, dans une forme corporelle. Il était petit d'une merveilleuse beauté et son visage

étincelait de tant de lumière, qu'il me paraissait un de ceux de premier ordre, qui sait tout embrasés de l'amour de Dieu, et que l'on nomme séraphins. Cet ange, avait à la main un dard, qui était d'or, dont la pointe était fort large et qui me paraissait d'avoir à l'extrêmité un peu de feu; il me semble, qu'il l'enfonça diverses fois dans mon coeur et que toutes les fois, qu'il l'en retirait, il m'arrachait les entrailles et me laissait toute brûlante d'un si grand amour de Dieu, que la violence de ce feu me faisait jeter des cris, mais des cris mêlés d'une si extrême joie que je ne pouvais désirer d'être délivrée d'une douleur si agréable ni trouver de repos et de contentement qu'en Dieu seul. Cette douleur dont je parle n'est pas corporelle mais toute spirituelle quoique le corps ne laisse pas d'y avoir beaucoup de part."

Es kann nichts Befremdendes an sich haben, daß die höchste psychische Extase sich sozusagen in eine körperliche verwandelt, da ja im Menschen, welcher Seele und Körper ist, notwendig der Körper das teilen muß, was im Seelenleben sich abspielt, wie andererseits die Seele durch körperliche Zustände beeinflußt wird.

So kann man sich also sehr wohl denken, daß die obenerwähnte Plethora seminalis als körperlicher Zustand an sich zwar unbewußt bleibt, den betreffenden Menschen aber für Liebesreize empfindlicher macht. —

Als sich nun der Mensch der göttlichen Idee bewußt wurde, wollte er sich diese Idee auch vorstellen und, da er sich eine handelnde Idee am leichtesten anthropomorphisch denkt, bildete er sich Götterbilder. — Die große Gefahr, die darin liegt, daß der Mensch die Bilder mit der Idee verwechseln könne, veranlaßte wahrscheinlich Moses zu seinem Verbot, Bilder von der Gottheit zu machen.

Aber wie kann man die Gottheit in höchster Form sich anders denken wie als vollkommene Harmonie von Allem, was ist? Umfassend das Seiende, sich äussernd in allem, und im Vollbesitze jeder Eigenschaft der Natur?

Wir erkennen nun in der Natur zwei große Gruppen von Eigenschaften: nämlich die aktive d. h. die schöpfende,



erzeugende, generative, die reizende, die handelnde und die passive, die empfindende, vegetative.

Da aber die Gottheit sich durch beide Gruppen äußert, so muß die Gottheit die aktiven und passiven Kräfte umfassen, die reizende und die empfindende, die generative und die vegetative — das heißt also nach Analogie die männlichen sowohl wie die weiblichen Kräfte.

Kann es uns nun wundern, wenn man sich die Gottheit als Einheit dachte, sich materiell als Mannweib, als Androgyne vorstellte?

Die Gottheit, die Harmonie von Allem, von den beiden Prinzipen: Mann und Weib, ward dann auch immer als Androgyne gedacht und dementsprechend abgebildet (XXII. — T 1. p. 461. — XLVIII p. 56 c. 5).

Wir wollen zuerst beweisen, daß wirklich in fast jeder Religion der höchste Gott, oder der einzige Gott bestimmt androgynisch gedacht und abgebildet wurde.

Anfangend mit der ältesten von mir studierten Religion, der Indischen, finden wir zuerst, daß Gott von den indischen Weisen die aktive Kraft und der in der Schöpfung als passiv betrachtete Stoff genannt wird, und man kann die Ausdrücke: „männlich“ (pooroosha) und „weiblich“ (prakritee) sehr oft in ihren Schriften finden: „Gott besitzt Form, wenn die aktiven und die passiven Kräfte vereinigt sind.“ (Ugustyu p. 33. — CLXXXIX T. IV. p. XXII.)[1])

Als älteste Götterprinzipen erkennen wir in der Indischen Religion: das Wasser (Wischnu) und das Feuer (Çiva). „Der Vischnu aber mußte seinem Bruder Çiva einst die Dienste eines Weibes leisten, damit die Welt geschaffen werde“ (CXXVI v. Schiba). Das Zeichen Çiva's

[1]) God is spoken of by the Hindoo sages as the active power and mother as passive in the work of creation, and hence the terms male (pooroosha) and female (prakritee) are frequently found in their writings: „God, when the active and passive powers are united, possesses form.“ [Ugustyu p. 33.]



war ein Triangel mit Spitze nach oben (△), das aufwärtsstrebende Feuer versinnlichend, wie das umgekehrte (▽), des feuchten Wischnu Symbol, das abwärtsfließende Wasser versinnbildlichte (Ebenda)[2]. — Schon hier wollen wir darauf hinweisen, daß also dem Akt der Schöpfung das Zeichen ✡ gegeben worden ist, welches bei den Juden zum Symbole Jehovah's wurde.

Aus Vischnu entstand die Welt. Aus dem Nabel Vishnus sehen wir in Abbild. 3 einen Lotus empor



Abb. 2*. Aus Soldi.

wachsen. Der Lotus ist aber der zweifache Typus des göttlichen und menschlichen Hermaphroditen, da er sozusagen beide Geschlechter in sich vereint[3]) (XXII T. I. p. 409). Diese Pflanze, welche im Wasser lebt,

[2]) Eine interessante Abbildung ist unsere 2*, welche die Einswerdung von Wasser und Feuer nach indischer Auffassung wiedergibt. Reproduziert aus CLXXII II. S. 125.

[3]) The Lotus is the two-fold type of the Divine and human Hermaphrodite being so to say, of dual sex.

bringt zwischen ihren breiten Blättern eine Blume hervor, deren Kelch die Form einer Glocke hat. In dieser Blume entwickeln sich dann die befruchteten Samen für junge Pflanzen, welche sich von der gemeinsamen Mutterblume ablösen, auf dem Wasser schwimmend Wurzel fassen, wohin sie eben getrieben werden. Diese gewissermaßen aus sich selbst sich erzeugende, aus sich selbst sich entwickelnde, nicht direkt von der Erde genährte Pflanze ist das Symbol der produktiven Kräfte des Wassers, über welche der aktive Geist des Schöpfers, der Odem Gottes, sich verbreitete, um das Leben zu erwecken (XCIV p. 47: XCIII § 146, XLIV, I S. 412). Dieser Lotus trägt nun den Brahma, den neuen Schöpfer der

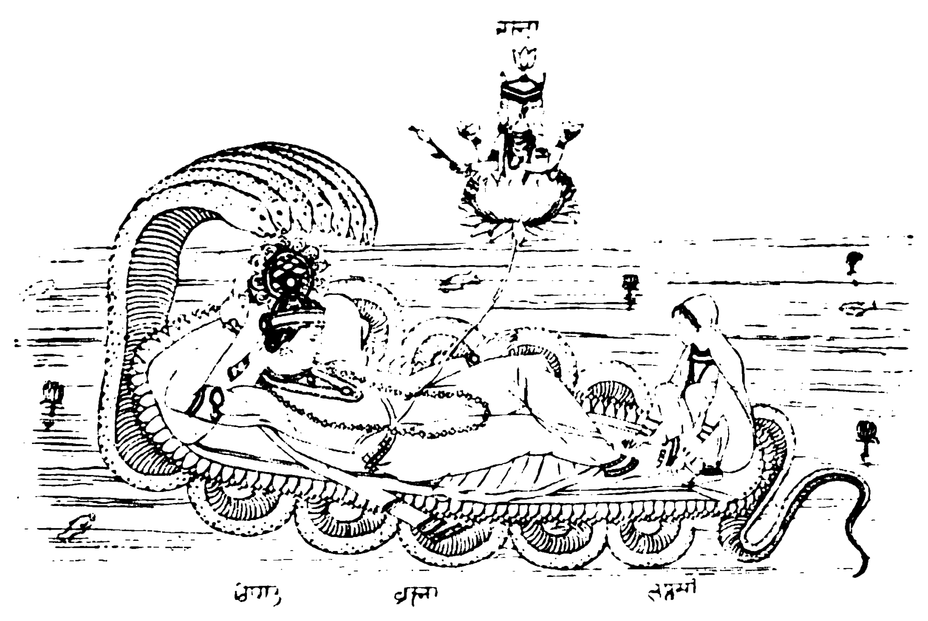


Abb. 3. Aus Creuzer.

Welt. — (XXII, Bd. II S. 34[4]) — XLIV Bd. I S. 572 No. 8). In unserm Bilde ist m. E. gerade der Umstand sehr interessant, daß Vishnus Gattin, Lakschmi, nur zu

[4]) Vishnu is represented with a Lotus growing out of his navel — or the Universe of Brahma evolving out of the Central point, Nara —.

Vishnus Füßen sitzt, aber an der Schöpfung nicht Teil nimmt. Aber auch Brahma ist wieder androgynisch gedacht. (XXII Bd. I p. 38)[5]) Brahma teilt sich, die eine Hälfte war männlich, die andere aber weiblich. Diese wurde Vâch genannt. Brahma vereinigte sich mit Vâch und erzeugte Virádj (CXXXVI. S. 79[6]) — Bd. I S. 117[7]). Und dann geht Manu (CXXXVI S. 80)[8]) weiter:



Abb. 4. Aus Creuzer.

[5]) Brahman (neuter) the unmanifested is the Universe in abscondite, and Brahma the manifested is the Logos, made male-female in the symbolical orthodox dogmas.

[6]) Ayant divisé son corps en deux parties, le souverain maître devint moitié mâle et moitié femelle, et s'unissant à cette partie femelle, il engendra Virâdj.

[7]) According to Manu, Hiranyagarbhe is Brahma, the first male formed by the undiscernable causeless Cause in a Golden Egg resplendent as the Sun. — That Being is surely androgynous and the allegory of Brahma seperating into two, and creating in one of his halves (the female Vâch) himself as Virâj is a proof of it.

[8]) Apprenez, noble Brahmanes, que celui, que le divin mâle (Pouroucha) appelé Viradj, a produit de lui même en se livrant à une dévotion austère c'est moi, Manou, le créateur de tout cet univers.

„Hört, edle Brahmannen, der, welchen der göttliche Männliche (Pouroucha), genannt Vìrâdj, aus sich selbst erzeugt hat, in strengster Devotion versunken, bin ich Manu der Schöpfer des Alles“.

Die Auffassung aber, daß Brahma androgynisch ist, war schon dem Porphyrius bekannt, wie Creuzer uns mitteilt (XLIV, Bd. I, S, 451).

Sehr oft ward der Çiva mit seiner Gattin so sehr verbunden vorgestellt, daß die Gottheit nur einen Körper bildet, der Çiva ardhanaricvara. Man sehe die Abbildung 5 nach dem Original im Leidener Museum für Altertümer, und die Abbildung 4 [nach einer Abbildung in Creuzer (XLII).]

Wir werden später sehen, um wie viel höher entwickelt die materielle Vorstellung der Gottheit in Egypten und dem klassischen Altertum war.

Mit Bezug auf das Leidener Bild ist die Mittheilung von Knight (XCIII § 50) interessant, der ein analoges Bild beschreibt, und meint, daß vielleicht die Kenntnis der Griechen von solchen Bildern als letzte Ursache für die Sage von der Verstümmelung der rechten Brust der Amazonen angesehen werden könne.

Blavatsky schreibt, daß in einem der ältesten Katechismen von Süd-Indien, Madras, die androgynische Göttin Ardhanari, in der Mitte ihres Körpers das „Svastika“, Crux ansata, das Henkelkreuz (XXII. Bd II. S. 34) „das männliche und weibliche Zeichen“ hält. Diese Mitteilung wird vervollständigt durch das, was dieser Autor auf S. 33 schreibt: Ein Kreis mit einem Durchmesser ⊖ symbolisiert die weibliche Natur. Theosophisch stimmt dieses dann überein mit der primitiven Stammrasse (the primitive Root-Race). Als die weibliche Natur aber androgynisch ward, da entwickelte sich, wie die Rassen, (man sehe später) auch dieses Symbol zu einem Zirkel mit Diameter, wovon aber eine vertikale Linie entspringt





Abb. 5. Çiva ardhanariçvara aus dem Leidener Museum.

⚲, d. h. männlich und weiblich, aber noch nicht völlig geschieden, und somit androgynisch. Dies letzte Symbol aber ist dasselbe wie ☥ das Henkelkreuz der Egypter und Indier, aber auch dasselbe wie ♀, das Zeichen für Venus, was höchst interessant ist für das, was man weiter unten lesen wird.

Weitere Belege dafür, daß die Indier sich die Gottheit als androgynisch dachten, finden wir in Bhagavadgîtâ (XVII S. 83 ch. IX). Die Gottheit sagte dem Arguna: „Ich bin der Vater dieses Alls, die Mutter, der Schöpfer, der Urvater . . . . der Laut Om[9]) und Sanatsugatiya (CLXVI S. 193 Ch. VI, 24): Ich allein bin deine Mutter, dein Vater, und ich bin auch der Sohn." [10])

Arguna ist aber selber androgynisch, wie uns Ward CL(XXXIX Bd IV S, 437 u. 439) mitteilt.

In der Mahabharata, einem epischen Gedichte, kommt eine Stelle vor, wo Arguna der Helden-Krieger, den Kindern des Königs tanzen und singen lehrt, als er sich, als Hermaphrodit, im Palaste befand. [11]) Wenn wir oben sahen, wie die alten Indier sich ihre androgynischen Götter abbildeten, so lehren uns die Abbildungen 5 und 6, wie die tibetanischen Buddhisten ihre Schutzgötter darstellten, der männliche Gott steht und an ihm hängt, ihn mit ihren Beinen umschlingend, das weibliche Prinzip, seine Çakti.

Die erste Abbildung soll der Yi-dam bDe-mc'og d. h. der Schutzgott, der das höchste Glück symbolisiert,

---

[9]) I an the father of this Universe, the mother, the creator, the grandsire . . . . the syllable Om".

[10]) I alone am your mother, father, and I -too am the Son.

[11]) „The hermaphrodite [Urjoonu] who taught the children to dance, was skilful in driving the chariot in time of war" und: „Urjoonu [resolve] in conformity to a curse that had been pronounced upon him by Rumbda, to become an hermaphrodit, and teach the kings children to sing and dance."



Abb. 6. Aus Grünwedel.

die andere aber Yi-dam Hevajra darstellen. Ausführlich beschreibt Grünwedel (LXXI S. 105—106) diese Bilder; ich will seine Beschreibung hierhersetzen.

„Der Name des ersten Samvara (tibetisch bDe-mc^c^og) weist deutlich darauf hin, daß wir es mit einer rein



Abb. 7. (Aus Grünwedel).

çivaistischen Bildung zu thun haben. Der letztere hat eine gewisse historische Merkwürdigkeit dadurch, daß als Khubilai Khagan und seine Gemahlin von 'P^c^ags-pa, die Weihen erhielten und sich damit zum Buddhis-

mus bekannten, dies durch die Hevajra-vaçitâ (Weihe des Hevajra) geschah . . . . .

„Der Kultus des bDe-mc'og soll in der Provinz Tsa-ri seinen Hauptsitz haben. Dort soll der wahrhaftige Mahâdeva (Çiva) hausen. Der zwölfarmige vierköpfige Gott schreitet von seiner Çakti umarmt, nach links. Er trägt über seinem vierfachen Kopf eine Schädelkrone und einen hohen Haarwirbel, auf dessen Vorderseite ein vierfacher Donnerkeil, und auf dessen linker Seite ein weißer Halbmond erscheint. Die Hände halten die folgenden Attribute: rechts den Zipfel eines weißen Elefantenfells, das über den Rücken herabhängt, die Trommel, ein Beil, einen Dreizack mit Fahne, das Messer Gri-gug, und mit der sechsten Hand im Rücken der Çakti einen Donnerkeil; links mit der obersten Hand den andern Zipfel des Elefantenfells, dann ein Katvanga (Stuhlbein)[12]) eine Schädelschale, eine Fangschlinge, den abgehauenen viergesichtigen Kopf des Hindu-Gottes Brahma und mit der letzten Hand hinter dem Rücken der Çakti einen Donnerkeil; der Gott ist blau, die Çakti kirschrot, der Schmuck weiß. Unter dem linken Fuß liegt eine nackte vierhändige weibliche Leiche mit weißem Schmuck und dem Katvanga in einer Hand, unter dem rechten Fuß eine blaue, gekrönte vierhändige männliche mit Schurzfell aus Tigerfell. — Die Çakti umschlingt mit der Linken den Hals des Gottes, mit der Rechten hält sie das Messer Gri-gug hoch. —"

Die Beschreibung des zweiten Bildes lassen wir fort, um nicht zu ausführlich zu werden. Man kann dieselbe finden Op. cit. S. 105. —

---

[12]) Op. cit. 100: Ein weißer Stab mit einem aufrechten Donnerkeil als Spitze, darunter ein weißer Schädel, ein roter alter Kopf, ein blauer junger Kopf, darunter der vierfache Donnerkeil und ein Gefäß mit Unsterblichkeitstrank.



Wenn man auch die letzte Abbildung nicht bestimmt androgynisch nennen darf, so ist es doch ihre Idee bestimmt.

Nachdem wir kurz erwähnt haben, daß in der japanischen Kosmogonie auch wieder aus dem Welt-ei der Geist der Erde entsteht, und auch dieser ein Wesen ist mit zwei Charakteren, von denen der eine das männliche Element, der andere das weibliche repräsentiert und ersterer Isu no goi no Kami, letzterer Eku goi no Kami (XXII. Bd. I. S. 237) genannt wird, wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf verschiedene Religionssysteme werfen, um dann das Egyptische näher zu untersuchen.

Zuerst erwähnen wir die persische Religion des Mithras-Mitra (XLIV Bd. I. S. 228—230). Mithras ist das geschaffene alles durchdringende, alles belebende Licht (Windischmann cit CI v. Mithras). Nun erzählt uns Firmicus (LX S. 251) „[Die Perser] teilen den Jupiter in zwei Mächte, seine Natur als zweigeschlechtlich auffassend, und das Bild eines Mannes und eines Weibes begreifend als das Wesen des Feuers. Und sie bildeten das Weib ab mit drei Köpfen und umgaben sie mit fürchterlichen Schlangen. . . . [Den Mann] nennen sie Mithras [13])“ Wenn also wirklich die oben erwähnte Mitra die weibliche Hälfte des Feuergottes ist, so würde, wenn die Nachricht des Firmicus wahr ist, diese Mitra dreiköpfig sein und der Hekate gleichgestellt werden müssen. Cumont, in CI. v. Mithras, meint aber, daß Hekate nicht so aufgefaßt werden darf, und gibt dafür den Grund an, daß das Feuer eine männliche Gottheit war.

[13]) Iovem in duas dividunt (Persae) potestates, naturam eius ad utriusque sexus transferentes et viri et foeminae simulachra ignis substantiam deputantes: et mulierem quidem triformi vulta constituant monstrosis serpentibus illigantes . . . . . [Virum] Mithram dicunt.



Sie wird nach seiner Auffassung nur als Drujas in Mazdäismus aufgefaßt werden müssen.

Herodot lehrt uns, daß die Mitra der Perser die Aphrodite Mylitta der Assyrier und der Alilat der Araber gleich ist.

Meyer (CI v. Anaitis) meint, dass Herodot hier Mithra mit Anahita verwechselt hat, dem Clemont beistimmt. —

Die Anaitis (Anahita) aber wird von den Griechen der Artemis gleich gestellt, d. h. der Artemis als Mondgöttin, als Göttin des Naturlebens und der Fruchtbarkeit. Es gibt aber eine Artemis Iphigeneia und diese Iphigeneia (CXXXV. Lib. II. c. 35 § 194[14]) wurde schon von Hesiod (CXXXV. Lib. I. c. 43 § 103[15]) mit der Hecate identificiert. Und Schreiber (CI v. Artemis) citiert Aeschylos und Euripides, bei denen Artemis und Hecate völlig gleich sind, eine Identificierung, die inschriftlich in Athen (C. I. A. 1, 208) und in Delos beglaubigt ist.[16]) Auch trägt die Hecate wie die Artemis den Beinamen Lichtträger (*Φωσφόρος*)

Roscher gibt (CI v. Hecate) eine Abbildung der Hekate triformis, welche s. E. wahrscheinlich der Zeit des Synkretismus d. h. des sinkenden Heidentums angehört. — Wenn dieses letzte auch richtig sein dürfte, so beweist dieses Bild doch, daß in dieser Zeit die Hecate mit dem Mithras etwas zu schaffen hat. „Die eine der drei Gestalten, welche eine mit Strahlen versehene phrygische

---

14) *Ἀρτέμιδος ἐπικλησιν Ἰφιγενείας ἐστὶν ἱερόν.*

15) *Οἶδα δὲ Ἡσίοδον ποιήσαντα ἐν καταλόγῳ γυναικῶν, Ἰφιγενείαν οὐκ ἀποθανεῖν, γνώμῃ δὲ Ἀρτέμιδος Ἑκάτην εἶναι.*

16) Man sehe auch (CXXIX S. 234, fragm. 201)

Ἡ δ' ἄρα δῖ Ἑκάτη παιδὸς, μέλἐ αὖθι λιποῦσα
Λητοῦς εὐπλοκάμοιο κόρη προσεβήσατ' Ὄλυμπον

Mütze trägt, scheint die Sonne zu repräsentieren; denn die Strahlen können nur vom Helios entlehnt sein, und die phrygische Mütze wird wohl mit Recht von Mithras abgeleitet; die zweite Figur, welche Fackeln hält und mit der Mondsichel geschmückt ist, stellte den Mond dar.“ Diese Figur ist also die wirkliche Mondgöttin, und die erste eine weibliche Mithrasfigur. Auch die anderen Embleme, welche Roscher l. c. nennt, stimmen mit dem Mithrasdienste überein; so: das Messer und die Schlange der ersten Figur, die Fackeln der zweiten und der Schlüssel der dritten, so daß ich in dieser Statue das Bild eines weiblichen Princips erkennen zu dürfen glaube, das die Perser von ihrer höchsten Gottheit, als androgyn gedacht, trennten und Mitra nannten, wie sie den männlichen Teil als Mithras bezeichneten.

Daß aber Herodot Mitra mit Aphrodite identificiert, ist nicht befremdend. — Artemis war doch auch die Göttin der vegetativen Fruchtbarkeit, Geburtsgöttin und Ehestifterin, (Schreiber l. c.) Und Strabo (lib. XI p. 532), erzählt uns, daß der Anaitis Sklaven und Sklavinnen geweiht wurden, und daß auch die Töchter des Landes bis zu den höchsten Ständen hinauf sich ihr zu Ehren prostituierten.[17])

Mit dem oben über Hecate-Mitra Gesagten steht ebenfalls im Einklang, daß Mithras ganz bestimmt genannt wird: *πέρσης* (XLIV Bd. I, S. 232) die Hecate aber *περσείη* (CXXIX Hym I).

Ueber die Anaitis, welche als Göttin in Armenien, Kappadocien und Pontus verehrt ward, wollen wir nur kurz erwähnen, daß Creuzer diese Göttin ganz bestimmt als androgynisch auffaßt (XLIV Bd. II S. 469). Später

---

[17]) *ἀλλὰ καὶ θυγατέρας οἱ ἐπιφανέστατοι τοῦ ἔθνοος ἀνιεροῦσι παρθένους, αἷς νόμος ἐστὶ, καταπορνευθείσαις πολὺν χρόνον παρὰ τῇ θεῷ* [*Ἀναίτιδι.*].

werden wir sehen, daß auch die religiösen Gebräuche damit in Uebereinstimmung stehen. „In allen Religionen des vorderen und mittleren Asiens tritt sehr deutlich ein Dualismus der Geschlechter in den verehrten Wesen hervor. Es ist ein Sonnengott als actives Principium, als himmlischer Herrscher, als mächtiger starker Befruchter. Ihm zur Seite die Mondgöttin als weibliches Princip, als Empfängerin.“ (XLIV Bd. II S. 330 sqq).

Hiervon haben wir bereits einige Beispiele gezeigt und wir werden dann bei der Beschreibung der griechischen Götter noch sehr oft auf Asien zurück greifen müssen.

Creuzer fährt dann fort: „Jener Geschlechtsdualismus in diesen Culten wird nicht selten in eine Person gelegt, die dadurch Mannweib (*ἀρσενόϑηλυς*) wird oder ein Weibmann, je nachdem dieses oder jenes Geschlecht vorwaltet. — Wie nun jenes Doppelgeschlecht oft in einer Person vereinigt erscheint, so verschwindet hinwieder auch bei der Zweiheit die eine derselben, manchmal im Volksdienste. Sie tritt in den Hintergrund zurück und es wird oft bloß das weibliche Principium gefeiert, doch oft mit helleren oder dunkleren Beziehungen auf ein männliches.“

Wir wollen uns nun mit der aegyptischen Religion beschäftigen.

Da lernen wir zuerst aus Hermes Trismegistes, daß in der ägyptischen Priesterweisheit, der höchste und erste Gott die Vernunft, der Geist, Mens, Phtha war.[18])

Das Licht (man denke an Mithras, und Çiva) und das Wort, entstammend dem Geiste, sind Söhne Gottes.[19]) (Man denke an den Logos des Johannes Evangeliums).

[18]) LXXVIII S. 367 Sum Pimander, mens divinae potentiae Idem S. 368 Lumen illud ego sum, mens, deus tuus.

[19]) LXXIX. S. 49, Het woord, uijt het gemoet luchtende den Sone Gods.



Hermes sagt uns dann weiter: Die Vernunft, welche Mann und Weib ist, . . . Leben und Licht hat durch das Wort eine schaffende Vernunft erweckt, welche ist der Gott des Feuers und die Göttlichkeit des Geistes [20]).

Hieraus folgt, daß man vielleicht besser thut in dieser Philosophie, den erstgenannten Mens durch „Bewußtsein", oder Träger des Bewußtseins, das primäre Ich zu übersetzen. Denn der Träger des Bewußtseins erkennt in sich die Persönlichkeit, den zweiten Mens, das secundäre Ich. — Ferner erkennt der Träger des Bewußtseins im Bewußtsein das active Prinzip das Denkende, das Schaffende, das Herrschende und das Passive, das Empfindende, das Sichhingebende, d. h. Er erkennt das Mannweibliche des Bewußtseins und also das Mannweibliche der Persönlichkeit.

Somit: — Ich bin mir bewußt, daß v. Römer sich bewußt ist: d. h. das Primäre Ich erkennt, daß das Sekundäre Ich, die Persönlichkeit v. R's sich bewußt ist.

Phtha ist aber das Feuer und wird von den Griechen wie uns Jamblichus belehrt, dem Hephaistos gleich gestellt. XL. Sect. VIII, C. III S. 159 [21]). Dasselbe sagt das Citat aus Cicero, welches Jablonski mitteilt: de natura Deorum lib. III c 22 Secundus Vulcanus Nilo natus, Phthas ut Aegyptii vocant.

Im Museum zu Leiden befindet sich ein Bild des Gottes Phtha, das aus der Spätzeit stammt und sehr deutliche weibliche Brüste besitzt. (Siehe Abbildung 7.) Wir werden sehen, daß die Ägypter sehr oft nur durch

---

[20]) LXXVIII S. 369. Mens antem deus utriusque sexus foecunditate plenissimus, vita et lux cum verbo suo mentem alteram opificem peperit, qui quidem deus ignis atque spiritus numen.

LXXIX S. 52. Maar het ghemoet (God) 't gheen Man en Wijf, leven en licht is, heeft door 't woord een ander werckende ghemoet gebooren, Zijnde des vijers en des Gheestes God.

[21]) *῞Ελλήνες δὲ, εἰς ῞Ηφαιστον μεταλαμβάνουσι τὸν Φϑά.*



Abb. 8.

weibliche Brüste und Bart die androgynischen Götter abbildeten.

Aus Horapollon erfahren wir, daß Phtha androgynisch aufgefaßt wurde. (LXXXVI. lib. I. c. XII.) „Hephaestos“ schreiben sie mit den Hieroglyphen „Scarabaeus“ und „Geier“, „Athena“ aber mit „Geier“ und „Scarabaeus“. Die Welt schien ihnen doch aus Männlichem und Weiblichem zu bestehen. Athena aber zeichneten sie als Geier. Denn diese Götter allein halten sie für mannweiblich[22]).

Wie aber der Hephaestos = Phtha ist, so ist Athene = Neith (CXLII Timaeus S. 1043. A)[23]).

Neith wird im Tempel von Latopolis, dem Sais des Südens, folgendermaßen genannt (CIX S. 175, cit. Brugsch): Neith die Große, die Mutter des Gottes, (oder die göttliche Mutter), der Vater der Väter, die Mutter der Mutter, er ist „Scarabaeus-Geier“ (oder umgekehrt? v. R.)

Der Scarabaeus ist das Symbol für den Einziggeborenen, oder für die Schöpfung, oder für den Vater, für das Weltall, für den Mann. Denn die Alten meinten, daß es nur männliche Scarabaeën gab. (LXXXVI, lib. I. c. X — CL lib. IV c. 9, 54, *κάνθαρος γάρ πᾶς ἄρρην.* — I, lib. X, c. XV41—48. — *ὁ κάνδαρος ἄθηλυ ζῶόν ἐστι.* — XXXIX Strom lib. X S. 658. [*Αἰγυπτιοί φασι: θηλυν κάνθαροι μὴ γίνεσθαι.* — Aristoteles kennt allerdings auch weibliche), die Geier aber waren für die

---

[22]) *Ἥφαιστον δέ γράφοντες κάνθαρον καὶ γῦπα ζωγραφοῦσιν, Ἀθηνᾶν δὲ γῦπα καὶ κάνθαρον. δοκαὶ γὰρ αὐτοῖς ὁ κόσμος συνεστάναι ἐκ τε ἀρσενικοῦ καὶ θηλυκοῦ. ἐπὶ δὲ τῆς Ἀθηνᾶς τὴν γῦπα γραφουσιν· οὗτοι γὰρ μόνοι θεῶν παρ᾽ αὐτοῖς ἀρρενοθήλεις ὑπάρχουσι.*

[23]) *Αἰγυπτιστὶ μὲν τὸ οὔνομα Νηίθ, Ἑλληνιστὶ δὲ Ἀθηνᾶ.*

Alten nur weiblich (I — lib. II, c. 46, 21 *Γῦπα δὲ ἄῤῥενα οὐ φασιγίνεσθαι ποτε, ἀλλὰ θηλείας ἁπάσας.*) —

„Scarabaeus-Geier will also sagen „Mann-weiblich“, gerade so wie „Geier-Scarabaeus“, aber im ersten Falle tritt das Männliche, im letzteren das Weibliche in den Vordergrund. Als zweite Gottheit, die wir androgynisch finden, nennen wir Isis. Die Abbildung 9, welche wir aus Creuzer reproduziert haben, stellt die Göttin mit Horus auf ihrem Schoße dar. — Creuzer zitiert von

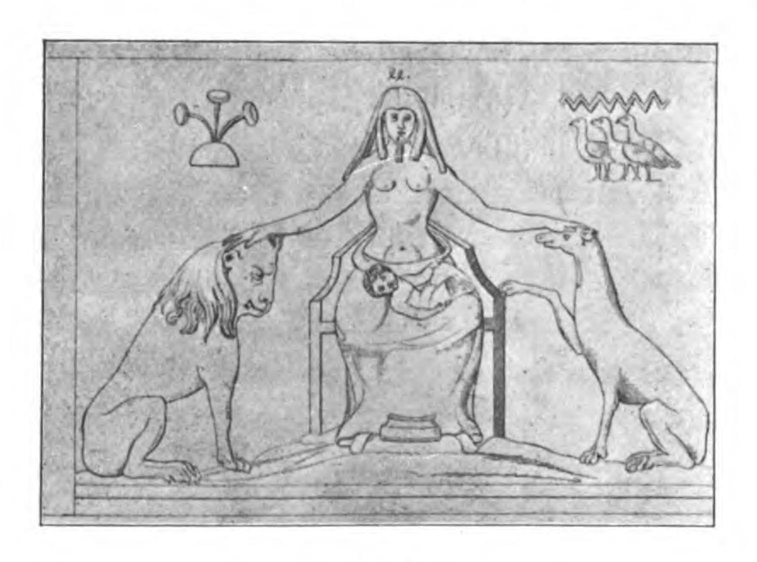


Abb. 9.

Minutoli: Es stellt dieses Relief meines unmaßgeblichen Dafürhaltens Isis dar, und da sie einen Bart oder vielmehr Bartscheide hat, in welcher der Bart bei strengem Kostüme eingewickelt war, und mit der Kalantica versehen ist, so dürfte sie, nach Creuzer, die mannweibliche Natur bezeichnen, denn die produzierende Erde ist, als männlich gedacht, almus Venus der Syrischen Religionen (*Αφρόδιτος*).“

Wenn dieses Relief auch einer sehr späten Zeit entstammt, so haben wir doch eine Mitteilung Plutarchs, die uns die androgynische Natur der Isis beweist, wenn

nämlich Isis dem Mond gleich gestellt werden darf. Drexler Cl. sagt von Isis Sp 363—364: „Es ist ein arger, wenn auch weit verbreiteter Irrtum, wenn man meint, die ägyptischen Göttinnen oder ihre Hörner hätten mit dem Monde irgend etwas zu thun — der Mond ist bei den Ägyptern immer ein männliches Wesen.“ —

Daß der Mond nicht ein männliches, sondern ein mann-weibliches Wesen ist, zeigen uns sowohl gerade die Stelle bei Plutarch und mehrere andere. Plutarch schreibt: Am Neumond, Phamenoth, feiert man ein Fest, welches das Hinabsteigen des Osiris in den Mond heißt. Auf diese Weise setzen sie die Kraft des Osiris in den Mond und behaupten, er habe der Isis, welche die Geburt ist, beigewohnt; sie nennen daher auch den Mond die Mutter der Welt und schreiben ihm eine Zwitternatur zu, weil er von der Sonne erfüllt und geschwängert wird, und dann wiederum selbst zeugende Stoffe in die Luft sendet und herumstreut [24])“. (Übersetz. des J. Ch. F. Bähr's in Osiander's Ausgabe.)

Die Gleichstellung der späteren Griechen von Isis mit dem Mund ist sehr begreiflich, da wirklich die Charaktere beider sehr übereinstimmen.

Die folgenden vier Abbildungen (10—13) stellen nach Lanzoni, die Göttin Muth dar. — Muth aber ist: „die Mutter.“ (Cl. Drexler v. Muth oder wie Lanzoni schreibt: Muth era la madre per eccellenza.) Auch Isis ist die Mutter der Götter, wie Lanzoni ebenfalls Muth nennt. Plutarch schreibt: Isis wird aber bisweilen auch Muth oder auch Athyri und Methyer genannt. [25]) Wie wir sagen, gibt

---

[24]) *διό καὶ μητέρα την σελήνην τοῦ κόσμου καλοῦσι, καὶ φύσιν ἔχειν ἀρσενόθηλυν οἰόνται, πληρουμένην ὑπὸ Ἡλίου καὶ κυισκομένην, αὐτὴν δὲ πάλιν εἰς τὸν ἀέρα προιεμένην γεννητικὰς ἀρχὰς καὶ κατασπειρουσαν.* (CXLV c. 43.)

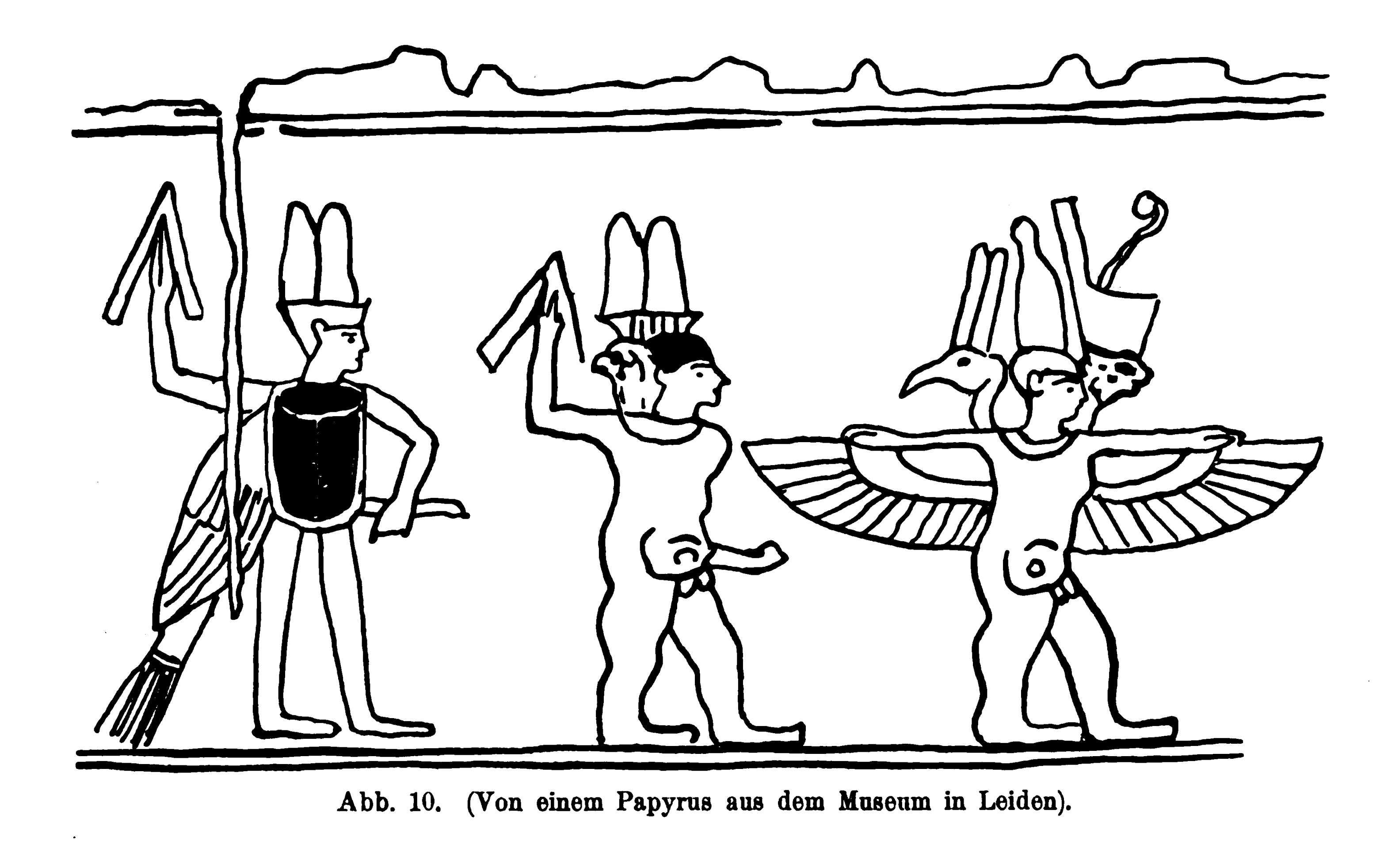


Abb. 10. (Von einem Papyrus aus dem Museum in Leiden).

Horapollon an, daß ein Geyer als Hiroglyph ein Weib und eine Mutter bezeichnete, und Muth wird dann auch als Geier dargestellt (Drexler l. c.), und auch Isis trüge sehr oft den Geierbalg als Kopfputz (CI. Drexler El Isis).

Die interessantesten Bilder der Muth aber sind die Abb. 10 und 11.

Abb. 10 ist nach einem Papyrus in Leiden (Leemans T. 1 [Pap. C. No. 11 b.] Pl.) und ich gebe hier die Beschreibung aus Pleyte (CXLIX S. 23—24) wieder:

„Eine Göttin Muth mit drei Köpfen.

„Der erste ist wie der Kopf der Göttin Pechet mit zwei Federn (mit der roten Krone).

„Der zweite wie der Kopf eines Menschen, tragend die weiße und die rote Krone.

„Der dritte wie der Kopf eines Geiers mit zwei Federn.

„Man sieht hier also die Vereinigung dreier Gottheiten Pechet, Neith und Muth.

„Mit einem Phallus, dem Symbol der erzeugenden Natur, stehend auf Löwenfüßen, als Symbol der vernichtenden Natur des Ewigen Wesens.'

„Mit zwei Flügeln, dem Symbol der Allgegenwärtigkeit.

Die zwei anderen (Abb. 12 u. 13) sind copiert aus Lanzoni, der dieselbe so beschreibt: „Von einem Papyrus in Turin: Die Göttin istabgebildet flügeltragend und mit einem Phallus und mit Löwenfüßen. Sie hat drei Köpfe, die beiden seitlichen sind Geierköpfe tragend, den Modius mit zwei Federn (und einer roten Krone? v. R.), derjenige in der Mitten aber ist menschlich, und hat die doppelte Krone," (Abb. 12—13.) (XCVII tav CXXXVIII. Fig. I.)

Und: „Flügeltragend und mit einem Phallus, und mit Löwenfüße; sie hat drei Köpfe; einen Löwenkopf

---

[25]) ἡ δὲ Ἶσις ἐστιν ὅτε καὶ Μοὺθ καὶ πάλιν Ἄθυρι καὶ Μεθύερ προσαγορεύεται. (CXLV c. 56.)



mit dem Modius, worauf zwei Federn, ein Menschenkopf mit der doppelten Krone und ein Geierkopf mit der roten Krone.“ (XCVII tav CXXXVII. Fig. 5.) (Abb. 11.)

Drexler nennt die Bilder nur interessant, aber weißt nicht auf ihre androgynische Bedeutung hin. Wir

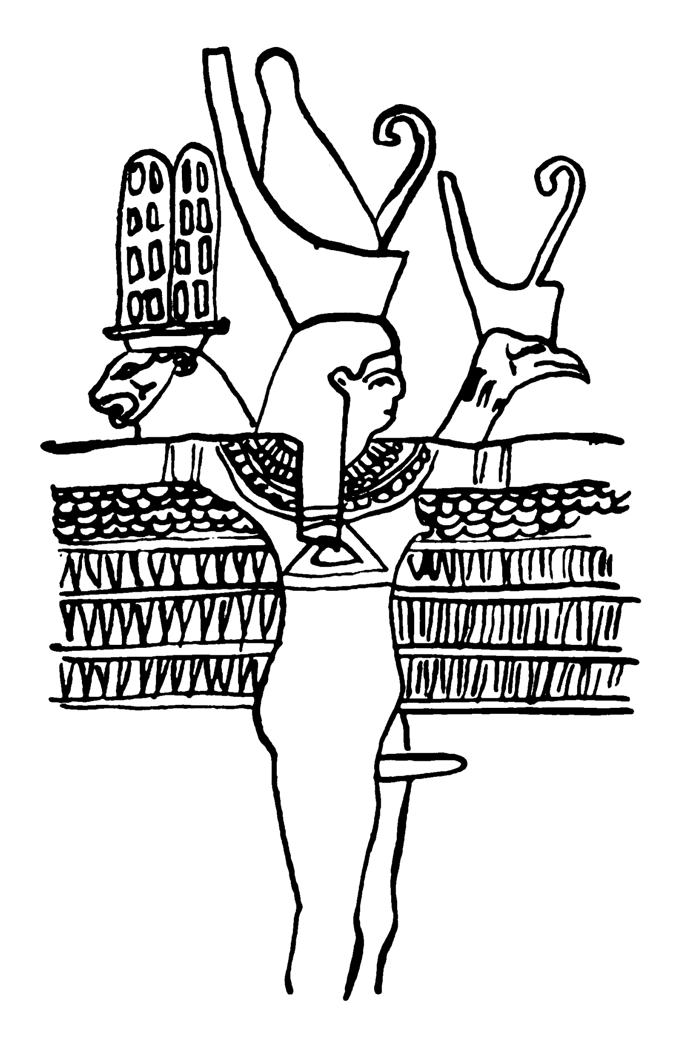


Abb. 11. Muth (oder Neith) aus Lanzoni

sind geneigt, uns diese Muth auf Abb. 10—11 als Muth-Isis vorzustellen oder besser noch als Pechet-Muth-Isis-Neith. Denn auch Pechet ward in späterer Zeit mit Isis zusammengebracht.

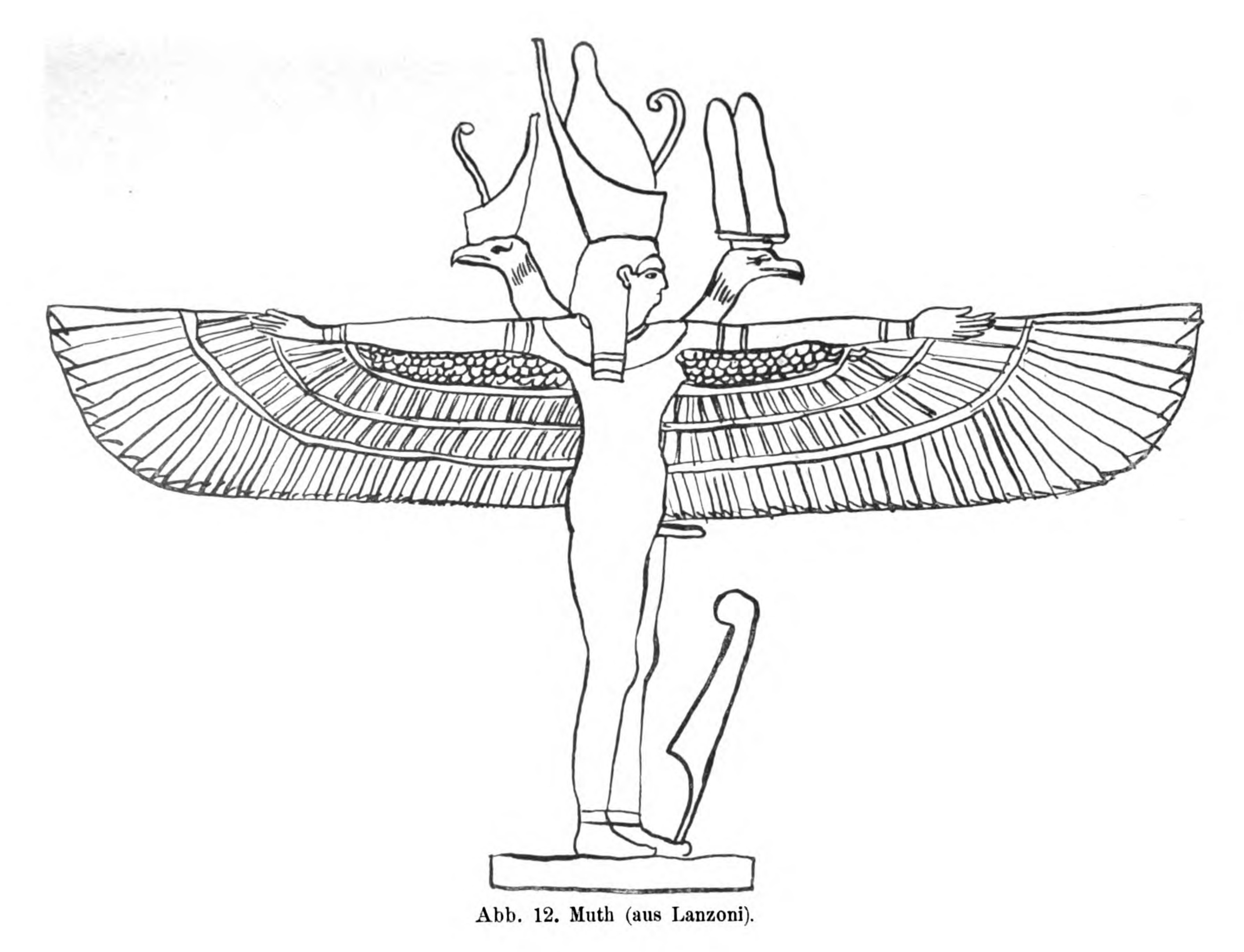


Abb. 12. Muth (aus Lanzoni).

Und die Neit von Sais nennt Plutarch Isis;[26]) dasselbe geschieht auch in den Totenbüchern (Cl. Drexler

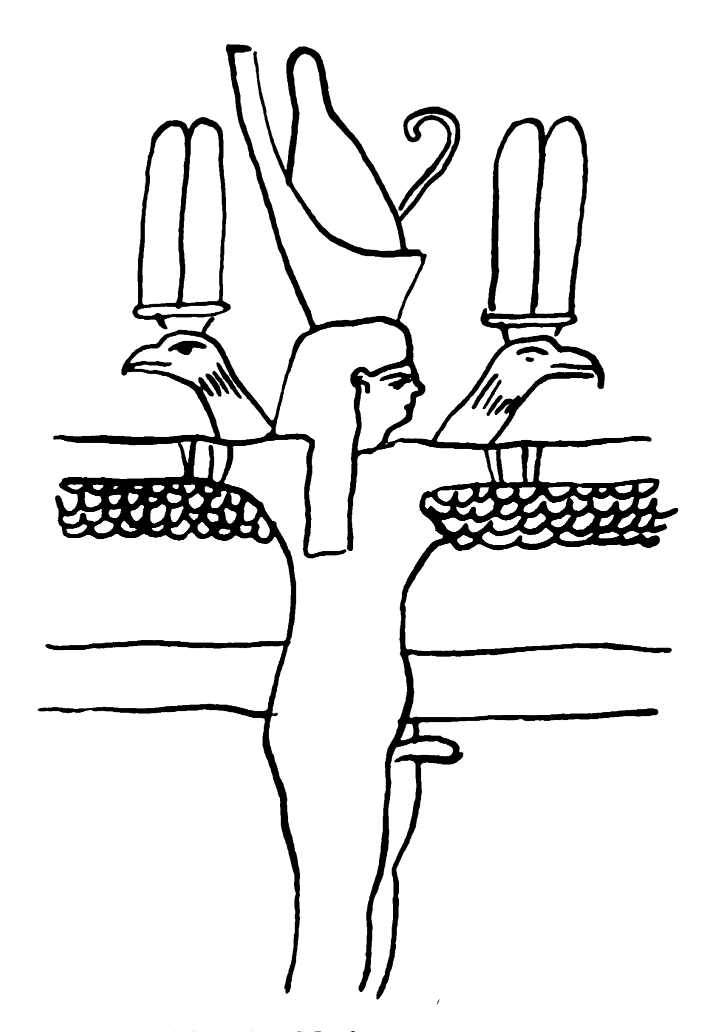


Abb. 13. Muth (aus Lanzoni).

---

[27]) S. 35. Ainsi en était-il d'Isis, appelée dans l'inscription du sarcophage de Petisis, aujourd'hui au Musée de Berlin: Isis la grande du temple de Saïs. S. 123. Parmi les sculptures peintes copiées par Champollion dans le tombeau de Meneptah I Hotep hi Ma, se trouvent ... Neit ... et Isis. Neit ... est ainsi qualifiée: Neit la grande, la mère divine, maîtresse de tous les dieux dominant sur les pays étrangers. Isis porte des titres analogues, ce qui prouve qu'alors l'identification est complète entre les déesses.

v. Nit sp. 440) und auf Sarkophagen (CIX. S. 35 und S. 123.[27])

Und so kommen wir zu der selben Auffassung wie L. Georgii (in CXXXIV. v. Neith p. 518), wo er mitteilt, daß Champollion in seinem Panthéon Egyptien Pl. 6. 2 eine Neith-Abbildung gibt, welche identisch ist mit der oben aus Lanzoni zitierten:

„Eine mannweibliche Göttin, die Arme gestreckt, auf ausgebreiteten Geierflügeln, auf denen links ein Geierkopf, rechts ein Löwenkopf, zwischen beiden der der Göttin mit Löwenfüssen, mannweiblich im Zustande der Erection. — — — Nach einem hieroglyphischen Manuskript von Belzoni.“ —

Wenn wir also annehmen dürfen, daß die Abbildung des Papyrus aus Leiden ebenso die Neith-Isis darstellt, dann sind wir geneigt, die beiden anderen Figuren als Osiris und Phtha aufzufassen. Pleyte nennt den ersteren einen Zwerg, der Süden oder Norden vorstelle (CXLIV)[28]), Lanzoni aber glaubt, daß diese Figur ein Form des Osiris sei (XCVII v. Nemma)[29]).

Die Abbildung zeigte ein doppelköpfiges Bild, einen

---

26) CXLV. c. IX, τὸ δ' ἐν Σάει τῆς Ἀθηνᾶς (ἣν καὶ Ἶσιν νομίζουσιν) ἕδος.

28) „Et un nain devant elle et derière elle et son visage est dirigé vers elle, il porte deux plumes et il a le bras levé, il a un phallus, il a deux visages, l'un comme celui d'un epervier, l'autre qui est devant elle a le visage d'un homme, il a un fléau et il a un Phallus.“ Il n'y a rien à ajouter à cette description. On peut supposer que le sud et le nord sont figurés par les deux nains, mais les attributs sont si peu caractéristiques, que je n'ose pas l'affirmer.

29) sono descritta con due penne sul capo ed braccio alzato, che sosteine il flagellum, fallofori e con due volti, l'uno de sparviero e l'altro umano . . . Credo che sotto queste figure si nasconda una delle forme di Osiride.

Menschen und einen Sperberkopf, ithyphallisch, mit einer Geißel in der Hand.

Die dritte Figur nennen wir Phtha, 1º da seine Brust ein Scarabaeus ist, woran ein Vogelleib, den wir als Geierkörper auffassen (also wie Horapollon will: androgynisch), 2º da er seinen erigierten Phallus mit seiner

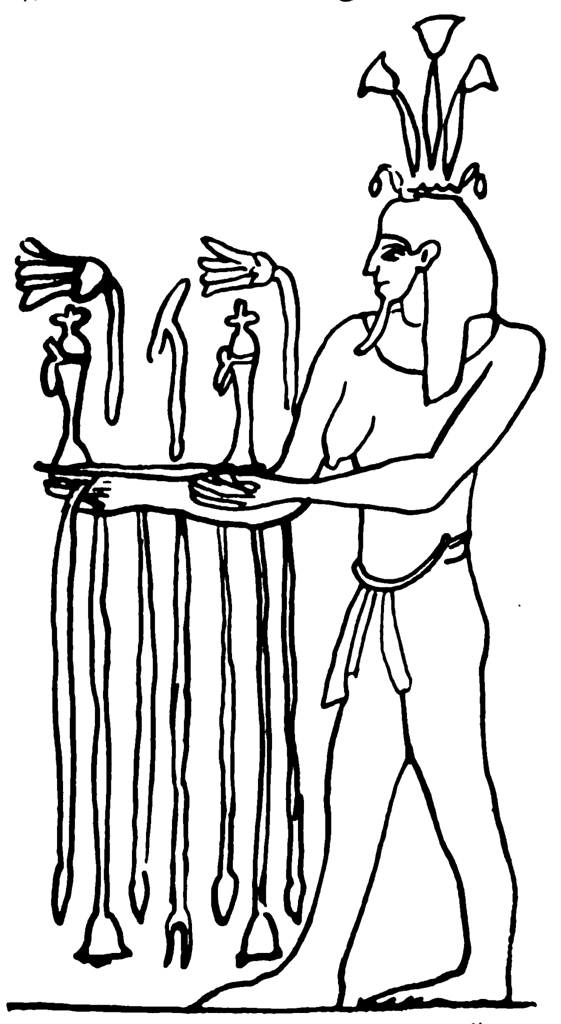


Abb. 14. Neilos (aus Lanzoni).

Hand festhält, und dieses will sagen: Weisheit, [30]) 3º da er grün gefärbt ist (CXXXIV L. Georgi v. Phthas).

---

[30]) LXXXVI. Cit II, c. VII. *Αἰδοῖον χειρὶ κρατούμενον, σωφροσύνην δηλοῖ ἀνθρώπου.* — Penis manu comprehensus temperantiam indicat hominis. —

Die letzte Gottheit der Egypter, welche wir näher betrachten wollen, ist der Nil.

Drexler (CI v. Neilos sp. 95) sagt nach Brugsch, daß er dargestellt wird „als fettleibiger Mann mit



Abb. 15. Neilos (aus Lanzoni).

herabhängenden Brüsten“, und er gibt dann als Beispiel dieselbe Abbildung wie wir (siehe Abb. 14), die aus Lanzoni entlehnt ist.

Obwohl wir nun sehr gut wissen, daß gerade in Egypten sehr oft Männer mit sehr entwickelten Brüsten

gefunden werden,[31]) so glauben wir doch, daß die weiteren Bilder genugsam beweisen, daß auch diese Vorstellung androgynisch ist, wie dies auch Lanzoni (XCVII v. Hapi) sagt[32]) (CLXXII, S.). Denn dieselben stellen den Neilus dar, wie er Milch aus seinen Brüsten drückt. Und ein zweiter Strom von Wasser entspringt aus einem Frosch, welcher aus dem Nilschlamme entstand, und das Symbol des noch ungeformten Menschen ist (Abb. 15—16).

Auch das späte Altertum wußte von dem Neilos androgynos, wie wir dies bei Gregor von Nazianz lesen, der von den Ehrenbezeugungen spricht, die bei den Egyptern die Androgynen dem Neilos bringen.[33])

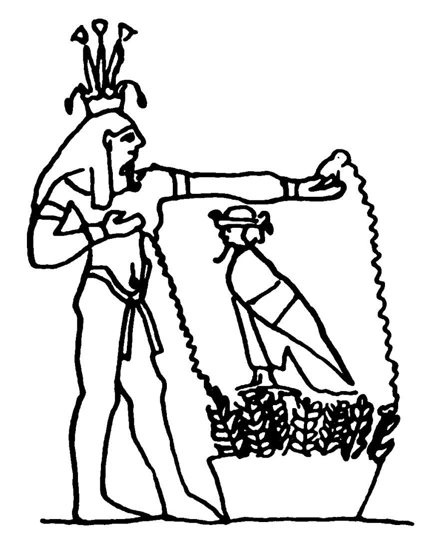


Abb. 16. Neilos (aus Lanzoni).

[31]) III S. 32. Ex viris plurimos usque adeo pingues inspexi, ut mammas haberent longe mulierum maximis mammis maiores, crassiores ac pinguiores.

[32]) Tav. CLXXXXVIII Fig. 1 [unsre Abbildung 17] Rappresenta i due Nili Hapi Kema e Hapi Mehit androgyni col capo surmontato delle rispettive pianti caratteristiche e in atto di legare il segna sam con corde ricavata et formate da piante di toto che stanno ai loro piedi.

[33]) LXIX. *κατὰ Ἰούλιαν ΣΤΗΛΙΤ.* B. S. 300: *αἱ παρ᾽αἰγυπτίοις δὶ ἀνδρογύνων τιμαὶ τοῦ Νείλου.*

Sehr oft will man den Mitteilungen der Kirchenväter nicht trauen, aber wir glauben, daß, wenn auch die

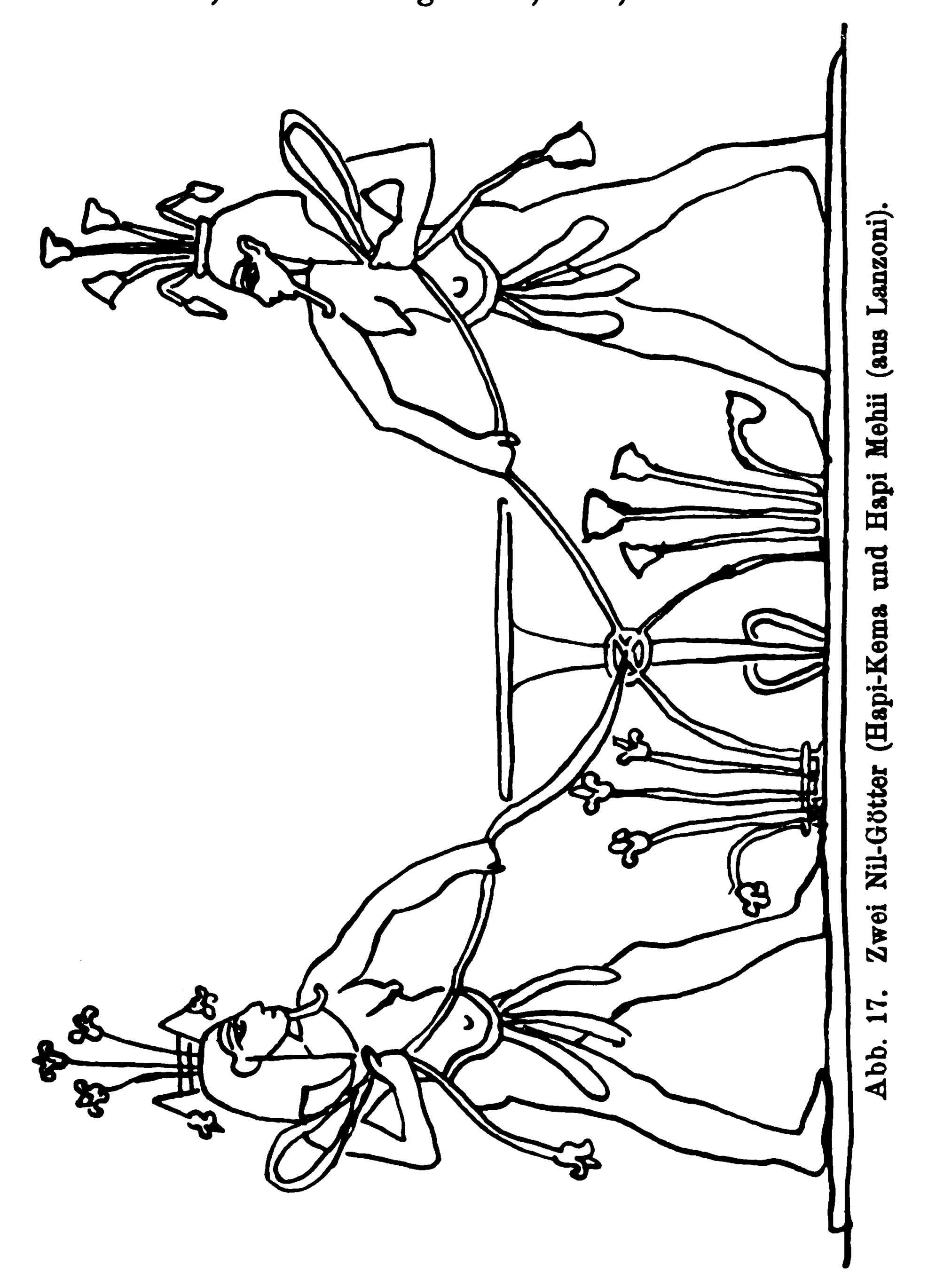


Abb. 17. Zwei Nil-Götter (Hapi-Kema und Hapi Mehii (aus Lanzoni).

Kirchenväter den tieferen Sinn der gottesdienstlichen Gebräuche nicht mehr begreifen konnten oder wollten, ihre

Mitteilung über die Gebräuche an sich dennoch nicht unwahr sein können, da der Widerstand der Heiden gegen Lügen über Tatsachen doch zu groß gewesen wäre, mit der Interpretation ist es freilich etwas ganz anderes.

So viel über die ägyptische Religion. — Einige wenige Mitteilungen wollen wir noch über die nordischen Religionen machen, um dann die jüdische mit der kabalistischen, die christliche mit der gnostischen Religion und die neuere mystische Schule zu betrachten. Zuletzt wollen wir dann die griechische und römische Religion behandeln, da in derselben eine Religion der Androgyne, als Gottheit für sich, des Hermophroditos, bestanden hat.

Wie wir weiter unten sehen werden, hatten die Griechen neben der Aphrodite den Aphroditos, und so hatten die Skandinavier neben ihrer Freya den Friggo. — Auch diese Gottheit war androgynisch. (CXCIV S. 16). Friga, welcher der sechste Tag geweiht war, wurde hermaphroditisch gedacht. Sie wurde abgebildet mit den Teilen beider Geschlechter, an einer Säule stehend, in der rechten Hand ein Schwert, in der linken einen Bogen haltend. Nach ihr heißt der sechste Tag Frigedag[34]). Auch citirt Worm Albertus Crantzuis, welcher in der Vorrede des ersten Buches von seinem: „Sweden" schreibt: — In diesem Tempel [in der Nähe von Upsala] waren die Bilder von drei Göttern verehrt, bevor sie an Christus glaubten . . . . Die dritte Gottheit Fricco regierte den Frieden und die Wollust, und ihr Bild zeigte deutlich

---

[34]) Frigae sextum erat, quod Hermaphroditicum pentabatur, sexus utriusque membris delineatum, columnae insistens, dextra gladium, sinistra arcum tenebat, ab hoc veneris dies Frigedag.

S. 10, fügt Worm hinzu: ab hoc dies veneris Fredag vel Freidag nostratibus indigitatur, Frejar item quas Fruer iam dicimus, nuncupantur.

die Schändlichkeit (Olaus magnus fügte hinzu des Geschlechtes[35]). —

Und aus Olaus lib. 3. Cap. 3. citirt Worm:

Frigga ist mit Schwert und Bogen abgebildet, da in diesen Ländern beide Geschlechter gut die Waffen zu führen verstehen[36]).

Und S. 10 sagt Worm: Ich finde, daß sie von einigen Fricco oder Frigo, von Anderen aber Frigga, Frea oder Frega genannt werden.

In CXCIV S. 55 schreibt er über Frigga und Friggo: Einige halten Friggo für die Wollust — und Genussrepräsentanten unter den Göttern, dem zu Ehren dieser Tag (welchen die Römer Venus, die Nordischen aber Frigge weihten) zubenannt ist. Sie berichten ferner, daß diese Gottheit an einigen Orten in männlicher Gestalt, an anderen aber in weiblicher verehrt worden ist[37]). (Man sehe auch CXXI Bd. I S. 253, 251.) Sodann schreibt Worm über den Mond. (Maan heißt das dänische Wort, welches auch das holländische und hier weiblichen Geschlechtes ist), S. 15.

Den zweiten Tag widmen sie (die Saxen, nach Richardus Verstegan) dem „Maan"; das Bild dieser Gottheit ist von menschlicher Gestalt, mit einem Kappmantel, Eselsohren, den Mond in seinen Händen, und

[35]) S. 13 In hoc templo (apud Upsalienses in Suecia) statuas, trium venerabantur Deorum, antequam Christo crederent. . . . Tertius Fricco pacem et voluptatem moderatur, cuius etiam simulachrum turpitudinem (Olaus magnus addit sexus) prae se ferebat.

[36]) Addit vero Olaus lib. 3 cap. 3. Friggam depictam etiam fuisse cum gladio et arcu: cum armis, quod in illis terris uterque sexus semper ad arma promptissimus esset.

[37]) Sunt qui Trigonem quendam inter Deos relatum referant ut voluptatibus aliis que illecebris praesideret; cui hunc diem ascripserunt (quem Romani veteres Veneri, Septentrionales Friggae dicarunt). Eundem vero quibusdam in locis virili quibusdam vero muliebri habitu cultum fuisse quidam memorant.

mit einem kurzen bis an die Kniee reichenden Gewand, so daß es eher einen Mann als ein Weib darstellt[38]). Ich meine also, daß auch hier wiederum das Androgyne sich feststellen läßt, wie es sich auch noch im genus der germanischen Wörter für „Luna“, wie schon oben angeführt, ausdrückt.

Mone nennt (CXXI Bd. I S. 93) ferner unter den großen Göttern zu Romowe den Stammgottheiten der Lithauer und Preußen Potrimpos. „Potrimpos aber“ fährt er fort, „ist mit Garbe, Topf, Schlange und Milch der Fruchtgott und kein anderer als der priapische Friggo in Upsala. Er ist die Erde und wie Friggo mannweiblich.“ Wir sahen schon früher, daß die Indier als Schöpfer der Welt den androgynischen Brahma annahmen, hier bei den Skandinaviern hören wir, wie aus dem Tropfen, welcher aus dem Eis von Ginnimga-Gap durch den heißen Wind aus Muspellzheimer entstanden, wie aus diesen Lebenstropfen ein Wesen in Mannes-Gestalt, Ymir genannt, und mit ihm zugleich die Kuh Andhumla erweckt ward. Diese leckte die salzig bereiften Steine und dadurch entstand aus dem Felsen am ersten Abend das Haar, am zweiten Tag der Kopf, am dritten der ganze übrige Mann — Buri, der schön von Gliedern, groß und stark war.

Ymir aber fiel in Schlaf und Schweiß; da entstanden unter seiner linken Hand ein Mann und ein Weib, und seine Füße zeugten mit einander einen Sohn. Dies war das Geschlecht der Eisriesen. —

Ymir ist also ebenfalls mannweiblich gedacht. Er wird von den Söhnen Pörs, des Sohnes des Buri, getötet,

---

[38]) Diem secundum Lunae eos [vicinos Saxones] consecrasse vult [Richardus Verstegan] cuius effigiem (ridicule sic expresserunt: comlumnari basi) statuam hominis integram (im) posuerunt cucullatam, asininis auribus assutis, manibus lunam gestantis, chlamide brevi genua lanibente, ut habitu virum potius quam foeninam exprimeret. —

und aus seinem Körper wird die ganze Welt gebildet, nämlich aus seinem Blute das Meer und die Wasser, aus seinem Fleisch das feste Land etc. etc. — (CXXI S. 314 S. 99.)

In der jüdischen Religion, welche verbot, sich Bilder der Gottheit zu machen, ist es natürlich unmöglich an Statuen zu beweisen, daß die materielle Darstellung des Gottes androgynischer Natur war, aber wir können doch mit logischer Sicherheit beweisen, daß in abstracto Jehovah so aufgefaßt wurde.

Gott schuf den ersten Mensch nach Seinem Bilde, d. h. wie Rashie (CXXX VII) erklärt: so wie der Gott gewöhnt ist sich zu zeigen. — Wie aber ward nach jüdischer Auffassung der erste Mensch, Adam, geschaffen? —

Wir lesen im Bereschit Rabba (CXX. Parascha VIII Cap. I. 26). „Nach R. Jeremja ben Eleasar bildete Gott in der Stunde, wo er den ersten Mensch erschuf, ihn als Androgynos, wie es heißt: „Mann und Weib erschuf er sie.“ Nach R. Samuel bar Nachman hatte der Mensch bei seiner Erschaffung zwei Gesichter, Gott durchsägte ihn aber in zwei Hälften und bildete zwei Rücken aus ihm, den einen nach dieser, und den andern nach jener Seite hin (d. h. einen für den Mann und einen für die Frau). Es heißt doch aber: er nahm eine von seinen Rippen? Nein, (entgegnete Samuel, es heißt:) von den zwei Seiten s. Ex. 26, 20 Rashie in seinen Commentarien (CXXX VII S. 18, 31—32) nimmt die Auffassung des R. Samuels an.[39])

[39]) S. 18. — Mannelijk en vrouwelijk schiep hij hen en ginds zegt men: „en hij nam één zijner ribben enz“. (Gen. 2, 21) dus werden man en vrouw niet tegelijk geschapen? Een agadische verklaring is, dat Hij bij de eerste schepping hem [den mensch] heeft geschapen met twee gezichten [één mannelijk en één vrouwelijk gelaat] en hem later gesplitst heeft [tot twee personen].

S. 31—32 „En hij nam van zijne zijde, etc. dit is [komt overeen met] wat men zegt,“ met twee gezichten werden zij geschapen.



Im Midrasch Schemot Rabba, (CXX a Parascha XIV Cap XII, 2) lesen wir etwas ähnliches wie oben im Bereschit Rabba, nur mit dem Unterschiede, daß hier R. Samuel bar Nachman sagte: „Als Gott Adam erschaffen hatte, war dieser ein Mannweib (*ἀνδρόγυνος*)". Resch Lakisch gibt an dieser Stelle genau dieselbe Auffassung wie oben der R. Samuel.

Der große Gelehrte Maimonides (Moses ben Maimoun) schreibt (CVII Part. II; ch. XXX, S. 247): „So ist es, daß man sagt: Adam und Eva sind zusammen geschaffen worden, vereinigt mit ihren Rücken; (diesen doppelten Menschen teilte Gott und nahm die Hälfte, welche Eva war, und dieselbe ward der anderen Hälfte (Adam) gegeben, als Gefährtin. . . . . Begreife wohl, daß man deutlich gesagt hat, in gewisser Beziehung waren sie zwei, aber doch bildeten sie ein Wesen, nach den Wörtern: ein Teil von meinen Körperteilen und Fleisch von meinem Fleisch. (Gen. II, 23) und diese Auffassung hat man noch bestätigt, dadurch, daß man sagt, daß diese Beiden zusammen mit einem Namen genannt waren: sie wird **Ischa** genannt werden, da sie vom **Isch** genommen ist, und um noch besser ihre Vereinigung hervorzuheben hat man gesagt: „Er wird sich mit seinem Weibe verbinden, und sie werden **ein** Fleisch sein. (ibid v. 25.) Wie groß ist doch die Unwissenheit derer, welche nicht begreifen, daß in diesem Allen notwendig ein bestimmter Gedanke verborgen liegt."[40])

---

[40]) C'est ainsi qu'ils disent, qu'Adam et Eve furent créés ensemble, unis dos contre dos; (cet homme double) ayant été divisé, il (Dieu) en prit la moitié, qui fut Eve, et elle fut donnée à l'autre (à Adam) pour compagne. . . . . Comprends bien comment on a dit clairement, qu'ils étaient en quelque sorte deux, et que cependant ils ne formaient qu' un, selon ces mots: un membre de mes membres et une chair de ma chair (Gen. II, 23) ce

Rabbi Manasseh ben Israel gibt noch mehrere Mitteilungen: Er sagt in CX S. 87—88: „R. Samuel meint, Adam sei mit einer Rippe mehr geschaffen, woraus Eva gemacht ward; Maimonides, Arama, Abarbanel, Ben Soeb, Shemtob Alschech und andere sagten dasselbe. R. Samuel bar Nachman meint, daß das Weib mit dem Manne geschaffen ward, von hinten mit ihm vereinigt, so daß die Gestalt Adam's doppelt war, der eine Teil vorn männlich, und der andere hinten weiblich. Diese Auffassung teilen Jarchi, Aben Ezra, R. Bechayai, Eliezer Askenasi und Isaac Caro, in ihren Commentarien, welche alle sagen, daß das „männlich und weiblich hat er sie geschaffen" buchstäblich verstanden werden muß, d. h. Adam und Eva waren zusammen in einem Körper geschaffen, und diesen Körper nannte er „Adam", welches sowohl männlich als weiblich bezeichnet. . . . . Es soll nicht übersetzt werden, „Gott nahm eine seiner Rippen", sondern eine „seiner Seiten" also, „nehmend eine seiner Seiten" heißt: er schnitt, schied, oder teilte diese beiden Körper von einander; und von den Teilen, welche da schmerzhaft und wie eine offene Wunde waren, wird gesagt: „Er schloß sein Fleisch, das da geöffnet war, und, da dies keine neue Schöpfung war, sondern schon in und mit Adam geschaffen, wird weder das Wort: „er schuf" noch: „er bildete" gebraucht." Aus dem Text: „Es ist nicht gut für den Mensch allein zu sein, ich will einen Gefährten für ihn machen", geht offenbar hervor, daß Adam einige Zeit ohne Weib war; derselbe Vers,

---

qu'on a encore confirmé davantage en disant que les deux ensemble étaient designés par un seul nom: Elle sera appelée Ischa, parce qu'elle a été prise du Isch, et pour faire mieux encore ressortir leur union on a dit: Il s'attachera à sa femme, et ils seront une seule chair (ibid v. 25). Combien est forte l'ignorance de ceux, qui ne comprennent pas, qu'il y a necessairement au fond de tout cela une certaine idée.

erklärt die Absicht und bedeutet dasselbe, als wie wenn es noch deutlicher hieße: „Es ist nicht gut für den Menschen, allein zu sein," d. h. einsam und allein in der Welt, verschieden von jedem Tier; darum mußte sein Gefährte oder Gegenstück ihm gegenüber gestellt werden, d. h. in front, so daß der Körper, der mit seinem Rücken verbunden war, vor ihn gebracht wurde.

„Mein armes Urteil nimmt diese letzte Auffassung als wahrscheinlich an, denn der königliche Psalmist singt von der Schöpfung des Menschen und sagt in Beziehung auf diese doppelte Figur: Du hast mich von hinten und von vorn umschlungen. Die Vernunft scheint dasselbe ebenfalls zu fordern, denn Adam war geschaffen entweder mit einer überflüssigen Rippe, woraus Eva gemacht ward, oder mit der erforderten Anzahl von Rippen. Wenn dieselbe überflüssig war, so wurde Adam unvollkommen erschaffen, was der Lehre unserer Weisen widerstreitet. Alle Werke waren im Anfange vollkommen, wurde er aber nur mit der erforderten Anzahl erschaffen, dann würde er, als ihm eine Rippe fortgenommen wurde, unvollständig und gebrechlich geworden sein, da er sich natürlich nach der Seite, aus der die Rippe genommen worden war, gebogen haben würde. Daraus wird also folgen, daß seine Nachkommen dem Vater, der sie erzeugte, ähnlich ohne diese Rippe geboren worden wären und somit unvollständig; die Erfahrung beweist das Gegenteil. Ferner: die Schrift sagt nichts darüber, daß Gott Eva die Seele eingeblasen hat: dieses alles drängt zu dem Schlusse, daß Eva mit Adam verbunden erschaffen ward, und Gott, die Seele in Adam bringend, bedeutet in diese männliche und weibliche Figur, da der Name „Adam" für beide gilt. — — Die Septuaginta übersetzt statt: männlich und weiblich schuf er sie, denn auch männlich und weiblich schuf er ihn.[41])

[41]) Die Ausgabe der Septuaginta, welche wir gebraucht haben, gibt: sie.



„Andere, die buchstäbliche [42]) Auffassung verwerfend, legen diese Stelle metaphorisch aus, so Maimonides, Ben Soeb und Arema, welche sagen männlich und weiblich stehen für Form und Stoff oder die intellectuelle und die sensitive Seele, worüber aber kein Zweifel stattfinden kann."

Aus allen diesen Stellen ist absolut bewiesen, daß die jüdischen Gelehrten darüber eins waren, daß Adam geschaffen worden war als Mann-weib. Beigefügt sind zwei phönicische Münzen aus Judea-Gaza, aus dem königl. Münzkabinet in Haag, welche, wie wir glauben, sehr schön diesen androgynischen Adam darstellen. (Abb. 18.)



Abb. 18. Phönic. — Jüdische Münze Judea-Gaza (aus Koninklijk Penning-Kabinet in 's Gravenhage).

Über die christliche Auffassung dieser Stellen werden wir unten handeln.

Aber wenn wir uns nach jüdischer Auffassung den ersten Mensch androgyn denken müssen, so können wir, wenn wir uns den Jehovah als Bild vorstellen wollen, nur zu einer androgynischen Darstellung kommen.

---

[42]) In der englischen Übersetzung steht „liberal". Wir glauben daß hier ein Druckfehler stehen muß, und lesen „literal".

Man wird mir nun einwenden: aber die Genesis ist doch nicht eine einheitliche Erzählung, sondern besteht aus verschiedenen Büchern, welche zusammen gezogen wurden, wie uns die neuere Bibelkritik gelehrt hat. Daher sind in der Genesis sehr verschiedene Quellen zu einer einzigen vereinigt: die Geschichte des Jahvisten und des Elohisten, welche dann durch die Jehovisten vereinigt und redigiert wurde; dazu kommt noch der Priesterkodex, und diese alle wurden zuletzt noch durch einen Redaktor zu einem Buche zusammengesetzt. (LXIII S. LXXI—LXXXVII.)

Was beweisen aber diese philologischen Entdeckungen anders, als daß die Genesis, wie wir dieselbe jetzt besitzen, genau die jüdische Auffassung der Schöpfung zur Zeit dieser Endredaktion wiedergibt (nach 444). Und dieses führt notwendig wieder dazu, daß in derselben Zeit Adam schon androgynisch gedacht worden war.

Ehe wir kurz die kabbalistische Auffassung geben, wollen wir auch nach einer anderen Seite hin den Androgynismus Jahvehs sehr wahrscheinlich machen.

Diodor (XLVIII. lib. I. c. 94) schreibt, daß: bei den Juden Moses den Gott, welcher Jao genannt wird, [seine Gesetzgebung zugeschrieben hat.[42])]

Dann sagt uns Clemens: Der mystische Name Tetragrammaton, welcher nur denjenigen zukam, die ins Heiligste des Tempels eintreten dürfen, ward aber gelesen Jaou, d. h. Wer ist und sein wird.[43]) (XXXIX Strom. lib. V, S. 666.)

[42]) *παρὰ τοῖς Ἰουδαίοις Μωυσῆν τὸν Ἰαὼ ἐπικαλούμενον θεόν.*

[43]) *τὸ τετράγραμμον ὄνομα τὸ μυστικόν, ὃ περιέκειτο οἷς μόνοις τὸ ἄδυτον βάσιμον ἦν, λέγεται δὲ Ἰαοὺ ὃ μεθερμηνεύεται ὁ ὢν καὶ ὁ ἐσόμενος.*



In der Ausgabe des Clemens, welche wir gebrauchen, stehen weiter die folgenden Citate, in der Note 2, S. 666.

Der Heilige Hieronymus an Fabiola über das priesterliche Gewand: „Der Name Gottes ist mit vier hebräischen Buchstaben geschrieben Jod He Vau He, welche bei [den Hebräern] nicht ausgesprochen werden darf[44]) und Theodoret p. 15 in Exodum: Dieser aber, so heißt es, ist bei den Hebräern unaussprechbar: derselbe wird mit vier Buchstaben geschrieben, und darum tetragrammon genannt. Die Samaritaner nennen aber diese Namen Jabe, die Juden Jao.[45]) Tacitus schreibt dann in seinen Historiae, lib. V c. 5: Weil ihre [d. h. die Jüdischen] Priester mit Flöten und Paukenspiel, Epheukränze tragen, auch eine goldene Weinrebe sich im Tempel fand, glaubten Einige Vater Liber, des Morgenlands Bändiger, werde verehrt, was keineswegs zu ihren Satzungen paßt. Denn des Bacchus Gebräuche sind festlich und froh, die Judäischen aber widersinnig und finster.“ [46])

Aber wir wissen aus Johannes Lydus (CIV de mensibus libr. IV c. 38): die Chaldäer nennen den Gott [Dionysos] Jao (für das Licht, das nur der Geist be-

---

[44]) Nomen Dei est scriptum Hebraicis quattuor letteris Jod He Vau He, quod apud [Hebraeos] ineffabile nuncupatur.

[45]) *Τοῦτο δὲ παρ' Ἑβραίοις ἄφραστον ὀνομάζεται ἀπείρηται γδ' παρ' αὐτοῖς διὰ τῆς γλώττης προςφέρειν. γράφεται δὲ διὰ τῶν τεσσάρων στοίχειων διὸ τετραγράμμιον αὐτό λέγουσι. καλοῦσι δὲ αὐτὸ Σαμαρεῖται μὲν Ιαβὲ, Ἰουδαῖοι δὲ Ιαώ.*

[46]) Quia sacerdotes eorum [Judaeorum] tibia tympanisque concinebant, hedera vinciebantur, vitisque aurea templo reperta: Liberum patrem coli, domitorem Orientis quidam arbitrari sunt, nequaquam congruentibus institutis, quippe Liber festos laetosque ritus posuit: Judaeorum mos absurdus sordidusque.

greifen kann) mit einem phönizischen Worte, und er wird oft Sabaoth genannt, d. h. welcher über sieben Himmel herrscht, d. h. also der Schöpfer.[47])

Hiermit stimmt wiederum der Orakelspruch bei Macrobius lib. I c. XVIII (CV S. 206) überein:

Sage, der höchste aller Götter ist Jao, im Winter Hades, im kommenden Lenz Zeus, im Sommer Helios, im Herbst aber der weibliche Jao.[48]) Warum Höfer (CI v. Jao) hier sagt, Jao sei ein Name des Helios, ist uns nicht deutlich: ebenso gut war zu sagen, daß Jao eine Name des Hades oder des Zeus war. Selbstredend ist für uns, daß Jao auch hier Dionysos bezeichnet, oder lieber das erste Jao bedeutet der Erzeuger des Lebens. Im Winter hat der Erzeuger keine Kraft, ist wie ein Unterweltsgott; im Lenz aber wird er wie Zeus, denn als Zeus und Hera auf dem Ida schliefen, entspross die neue Blume und kam der Lenz:

> [Zeus dann] umfing mit den Armen die Gattin
> Unter der heiligen Erde entsprosseten blühende Kräuter
> Thauige Lotosblum, auch Krokos samt Hyakinthos,
> Dicht und lockergeschwellt, sie empor vom Boden zu heben.
> Darauf ruhten sie nun, und umher rings gossen sie schönes
> Goldnes Gewölk, und oben entthaueten funkelnde Tropfen.

(Homer, Ilias XIV, 346—349, Übersetzung von Wiedasch.)

---

[47]) *οἱ Χαλδαῖοι τὸν θέον [Διόνυσον] Ἰαὼ λέγουσιν. (ἀντὶ τοῦ φῶς νοητὸν) τῇ Φοινίκων γλώσσῃ καὶ Σαβάνθ δὲ πολλαχοῦ λέγεται, οἷον ὁ ὑπὲρ τοὺς ἕπτα πόλους, τουτεστιν ὁ δημιουργός.*

[48]) *Φράζεο τὸν πάντων ὕπατον θεὸν ἔμμεν Ἰάω. Χείματι μὲν τ' Ἀίδην, Δία δ' εἴαρος ἀρχομένοιο, Ἠέλιον δὲ θέρεος, μετοπώρου δ' ἁβρὸν Ἰάω.*



Aber im Sommer erscheint der Erzeuger in voller Pracht und Kraft, dann ist er Helios, und im Herbst Obst und Früchte wie ein Weib gebend, ist er Dionysos, der weibliche, wie wir ἁβρός übersetzt haben [49]), denn wir werden später sehen, daß Dionysos der androgynische Gott κατ'ἐξοχήν ist. So ist die Gleichstellung des Jahve d. h. Jao mit Dionysos von Lydus, sehr wahrscheinlich der Wahrheit entsprechend.

Ferner spricht noch dafür, daß, wie wir auch bei Tacitus (s. o.) gelesen haben, dem Jahve der Weinstock geweiht war (XV. Bd. II. S. 432) und was Tiele (CLXXXIV Bd. I, S. 282) schreibt: „Als der Gott des Lichts und des Lebens aber ist (Jahve) ein gnädiger und wohltätiger Gott, der den Landbauer segnet, das Korn und den Weinstock gedeihen läßt", und dann noch: daß die jüdische Münze sehr oft die Traube und das Blatt des Weinstocks zeigt.

Diese Auffassung teilte schon Knight (XCIV S. 106) und auch Blavatsky gibt derselben Meinung Ausdruck. (XXII Bd. II, S. 487 cit. aus Isis unveiled; Bd. II, S. 137.)

Aber was noch mehr sagen will, diese Auffassungen welche wir nur aus den Schriften der Rabbiner und aus klassischen Zeugnissen geschöpft haben, stimmen völlig mit der mystischen Interpretation der Kabala überein.

---

[49]) Der Grund für unsere Übersetzung ist der folgende:

ἁβρός ist mollis, delicatus, effeminatus sagt Stephanos; und er gibt als Beweis die Stelle bei Lucian, Dial. Deorum 18.

Diese Stelle bezieht sich gerade auf Dionysos. Hera sagt dem Zeus: „Ich würde mich schämen Zeus, wenn ich einen so weibischen (θῆλυς) und durch Trunk entnervten Sohn hätte, der sein Haar mit einer Mitra aufbindet, meistenteils mit rasenden Weibern lebt und noch weichlicher (ἁβρότερος) als jene ist."

So glauben wir, daß wir gerade am genauesten übersetzt haben, um das weiblich-weichliche wiederzugeben.



In der Broschüre: „Der kabbalistisch-biblische Occident", finden wir S. 1—7 eine kurze Auseinandersetzung dieser jüdischen Geheimlehre" (XCV). Am Anfang war das unendliche Nicht-Sein—En-soph, der an sich unteilbare, scharfe Punkt-Chad — der reine Geist.

Und der Geist waltete im Urzustande der Ruhe als reine Substanz — Jesod — bewußt nur des ihm Äußern — Thehom —, über dem er schwebte.

„Ohne zu erkennen (empirische Betätigung) wußte (unmittelbarer Zustand) durch das eigene innere Wesen bedingt der Geist, daß er nimmer auf das neben ihm ruhende Thehom wirken könne, der regungslos, erwartend aufzunehmen die Kraft der Gestaltung, neben ihm in paralleler Richtung — gleich nah, gleich fern, unerreichbar weilte, denn das Dritte war noch nicht vorhanden, in dem sie sich treffen sollten. — Und er tritt aus dem Stadium, dem ersten der contemplativen Ruhe, setzt seine Subjectivität — Jod = י — durch innere Betätigung sich gegenüber, sich trennend, teilend als Objectivität — He = ה = Chochmah. Diese wiederum erfassend im geheimnisvollen dritten Vav = ו — tritt er versöhnt wiederum in sich selbst zurück, in das Stadium des Selbstbewußtseins — Binah. Und hat sich wiederum in geschlossener Einheit durch die Dreiheit als Ihu (iao). Jetzt erst aus dem Centralpunkt seines Wesens sendet er Strahlen aus — Tiphereth, die, außer sich Objekte suchend, die Ewigkeit erfassend und die Unendlichkeit — die zwei Hauptformen aller Objectivität erzeugen; die Zeit und den Raum.

„Durch diese empirische Betätigung gewinnt die Ausstrahlung selbst concrete Form, wird Krone-Chether (Einigung des Idealen und Empirischen), — wird die sich selbst bestimmende, und das, was außer ihr, — Pracht — Hod; aus der die stille selbstbewußte



Fülle der Macht — Geburah wird. Diese sich selbst setzend, in der Betätigung des Momentes, wird Kraft — Nezach. Die Kraft, deren Leben nur der kurze Moment der Geburt, setzt sich schaffend — Materie — von ihr aus — trennend — richtend — Adonai und endlich einigend versöhnend — Gnade — Chesed. Im Kosmischen Prozesse der reinen Idealität in ihrer Betätigung ward das All — subjectiv: Alam objektiv: Olam.

„In den Zehen Sephiroth haben wir die reine Subjectivität, sich selbst durcharbeitend; in den drei ersten: schaffend, empfangend, erzeugt aber im Kreise noch die innersten der reinen Subjectivität — übergehend auf die Materie, sie erfassend als das Aeußere, Objectivität, in den sechs folgenden, und zwar:

1) Thipherett (Strahlenpracht) = Jehi or (Licht)
2) Chether (Krone) = Rakiah (Himmelsgewölbe)
3) Hod (stille Majestät) = Maim (tiefe Ruhe des Wassers)
4) Geburah (Macht) = Schemesch (Wärmemacht)
5) Nezach (produzierende Kraft) = Nephesch, Chajah, Oph (Belebung, Tat setzend)
6) Adonai (der Höchste, Richtende) = Adam; — Zelem Elohim, durch diese endlich
7) Chesed (Gnade, Liebe) = Sabbath aus der Objectivität in seine, durch Entäußerung erfaßte Subjectivität wiederum zurückkehrend — Einheit durch Trennung — Versöhnung.

„Wir haben hier eine dreifache Gliederung in der großen kosmischen Erscheinung:

I) Subjectivität, sich setzend die Objectivität (II) und daraus zurückkehrend — Subjectivität (III). „Doch in jeder besonderen Erscheinung finden wir wieder dreifaches Bestehen:

a. Dachar das Zeugende, der Ausstrahlende Punkt = י	יהו (Jehovah)
b. Nukbah das Empfangende, schon der Form nach = ה	(Alam) der Verborgene.
c. Bar-buchrah, der Erstgeborene, die Erscheinung beider ו	

„Diese in Dreiheit einig geschlossene Subjektivität geht über auf

II) Objektivität, in welche sie, als Ganzes als in die Empfangens Gewärtigte, ihre schaffende Kraft überstrahlt. In ihr selbst aber, als in reiner Objectivität, finden wir, correspondierend der reinen Subjectivität, dieselbe dreifache innere Tätigkeit — in gedoppelter Erscheinung:

a. Schemesch-Maim[50]) schaffend	Olam Kosmos, All.
b. Or-Rakiah empfangend	
c. Chajah-Adam erzeugt.	

„Das die Rückkehr aus der Objectivität vermittelnde in die Subjectivität, der Schlußakt der großen Erscheinung in der neunten Sephirah das als drittes, — tertium comparationis, — Merkabah. — Adam.

III) Adam, der gezeugte Beider, Zeuger Beider, involviert Beide, (eso-exoterische Erscheinung: mikrokosmos), hat als solcher in sich den dreifachen Akt, der den allmählichen Durchgang des Ideals zur Materie (die sich sonst als Parallelen niemals treffen können, s. oben) vermittelt.

Er weist die ihrem Quellpunkt Chad, unmittelbar ausgestrahlt, befreundete

a. Jechidah, sich erfassend als Neschama, idealste Seite zum

b. Ruach übergehend — auf

---

[50]) Man denke an Çiva und Vishnu in der Indischen Kosmogonie (s. o.)

c. Nephesch,
erreicht in dieser schon materialisierten Seite die reine Materie — Adamah.

Haben wir hier die drei ersten Sephiroth, correspondierend nach oben, des Adam Kadmon, so zieht er, nachdem er sich selbst in den Kreis seiner Dreiheit als einheitliche Individualität gesetzt, hinab in die Materie — Adamah, durch das Dritte vermittelt, die Form — Zelem Elohim — dann durch die siebenfache von Ruach ausstrahlende in die Materie, Sinnenbetätigung (fünf subjektiv — und der die Tat [objectiv] vermittelnde Wille und jene selbst in die sieben folgenden Sephiroth, widergebend den bedingenden Proceß, in der Erfassung seiner selbst, als der Inbegriff der Schechintah elaah und der Schechintah thathaah Vollendung somit des Geistes, Vaters; Materie — Mutter als der von der Erde zum Himmel reichende Sohn, (darum die lange Form) diese und jene in sich tragend."[51])

Wir haben vollständig citiert, erstens da wir meinten, es würde sein Interesse haben diese mystische Philosophie in großen Zügen vorzuführen, und dann da wahrscheinlich eine kurze Mitteilung unverständlich sein würde. — Deutlich ist, daß der Adam Kadmon, der Vater und die Mutter, androgynisch gedacht ist, d. h. in ihm waren die Activität und die Passivität vereinigt.

Aber auch für den Jehovah finden wir in dieser Broschüre Mitteilungen, die höchst interessant sind.

S. 8 wird gesagt, daß Jehovah nach den Engelehen (Genesis Cap. VI v. 1—2) sich aus der Unmittelbarkeit

[51]) Der Autor fügt hinzu: Diese Zusammensetzung des Menschen ist von späteren Kabbalisten falsch gefaßt worden, als concret — urtypisch Androgynisch. Wir glauben, daß dieses verfehlt ist, denn wie wir oben sahen, war es auch die rabbinische Ansicht, daß Adam androgynisch war. —

zurück zog, das Princip verhüllend, erscheinend den ihm sich Entfremdenden nur in seinen Consequenzen — aber wieder in dreifacher Form und (empirisch) Tätigkeit:

I) als El-roi[1]) = Gott-Sehen; Aug, Punkt = י

II) als El-schaddai[2]) = Gott-Fülle; Brust, Körper = ה

III) als El-kanah[3]) = Gott-Strafe; Stab, lang = ו

Die Anmerkungen aber geben:

[1]) Auge, Quelle, ausstrahlender Punkt

[2]) Brüste; Fülle, deren lebenspendende Tätigkeit erst nach der Empfängnis (Wir cursivieren v. Römer.)

[3]) Erscheinung von Beiden: Strafe, Stab, Eifer. — ויו Sohn.

Spricht sich nun hierin nicht die androgynische Natur des Jehovah aus?

Und weiter unten (S. 16) finden wir:

„Die ideelle Subjektivität ging verloren — Jah-patar (Jupiter) indem sie in die Form Zelem (per metathesin Semel, Semele) untertauchend einging; dort suchend, um verborgen dereinst wieder zu kommen — ba-chos (Bacchus[52])." Ist dieses Citat nicht der absolute Beweis, daß für die Kabbalisten Jehovah und Bacchus derselbe Gott war? Denn wie wir früher sagen, als der Geist seiner Subjektivität gegenüber sich als Objektivität gesetzt hatte, erfaßte der diese wieder, und kommt versöhnt wieder zurück in das Stadium des Selbstbewußtseins, und hier findet er sich als Ihu [53]) (iao).

Diese Auffassung teilte auch Blavatsky, welche andere kabbalistische Autoren citiert. Diese moderne Mystica und von den Theosophen sehr hochgeschätzte Schriftstellerin schreibt z. B. XXII Bd. II S. 137:

Die aspirierte Form des Wortes eua (Eva) „sein", ist הוה Heve (Eva), und dies ist die weibliche Form von

[52]) Die Wörter in Klammern sind keine Beifügungen von uns, sondern stehen im Original. v. R.

[53]) Man liest bei Sanchuniatho: der Gott der Juden genannt Ἰευω, Ieuo [CLXVII].



יהוה und derselbe Name wie Hebe die griechische Göttin der Jugend und die olympische Braut des Herakles. So wird der Name Jehovah noch deutlicher in seiner primitiven doppeltgeschlechtlichen Bedeutung.[54])

Und Bd. II, S. 132:

Jehovah, oder Jah-Hovah, bezeichnend männliches Leben und weibliches Leben, — erst androgynisch, dann in Geschlechter geteilt — ist in dieser Auffassung gebraucht in der Genesis. Der Autor von „Source of Measures" (Ralston Skinner) sagt (S. 159): Die zwei Wörter wodurch Jehovah geformt wird, zeigt deutlich die originelle Idee des mann-weiblichen des Geburtsursprunges. (Der hebräische Buchstabe Jod war das membrum virile und Hovah war Eve, die Mutter von Allem, was ist, oder die Procreatrix, Erde und Natur."[55])

Aber sie geht noch weiter. Sie schreibt (l. c.) ferner, daß „das bi-sexuelle Element sich zeigt in jeder Schöpfungs-Gottheit, sowohl in Brahma-Viraj-Vach, als in Adam-Jehovah-Eve und in Cain-Jehovah-Abel. Denn in dem „Buche des Stammbaums Adams" wird keine Meldung getan von Kain und Abel, sondern da wird gesagt:

„Männlich und weiblich schuf er sie, und nennt ihren Namen Adam."

---

[54]) The aspirate of the word eua [Eva] „to be" being הוה Heve [Eve] which is the feminine of יהוה and the same of Hebe, the Grecian Goddess of youth, and the Olympic bride of Herakles, makes the name Jehovah appear still more clearly in its primitive double-sexed form.

[55]) Jehovah or Jah [Hovah] maening male life and female life first androgynous, then separated into sexes, is used in this sense in Genesis. As the author of the Source of Measures says [p. 159] „The two words of which Jehovah is composed make up the original idea of male-female of the birth originator. For the Hebrew letter Jod was the membrum virile and Hovah was Eve, the mother of all living, or the procreatrix Earth and Nature.



Und dann wird fortgefahren:

„Und Adam erzeugte einen Sohn, nach seinem Bilde und Gleichnis, und nannte seinen Namen Seth.“

Nachher erzeugte er andere Söhne und Töchter, was beweist, daß Cain und Abel nur die allegorische Permutation von ihm selber waren.“ [56])

Und dann Bd. II S. 406: „Jehovah-Cain, der männliche Teil von Adam, der zweifache Mensch, sich selber abgeschieden habend von Eva, erzeugt in ihr Abel das erste natürliche Weib und vergoß das jungfräuliche Blut.“ [57]) Und auch S. 143, citiert sie aus Professor Wilder: „Der Name Hebel ist derselbe wie Eva, und seine Kennzeichen geben das weibliche. „Nach dir soll seine Sehnsucht sein,“ sagt der Herr Gott zu Cain, „du aber sollst über ihn herrschen.“ Dasselbe wurde zu Eva gesagt: „Nach deinem Manne geht deine Sehnsucht und er soll herrschen über dich.“ [58])

---

[56]) The bi-sexuell element [is] founded in every creative Deity, in Brahma-Viraj-Vach, as in Adam-Jehovah-Eve, also in Cain-Jehovah-Abel. For the „Book of the Generation of Adam“ does not even mention Cain und Abel, but says only: „Male and female created he them . . . . and called their name Adam.“ Then it proceeds to say: „And Adam begat a son in his own likeness, after his image and called his name Seth.“ After which he begets other sons and daughters thus proving that Cain and Abel are his own allegorical permutations.

[57]) Jehovah-Cain the male part of Adam the dual man, having separated himself from Eve, creates in her Abel, the first natural Woman, and sheds the virgin Blood [Cit. of Source of Measures].

[58]) The name Hebel is the same as Eve, and its characteristic seems to the feminine. „Unto thee shall be his desire,“ said the Lord God to Cain, and thou shalt rule over him.“ The same language had been uttered to Eve: „Thy desire shall be to thy husband, and he shall rule over thee.“ Diese hier gebrauchten Verse sind Genesis IV, 7 und III, 16. Der erste Vers soll wie LXIV S. 38, Note 7 angegeben wird, absolut verdorben sein. Wie wir schon oben schrieben: Wenn es auch wahr sein darf, daß die

Wir wollen nun nachweisen, daß auch im Christentum Spuren des Androgynismus, wenn auch nur solche vorhanden sind.

Die Stelle aus der Apokalypsis des Johannes, worauf Frau Blavatsky sich bezieht, ist m. E. nicht an und für sich beweisend.

Apokalypsis I, 13 steht nl: Und mitten zwischen den sieben Leuchtern [sah ich] einen dem Sohn des Menschen ähnlich, in einem Gewand, das bis zu seinen Füßen herab hing, und um seine Brüste einen goldenen Gürtel tragend.[59])

Wie der Leser aus dem Citate ersieht, ist im Griechischen das Wort *μαστός* gebraucht. Es ist wahr, daß *μαστός* meistens für weibliche Brust gebraucht wird, doch sehr oft wird es auch auf männliche Brüste angewendet, wie das Etymologicum Magnum lehrt[60]).

Genesis aus verschiedenen Quellen zusammengestellt ist, so können wir aber doch nur denken, daß zur Zeit der Zusammenstellung die Auffassung die war, wie diese sei es auch noch so heterogenen Fragmente, es als eine ununterbrochene Darstellung geben; dieses gilt natürlich auch für die durch die neuere Wissenschaft als verdorben erkannten Verse. Dann aber stimmt die Auffassung der Blavatsky auch absolut, denn es steht nicht, wie auch Gunkel sagt, im Hebräischen ein weibliches Pronomen possessivum, was doch das weibliche Wort „Gier“ oder „Sehnsucht“ notwendig machen soll, sondern das männliche, wie es denn auch z. B. die alte holländische Synodale Bibelübersetzung wiedergibt.

[59]) *καὶ ἐν μέσῳ τῶν ἑπτὰ λυχνῶν, ὅμοιον υἱῷ ἀνθρώπου [εἶδον] ἐδεδυμένον ποδήρη καὶ περιεζωσμένον πρὸς τοῖς μαστοῖς ζώνην χρυσῆν.*

[60]) LIV *v. Μαστός. Μαστός καὶ μαζὸς διαφέρει. Μαστός μὲν γὰρ ἐστιν ὁ γυναικεῖος κυρίως, διὰ τὸ εἶναι μεστὸς γάλακτος. μαζὸς δὲ ὁ ἀνδρεῖος.*

Τινες δὲ διαφόρως χρῶνται ταῖς λέξεσι.



M. E. kann man wegen dieser Stelle allein nicht so apodiktisch wie Frau Blavatsky schreiben: „In St. Johannes Vision, in der Offenbarung, ist der Logos, welcher nun mit Jesus verbunden ist, ein Hermaphrodit, denn er ist beschrieben mit weiblichen Brüsten. [61]) (XXII, Bd. I, S. 101).

Wenn aber steht Bd. II, S. 143: „Mystisch war Jesus ein Mann-weib.“ [62]), so ist dies, wie wir später sehen werden, genauer.

In den verschiedenen christlichen Sekten aber, welche in den ersten Jahrhunderten des Christentums bestanden haben und seither untergegangen sind, war diese Auffassung sehr verbreitet.

So lehrt uns Origenes (CXXVII l. V. 6, 42 sqq.) daß die Naassenier unter allen Gnostikern den Menschen und den Sohn des Menschen am meisten verehren. Dieser Mensch aber ist mann-weiblich und wird von ihnen Adamas genannt. Sie haben viele und verschiedene

---

[61]) In St. John's Vision, in Revelation, the Logos, who is now connected with Jesus, is Hermaphrodite, for he is described as having female breasts.

[62]) Mystically Jesus was held to be man-woman.“ Höchst interressant ist aber die folgende Mitteilung der Blavatsky (Bd. I, S. 101 —)

In Southern India the writer has seen a converted native making pûjâ with offerings before a statue of Jesus, clad in woman's clothes and with a ring in its nose. On asking the meaning of this masquerade, we were answered, that it was Jesu-Maria blended in one, and that it was done by the permission of the Padre, as the zealous convert had no money to purchase two Statues or „idols“ as they, very properly, were called by a witness, another but a non-converted Hindu. Blasphemous this will appear to a dogmatic Christian, but the Theosophist and the Occultist must award the palm of logic to the converted Hindu. The esoteric Christos in the Gnôsis is, of course, sexless, but in exoteric Theology he is male and female.

Hymnen an ihn [63]). Dann gibt Origenes ein Beispiel einer solchen Hymne: „Von dir, Vater, und durch dich, Mutter, die beiden unsterblichen Worte Erzeugers der Aeonen, Himmelsbewohner, ruhmreicher Mensch.“ [64]) Und weiter V. 7, 43—55, spricht Origenes wie folgt: „Daß die Mutter der Götter Attis entmannte und sie ihn als Liebling hat, will sagen, daß die glückselige Natur der Hyperkosmischen und Aeonischen in der Höhe die männliche Kraft der Seele zu sich gerufen hat. Denn, sagen die Naassenier, mannweiblich ist der Mensch. . . . . Denn die Entmannung des Attis bedeutet, daß von den irdischen Teilen der Schöpfung hier unten einige nach den aeonischen oben steigen, wo weder Weib noch Mann ist, sondern eine neue Schöpfung, ein neuer Mensch, der mannweiblich ist [65]).

Das Evangelium, worauf die Naassenier ihren Glauben gründeten, das Evangelium secundum Aegyptios sagt denn auch sehr deutlich:

---

[63]) *Οὗτοι τῶν ἄλλων ἁπάντων παρὰ τὸν αὐτῶν λόγον τιμῶσιν ἄνθρωπον καὶ υἱὸν ἀνθρώπου. Ἔστι δὲ Ἄνθρωπος οὗτος ἀρσενόθηλυς, καλεῖται δὲ Ἀδάμας παῤ αὐτοῖς.*

[64]) *„Ἀπό σοῦ πάτηρ καὶ δία σὲ μήτηρ τὰ δύο ἀθανατα ὀνοματα, αἰώνων γονεῖς πολῖτα οὐρανοῦ, μεγαλωνυμε ἄνθρωπε.“*

[65]) *Ἐὰν δὲ φησὶν, ἡ μήτηρ τῶν θεῶν ἀποκόψῃ τὸν Ἄττιν καὶ αὐτὴ τουτον ἔχουσα ἐρώμενον, ἡ τῶν ὑπερκοσμίων, φησὶ, καὶ αἰωνίων ἄνω μακαρία φύσις τὴν ἀρρενικὴν δύναμιν τῆς ψυχῆς ἀνακαλεῖται πρὸς αὐτὴν. Ἔστι γὰρ φησὶν, ἀρσενόθηλυς ὁ ἄνθρωπος. . . . . Ἀπεκόπη γὰρ φησιν, ὁ Ἄττις τουτέστιν ἀπὸ τῶν χοικῶν, τῆς κτίσεως κάτωθεν μερῶν καί ἐπὶ τὴν αἰωνίαν ἄνω μετελήλυθεν οὐσίαν, ὅπου, φησιν, οὐκ ἔστιν οὐδὲ θῆλυ οὐδὲ ἄρσεν, ἀλλὰ καινὴ κτίσις, καινὸς ἄνθρωπος, ὅ ἐστιν ἀρσενόθηλυς.*

[„Mein Königreich wird kommen] wenn .... Zwei Eins wird, und das Äußere wie das Innere, und das Männliche mit dem Weiblichen, weder männlich noch weiblich.“ [66])

Eine andere Secte, die der Valentinianer, gab ein System, welches mit dem der Kabbala in verschiedenen Punkten übereinstimmt. Wir glauben, daß dieses System aber von der andern Seite nur darum von der Orthodoxie so stark abweicht, weil es jede Äußerung der Gottheit des Einzigen Vaters, sich darstellt als Symbol für sich, und zwar in menschlicher Figur. Dem Inhalt der Lehre nach aber sind sie beide u. E. nicht so verschieden.

Im Anfang war Bythos ein Aeon von höchster Vollkommenheit, der vor Allem gewesen war, in unsichtbaren und unnennbaren Höhen: diesen Aeon nennen [die Valentinianer] Proarches (Vor-dem-Anfang) und Propator (Vor-dem-Vater) und Bythos (Tiefe) und dieser, unbegreiflich und unsichtbar, ewig und ohne Anfang, war in unendlicher Ewigkeit gewesen in Ruhe und Stille. Mit ihm bestand von Ewigkeit her Ennoea (Gedanke), welche sie auch Charis und Sige (Stille) nennen. Und Bythos wollte von sich aussetzen den Beginn von Allem und er brachte diesen Theil, als seinen Samen in die Gebärmutter, in die mit ihm ewig seiende Sige. Und diese nahm den Samen auf und ward schwanger, und gebar den Nus (Geist), den ihm aus sich setzenden ähnlichen und gleichen, der allein die Größe des Vaters begreift. Diesen Nus nennen sie auch Monogenes (Ein-geboren), Vater und Beginn von Allem. Mit ihm ward die Wahrheit. — Und Monogenes selber erzeugte Logos und

---

[66]) [Ἡ βασιλεία μου ἥξει] ὅταν ..... γένηται τὰ δύο ἕν, καὶ τὸ ἔξω ὡς τὸ ἔσω καὶ τὸ ἄρρεν μετὰ τῆς θηλείας, οὔτε ἄρρεν, οὔτε θῆλυ.

(CLXXXI, Evang. sec Äg.)



Zoe (Wort-und-Leben) und er war der Vater von Allen, die nach ihm kamen.

Und aus Logos und Zoë ward nach der Begattung der Mensch und Ecclesia [die Kirche] geboren.

Diese sind aber alle, jeder für sich, mannweiblich, denn der Propator war eins mit Ennoea durch die Begattung, und Monogenes, welche Nus ist, mit der Wahrheit; der Logos mit Zoë, und der Mensch mit Ecclesia. Logos und Zoë erzeugten, nachdem sie den Menschen und die Ecclesia erweckt hatten, noch zehn andere Aeonen, Bythius und Nixis, Ageratos und Henosis, Autophyes und Hedone, Acinetos und Syncrasis, Monogenes und Macaria. — Aber auch der Mensch und die Ecclesia erweckten zehn Aeonen: Heracletos und Pistis, Patricos und Elpis, Matricos und Agape, Aeinous und Synesis, Ecclesiasticos und Macariotes, Theletos und Sophia" [67])

Wie wir oben sahen, konnte Nus allein den Bythos erkennen, aber jeder der Aeonen strebte nach Erkenntnis des Vaters. Sophia aber, die jüngste und letzte von allen, verzehrte sich in leidenschaftlichem Verlangen nach dem Vater. „Sie brannte von der heftigsten Begierde, und jede Vereinigung mit Theletos, ihrem Gatten verschmähend, wollte sie sich, gleich dem Monogenes, mit Bythos vereinigen. Da sie ihrer Natur nach nicht für solchen Grad von Vollkommenheit gemacht war, so unternahm sie entschlossen, das Unmögliche zu versuchen, einen so heftigen und für sie so gefährlichen Kampf, daß sie sich selbst vernichtet haben würde, wenn Gott ihr nicht den Aeon Horus zu Hilfe geschickt hätte. Dieser Horus, der Genius der Begrenzung, wies nun auch die Sophia wieder in die Schranken ihres Wesens zurück und hielt sie darin fest" [CXII Bd. II, S. 85].

---

[67]) Man sehe über die Bedeutung dieser Namen weiter unten.



Dieser Horos ward vom Vater, durch den Monogenes erzeugt, ohne Gatten und mannweiblich [LXXXVIII libr. I. c. 2, 4 S. 23] [68])

„Er [der Horos] wirkte auf sie vornehmlich durch den geheimnisvollen Namen Jao und die Wiederherstellung der ursprünglichen Harmonie war, wenigstens für die Person [der Sophia], bewerkstelligt“ [CXII Bd. II, S. 85. — LXXXVIII lib. I c. 4, 1 S. 46].

Aber auch die anderen Aeonen waren in Disharmonie. Nus erzeugte, um auch da die Harmonie herzustellen, Christos und den heiligen Geist [LXXXVIII lib. I, c 2, 5 S. 26].

Deutlich kommt hier heraus, daß wie schon gesagt wurde, jeder mannweiblich gedacht ist. Denn den Geist als männlich zu betrachten, wie Billius in seinen Annotationes (LXXXVIII Bd. I S.542) will,[69]) ist ziemlich albern.

Gerade verschiedene Gründe, welche Matter beibringt, um den Geist als weiblich hinzustellen, beweisen, daß er mann-weiblich sein muß. Er sagt CXII Bd. I, S. 187, worauf er Bd. II. S. 86 not. 2 hinweist, daß der

---

[68]) *Ὁ δὲ πατὴρ τὸν προειρημένον Ὅρον ἐπὶ τούτοις διὰ τοῦ Μονογενοῦς προβάλλεται ἐν εἰκόνι ἰδίᾳ, ἀσύζυγον, ἀρρενοθήλυν.*

Der Herausgeber meint, daß ἀθήλυντον stehen bleiben muß. Die alte lateinische Übersetzung hat aber in imagine sua, sine coniuge masculo-femina. Wenn man hinter coniuge ein Komma setzt, dann entsteht der Sinn: nach seinem Bilde, aber ohne Gattin, also mann-weiblich. Bythos war doch der mit Eunoia Vereinigte und mann-weiblich; nach seinem Bilde schaffen war also den Horos mit einer Gattin schaffen. Aber Horos wurde ohne Gattin erzeugt, muß also notwendig mann-weiblich sein.

[69]) Merito hanc conjungationem ridet Tertullianus, ut turpissimam nempe duorum marium.



H. Geist ein Weib sein soll, daß im Systema des Bardesanes, (eine andere gnostische Sekte) auf den Christus, den Sohn, als Emanation folgte die Schwester und Gattin desselben „der heilige Geist".

Häufig sei das Pneuma als Weib betrachtet, so in der Kosmogenie der Genesis:

„Das Pneuma ist dort dargestellt als schwebend über den Wassern, als Schöpferkraft," d. h. aber so weit wir sehen können, daß das Pneuma hier als männliche, erweckende Kraft gedacht ist. — Und S. 121, wo er das System des Symon untersucht, sagt er:

„Sie (die Schüler Simons) nannten die Ennoia merkwürdig genug „heiliger Geist und Prunikos" andererseits gaben sie ihm den Namen „Minerva", indem sie auf Allmutter Sophia Alles anwendeten, was die Griechen von ihrer Artemis-Selene sagten, d. h. von dem Mond als der Mutter alles irdischen Seins."

Wir sahen schon früher, daß die Minerva der Aegypter, Neith, mannweiblich war und später werden wir sehen, daß auch die Athena und die Minerva der Römer androgynisch sind, und über den Mond als Androgyn haben wir oben schon viel gesagt.

Matter sagt dann weiter: „Die Bezeichnung des h. Geistes als Frau darf bei einem Manne, der sich vertraut gemacht hatte mit den Vorstellungen der Chochmah, der Binah, der Sephiroth im Allgemeinen, und der Sophia der jüdisch-alexandrinischen Schule insbesondere nicht befremden" (l. c.).

Man braucht sich nur an die weiter oben gebrachte Auseinandersetzung der Kabbala zu erinnern, um zu begreifen, daß all diese Begriffe wirklich androgynisch sind.

Die Stelle des Epiphanius über die Ossenier, welche Matter citiert, beweist aber etwas anderes.

„Der H. Geist ist eine Frau, und gleicht dem Christ."



Also entweder Christ war auch eine Frau, oder beide waren androgynisch.[70])

Auch der letzte Grund, den Matter beibringt, muß als verfehlt angemerkt werden, denn das Gebet aus den Reisen des Thomas:

Komm, heiliger Name von Christos, Name über allen Namen; komm Kraft von oben, komm vollkommene Gnade, komm, höchste Gabe!

Komm, Mutter des Erbarmens; komm, Gattin des Mannes; komm Du, die die verborgenen Mysterien offenbart; komm, Du Mutter von den sieben Häusern, damit Du in dem achtesten deine Ruhe fändest.

Komm, der Du bist älter als die fünf heiligen Glieder, — Geist, Gedanke, Betrachtung, Überlegung, Beratung, — teile dich diesen jüngeren mit; komm, Heiliger Geist, Du reinigst ihre Nieren und Herz, und verriegelst sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes![71])

---

[70]) LIII S. 25. *εἶναι δὲ καὶ τὸ ἅγιον πνεῦμα, καὶ αὐτὸ θήλειαν, ὅμοιον τῷ χριστῷ ἀνδριάντος δίκην ὑπὲρ νεφέλην, καὶ ἀναμέσον δυο ὀρέων ἑστὼς.* — Oder will dieser Satz sagen, daß der H. Geist weiblich war, und daß er ebenso wie Christ, wie eine Statue auf den Wolken stand etc.?

[71]) *Ἐλθέ τὸ ἅγιον ὄνομα τοῦ χριστοῦ, τό ὑπὲρ πᾶν ὄνομα· ἐλθὲ ἡ δύναμις τοῦ ὑψίστου καὶ ἡ ἐυσπλαγχνία ἡ τελεία· ἐλθὲ το χάρισμα τὸ ὕψιστον· ἐλθὲ ἡ μήτηρ ἡ ἐὔσπλαγχνος· ἐλθὲ ἡ οἰκονομια τοῦ ἄρρενος· ἐλθὲ ἡ τὰ μυστήρια ἀποκαλύπτουσα τὰ ἀπόκρυφα· ἐλθέ ἡ μητηρ τῶν ἑπτὰ οἴκων, ἵνα ἡ ἀνάπαυσις σοι εἰς τοὺ ὄγδοον οἶκον γένηται· ἐλθὲ ὁ πρεσβύτερος τῶν πέντε μελῶν, νοὺς ἐννοίας φρονησεως ἐνθυμησεως λογισμῶν, κοινώνησον μέτα τούτων των νεώτέρων· ἐλθὲ τὸ ἅγειον πνεῦμα καὶ καθάρισον τοὺς νεφροὺς, αὐτων καὶ την καρδίαν, καὶ ἐπιστράγισον αὐτοὺς εἰς ὄνομα πατρός καὶ υἱοῦ καὶ ἁγίου πνεύματος.* (Iª Acta Thomae c. 27.)



Mead sagt (CXIV S. 423: „Der Name ist nicht der Name „Christos“, sondern der Name oder die Macht des Christs, Seine Shakti (um einen Ausdruck der Indischen Theosophie zu gebrauchen) oder Sein Syzygia.“

Aber es heißt dann weiter: „„Der, welcher älter ist als die fünf Glieder,“ ist der Mensch, der Gatte von Sophia oder des Heiligen Geistes, Christos.“ Wir glauben, daß aus dieser Invokation des Heiligen Geistes nur zu deutlich herauskommt, daß die Gnostische Secte, welcher diese Hymne angehört, den Heiligen Geist nur als mannweiblich betrachtet haben kann. Denn der heilige Geist wird in einigen Teilen als Frau, als Mutter aufgefaßt, in anderen aber als Christos selber: älter als die fünf Glieder! Er ist also ein androgynischer Begriff, vielleicht mit einem Vorherrschen des weiblichen Prinzips. Für Christos ist er Gattin, für die Menschen aber männlich, denn er durchdringt ihre Seelen und reinigt sie.

Wenden wir uns nun wieder dem System des Valentinus zu.

Christos und Pneuma brachten das Pleroma wieder in Harmonie; alle Aeonen liebten und glichen einander, so daß die einen zu Nus, Logos, Anthropos und Christos, die anderen zu Aletheia, Zoe, Pneuma und Ecclesia wurden (CXII Bd. II, S. 86 — LXXXVIII lib. I, c. 2, 6).

Die Aeonen wollten Bythos ehren, und indem sie alles zusammenbrachten, was jeder von dem Schönsten das er in sich hat, dies alles dann in höchster Harmonie vereinigten, gebaren sie zur Ehre und Ruhm des Bythos, die vollkommenste Schönheit und den Stern des Pleroma's, die vollkommene Frucht Jesus, der Erlöser und Christos



und nach seinem Vater Logos und Pan [(All) da er aus Allen stammte] genannt wird [72]).

Sophia aber hatte in ihrer feurigen Leidenschaft aus sich selber, ohne Begattung, eine Frucht geboren, welche wie ein unausgetragenes Kind formlos und ohne Gestalt blieb.

Christos, der höhere, hatte Mitleid mit dieser Frucht und als sie durch Stauros getötet wurde, bildete er aus eigener Kraft ihre Gestalt, aber nur nach ihrer Natur, nicht nach der Erkenntnis. — Sie hat in sich etwas Unsterbliches, das von Christos und dem Heiligen Geiste in ihr zurückgelassen wurde. Deshalb wird sie mit zwei Namen benannt. Sophia nach ihrem Vater (denn ihr Vater wird Sophia genannt) und Heiliger Geist nach dem Geiste, der um Christos ist.[73])

---

[72]) LXXXVIII lib I, c. 2, 6. *Καὶ ὑπὲρ τῆς εὐνοιίας τάυτης βουλῇ μιᾷ καὶ γνώμῃ τό πᾶν Πλήρωμα των Αἰώνιων, συνευδοκοῦντος τοῦ Χριστοῦ καὶ τοῦ Πνεύματος, τοῦ δέ Πατρός αὐτῶν συνεπισφραγιξομένον, ἕνα ἕκαστον τῶν Αἰώνιων ὅπερ εἶχεν ἐν ἑαυτῷ κάλλιστον καὶ ἀνθηρότατον συνενεγκάμενους καὶ ἐρανισάμενους, καὶ ταῦτα ἁρμοδίως πλέξαντας καὶ ἐμμελῶς ἑνώσαντας, προβαλέσθαι πρόβλημα εἰς τιμὴν καὶ δόξαν τοῦ Βυθοῦ, τελειότατον κάλλος τὲ καὶ ἄστρον τοῦ Πληρώματος, τέλειον καρπὸν τοῦ Ἰησοῦν, ὃν καὶ Σωτῆρα προσαγορευθἐναι καὶ Χριστὸν καὶ Λόγον πατρωνυμικῶς καὶ Πάντα, διὰ τὸ ἀπὸ πάντων εἶναι.*

[73]) *Οἰκτείραντά τε αὐτὴν τὸν Χριστὸν ἄνω καὶ διὰ ϶τοῦ Σταυροῦ ἐπεκταθέντα τῇ ἰδίᾳ δυνάμει μορφῶσαι μόρφωσιν τὴν κατ' οὐσίαν μόνον, ἀλλ' οὐ τὴν κατὰ γνῶσιν. . . . . ἔχουσά τινα ὀδμὴν ἀφθαρσιας ἐγκαταλειφθεῖσαν ᾿ν αὐτῇ ὑπὸ τοῦ Χριστοῦ καί τοῦ ἁγίου Πνεύματος. Διὸ καί αὐτὴν τοῖς ἀμφροτέροις ὀνόμασι καλεῖσθαι Σοφίαν τε πατρωνυμικῶς, ὁ γάρ πατὴρ αὐτῆς Σοφία κληίζεται) καί πνευμα ἅγιον ἀπὸ τοῦ περί τὸν Χριστὸν πνεύματος.*



Hieraus sehen wir wieder, daß die höhere Sophia mannweiblich gedacht war, denn der **Vater** wird Sophia genannt, ebenso aber auch die niedrige Sophia, da sie in sich hat, was Christos Heiliger Geist in ihr zurückließ.

Die niedere Sophia wird auch Achamoth genannt (LXXXVIII lib. I, c. 3, 6)[74]) und lib. I, c. 5, 3, sagt Irenaeus: Diese Mutter (Achamoth) wird auch Ogdoas, oder Sophia, oder Gea, oder Jerusalem, oder Heiliger Geist oder (männlich) Kyrios genannt[75]). Damit ist doch der absolute Beweis erbracht, daß die Sophia und der Heilige Geist wirklich mann-weiblich waren.

Diese niedrigere Sophia hat noch größere Leidenschaft nach dem Vater, und sie konnte sich nicht mit ihrem Mutter-und-Vater aufschwingen zu dem Pleroma, wohin dieser durch Horos, Christos und Pneuma zurückgeführt wurde; sie stürzte sich in das Chaos und vermischte sich mit demselben.

In dem Stande ihrer Erniedrigung wechselten in ihr Traurigkeit und Angst mit Lust und Freude. Bald hatte sie ein Vorgefühl ihrer Vernichtung, bald entzückte alle Kräfte ihres Wesens das Bild des Lichtes, von dem sie abgefallen war. Ihre heißen Begierden schenkten mehreren Wesen das Dasein, der Seele der Welt, und der Seele des Demiurgen (Schöpfers).

Endlich flehte sie zum Christos des Pleromas, daß er ihr zu Hilfe komme" (CXII Bd. II, S. 88. — LXXXVIII lib. I c 4, 4—5) und dieser schickte ihr Paracletos, den Erlöser. Er ward ihr geschickt mit den

---

[74]) *Ἡ Ἐνθύμησις τῆς ἄνω Σοφίας, ἣν καὶ Ἀχαμώθ καλοῦσιν.*

[75]) *Ταύτην δὰ την μητέρα [Ἀχαμὼθ] καὶ Ὀγδοάδα καλοῦσι καὶ Σοφίαν καὶ Γῆν καὶ Ιερουσαλημ καὶ ἅγιον Πνεῦμα καὶ Κύριον ἀρσενικῶς.*



Engeln, die so alt wie er waren. Und Achamoth deckte sich zuerst vor Scham mit einem Schleier, dann aber, als sie ihn sah, wie er mit allen reinen Früchten kam, eilte sie ihm entgegen, da sie Kraft schöpfte aus seinem Anblick. Nun bildete er sie nach der Erkenntnis und heilte ihre Leidenschaften. Er trennte diese so von ihr, daß sie nicht sorglos sein würde, es war unmöglich, sie zu vernichten, wie es bei der ersten Sophia geschah, denn hier hatten sie schon Form angenommen und waren kräftig. Er mischte die Einzelnen; erstarrte sie und brachte sie von den unkörperlichen Leidenschaften zur unkörperlichen Materie. Er gab ihr eine solche Eigenschaft und Natur, daß sie zu einfachen und zusammengestellten Körpern wurden. Dadurch entstanden zwei Substanzen, die erste böse aus den Leidenschaften, die zweite aber leidenschaftlich aus der Sehnsucht. Und darum nennt man den Erlöser den Schöpfer. Achamoth aber von ihren Leiden befreit, und in Freude vor dem Anblick der Lichte, die mit ihm waren, vor den Engeln versunken und sich sehnsuchtsvoll nach ihnen sehnend gebar Früchte nach deren Bilde — eine geistige Entbindung nach dem Bilde der Leibwache des Erlösers. [76])

So ward aus der Leidenschaft die Substanz der Materie, aus der Sehnsucht die Substanz der Psyche und Achamoth gebar selber die Substanz der Geister, die sie nach ihrem Bilde geformt hatte.

Aus der Psychischen Substanz bildete sie den Vater und den König von Allen, die ihm gleich sind d. h. die Psychischen, welche man die Rechtsseitigen nennt und jene, welche aus der Materie oder aus der Leidenschaft erzeugt wurden, welche man die Linksseitigen nennt. Und dieser hat Alles, was nach ihm kam, von seiner Mutter bewogen (was ihm unbewußt blieb), gemacht.

---

[76]) LXXXIII.



Darum nennt man ihm Metropator [77]) und Apator und Demiurg (Schöpfer) und Vater.

Seine Mutter wollte aber alles zur Ehre der Aeonen machen, oder besser: der Erlöser wollte durch die Mutter des Demiurgen Alles schöpfen, und somit war durch den Erlöser in ihr etwas von dem Bilde des unsichtbaren Vaters zurückgeblieben, das dem Demiurgen unbekannt war. Dieser wurde im Bilde des Sohnes des Monogenes geschaffen, die Erzengel und die Engel aber, die durch ihn gemacht werden, wurden nach dem Bilde der anderen Aeonen geschaffen. Dieser Demiurg tritt dann im System weiter auf als der jüdische Jehovah des alten Testaments. Dieser aber kennt nicht die göttliche Geistesnatur des Menschen, welche durch seine Mutter heimlich hinein gebracht worden war, und als er dann sah, daß der Mensch — Adam — ihm gleich geworden sei, stieß er ihn aus dem Paradies. —

Aber einst wird die Erlösung kommen, und diese malen die Valentinianer folgendermasen aus:

Die Valentinianer lehrten, daß man sich auf das Mysterium der Syzygia (göttliche, hier Aeonische, Begattung) legen muß. — Nicht daß die Tat ins Pleroma führen werde, aber der Samen, der nur schwach ausgestoßen wird, wird dort vollkommen werden.[78]) „Wenn aber all der Samen vollkommen geworden ist, dann wird

---

[77]) **Was soll dieses heißen? Der Großvater von Mutterseite? Dies würde aber ein Unsinn sein; wir glauben daher mit dem alten Übersetzer [LIII S. 60c] daß gemeint ist: Vater-Mutter. [Metropator id est: mater et pater.] Auch Stephanos stellt diese Übersetzung als möglich hin.**

[78]) Lib. I., c. 6, 4.) *ἐκ παντὸς τρόπου δεῖν αὐτοὺς ἀεὶ τὸ τῆς συζυγίας μελετᾶν μυστήριον.*

. . . . *Οὐ γὰρ πρᾶξις ἰς Πλήρωμα εἰσάγει, ἀλλὰ τὸ σπέρμα τὸ ἐκεῖθεν νήπιον μὲν ἐκπεμπόμενον, ἔνθα δὲ τελειούμενον.*

Achamoth, unsere Mutter, aus dem Orte der Mitten[79]) herauskommen und eintreten ins Pleroma, und empfangen ihren Bräutigam, den Soter (Erlöser), welcher aus Allen geworden ist, damit die göttliche Begabung des Erlösers und der Sophia, Achamoth geschehe. Diese sind dann Bräutigam und Braut, und das ganze Pleroma ist die Brautkammer.“[80]) (Man sehe Tabelle I.)

Wir glauben, daß in der Angabe des Irenaeus die folgende Änderung aus Epiphanius anzubringen sind: aus der Zusammenfügung der Aeonen aus Logos und Zoe entstehen: der Antophyes soll vereinigt werden mit Synkrasis, und der Akinetos mit der Hedone; statt Makaria soll geschrieben werden Henotes. — Dann aber wollen wir noch eine Conjectur machen, nl. daß man statt *ἕνωσις* (Henosis) lesen soll *ἕνοσις*. — Der ursprüngliche Name ist nicht zu übersetzen, machen wir aber diese Änderung, so ist dieses Paar ganz in Übereinstimmung mit den Andern, von denselben Aeoneneltern erzeugt. Denn in diesen Zehn sind immer paarweise zwei Antithesen ausgedrückt, welche zusammengefügt, eine Harmonie bilden oder besser gesagt, sich aufheben. — Diese Zehn sind erzeugt von Logos und Zoe, durch das Wort und das Leben — zusammen das Abstrakte — gegenüber, wie wir weiter unten sehen werden,

---

[79]) Denn sie war zwischen der Erde und dem höheren Aeonischen Himmel aber dennoch höher als der Demiurg [LXXXVIII lib. I c. 5. 3].

[80]) *Ὅταν δὲ πᾶν τὸ σπέρμα τελειωθῇ, τὴν μὲν Ἀχαμὼθ τὴν μητέρα αὐτῶν μεταβῆναι ἐκ τοῦ τόπου λέγουσι, καὶ ἐντος Πληρώματος εἰσελθεῖν, καὶ ἀπολαβεῖν τόν νυμφίον αὐτης τόν Σωτῆρα, τὸν ἐκ πάντων γεγονότα, ἵνα συζυγία γένηται τοῦ Σωτῆρος καὶ τῆς Σοφίας τῆς Ἀχαμώθ. Καὶ τοῦτο εἶναι νυμφίον καὶ νύμφην νυμφῶνα δὲ τὸ πᾶν Πλήρωμα.*

gen die Namen wie dieselbe bei Epiphanius vorkommen, mit seinen Matter (CXII, B. II S. 83 Not. 2) darüber anstellt:

Interpretation aus Matter zitiert, nach der Anordnung bei Epiphanius.	Kurze Übersetzung der Namen bei Irenaeus und (einige) Epiphanius.
hammeziu = substantia	Tiefe, das Unbekannte.
chubranit = socia, sige	Stille, Gedanke, Begriff, Bekannte.
bohu watohu = vacuum et inane	Geist.
ubah koach = et est in ea vis	Wahrheit.
thargum = interpretatio	Wort, Auffassung.
tardath chajjah = occupatio vitae.	Leben.
bokhea atthah = tu es aperiens te	Was-in-der-Tiefe (Bythos) ist. — Das Ungemischte, Reine, das Einzelne — auch ungeordnete, chaos. —
se daer jah = Ordo Dei	Mischung — die Ordnung Gottes.
dumah Adon = similis est Deo	Unvergänglich.
?	ἕνωσις = Vereinigung; ἔνοσις = Erschütterung (?)
lo-napha-udahhak = sibi ipsi prodiit ipso impellente	Aus-sich-selber-entstehend.
?	Was-Genuß-gibt. — Wollüstig.
lo sarich = non eversus	Unbeweglich.
mesammechah = voluptate afficiens	Das sich-mit-einander vereinigen.
asuj-aechad = factus unicus	Der Eingeborene.
beli mah = causa primaria (Monas)	Glückseligkeit — Epiphanius = Einheit (Monas).
meaeraez = de terra sumptus	Mensch.
atharbabah = Art des Augapfels Gottes, Kirche	Kirche.
hu ruach = hic est spiritus	Tröster. — Geist. Heil. Geist.
khaeschaetchen = arcus gratiae = Glaube	Glaube. — Treue.
hu did = hic est dilectus	dem-Vater-ähnlich.
khawah = expectare	Hoffnung. — das Erwarten, — aber auch: voller Sorgen sein.
jèsch leen = pertinet ad matrem	der Mutter ähnlich.
Emphaeh = mater oris oder was das Wort eingibt = Liebe	Liebe.
jèsch hu meaed = hic est ab aeterno	das Ewige-fließende.
we haëanin = et qui occupat (intellegentiam)	das Bewustsein.
hatham isch = perfectus vir	der zu der Kirche gehört.
ubinah = et sapientia	Glückseligkeit. — Der selbstgenügsame.
el urah = Deus luminis	der Wollende — das Licht.
thear doi = quod offert unde quis ipse sibi sufficiat	Weisheit.

Tabelle I zu Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen V Seite 776.



Die Übersetzung der Aeonen-Namen geben wir hier. Wir füge
Übersetzungen (L III.) bei und weiters noch die Conjecturen, welche M

	Irenaeus.	Epiphanius.	Ursprünglicher Name bei Epiphanius.	I
I	Bythos		Ampsiu	h
	Sige, Ennoia		Aurana	c
II	Nous		Butua	b
	Aletheia		Obukua	u
III	Sogos		Thargum	tl
	Zoe		Thardadaie	t:
	Bythius		Bukiatha	b
	Mixis		Saddaria	s
	Ageratos		Damadan	d
	Henosis		Oren	
	Authophyes	Autophyes	Lanaphechudaplech	lo
	Hedone	Synkrasis	Emphibokebua	
	Akinetos	Akinetos	Laxariche	lo
	Synkrasis	Hedone	Masemon	m
	Monogenes	Monogenes	Amuache	as
	Makaria	Henotes	Belimah	b
IV	Anthropos		Merexa	m
	Ekklesia		Atarbaba	at
	Parakletos		Uruah	h
	Pistis		Kesten	kl
	Patikros		Udud	h
	Elpis		Kua	k
	Metrikos		Esslen	je
	Agape		Amphe	E
	Aeinous		Essumed	je
	Synesis		Uananim	w
	Ekklesiasticus	Ekklesiasticus	Athames	h
	Makariotes	Sophia	Ubinah	u
	Theletos	Theletos (Phoos)	Lamer oder Allora	el
	Sophia	Makariotes	Thardes	tl

dem Concreten; Mensch-und-Kirche —, denn das Wort, die Auffassung, Interpretation, ist die Speculation, das Leben aber die Realität in abstracto. Und diese Beiden sind dann wieder erweckt durch den Geist-und-die-Wahrheit. Aber auch wie diese der Mensch-und-die Kirche: das Concrete. In den Namen der Aeonen, welche hieraus entstehen, glauben wir die Ordnung des Irenaeus beibehalten zu müssen, nur für Theletes möchten wir gern sagen: Phoos, das Licht. In diesen Zwölfen finden wir dann immer: — Ein Aeon mit seiner Haupteigenschaft als Genosse oder das Symbol verbunden mit dem Begriffe. Wir setzen hier nochmals die Aeonen, wie wir sie begreifen, zusammen, damit jedem die Einheitlichkeit unsrer Auffassung deutlich werden kann.

Das Unbekannte und das Bekannte.

Geist und Wahrheit

Wort (Auffassung)-und-Leben	Mensch-und-Kirche.
Einzeln-Mischung; Unvergänglich-Erschüttert (also Vergänglich); Aus-sich-selber-entstehend (und-in-sich-selber-bestehend) — sich mit einander vereinigen; Unbeweglich (Starr) — Sehr beweglich (Wollüstig); das Ein als Gefolge, — das Ein als Ursache;	H. Geist (Symbol der) Glaube; der Väterliche (Symbol der) Sorgsamkeit, die Mutter (Symbol der) Liebe; — das Ewig-fließende (Symbol des) Bewußtseins; der zu der Kirche gehört (Priester) (Symbol der) Glückseligkeit; das Licht (Symbol der) Weisheit.

Auch mit den weiteren Ausführungen stimmt diese Auffassung: denn die Weisheit wollte das Unbekannte; das Unkennbare, kennen; da ward ihr der Horus, die Begrenzung, geschickt: und dieser brachte die niedere Weisheit, d. h. die Weisheit von dem Erkennbaren, die menschliche Weisheit dar. — Aber das Universum (Pleroma) war in Disharmonie und so emanierten aus dem Bythos-Eunoia, durch den Geist, Christos-und-



Pneuma, die beiden Mittler, der concrete und der abstracte Mittler,[81]) wodurch die Harmonie zu Stande kam. Jesus war ihr Symbol, das aus dem Abstracten und dem Concreten, der Verbindung zwischen Beiden entstanden war. Die niedere (menschliche) Weisheit machte sich dann zum Schöpfer der Erde (Demiourgos, Jaldabaoth, Jehovah) — aber wie die menschliche Weisheit unvollkommen ist, so ist es auch ihre Schöpfung: der Schöpfer, obwohl dieser, wie die menschliche Weisheit selber, vermeint allwissend zu sein. Aber wie allwissend sich auch jemand dünke, so kommt doch immer und immer wieder zum Bewußtsein, daß es eine höhere Weisheit geben muß, und dieser Gedanke, als Zusammenfassung der absoluten Realität, d. h. des Abstrakten und des Concreten, ist symbolisch durch Jesus, der warnt, daß die Menschheit nicht allwissend sein kann, und darum durch den sich Allwissend-wähnenden hingerichtet wird. — Aber am Ende der Zeiten wird die menschliche Weisheit begreifen, daß sie nur durch Jesus, d. h. durch den das Abstrakte und das Concrete in sich vereinigt habenden zur Vollkommenheit kommen kann: dann vollzieht sich die Hochzeit des Jesus mit der Sophia.

Was uns gerade in diesem System, das an und für sich schon sehr interessant ist, aufgefallen ist, das ist das Verständnis für die hohe Bedeutung der Sexualität, wenn auch die vielleicht zu drastische Ausübung im materiellen Leben für heutzutage lebende Menschen zu weit geht.

Wir wollen noch kurz aus einigen anderen Systemen die mannweiblichen Symbole anführen.

---

[81]) Man merke sich wohl: erst ist emaniert: das Abstrakte, dann das Concrete; diese sind in Disharmonie, dann emanieren sich zwei Aeonen, von denen der erste das Concrete ist, und der zweite das Abstrakte, womit das Concrete das Abstrakte , das Abstrakte das Concrete ordnete.

Unter den Valentinianern gab es wieder Sekten, so z. B. jene, welche den Bythos weder männlich noch weiblich auffaßten, andere sagten, daß er männlich und weiblich war, und gaben ihm das Geschlecht des Hermaphroditen,[82]) wie dies auch die wahren Valentinianer taten.

In Systemen anderer gnostischer Sekten haben wir folgende Ansichten:

Als erstes Prinzipium der Bythos, das glückselige reine; unendliche Licht; ihn nennen sie Vater von Allen, und ersten Mensch. Und aus ihm kam hervor Ennoia, die wieder einen Sohn gebar, den Sohn des Menschen, den Zweiten Mensch. Und unter diesen aber war der heilige Geist, und unter diesen höheren Geist, die geteilten Elemente, das Wasser, die Finsternis, die unermeßliche Tiefe, Chaos, und über diesem schwebte der Geist, welchen sie die erste Frau nannten. Dann aber jauchzte der erste Mensch mit seinem Sohn über die Schönheit des Geistes, d. h. der Frau, und sie erleuchtend, erzeugte er aus ihr das unantastbare Licht des Dritten Menschen, den man Christus nennt den Sohn des Ersten und Zweiten Menschen und des Heiligen Geistes, der Ersten Frau. Als aber der Vater und der Sohn die Frau schwängerten, die man die Mutter der Lebenden nennt, konnte sie die Größe dieses Lichtes weder ertragen noch umfassen, sie war überfüllt und aus ihrer linken Seite quoll es mächtig hervor: aus ihrer rechten aber kam der Sohn von Beiden, Christus, hervor, der, in die Höhe geführt, mit seiner Mutter unmittelbar in dem unantastbaren Aeon gezogen ward. Dieser aber ist die wahre und heilige Kirche, welche war die Benennung

---

[82]) *Οἱ μὲν γάρ αὐτόν ἄζυγον λέγουσι, μήτε ἄρρενα, μήτε θήλειαν, μήτε ὅλως τι. Ἄλλοι δὲ ἀρρενόθηλυν αὐτόν λέγουσιν εἶναι, ἑρμαφροδίτου φυσιν αὐτῷ περιαπτοντες* (LXXXVIII lib. I c. 11, 5.)



und die Zusammenkunft und die Einswerdung des Allvaters, des Ersten Menschen, und des Sohns, des Zweiten Menschen, und des Christus, der Sohn von Beiden und dieser Frau. Die Kraft aber, welche aus der Frau emporquoll, und welche die Befeuchtung des Lichtes ist, ward durch die Väter mit ihrem Willen abgeschnitten. Diese nennen sie Sinistra (Linke) oder Prunikus oder Sophia, oder Mannweib.[83])

Diese Sophia erweckt dann wieder einen Sohn, den Jaldabaoth. Dieser ist der Jehovah des Alten Testaments, der aber in diesem System den irdischen Mensch aus Übermut schuf. Seine Mutter, die Sophia schickte, um diesen Menschen zu retten, die Schlange ins Paradies. Später, als sie das Elend der Welt sah, bat ihre Mutter ihren Bruder, Christos, zu schicken, und die Menschheit zu erlösen. Er kam und vereinigte sich mit ihr, und ließ sich in einen irdischen Körper, den Jesus, nieder — und so wurde es im System begreiflich, wie Jesus gekreuzigt werden konnte, denn er wollte die Menschen aus der Macht Jaldabaoth's erretten. —

Wir glauben aber, daß die aus sich selber erzeugende Figur in diesem System, wenn es durch den Irenaeus vollständig beschrieben wurde, auch androgynisch dargestellt worden ist.

Als letztes Beispiel dieser Gnostischen Androgyne wollen wir das System Simons, des Magiers, schildern:

Origenes (CXXVIII, VI, 18, 58—90) schreibt: „Euch sage ich also, was ich sage, und schreibe was ich schreibe. Meine Schrift aber lautet: Zwei Auswüchse gibt es von allen Aeonen, ohne Anfang und ohne Ende, aus einer Wurzel, welche ist die Macht: Still, unsichtbar, unkennbar. Von diesen aber erscheint der Eine von oben, und dieser ist eine große Kraft, der Geist von Allem, Alles lenkend, männlich; der Andere aber, von unten, der große Gedanke, weiblich, Alles gebärend.

[83]) LXXXVIII l. I c. 30, 1—2—3.



Und sich begegnend begatteten sie sich, und brachten hervor den Mitte-Raum, die unkennbare Luft, ohne Anfang und ohne Ende. In dieser ist der Vater, der Alles unterstützt und nährt, was Anfang und Ende hat. Und, dieser ist Wer war, ist und sein wird, eine mann-weibliche Kraft, wie die von Anfang an bestehende Kraft, welche unendlich ist, ohne Anfang und ohne Ende, seiend Eines. Von dieser aber hinaustretend wird der Gedanke, welcher in der Einheit war, zwei. Er war aber Eines; in sich ihn habend war er allein, aber nicht der Erste, obwohl Er vom Anfang an bestand, erst als Er sich an sich selber zeigte, ward er der Zweite. Und nicht ward Er Vater genannt, bevor der Gedanke ihn Vater nannte.

Als Er sich selber durch sich selber erzeugte, zeigte Er sich seinen eignen Gedanken, so auch machte der erschienene Gedanke Ihn nicht, aber Ihn sehend, hüllte der Gedanke den Vater in sich, die Kraft, und er ist mannweiblich, Kraft und Gedanke; darum begegneten sie sich, denn Kraft und Gedanke sind in nichts verschieden, da sie eines sind. Aus dem Höheren wird die Kraft, aus dem Unteren der Gedanke gefunden. Und so kommt es, daß Was, von ihnen gezeigt wird, Eines seiend für Zwei gehalten wird, denn es ist mannweiblich, das weibliche in sich habend.

So ist auch der Geist in dem Gedanken nicht von einander getrennt, sie sind Eins, aber Sie werden für Zwei gehalten.

So soll Simon der Magier selber geschrieben haben in seiner Apophasis (Verkündigung).

Wir haben die ganze Stelle wieder aus dem Griechischen übersetzt, weil wir meinen, daß hier deutlich gesagt wird, was man in abstracto bei diesen Worten männlich, weiblich und mann-weiblich denken soll, und wir bitten dringlichst bei der Lesung unserer weiteren Ausführungen immer zu denken, daß man nur, wenn man



die absolut abstrakten Begriffe in körperliche Symbole übersetzt, von Androgynischem reden darf, d. h. daß die Symbole so genannt werden können, nicht aber der Mensch, welcher der Träger dieser Symbole war, also körperlich androgynisch war.

Wir schließen hiermit die Auseinandersetzung der Gnostischen Systeme ab.

Aber war denn in der Schrift d. h. in der kanonischen Bibel etwas, das den Grund für diese Philosophie in sich trug?

Auch in der Bibel, im N. Testament, sind sehr viele Stellen, welche man wirklich, wenn uns einmal die Übersetzung der abstrakten Begriffe durch körperliche Symbole geläufig geworden ist, in diesem selben Lichte erblicken kann. —

Erst wollen wir aber einige Citate von Synesius, dem Bischof von Cyrene, anführen, der kein Haeretiker war, sondern der orthodoxen Kirche angehörte.

In seiner zweiten Hymne, die er an Gott singt, lesen wir (CLXXVII):

v. 59—67. Alles hängt an deinem Ratschluß: Du bist Wurzel von Allen, die sind, und denen, die sein werden, und denen die sind! Du bist Vater, bist Mutter du Mann, du Frau! Du Stimme, du Stille! Fruchtbare Natur der Natur, du, König, Ewigkeit der Ewigkeit.[84])

---

[84]) *Τά δὲ πάντα σεῖο βουλᾶς*
Ἔχεται· συ δ'εἰσὶ ρίζα
Παρεόντων, πρότ' ἐόντων,
Μετεόντων, ἐνεόντων.
Σὺ πατὴρ, σὺ δ'εἰσὶ ματὴρ·
Σὺ δ' ἄρρην, σύ δὲ θῆλυς·
Σὺ δὲ φωνὰ σύ δὲ σιγά·
Φύσεως φύσις γονῶσα.
Σὺ δ' ἄναξ, αἰῶνος αἰῶν.

In seiner dritten Hymne finden wir noch mehrere sehr deutliche Stellen, auch in Beziehung zu der gnostischen Auffassung, aber sagt Marruettus (LXXXVIII Bd. I, S. 92): sensu quidem catholico, et ab haereticorum somniis procul dissito.

V. 145—150. Aller Vater Vater, Vater von dir selber, Vor-den-Vater, Ohne-Vater, Sohn von dir selber, Einheit eher als die Einheit, Samen von dem was ist.[85])

V. 161—162. Vater der Ewigkeiten, Leben der Ewigkeiten.[86])

V. 180—189. Ein und All, Ein von Allen, und Ein vor Allen, Samen von Allen, Wurzel und Zweig, Natur, in den Vernünftigen, weiblich und männlich. Mystischer Geist der dies und das sagt, unaussprechbare Tiefe.[87])

Und aus Hymnus Quartus:

---

85) *Πατέρων πάντων*
Πάτερ, αὐτοπάτωρ
Προπάτωρ, ἀπάτωρ,
Υἱὲ σεαυτοῦ.
Ἓν ἑνὸς πρότερον.
Ὄντων σπέρμα.

86) *Αἰωνοτόκε*
Αἰωνόβιε.

87) *Ἓν καὶ πάντα,*
Ἓν δ' ἅπαντων
Σπέρμα τῶν πάντων,
Ρίζα καὶ ὅρπαξ,
Φύσις ἐν νο-εροῖς
Θῆλυ καὶ ἄρρεν.
Μίσιας δὲ νόος
Τὰ τε καὶ τὰ λέγει,
Βυθὸν ἄρρητον.

V. 142—144. Samen von Allen, Samen von Allen hat dich gesät.[88])

Es wird wohl nicht nötig sein, mit Nachdruck auf die Übereinstimmung hinzuweisen, welche die griechischen Wörter mit den in den verschiedenen gnostischen Systemen gebräuchlichen zeigen; die Begriffe stimmen ebenso überein.

In den Briefen des Apostels Paulus an die Epheser lesen wir (CLXXX c. 5, V. 22—33):

„Ihr Weiber, seid euren Männern untertänig, wie dem Herrn, denn der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Christos das Haupt der Kirche, und Er ist der Retter des Körpers . . . . Ihr Männer, liebt eure Weiber, wie auch Christos die Kirche geliebt hat, und sich selber für sie hingegeben hat . . . .

So müssen auch die Männer ihre Weiber lieben, wie ihre eignen Körper. Wer sein Weib liebt, liebt sich selber. Niemand noch haßte sein eigen Fleisch, sondern er nährt und pflegt es, wie Christos die Kirche. Denn wir sind Teile Seines Körpers von Seinem Fleisch, von Seinem Bein. Darum wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und diese beide sollen im Fleische Eins sein. Dieses Mysterium ist groß; aber ich sage es in Beziehung auf Christos und die Kirche."

Und in dem 1. Briefe an die Corinther C. 3, V. 16 heißt es: Wißt ihr nicht, daß ihr die Tempel Gottes seid? und V. 17: Die Tempel Gottes, die ihr seid, sind heilig. Und im selben Briefe C. 12, V. 27: Ihr seid der Körper Christi und jeder für sich ist ein Glied.

Finden wir hier nicht die selbe Bildersprache. Von den alten Kirchenvätern der Orthodoxie, wie auch später

[88]) Σπέρμα τῶν πάντων
Σπέρμά σε πάντων
Ἐσπέρμηνε.



noch von Anderen wurden die selben Symbole gebraucht und angenommen, und die Kirche erhielt diese Tradition.

Christos war der Bräutigam, die Kirche die Braut, und sie war wirklich als Weib gedacht.

Wie Eva aus der Seite Adams gemacht war, so entstand die Kirche aus Christos Geiste, als er am Kreuze hing.

Wir citieren aus der Einleitung der Biblia Pauperum (XXa) bei der Beschreibung des XXIVten Bildes.

„Die Eröffnung der Seite Christi vor der Kreuzabnahme ist den Vätern der Augenblick des Werdens der Kirche, der Braut Christi und der Sacramente, wie Eva die Mutter der Lebendigen, aus Adam hervorging. So sagte Augustinus (Tract. 120 in Joann): Propter hoc prima mulier facta est de latere viri dormentis et apellata est vita materque vivorum. Magnum quippe significavit bonum ante magnum praevaricationis malum. Hic secundus Adam inclinato capite in cruce dormivit ut inde formaretur ei conjux quae de latere dormientis efflux.[89])

„Wie das Officium des Festum Corporis Christi uns schon so oft geführt hat, so auch hier. Innocenz VI. (1352—62) sagt (in Officio de Lancea et Clavis): Illud celebriter memorandum est, quod ipse Salvator emisso in cruce jam spiritu sustinuit perforari lancea latus suum ut inde sanguinis et aquae profluentibus undis formaretur unica et immaculata ac virgo sancta mater Ecclesia sponsa sua.[90])

---

[89]) Darum war das erste Weib aus der Seite des schlafenden Mannes gemacht, und ward genannt das Leben und die Mutter der Lebenden, was bedeutet das große Gut vor dem großen Übel des Sündenfalles. Dieser zweite Adam schlief mit gebeugtem Kopfe am Kreuze, damit dort seine Gattin hervorgebracht würde, welche aus der Seite des Schlafenden ausströmte.

[90]) Daran soll feierlich erinnert werden, daß der Erlöser selber, als Er schon am Kreuze den Geist aufgegeben hat, duldete, daß seine Seite mit einer Lanze durchbohrt werde, damit aus dem herausströmenden Blute und Wasser gebildet würde die Einzige, Unbefleckte, die Magd, die heilige Mutter Kirche, seine Braut.



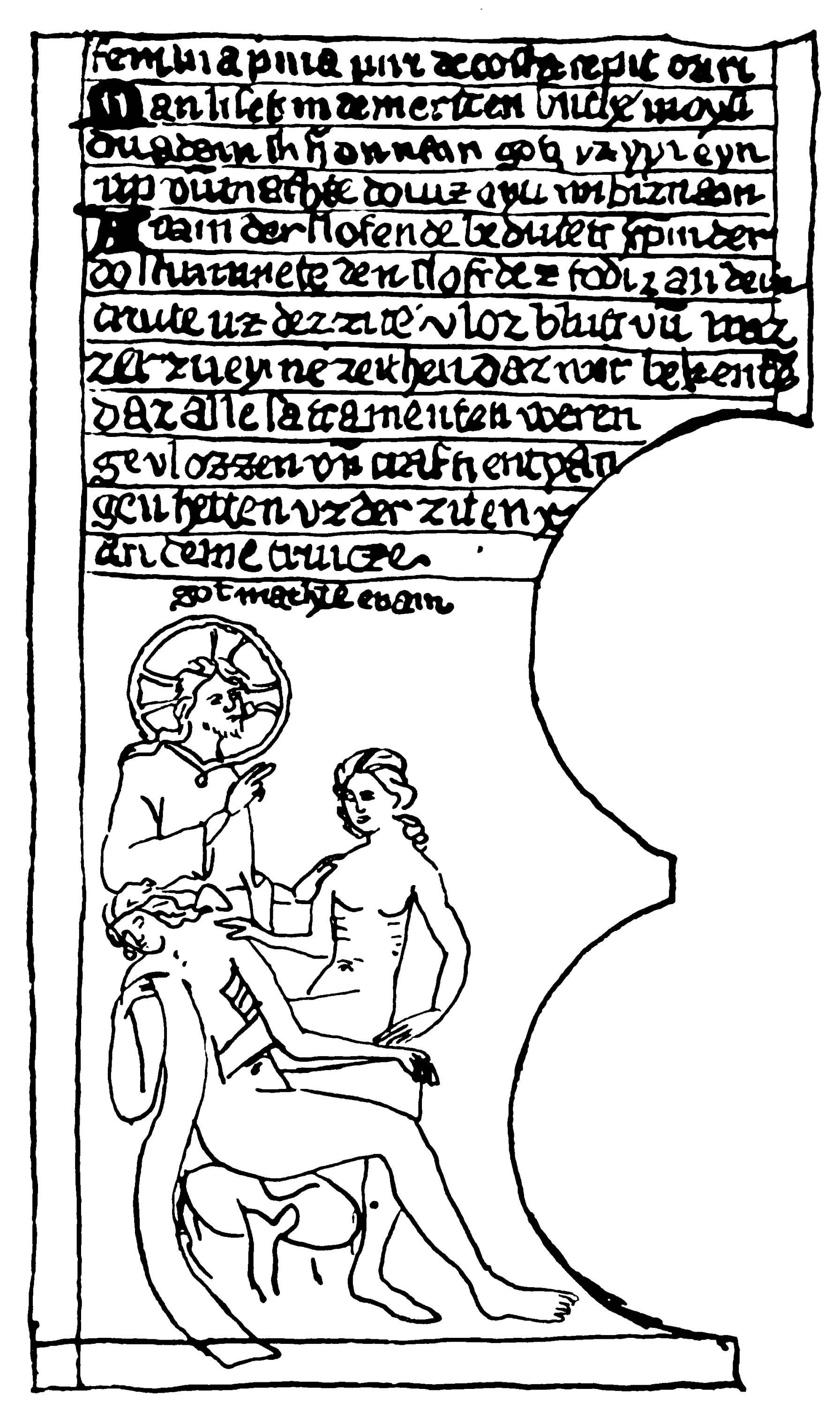


Abb. 19.

„In Bezug auf das Hervorgehen der Kirche aus der Seitenwunde Christi belehrt uns der Hymnus ad Matut. des Offic. de corde Jesus.

Ex corde scisso Ecclesia
Christo jugata nascitur
Hoc ostium arcae in latere est
Genti ad salutem positum.
Ex hoc perennis gratia
Ceu septiformis fluvius
Stolas ut ille sordidas
Lavemus Agni in sanguine.[91])

„Wir brauchen kaum die Bemerkung hinzuzufügen, daß die Kirche bei diesem Officium aufs Strengste der Tradition folgte."

Wir haben hier zwei Bilder aus der Biblia Pauperum beigefügt, in welchen aufs deutlichste sich dokumentiert, daß wirklich die aus der Seite Adams gebildete Eva mit dem Gefolge der Seitenwunde Christi gleichgestellt wird.

Die Abbildung 19 entstammt der Biblia Pauperum, welche in der Lyceumsbibliothek zu Constanz sich befindet (XXa, Bild XXIV). Der Text lautet:

„Femina p̄ma viri de costa cepit oriri (Das erste Weib nahmen ihren Ursprung aus der Rippe des Mannes).

Man liese in dem ersten buche Moysi: du Adam slif du nam got uz ym eyn rip un machte doruz eyn wibiznam, Adam der slofende bedutet Christum der do slummete den slof dez totiz an dem Cruice uz dez zite vloz blut un̄ wazzer zu eyme zeichen daz wir bekent̄n daz alle sacramenten weren gevlozzen un̄ craft entpangen hetten uz der ziten Christi an dem cruicze."

[91]) Aus dem durchbohrten Herzen wird die Kirche, die Braut Christi, geboren. Diese Öffnung des Leichnams an seiner Seite ist dem Menschengeschlecht zum Heil geworden. Daraus drang hervor die Ewige Vergebung, wie ein siebenfaltiger Strom, auf daß wir unsere beschmutzten Kleider waschen in des Lammes Blut.

Die Abbildung 20 ist auch aus XXa reproduziert und gibt eine Vorstellung wieder, welche in der Biblia Pauperum des Stiftes St. Florian vorkommt.

In der Mitte Christus am Kreuze, dessen Seite durchbohrt wird; rechts die Erschaffung Evas, wobei gerade interessant ist, daß auf diesem Bilde es scheint, als sei die Eva schon vollständig bestehend und werde nur von Adam getrennt, wie es mit der oben gegebenen Auffassung der Juden übereinstimmt. Auf dem andern Bilde ist es,

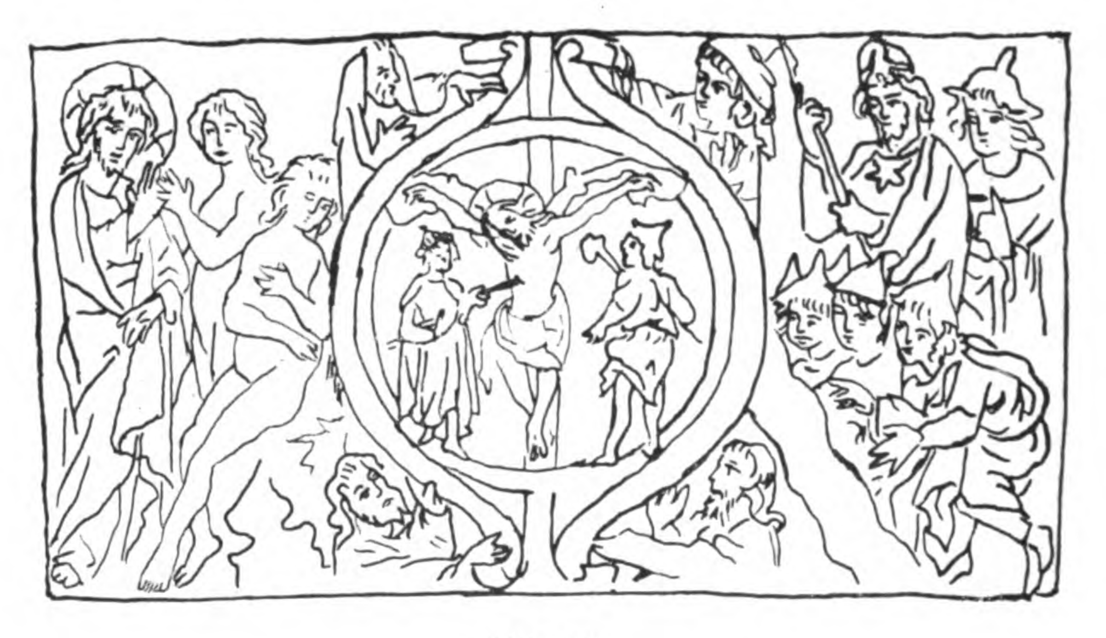


Abb. 20.

als wenn Eva aus dem Bauche des Adams heraustrete, was übereinstimmen würde mit einer unten folgenden Erzählung. — Links ist Moses abgebildet, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, denn man sagt, daß auch dieses ein Vorbild für das Mysterium der Seitenwunde Christi wäre, und dadurch wird gerade das Symbolische dieser Auffassung bewiesen.

Daß die oben citierte Stelle aus dem Briefe Paulus an die Epheser wirklich aufgefaßt war, wie wir es taten, wollen wir durch einige Citate aus XXXIIa beweisen:

de Dominica XX post Festum SS. Trinitatis. S. 637. „[Gott der Vater] machte diese Hochzeit [seinem Sohne], als Er Ihm die Braut ohne Runzeln, die Kirche, verlobt hat. Ihr aber sagt die Göttliche Weisheit: Ich habe gesucht mir eine Braut zu nehmen, und ich bin ein Liebhaber ihrer Gestalt geworden. — Diese Hochzeit wird gefeiert in der Passion Christi, da ihm, am Kreuze hängend, seine Seite durch die Lanze der Soldaten geöffnet wurde, denn wie aus der Seite des schlafenden Adams Eva gebildet war, so ist aus der Seite Christi, der am Kreuze schlief, die Kirche gebildet worden. Deshalb auch sagt der Apostel: Dieses Sakrament ist groß, ich aber sage es, in Beziehung auf Christus und die Kirche.[92])" Und weiter spricht der Orator dann über die Hoheit des Bräutigams, die Schönheit der Braut und die Feierlichkeit der Hochzeit.

In einer anderen Oration ebenfalls de Dominica XX post Festum SS. Trinitatis, sagt er (S. 613): Über Hochzeiten ist zu bemerken, daß es deren drei gibt: Fleischliche, welche sind zwischen Mann und Frau; geistliche, welche sind zwischen Seele und Christus und von welchen die evangelischen Gleichnisse reden; himmlische, welche in dem Himmel geschlossen werden.[93])

[92]) [Deus Pater] fecit nuptias [filio suo] quando sponsam sine ruga, Ecclesiam, desponsavit. De qua Divina Sapientia [8] ait: Quaesivi mihi sponsam assumere, et factus sum amator formae illius. Hae quidem nuptiae factae sunt in passione Christi in cruce pendentis, quando latus suum apertum fuit lancea militis, nam sicut de latere Adae dormientis formata est Eva: ito de latere Christi dormientis in cruce formata est Ecclesia, et Christo coniuncta. Unde et Apostolus [Ephes. 5]. Sacramentum hoc magnum est, ego autem dico in Christo et in Ecclesia. —

[93]) De nuptiis hic notandum, quod sint triplices: Carnales videlicet, quae fiunt inter virum et uxorem: Spirituales, quae fiunt inter animam et Christum, de quibus et Evangelica parabola agit: Coelestes, quae fiunt in Coelo.



Verwandte Auffassungen finden wir auch noch bei Ambrosius und Origines. —

Bei diesen Kirchenvätern wird Jesus allegorisch angerufen, als Scarabaeus, und Vermis. Wir geben die ganze Stelle als Note unten wieder, wollen aber hier was in unmittelbarer Beziehung zu dieser Frage steht übersetzen:

„Er hat gerufen, wie der Scarabaeus: Gott, mein Gott, gedenke meiner, warum hast Du mich verlassen? Der gute Scarabaeus, welcher den Schmutz unseres Körpers, früher mißgestaltet und kraftlos durch die Kennzeichen seiner Tugend geändert hat. Der gute Scarabaeus, welcher aus dem Kothe den Armen aufrichtet. Er hat Paulus, der Christi halber geliebt wird, wie Koth, aufgerichtet. Er hat Job, der im Kothe saß, aufgerichtet[94])" und dann Origines in Lucam Homilia XV S. 948 b. F.: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch. Aus dem Manne und Weibe jedoch wird der Mensch geboren, ich aber bin weder aus einem Manne noch aus einem Weibe nach dem menschlichen Brauche und der Natur geboren, sondern wie der Wurm, welcher aus dem Samen, der

---

[94]) Ambrosius IV a Comment. Lib. X. Euang. Luc. Cap. XXIII S. 220 M. & S. 221 A.-B.

Denique licet in cruce erat Dominus Jesus, supra crucem tamen regis maiestate radiabat. Vermis in cruce, scarabaeus in cruce. Et bonus vermis, qui haesit in ligno, Bonus scarabaeus, qui clamavit e ligno. Quid clamavit? Sequitur: Jesus autem dicebat, Pater dimitte illis: non enim sciunt, quid faciunt.

Pater, dimitte illis: hoc est, ne statuas illis peccatum. Clamavit latroni, Hodie mecum eris in paradiso. Clamavit quasi scarabaeus, Deus, Deus meus respice in me, quare me dereliquisti? Et bonus scarabaeus, qui latum corporis nostri ante informe atque pigrum, virtutum versabat vestigiis. Bonus scarabaeus, qui de stercore eriget pauperem. Erexit Paulum, qui propter Christum aestimatus est ut stercora. Erexit Job, qui sedebat in stercore. (Man sehe auch de Obit. Theodosii S. 123 L.)



nicht von einem andern Tiere, sondern in und aus ihnen selber, in ihren eigenen Körpern, entsteht.[95])

Diese Auffassungen beruhen wohl auf einer falschen Übersetzung des Habakuks II, 11 durch die Septuaginta, oder vielleicht besser durch deren lateinischen Übersetzer, aber dieselbe gaben doch die Überzeugung dieser Väter wieder.[96])

Wir glauben, daß dieses Alles genügend beweisend ist, um, wenn wir in Körper-Symbolen uns plastisch diese Allegorien darstellen wollen, annehmen zu müssen, daß

---

[95]) Salvator loquitur: Ego sum vermis et non homo, opprobrium hominum et objectio plebis. Videbat in matris utero immunditiam corporum, visceribus eius hinc inde vallatus terrenae aecis patiebatur angustias: unde assimilat se vermi, et dicit: Ego sum Vermis et non homo. Ex mare quippe ac foemina homo nasci solet: ego veri non ex mascula et foemina secundum ritum humanum atque naturam sed in exemplis vermis natus sum, cuius non aliunde semen, sed in ipsis, et ex ipsis in quibus coalescit corporibus, origo est. (CXXVIII.)

[96]) Die Stelle in Habakuk lautet (CLXXXIII).

Διότι λίθος ἐκ τοίχου βοήσεται καὶ κάνθαρος ἐξ ξύλου φθέγξεται αὐτά.

Κάνθαρος ward dann übersetzt durch Scarabaeus oder vermis — denn man soll auch *σκωληξ* in einigen Manuscripten der Septuaginta gefunden haben. —

Bei Vitruvius (CLXXXVI libr. IV c. 2) wird aber gefunden, daß cantherius Querbalken bedeutete und scheint es uns nicht unmöglich, daß es ein griechisches Wort *κάνθαρος* gegeben hat, daß auch Querbalken bezeichnet hat. Die Stelle des Vitruv's lautet:

Ita uti ante in Doricis triglyphorum et mutulorum est inventa ratio, item in Jonicis denticulorum constitutio propriam in operibus habet rationem: et quemadmodum mutuli cantheriorum projecturae ferunt imaginem, sic in Jonicis denticuli ex projecturae ferunt inmaginem. Itaque in graecis operibus nemo sub mutulo denticulos constituit: non enim possunt subtus cantherios asseres esse. Quod ergo, supera cantherios et templa in veritate debet esse collocatum id in imaginibus si infra constitutum fuerit mendosam habebit operis rationem.



auch im Christentum die Androgynische Idee deutlich ausgesprochen wird, und hiermit beweist gerade nach unserer wahren Überzeugung die katholische Kirche ihre tiefe Erkenntnis des Lebens[97]). Da, wie wir schon sahen, die Idee des Christus am innigsten mit der Vorstellung des Adams verknüpft war, wollen wir hier die christliche Auffassung über Adam anführen.

Wenn wir gesehen haben, daß die Juden bestimmt den Adam als Androgyn betrachteten, so haben dies die Christen meistens verworfen.

So sagt S. Augustinus: Er sagt, männlich und weiblich schuf Er sie, damit man nicht meine, daß in einem Menschen die beiden Geschlechter ausgedrückt wären, wie manchmal Menschen geboren werden, welche man Androgynen nennt.[98])

Franciscus Georgius aber schreibt in dem ersten Teil seiner Problemata, (Cit. CLXIX. Bd. II S. 35) daß der Mensch im Anfange Androgynisch erschaffen war, d. h. als ein Mensch, in dem zwei Körper; nl. männlich und weiblich am Rücken verbunden waren.[99])

Strabus verwirft aber diese Auffassung. (CLXIX l. c.): Männlich und weiblich schuf Er sie, nicht so, daß Er Adam zuerst mit beiden Geschlechtern geschaffen und gebildet hätte, wie dumme Juden phantasieren, sondern auf daß Er das Menschengeschlecht in zwei

---

[97]) Ausdrücklich erklären wir, daß der Autor nicht der katholischen Kirche angehört, sondern einer orthodox-prostestantischen Familie entstammt.

[98]) Ne quisquam arbitraretur ita factum, ut in homine singulari uterque sexus exprimeretur, sicut interdum nascuntur, quos androgynos vocant. (XII)

[99]) Homo à principio geminus, id est masculus simul et foemina creatus fuit; fueruntque, ut Plato docet, in eo coniuncti masculus et foemina per dorsum et postea secti, ut e regione coniungerentur ad prolem procreandem et in hoc Plato edoctus fuit integerrimo philosophi Mose.

Geschlechter geschieden hat, und, aus zwei Personen bestehend wollte.[100])

Cornelius a Lapide sagt (XCVIII Commentar in Genes. Kap. I, S 58 b. C. & D.): Neulich hat ein Neuerer in Frankreich versichert, daß Adam hermaphroditisch geschaffen wurde und sowohl männlich als weiblich gewesen ist. So meinte auch Platon, im Symposium, daß die ersten Menschen androgynisch gewesen wären. Aber diese Auffassung ist sehr blödsinnig, denn die Schrift sagt: er schuf nicht ihn, sondern sie, d. h. Adam und Eva: Adam schuf er männlich, Eva aber weiblich. Hieraus zeigt sich deutlich, daß dieses (d. h. männlich und weiblich schuf er sie) nur als kurze vorläufige Mitteilung gesagt wird.[101]) Auch verwirft a Lapide die Auffassung der Juden und des Franc. Georgius, welche wir oben mitgeteilt haben.

Und weiter unten dann ad Cap. II, v. 18, versuchte er zu beweisen, daß Eva buchstäblich aus der Rippe des Adam gebildet worden war (XCVIII S. 74 b. D. — S. 75 b. C.)

Auch Heidegger drückt sich wie a Lapide aus (LXXV Exercit. IV, c. XIX)

---

[100]) Masculum et foeminam creavit eos, non quod in utroque sexu ipsum Adam primum creaverit et formaverit, ut stolidi Judaei fabulantur, sed quia sexu utroque humanum genus discrevit, et consistere voluit duplici persona.

[101]) Masculum et Feminam creavit eos. Hinc novator quidam in Francia (welcher wird gemeint sein?) unper asseruit: Adamum creatum esse hermaphroditum fuisseque eum tam feminam quam masculum. Sic et Plato in Symposio censuit primos homines fuisse androgynos. Verum insulte hoc dicitur non enim dicit Scriptura creavit eum sed eos, scil. Adamum et Evam: puta Adamum creavit masculum, Evam vero feminam. Unde patet haec per anticipationem dici . . . . Aeque insulsum este, quod tradunt aliqui Hebraei et Franc. Georgius t. 1 probl. 29 . . .



Er wie auch Bayle (XVI v. Adam) citieren den christlichen Autor Eugubinus, welcher eine entgegengesetzte Meinung ausgesprochen haben soll. Bayle sagt in Not. F.: Eugubinus meinte, daß sie mit den Seiten an einander geklebt waren, und daß sie sich in Allem gleich waren, mit Ausnahme des Geschlechts. Der männliche Körper war rechts, er umarmte den anderen Körper mit seiner Linken, wie dieser ihn mit seiner Rechten. Beide waren beseelt, und über beide kam tiefer Schlaf, als Gott Eva bilden, d. h. sie vom männlichen Körper trennen wollte.

Die Kirche verdammte solche Auffassungen völlig und nannte dieselbe Ketzerei. So ward z. B. 1208 in Paris ein Doktor der Theologie Almaricus verbrannt, welcher u. A. auch erklärt hat, daß Adam und Eva nie fleischliche Gemeinschaft gehabt haben würden, wenn sie in der Gestalt, in der Gott sie geschaffen hatte, geblieben wären, daß sie auch nicht verschiedenen Geschlechtes gewesen seien, und daß die Fortpflanzung der Menschen wie die der Engel gewesen sein würde.[102])

Im Anschluß an das Christentum wollen wir noch den großen Mystiker Jakob Böhme, den „teutonischen Philosophen" (1575—1624) behandeln.

Seine Ansicht über die Natur Adams und Christus, und somit auch Gottes, wollen wir durch Citate aus seinen verschiedenen Werken wiedergeben:

„Adam war ein Mann und auch ein Weib, und doch der Keines, sondern eine Jungfrau voller Keuschheit, Zucht und Reinigkeit, als das Bilde Gottes. Er hatte beyde Tincturen vom Feuer und Liechte in sich, in

---

[102]) Adam et Evam nunquam carnali copula iugendos, si in statu illo in quo Deus illos condidit permansissent, verum etiam sexuum differentiam nullam, sed hominum multiplicationem aeque atque angelorum futuram asserebat [Almaricus, Parisiensis Dector] (CLI. v. Almaricus).

welcher Conjunction die eigene Liebe als das Jungfräuliche Centrum stund, als der schöne Paradisische Rosen- und Luft-Garten, darinnen er sich selber liebte: Als wir denn in der Aufferstehung dergleichen seyn werden, wie uns Christus Matth. 13 und 22 saget: Daß wir uns weder freihen noch freihen werden lassen, sondern gleich sind den Engeln Gottes (XXIX. Cap. 18, 2).

„Adam war nackend, und doch mit der größten Herrlichkeit bekleidet, als mit dem Paradis ein gantz schön hell crystallinisch Bilde, kein Mann, kein Weib, sondern beydes, als eine männliche Jungfraw, mit beyden Tincturen in der Temperatur, als nehmlich die himmlische Matrix, im gebährenden Liebe-Feuer, und denn auch der Limbus, aus der Natur der essentialischen Feuers, darinnen in diesen beyden das erste und andere Principium der heiligen göttlichen Natur verstanden wird, da Veneris Tinctur, (als das Gebähren und Geben aus des Sohnes Eigenschafft), das Weib, als die Mutter der Gebährerin ist und verstanden wird, und die feurische Eigenschafft, aus des Vatters Eigenschafft als die Scientz der Mann verstanden wird, welche zwey Eigenschaften sich hernach in Mann und Weib geschieden haben, (XXVII, Cap. 5. 35.)

„Nun hatte der Mensch auch den Geist der Welt, denn er war aus der Welt, und er lebete in der Welt, so war nun Adam die züchtige Jungfrau, verstehe, der Geist, so ihm von Gott wurde eingeblasen, und der Geist, den er aus Natur von der Welt ererbet hatte, der Jüngling, die waren nun beyde beyeinander und ruheten in einem Arm (XXX, Cap. 12, 40).

„Nun war Adam doch nur einer und in solcher großen Herzlichkeit innestehend, als ein gantz Gleichnüss nach Gott in Würcken, Leben und Gebähren: Gleich wie Gott alle Dinge aus seiner Einigkeit gebohren hatte, und im Fiat, welches in allen Dingen war, in sein



Bilde nach der Eigenschafft geschaffen (XXVI, V. 356), so hätte Adam mögen magisch nach göttlicher Art gebähren, wie Gott die Creatur gebahr, und ins Sichtbahre darstellete: denn die Matrix der Vermögenheit war in ihm (XXVI, 357).

„So wäre die Magische Gebuhrt also geschehen, nicht durch einen sonderlichen Ausgang von Adams Leibe, wie jetzunder, sondern wie die Sonne das Wasser durchscheinet, und nicht zureißet, also wäre der geistliche Leib als die Gebuhrt ausgegangen, und im Ausgehen substantualisch worden ohne Mühe und Noht, in einer großen Freudenreich und Wohlthun wäre das Geschehene, auff Art, wie die beyde Saamen Mannes und Weibes in ihrer Conjunction einen freudenreichen Anblick empfahen: Also wäre auch die Magische Schwängerung und Gebuhrt gewesen ein Jungfräuliches Bild, nach dem ersten ganz vollkommen (XXIX, Cap. 18, 10.)

„Denn Adam ward vierzig Tage versucht im Paradies, im Garten Eden, vorm Versuch-Baum, ob er könte bestehen, daß er seine Anneiglichkeit setzete ins Hertze Gottes, und ässe alleine vom Verbo Domini, so wolte Gott ihme (seinem Leibe) geben von himmlischen Limbo zu essen, daß er ässe im Maule, und nicht in Leib. Er sollt aus ihm geboren der Jungfrawen Kind, denn er war kein Mann und auch kein Weib: Er hatte die Matrix, und auch den Mann in sich, und sollte gebähren auss der Matrix die Jungfraw voller Zucht und Keuschheit Zerreissung seines Leibes (XXX, Cap. 12, 10).

„Als aber Gott erkannt, daß der Mensch nicht bestehen würde, daß er je nach Bösem und Gutem imaginiret und lüsterte, sprach Gott: Es ist nicht Gut, daß der Mensch alleine sey, wir wollen ihm eine Gehülffin machen, die um ihn sey. Dann er sahe wohl

daß Adam nicht konnte magisch Gebähren, weil seine Lust in die Eitelkeit einging.

„So sagt nun Moses: Und er ließ einen tieffen Schlaff auf ihn fallen, und er entschlieff. Das ist: Weil er nicht wolte im Gehorsam der Göttlichen Harmony bleiben, in den Eigenschaften, daß er hätte als ein Werckzeug dem Geiste Gottes stille gehalten: So lief er ihm von der Göttlichen Harmony in eine eigene Harmony fallen als in die auffgewachten Eigenschafften, in böse und gut: Da hinein ging der seelische Geist.

„Allda starb er in diesem Schlaf der Englischen Welt abe und fiel dem äußeren Fiat heim: Und war jetzt geschehen um das ewige Bild nach Gottes Gebährung. Allhie lag seine Engels-Gestalt und Macht zu boden, und fiel in Ohnmacht: So machte Gott durch Fiat das Weib, auß Veneris Matrice, das ist aus der Eigenschafft darinnen Adam die Gebährerin in sich hatte aus ihm auss einem Leibe zween und teilte die Eigenschafften der Tincturen, als im Element das wässerische und feuerische Gestirn, nicht ganz im Wesen, sondern im Geist; als die Eigenschafften der wässerischen und feurischen Seele, und da es doch nur eine ist; aber die Eigenschafft der Tinctur war getrennet. Die eigene Liebe-Begierde ward Adam genommen, und in ein Weib formiret nach seines gleichen. Und darum begehret nun der Mann so hefftig des Weibes Matricem; und des Weib begehret des Mannes Limbum, als das Feuer-Element, den Urstand der wahren Seele, darinnen des Feuers Tinctur verstanden wird. Dann die zwey waren in Adam eines, und darinn stund die magische Gebuhrt. (XXXa lib. V, Cap. 2, 16—18).

„Adam hat sich in seiner Vollkommenheit an den Thieren vergafft. Dieweil er Mann und Weib war, und die Magische Schwängerung in sich hatte, und sich in Thierische Lust eingeführet, beydes nach thierischen



Essen und Gebähren. Also hat im auch das Fiat in derselben Lust gefangen, und also in seinem Schlaffe geformet wie die Lust war; und jedes Glied an seinem Orte zur Conjunction der viehischen Vermischung geformet, denn eine jede Begierde hat ihren Mund zur Offenbahrung bekommen. (XXIX Cap. 19, 25.)

„Bey der Formirung der Evae ist die gröste Geheimnüß zu verstehen, denn man muß die Gebuhrt der Natur und Menschlichen Urstand gantz inneglich verstehen und ergreiffen, wil man den Grund sehen: denn sie ist der halbe Adam nicht von Adams Fleisch gantz genommen, sondern aus seiner Essentz, aus dem weiblichen Theile: Sie ist Adams Matrix.

15. Von Adams Fleische und Beinen ist nicht mehr zum Weibe kommen, als die Rippe in seiner Seiten, und das halbe Creutz am Kopffe welches des Lebens Geburtcreutz war, daran Christus den Tod zerbrach. Die Matrix des himmlischen Theils war in Adam Magisch das ist schwebende in der Essentz aber das äußere Teil der äußeren Welt war eingefleischet und waren beyde miteinander verbunden, gleichwie die Zeit mit der Ewigkeit.

16. Also ward Adam aus seiner Essentz die weibliche Eigenschafft im Fiat ausgezogen als sein liebster Rosengarten, und er behielt den Limbum himmlich und irdisch noch des ewigen Vatters geoffenbahrten Eigenschafft, als der Feuer-Seelen Matricis Eigenschafft.

17. Des Mannes Limbus, den er behielt, als das Weib aus ihm gemacht ward, war des Vatters Eigenschafft nach allem Wesen, und das Weib ward aus dem Manne nach des Sohnes Eigenschafft, nach allen Wesen, verstehet das himmlische Theil: Darum war Christus in des Weibes Theil ein Mensch und führte des Mannes Theil wieder in die heilige Matricem ein, daß der Limbus und die weibliche Matrix wieder ein Bild

war, als eine männliche Jungfrau über und in allen drei Principien als ein creatürlich geformeter Gott, in dem der ewige ungeformte Gott mit gantzer Fülle innen wohnete, zu gleiche in dem Geformten und außer dem Geformten. Denn also war auch Adam vor seiner Heva, und also müssen wir in Christo auch werden, wollen wir das Bild und Tempel Gottes seyn.

18. Allhie, als die Matrix der Gebährerin von Adam genommen war, ward das Weib in aller Gestalt mit solchen Gliedern zur Fortpflanzung geformiret, als sie noch heute ist, so wohl auf Adam. Denn zuvorhin, als Adam Mann und Weib war, dörffte er der Glieder kleines, denn seine Geburt war magisch, seine Schwängerung wäre in der Matrice schwebende, durch Imagination geschehen, denn das Verbum Fiat war in dem offenbahrt.

19. Und anstatt der weiblichen Matrix ward Adam der thierische Madensack der Därmen angehänget . . . . so wohl auch dem Weibe anstatt des himmlischen Limbi. (XXIX, Cap. 19, 14—19.)

83. Als nun Adam und sein Weib hatten von der irdischen Frucht gegessen, schämeten sie sich vor einander, denn sie wurden gewahr der thierischen Glieder ihres Leibes Fortpflanzung, und sie brachen Stauden ab, und hielten sie vor die Scham: Und die Stimme Gottes gieng im Garten hoch in ihrem Gemüthe, und sie versteckten sich unter die Bäume im Garten.

84. Alhier sehen wir klar und greifen es ja, daß Gott im Anfang nicht eine solche Bildniß mit thierischen Gliedern zur Fortpflanzung hatte geschaffen. Denn was Gott schaffet zur Ewigkeit, davor ist keine Schame. Auch so wurden sie erst gewahr, daß sie nacket waren.

„85. Und ist an diesem Orthe nichts greiflichers als daß man siehet und erkennet, daß Adam vorm Schlaffe vor seinem Weibe keine thierische Gestalt gehabt hat.

Denn er war weder Weib noch Mann, sondern eine Jungfraw ohne thierische Gestalt. Er hatte keine Scham und Brüste, er durffte sie auch nicht. Er hatte gebohren in Liebe der Zucht, ohne Wehe oder Eröffnung seines Leibes, eine Jungfraw, wie er war, und wäre müglich gewesen, daß das ganze Heer der englischen Menschen, wäre aus einem Brunnen aus einem ausgegangen, wie bey den Engeln, so er in der Versuchung wäre bestanden. (XXX. Cap. 17, 83—86.)

„Die Menschwerdung Christi ist ein solch Mysterium, davon die äußere Vernunfft nichts weiß, denn sie ist in allen dreyen Principien geschehen und mag nicht ergründet werden, man kenne dan den ersten Menschen in seiner Schöpffung vorm Falle gründlich, denn Adam solte den andern Menschen aus sich selber dem Charakter der H. Dreifaltigkeit, aus sich gebähren, in dem der Name Jesus eingeleibet stund, aber es konnte nicht seyn. Darumb muste ein anderer Adam kommen, deme es möglich war, denn Christus ist das jungfrawliche Bild mit dem Charakter der H. Dreyfaltigkeit: Er ist empfangen in Gottes Liebe und gebohren in diese Welt; Adam hatte Göttliche Wesenheit, und seine Seele war aus dem ersten Principio aus des Vatters Eigenschafft, die solte sich mit der Imagination richten in des Vatters Hertze, als ins Wort und Geist der Liebe und Reinigkeit, und essen von der Liebe Wesenheit, so hätte sie Gottes Wesen im Wort des Lebens an sich behalten, und wäre mit der Krafft auss dem Hertzen Gottes geschwängert worden, davon sie denn auss sich sellber in ihrer Wesenheit imaginieret und ihre Wesenheit selber geschwängert hätte, daß also wäre ein gantzes Gleichniß nach dem ersten Bilde durch Imagination und der Seele Willen Einergeben entstanden, und in der Krafft der Wesenheit empfangen worden (XXVIII, Buch I, Cap. 10, 2.)

„Und ist uns erkänntlich, daß weil der erste Adam seine Imagination hat in die Irrdigkeit gesetzt, und irrdisch worden, auch solches wider Gottes Vorsatz gethan, dennoch Gottes Vorsatz bestehen muste. Denn allhier setzte Gott seinen Vorsatz in Adams Kind und führete seine Imagination in die verderbte Bildnüß und schwängerte dieselbe mit seiner göttlichen Krafft und Wesenheit, und wendete umb der Seelen willen aus der Irrdigkeit in Gott, daß Maria eines solchen Kindes schwanger ward, als Adam solte schwanger werden, welches die eigene Vermögenheit nicht thun konte, sondern sanck nieder in den Schlaff, als in die Magiam, da denn das Weib aus Adam gemacht ward, welches nicht solte gemacht werden, sondern Adam solte sich in Veneris Matrice selber schwängern und Magisch gebähren (XXVIII, Buch I, Cap. 10, 4).

„Die Zerbrechung Adams seiner Essentz, als das Weib ward aus ihme genommen, ist die Zerbrechung des Leibes Christi an Creutze. . . . .

„7. Und als Christus am Creutz, unser jungfräulich Bild wieder erlösete vom Manne und Weibe, und mit seinem himmlischen Blute in Göttlicher Liebe tingirte; als er diß vollbracht hatte, so sprach er: Es ist vollbracht. (XXIX Cap. 19, 6—7.)

„Christus und die Jungfrau Sophia (sind) nur eine Person, als die wahre männliche Jungfrau Gottes, welche Adam vor seiner Heva war, da er Mann und Weib, und doch der Keines war, sondern Jungfrau Gottes. (XXIX Cap. 50, 48.)

„Wenn wir Christum sehen, so sehen wir die H. Dreyfaltigkeit in einem Bilde: seine Creatur ist ein Bilde gleich und auß uns Menschen, unser Hoherpriester und König, unser Bruder, unser Immanuel. Seine Krafft ist unsere Krafft, sind wir aber auß Gott im Glauben an ihn wiedergebohren: Er ist uns nicht frembde oder schrecklich, sondern



ist unser Liebe-Tinctur: Er ist mit seiner Krafft unserer Seele Erquikkung, unser Leben, und unserer Seelen-Wonne. Wenn wir ihn finden, so finden wir unseren Gehülffen, gleich wie ihn Adam finden solte, und er ließ sich betriegen und fand endlich eine Fraw, da sprach er: Das ist Fleisch von meinem Fleisch, und Beine von meinem Gebeine, und er nahm sie zu sich zu einer Gesellin.

„24. Also wenn ihn unsere Seele findet, so saget sie: Das ist meine Jungfraw, die sich in Adam hatte verloren, da ein irdisches Weib aus ihr ward, jetzt habe ich, meine liebe Jungfraw aus meinem Leibe wieder funden, nun wil ich die nimmermehr von mir lassen, sie ist meine, mein Fleisch und Blut, meine Stärcke und Krafft, die ich inAdam verlohr, O ein freundlich halten! freundlich inqualiren! Schönheit, Frucht, Kraft und Tugend. (XXVIII, Buch I Capitel 9, 23—24.)

„Aber den ledigen Jungfrawen und Mannen ohne Frawen ward gesagt, so wohl den Wittiben, daß sie den Bund Christi zum Gemahl haben, vor deme sollen sie züchtig und demühtig seyn, denn Christus ist des Mannes Braut, seine züchtige Jungfraw, die Adam verlohr, und ist auch der ledigen Jungfrawen und Wittiben der Bräutigamb, denn seine Mannheit ist ihre Mannheit, daß sie also vor Gott als eine männliche Jungfraw erscheinen. (XXVIII Buch I, Cap. 7, 16.)

„Von Adam haben wir alle den Tod geerbet, von Christo erben wir das ewige Leben: Christus ist das jungfräwliche Bild, das Adam auß sich solte gebähren mit beyden Tincturen. Weil er aber nicht konte ward er zertheilet, und muste durch zweene Leiber gebähren, biss der Siloh kam, das ist, der Jungfrawen Sohn, welcher auss Gott und Menschen gebohren ward. (XXVIII Buch I, Cap. 11, 6.)"

Wir haben Böhme selber reden lassen, und glauben, daß er ohne Commentar verstanden werden kann. Wir



wollen nur darauf hinweisen, wie viel verwandte Begriffe, wir schon in allen bisher behandelten Systemen gefunden haben.

Wir teilen ferner noch eine Vision aus späterer Zeit mit, um zu zeigen, wie sich eine Seherin Adam und Christus gedacht hatte. Antoinette Bourignon, geboren 1616, gestorben 1680, eine höchst interessante Frau, die, wie es scheint, sehr religiös und sehr woltätig war, von der verschiedene Priester sagten, daß sie wirklich den H. Geist in sich hat (XXXIII, Bd. I,' aus beigefügtem Briefe), schrieb, als sie in Amsterdam (1667) war, ein Buch: Le nouveau Ciel et la noveau Terre. Hierin beschreibt sie Adam folgendermaßen:

XXXIII, Bd. II, ch. XXI, S. 315, 316. Adam, der erste Mensch, [hatte] einen Körper, reiner und durchscheinender als Kristal, ganz Licht und so zu sagen schwebend. Man sah wie durch und in diesem Körper Ströme und Bäche von Licht, aus allen seinen Öffnungen heraus strömten. Die Ströme, Flüssigkeiten von aller Art, von allen Farben, sehr lebhaft und ganz klar, waren nicht nur von Wasser oder Milch, sondern auch von Feuer, Luft und anderen Stoffen. Seine Bewegungen ließen wunderschöne Harmonien hören, Alles gehorchte ihm, Nichts widerstrebte ihm oder konnte ihm schaden. Er war größer als die heutigen Menschen mit kurzlockigen Haaren, die einen Stich ins Schwarze hatten, die Oberlippe mit etwas Flaum bedeckt, und statt mit thierischen Theilen, die man nicht nennt, war er so gebildet, wie unsere Körper im ewigen Leben sein werden, und wovon ich nicht weiß, ob ich es sagen darf: Er hatte in dieser Region etwas, das wie die Nase des Gesichtes gebildet war, und dasselbe war eine Quelle von wunderherrlichen Düften und Gerüchen und aus demselben sollten auch die Menschen herauskommen, deren Principien er alle in sich trug. Denn er hatte in seinem

Bauche einen Strom, worin kleine Eier entstanden und einen andern Strom voll von Flüssigkeit, welche diese Eier befruchtete. Als dann der Mensch sich erhitzte in der Liebe für seinen Gott, machte sein Verlangen, daß es auch andere Wesen wie er geben würde, um jene große Majestät zu loben, lieben und anzubeten, durch das Feuer seiner Liebe für Gott, daß diese Flüssigkeit sich verbreitete über ein oder mehrere dieser Eier, mit unbegreiflicher Wollust; und dieses befruchtet gewordene Ei ging kurze Zeit später durch die Öffnung hinaus, ein Ei, woraus später ein vollkommener Mensch entstand. So wird im ewigen Leben eine heilige unendliche Fortpflanzung sein, ganz anders wie jene, welche die Sünde durch das Weib gebracht hat, welches Gott gebildet hat aus dem Menschen, dadurch, daß er aus den Seiten Adams das Eingeweide, welches die Eier enthält und das Weib besitzt, herausnahm, woraus auch heute noch in ihr die Menschen geboren worden, wie die neueren Untersuchungen der Anatomie lehren. Der erste Mensch, den Adam allein aus sich selber in seinem glorreichen Staate erzeugte, ward durch Gott ausgewählt, der Thron der Gottheit zu sein, das Organ und das Instrument, wodurch Gott sich mit dem Menschen ewig verbinden wollte, und dieser war Jesus Christus. [103])

---

[103]) Adam, le premier homme, [avoit] le corps plus pur et plus transparent que le cristal, tout léger et volant pour ainsi dire; dans lequel et au travers duquel on voyoit des vaisseaux et des ruisseaux de lumière qui penetroit du dedans en dehors par tous ses pores, des vaisseaux, qui rouloient dans eux des liqueurs de toutes sortes et de toutes couleurs, très-vives et toutes diafanes, non seulement d'eau, de lait, mais de feu, d'air, et d'autres. Ses mouvements rendoient des harmonies admirables tout luy obéissoit, rien ne luy resistoit et ne pouvoit luy nuire. Il étoit de stature plus grande que les hommes d'à present: les cheveux courts, annelés, tirant sur le noir, la lévre de dessus couverte d' un petit poil: et au lieu des parties bestiales que l'on ne nomme pas, il estoit fait comme

Es wird nun Kritiker geben, die fragen werden, weshalb der Autor solche Hallucinationen citiere. Wir gaben dieselbe nur zum Beweise dafür wieder, daß immer und immer wieder dieser Gedanke des Androgynismus den Menschen bewußt wird, und auch, um anzuzeigen, wie es ja auch schon dieser Clair-voyante bekannt war, daß die religiöse Ekstase sich in das höchste körperliche Entzücken übersetzt, das wir sexuell nennen. —

In der griechischen Religion finden wir die androgynische Idee am schönsten ausgeprägt. Auch hier ist wieder die höchste Gottheit der Zeus, in der Geheimlehre wenigstens, als Mann-weib gedacht.

Man denke nur an die Orphischen Verse:

---

seront rétablis nos corps dans la vie eternelle, et que je ne sçay, si je dois dire: Il avoit dans cette region, la structure d'un nés, de même forme que celuy du visage, et c'estoit-là une source d'odeurs et de parfums admirables de là devoient aussi sortir les hommes, dont il avoit tous les principes dans soy, car il y avoit dans son ventre un vaisseau où naissoient de petits oeufs, et un autre vaisseau, plein de liqueur qui rendoit ces oeufs féconds. Et lorsque l'homme s' echauffoit, dans l'amour de son Dieu, le desir où il étoit qu'il y eust d'autres créatures que luy pour louer, pour aimer et pour adorer cette Grande Majesté faisoit répondre par le feu de l'amour de Dieu, cette liqueur sur un ou plusieurs de ces oeufs avec des délices inconcevables; et cet oeuf rendu fécond sortoit quelque temps après de ce Canal hors de l'homme en forme d' oeuf, et venoit peu après à éclore un homme parfait. C'est ainsi que dans la vie eternelle il y aura une génération sainte et sans fin, bien autre que celle que le peché a introduite par le moyen de la femme, laquelle Dieu forma, de l'homme en tirant hors des flancs d' Adam ce viscere, qui contenoit les oeufs, que la femme possede, et des quels les hommes naissent, encore à present dans elle, conformenents aux nouvelles découvertes de l'Anatomie. Le premier homme qu' Adam produisit par luy seul en son état glorieux, fut choisi de Dieu pour être le Trône de la Divinité l'organe et l'instrument, par lequel Dieu vouloit se communiquer eternellement avec les hommes, c'est là Jesus Christ.



Zeus war der Erste, Zeus der letzte Herrscher des Blitzes,
Zeus das Haupt, Zeus die Mitte, aus Zeus ist Alles bereitet,
Zeus ward Mann, und Zeus ward unsterbliche Jungfrau [104])

Und aus Zeus selber entstehen andere Götter, welche selber wieder androgynisch sind. Aus seinem Kopfe entsteht die Athene, die Androgynische, wie wir später unten sehen werden, aus seinem Samen, der im Schlafe ihm entfloß, entstand Agdistis, wieder ein Mann-weib, und Dionysos entstand eigentlich erst aus seinem Schenkel.[105])

Der Agdistis wird durch die Götter entmannt, und so wird er ein Weib, die Große Mutter, Kybele, und aus dem Gliede entsteht ein Mandelbaum. Als dessen Früchte gereift waren, steckte eine Tochter des Flußgottes Sangarios eine derselben in ihren Busen, ward schwanger und gebar den Attis: Und der Attis war der Liebling der Grossen Mutter[106]).

---

[104]) Die Übersetzung stammt aus Creuzer, Th. I, S. 24.
Ζεὺς πρῶτος γένετο, Ζεὺς ὕστατος, ἀργικέραυνος·
Ζεὺς κεφαλή, Ζεὺς μέσσα, Διὸς δ᾽ἐκ πάντα τέτυκται·
Ζεὺς ἄρσην γένετο, Ζεὺς ἄμβροτος ἔπλετο νύμφη.

[105]) Oder aus seinem Gliede? so meint A. Maury Not. 5. S. 646, er weist auf verschiedene Analogien hin, worin Schenkel oder Hüfte für Genitalien gebraucht werden: unter mehreren Gen. 24. 2, wo Abraham dem ältesten Knechte seines Hauses, als er ihm einen Eid abnahm, sagte: „lege deine Hand unter meine Hüfte," was auch Gunkel (LXIV) als einen Schwur beim Zeugungsglied auffaßt. — Maury sagt: Aujourd'hui encore lorsque les Arabes veulent donner la plus grande solennité à leurs serments, ils prennent leurs parties naturelles." Er meint, daß vielleicht mit der Seite des Adams, woraus die Eva gebildet ward, dasselbe gemeint wird.

[106]) *Δία ὑπνωμένον ἀφιέναι σπέρμα ἐς γῆν, τὴν δὲ ἀνὰ χρόνον ἀνεῖναι δαίμονα διπλᾶ ἔχοντα αἰδοῖα, τὰ μὲν ἀνδρὸς, τὰ δὲ αὐτῷ γυναικός. ὄνομα δὲ Ἀγδίστιν αὐτῷ τίθενται;*

Denn Attis, sagt Kaiser Julian, ist ein Generations Gott. (XCI S. 113.) Er ist der Generator καθ' ἐξοχήν. Aber auch seiner göttlichen Erzeugungskraft ist ein Ende gesetzt: das ist die Entmannung Attis. Nachher nimmt Attis dann weibliche Formen an, und weibliche Kleider (Lucianus, dea Syric. 15), nachdem er durch die Entmannung, gestorben oder durch einen Löwen getötet, und vom Tode wieder erweckt ist.

Entsprechend ist auch der Mythus des Adonis, nur mit Ausnahme der Entmannung: aber der Adonis ist eine Androgyne.

Schon der Orphische Hymnus singt: Hör mich, den flehenden, o Viel-namiger, guter Demon, Du, mit deinen lockigen Haaren . . . . ., Du, Jungfrau und Jüngling, ... O, Adonis.[107]) Der Adonis, der Liebling der Aphrodite, aber auch die Aphrodite ist androgynisch. Wir stimmen Raoul Rochette völlig in seiner Auffassung bei, daß die beigefügte Abbildung den androgynischen Adonis darstellt. (Abb. 21.)

Erstens wird dafür sprechen, daß dieses pompejanische Gemälde ein Pendant zu einem anderen ist, welches den Tod des Adonis darstellt. Aber mehr noch spricht dafür die Anwesenheit der zweiten Androgyne, welche den Spiegel in der Hand hält, mit weiblichen Brüsten, gehüllt in weibliche Kleider und mit einem Bart, ganz über-

---

θεοὶ δὲ Ἄγδιστιν δείσαντες, τὰ αἰδοῖα οἱ τὰ ἀνδρὸς ἀποκόπτουσιν ὡς δὲ ἀπ' αὐτῶν ἀναφῦσα ἀμυγδαλῆ εἶχεν ὡραῖον τὸν καρπὸν, θυγατέρα τοῦ Σαγγαρίου ποταμοῦ λαβεῖν φασι τοὺς καρπούς. ἐσθεμένης δὲ ἐς τὸν κόλπον, καρπός μὲν ἐκεῖνος ἦν ἀφανὴς αὐτίκα, αὐτὴ δὲ ἐκύει. (CXXXV, libr. VII, 17. S. 566.)

[107]) *Κλῦθί μευ εὐχομένου, πολύωνυμε, δαῖμον ἄριστε ἁβροκόμη,* — — — — — — — — — — — — —. *κοῦρε καὶ κόρε.* — — — — — *Ἄδωνι.* (CXXIX H. LVI.)





Abb. 21. Androgynischer Adonis.

einstimmend mit der Darstellung der mannweiblichen Aphrodite, wie wir sie unten sehen werden. Und oben haben wir gesehen, daß sehr oft der Androgynismus der Götter durch die Vereinigung der weiblichen Brüste mit dem Barte demonstriert ward.

Den Androgynismus des Adonis finden wir noch begründet durch die folgende Stelle:

Ptolemaeus Hephaestius schreibt nach Photius (CXLa S. 151, 5 b): Man sagt, daß der androgynische Adonis ein Mann gewesen war für die Aphrodite, ein Weib aber für den Apollon.[108])

Und der Komiker Platon gibt, nach (XI B. X. c. 83. S. 101) den folgenden Orakelspruch an Kinyras:

„O, Kinyras, König der Cyprier mit behaarten Hinterbacken, dir ward geboren ein Sohn, der schönste und bewundernswerteste von allen Menschen. Zwei Götter werden ihn verlieren: die Erste gerudert werdend mit geheimnisvollen Rudern, der andere aber selber rudernd. — Und er meinet damit Aphrodite und Dionysos, die beide den Adonis liebten.“[109])

---

[108]) *Ὡς Ἄδωνις ἀνδρόγυνος γενόμενος τὰ μὲν ἀνδρεῖα πρὸς Ἀφροδίτην πράσσειν ἐλέγετο, τὰ θηλυκὰ δὲ πρὸς Ἀπόλλωνα.*

[109]) *Πλάτων δ'ἐν τῷ Ἀδώνιδι χρησμὸν δοθῆναι λέγων Κινύρα ὑπὲρ Ἀδώνιδος τοῦ υἱοῦ φησιν:*

Ὦ Κινύρα, βασιλεῦ Κυπρίων ἀνδρῶν δασυπρώκτων
Παῖς σοι κάλλιστος μὲν ἔφυ θαυμαστότατός τε
Πάντων ἀνθρώπων, δύο δ'αὐτὸν δαιμον' ὀλεῖτον
Ἡ μὲν ἐλαυνομένη λαθρίοις ἐρετμοῖς, ὁ δὲ ἐλαύνων.

Λέγει δὲ Ἀφροδίτην καὶ Διόνυσον· ἀμφότερος γὰρ ἤρων τοῦ Ἀδώνιδος.

Stephanus sagt *ἐρετμόν* ist im obscönen Sinne *τὸ ἀνδρεῖον αἰδοῖον*, und *ἐλαύνω* agitare, (aber hier im obscönen Sinne).

In Zusammenhang mit der Agdistis wollen wir hier die Mise kurz erwähnen, — „eine unzüchtige mannweibliche Gottheit aus dem Kreise der phrygischen Großen Mutter", wie Tümpel sagt.

Die Orphische Hymne XLII, stellt diese Mise, zusammen mit Dionysos, (v. 1) mit der phrygischen großen Mutter (v. 6), mit Aphrodite auf Cyprus, (v. 7), und mit Isis in Aegypten (v. 9), und nennt sie: „männlich und weiblich, mit beiden Geschlechtern" (v. 4).[110])

Später kommen wir auf diese Göttin, welche zu Zeiten noch einen Misos, oder Mismos, als männliche Form fand, bei den religiösen Gebräuchen zurück.

Zum Kreise des Zeus gehört der Ganymedes. Wir sind der Ansicht, daß auch dieser androgynisch aufgefaßt worden ist, und meinen also, daß die Stelle bei Tatianus (CLXXIX, S. 170 A 9) buchstäblich aufgefaßt werden muß, wo gesprochen wird von: Ganymedes, dem Androgynischen. — Wir sind nl. der Ansicht, daß Ganymedes abgeleitet werden muß, (wie auch das Etymologicon Magnum in V. gibt) von *γάννσθαι* und *τὰ μήδεα*. Aber wir meinen, daß dieses letzte Wort nicht übersetzt werden muß mit: „Rath" sondern mit: „männliche Schamteile" — wie das Epitheton *φιλομηδής* bei Aphrodite;

---

[110]) XLII, *Μισης θυμίαμα στύρακα.*

V. 1. *Καλέω ναρθηκοφόρον Διόνυσον,*

V. 3. *Ἁγνήν τ' εὐιερόν τε Μίσην, ἄρρητον ἄνασσαν,*

V. 4. *Ἄρσενα κὰ θῆλυν, διφυῆ.*

V. 6. *Εἴτε καὶ ἐν Φρυγιη σὺν μητέρι μυστιπολεύεις,*

Ἢ Κύπρῳ τέρπῃ σὺν εὐστεφάνῳ Κυθερείῃ,
Ἢ καὶ πυροφόροις πεδίοις ἐπαγάλλεα, ἁγνοῖς
Συν σῇ μητρὶ θεᾷ μελανοφόρῳ Ἴσιδι σεμνῇ.
Αἰγύπτου παρὰ χεῦμα σὺν ἀμφιπόλοισι τιθήναις.

wenn auch der Vers bei Hesiod, worin dieses Wort vorkommt, unecht sein mag: denn was würde beim Ganymedes das Epitheton: „verständig“ bedeuten? Dieser unserer Auffassung stimmt mit der Nork's (CXXVI) überein. Wir geben seine Beschreibung hier vollständig, da dieselbe wirklich wunderschön die Figur des Ganymedes beleuchtet:

„Ganymedes (v. γανύναι und μήδεα wie Aphrodite φιλομηδής) dieser durch seine Schönheit sprichwörtlich gewordene Knabe, welcher auf mehreren Bildwerken mit dem Liebesgott spielend oder beide gegenseitig im Ringen ihre Kräfte messend, dargestellt ward, ist die personifizierte Regenerationskraft; daher die Becher des Heils, die Schaale Hygieens das weibl. Geburtsorgan in der Hand; daher der Adler des Zeus, welcher mit dem sich regenerierenden Phönix verwechselt wird, (Pf. 103, 5) . . . oderZeus verwandelte sich selbst in den Adler, als er ihn entführen wollte. Zeus führte das Präd. δενδριτης als starker Eichengott, also war er selbst jener Ilos (ilex v. olesco) dessen Bruder Ganymed, und auf dem Ἴδα, dem Berge der Zeugung, wo Zeus mit Here, Anchises mit Venus sich begattet, die drei Göttinnen um den Preis der Schönheit streiten; auf dem Ida hatte Zeus den Ganymed zum erstenmal erblickt, und war sogleich in Liebe zu ihm entbrannt. —

„Im Homer rauben die Götter überhaupt den Ganymed, eben weil sie Unsterbliche sind, denn wer im Besitze des (Leben erzeugenden, stets recreirenden) Ganymed ist, dem kann der Tod als der Gegenpol desselben nichts anhaben.

„Darum wird Ganymedes in blühender Jugend von der Erde entrückt, denn der Begriff, den er bezeichnet, ist dem Altern der Erde entgegengesetzt, wo die Macht des Todes sich ununterbrochen kund gibt, und findet seine künftige Stätte im Himmel, aus welchem mittelst

des Sonnenstrahls und des Regens die Mittel der vegetativen Wiedererzeugung herabkommt.

„Vor dem Ganymed hatte schon Hermes *οἰνοχοος*, den man als *ἰθυφάλλικος* in der Urzeit phallo erecto abbildete, das Mundschenkenamt im Olymp gehabt. (Schweighäuser zu Athen III p. 64.) Winckelmann erwähnt des Reliefs des Barberinischen Candelabers, auf welchem Mercur mit einer Schale abgebildet ist, mithin Mundschenk der Götter, über welches Amt als ein lästiges der scherzende Lucian den Gott bei seiner Mutter sich beklagen läßt (in den Göttergesprächen XXIV: *πρὶν τὸν νεώνητον τοῦτον οἰνοχόον ἥκειν καὶ τὸ νέκταρ ἐγώ ἐνέχεον.*) Hier bedenke man auch, daß der Knabe, welcher bei Hochzeiten der Braut den Krug vortrug, an den *κάδμιλος* der Mysterien, also an Hermes als *παράνυμφιος* erinnern sollte. In diesem Kruge befindet sich, wie in Hygieens Schaale — aus welcher der (phallische) Heildrache geführt wird, — das Wasser des Lebens, d. h. das neue Leben erzeugt.

„Also war Ganymed der Herden Weidende ein Wesen mit Hermes *εὐμηλος ἐνανδρος*, welcher als personifizirter Regenerationstrieb allerdings der „gute Hirte" ist; Hermes, welcher auch geistige Wiedergeburt verleiht, wenn er als *νεκροπομπος* die Seele gereinigt wieder in den Himmel zurückführt, oder sie als Dionysus aus jener Vase trinken läßt, welche die Erinnerung an ihren himmlischen Ursprung in ihnen wieder auffrischt. Das war Bacchus puer, wie der jugendliche Gott der Lust zum Unterschiede von dem graubärtigen Silen genannt wird. Als dieser wird Ganymed durch die phrygische Mütze erkannt, welche er fast auf allen Abbildungen hat, und Phrygien besaß bacchischen Cult, in welchem die Eigenschaft des Dionysus als Spenders des wohlthätigen Naßes, welcher selbst aus einem Felsen mit seinem Thyrsus Getränk hervorlockt, besonders hervorgehoben ist. Nicht müßig

hat dann die Sage hinzugefügt: Zeus habe für den geraubten Ganymed seinen Vater Laomedon (Tzetz ad Lycophr. v. 34) mit Rossen entschädigt (Apld. III 4,9), jenen Thieren, welche wegen ihrer Schnelligkeit Sinnbilder des schnell dahinfließenden Stromes wurden (*ἱππος v. ἕπω* fließen, equus-aequor). Aber *ἱππος* bedeutete ursprünglich: Priap, folglich konnte der oben mit Priapus und Eros indentificierte Ganymedes auch gegen Rosse, als Symbole seines Wesens ausgetauscht werden. —"

Noch spricht für diese Auffassung, daß vor dem Ganymed die Hebe Schenkin der Götter war: Hebe, die Jugendblüte, die Jugendreife, früher Ganymeda genannt, (nach Pausanias libr. II c. 13). Aber Hebe will auch sagen die Schamteile, und dadurch wird doch der Zusammenhang der anderen Namen mit den Genitalien begründet.

Die Art, auf die der Androgynismus des Ganymedes dargestellt wird, beruht auf der Verbindung des durchaus männlichen Körpers mit überaus weiblicher Zartheit. Ebenso zeigen die Monumente das Androgynische Apollons: „Denn die Alten gaben einigen [von ihren Gottheiten] in mystischer Bedeutung beide Geschlechter in einem vermischt, ... und diese Vermischung ist vorzüglich dem Apollo . . . . eigen," schreibt Winckelmann (CXCIII Buch 4. Kap. 2, § 38) und Payne Knight meint, daß der Apollo Didymaeus dieser androgynische Gott ist, welchen er auf macedonischen Münzen gefunden hat, immer in androgynischer Gestalt mit den Gliedern, Locken, und dem Gesichte eines Weibes, mit dem Bogen oder dem Pfeile, oder beiden in seinen Händen[111]). Der Apollon, der Gott des Lichtes, und der Musik und

[111]) CXIII § 133 but always in an androgyneous form, with the limbs, tresses, and features of a woman, and holdes the bow of an arrow, or bolt in his hand.



Weissagung, (das Licht des Geistes), war auch der Gott der Knabenliebe, wie wir weiter unten sehen werden. Gegenüber dem Apollon steht die Artemis, als das weibliche Licht, als die Mondgöttin, — aber auch diese ist androgynisch, gerade so wie wir es oben in der Analyse des Mithras-Mitra, und der aegyptischen Religion sahen.

Als Abbildung geben wir ein aus Tischbein (CLXXXV Vol. II planch. 21.) reproduciertes Vasenbild.



Abb. 22.

Tischbein beschreibt dieses Bild:

„Der Hermaphrodit, gezogen in einem Wagen durch einen Gryph und einen Luchs, muß die Diana sein. Macrobius (Buch LIII, c. XIII) und Orpheus gaben ihr die beiden Geschlechter. Der Luchs war eins der Tiere, welche sie am liebsten jagte. Der Gryph wurde von ihr geliebt, denn unter den verschiedenen, auf den symboli-

schen Statuen der ephesischen Diana abgebildèten Figuren waren Gryphe [112]).

Die Orphiker singen von der Selene, der wahren Mondgöttin der Griechen, (Hymnus IX)

„Höre mich, königliche Göttin, Lichttragende, göttliche Selene,
Stierhornige Mene, Nachtlaufende, Tagflüchtende
— — — — — weiblich und männlich [113]).

Und wenn dann auch Mene, der weibliche Name ist, so steht der männliche Men, Deus Lunus, dieser gegenüber.

Wir werden weiter unten sehen, daß auch in dem Gottesdienste des Hercules Gebräuche vorkamen, welche mit absoluter Gewißheit anzeigen, daß in ihm eine androgynische Idee ausgesprochen war. Auch er wird oft dargestellt mit einem Becher oder Schale, oder mit dem Horne des Ueberflusses in seinen Händen, wie dieses auch beim Ganymed der Fall war. —

Auch die Dioscuren, Castor und Pollux, die Zeussöhne, waren androgynisch, und wurden schon in sehr früher Zeit so aufgefaßt. Denn Epimenides lehrte, daß sie männlich und weiblich waren, den Ewigen als Monas, die Natur als Dyas bezeichnend, denn aus dem

---

[112]) The Hermaphrodite, drawn in the car by a griffin and a lynx must be Diana. Macrobius (LIII, c. XIII) and Orpheus*) give her the two sexes. The lynx was one of the animals that she was fond of hunting. The Griffin was agreeable to her as among the different figures represented on the symbolik Statue of the Diana of Ephesus, there were griffins.

*) Hymne XXXVI. Ἀρτέμιδος, θυμίαμα μάνναν. Κλῦθί μευ, ὦ βασίλεια, ...
— — — — — — — — — — — — — — ἀρσενόμορφε

[113]) Κλῦθι, θέα βασίλεια, φαεσφόρε, δῖα Σελήνη,
Ταυρόκερως Μήνη, νυκτιδρόμος, ἠεροφοῖτι, — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — θῆλύς τε καὶ ἄρσην.





Monas und dem Dyas entsteht alles körperliche und geistige Leben [114])

Wie wir früher gesehen haben, war die Neith der Ägypter mann-weiblich, auch die Athene der Griechen ward so gedacht, wenigstens in der orphischen Geheimlehre, denn sie wird in der XXXII Hymne genannt: Du bist männlich und weiblich entstanden [115]).

Wir sind geneigt anzunehmen, daß die Auffassung Creuzers (XLIV. Bd. II, S. 332 sqq.), — obwohl diese offenbar von den neueren Mythologen ganz verlassen ist — daß nämlich die Pallas in Verbindung steht mit einem höheren Phallus-begriffe, zutrifft. Dadurch wird die mannweibliche Idee der Athene im Ursprung deutlicher. (Man sehe auch S. 213) XLIV, Bd. II, S. 334: . . . . [Pallas] wachet [für die Erhaltung der Substanz der Welt], Pallas, die gerüstete, im Olympus, bekämpft die finsteren Kräfte, die Giganten, und als es den Titanen gelungen ist, den Zagreus-Dionysos zu zerfleischen, so rettet sie in seinem noch schlagenden Herzen die Substanz der Natur." [116]) Etwas weiter schreibt derselbe

---

[114]) libr. IV, 13. *Οἱ δὲ περὶ Ἐπιμενίδην ἄρρενα καὶ θήλειαν ἐμύθευσαν τοὺς Διοσκόρους, τὸν μὲν αἰῶνα ὥσπερ μονάδα, τὴν δὲ φύσιν ὡς δυάδα καλέσαντες· ἐκ γὰρ μοναδος καὶ δυὰδος ὁ πᾶς ζωογονικὸς καὶ ψυχονικὸς ἐξεβλάστησεν αριθμός.*

[115]) *ἄρσην μὲν καὶ θῆλυς ἔφυς.*

[116]) Dieses erzählen Firmicus, de errore prof. relig. (LX S. 253) und auch Clemens (XXXIX Protrept. S. 15). Preller gibt in CXXXIV, v. Liber diese kurze Zusammenfassung: Mit der Rhea-Demeter zeugt Zeus die Persephone-Artemis-Hecate, denn diese drei Göttinnen sind nach Orphischer Lehre Eine Person, ein kosmisches Wesen, dessen Wirkungen durch die ganze Welt reichen, so wie auch Zeus Alles in Allem ist. Von diesen Eltern wird Zagreus geboren, noch ehe Persephone durch Raub des Pluton Gattin wird.

Gelehrte (XLIV, Bd II. S. 336): „Die Phallen, und [auch] die edelsten derselben, die Palladien, nachdem sie vom Himmel auf Erden geworfen waren, [stehen] als große Buchstaben für die Nachwelt aufgerichtet, als bleibende Zeichen des Lebens und des Bestehens.“ Auch fast jede Statue der Pallas Athene gibt das sehr Männliche in dem Körper deutlich an, wie schon Schorn (CLXVIII S. 206) bemerkt hat.

Nach Schol. Luc. dial. deor. 23, 1, wird, wie Herrmann in CI v. Hermaphroditos schreibt, auch dem Priapos androgyne Natur zugeschrieben. Der Priapos ist der Erzeuger καθ' ἐξοχην und in dieser Beziehung kann der Androgynismus uns nicht wundern.

Der Priapos wird dargestellt, entweder als Herme, welche erst unter dem Phallus, der gewöhnlich ungemein groß ist (Man sehe die Abb. weiter unten), anfängt, der Oberleib hat die Stellung der λόρδωσις (CXXXIV v. Priapos) oder wie man in Clarac (XXXVIII) oder in Reinach (CLVII) nachsehen kann, als bärtige Figur, mit langem Gewande bekleidet, das er aber mit beiden Händen aufhebt und so sein erigiertes Glied zeigt. Das aufgehobene

Zagreus ist der Liebling des Vaters, zum Weltregimente bestimmt, der mit kindischer Hand schon mit dem Blitze spielte. Er und der Vater sind eine eng verbundene Dyas. Zagreus ist hauptsächlich χθόνιος, und mehr die Allegorie des Natur- und Weltlebens in seinem Wirken und Vergehen, während Zeus selbst die dauernde Substanz der Welt ist. Zeus aber, heißt es, machte ihn zum König über alle Götter, obgleich er noch jung und unmündig war. Er wird nun erzogen wie das Zeuskind aus Furcht vor der Hera umgeben von Kureten. Da schickt Hera die Titanen, die Zagreus beim Spiel überraschen. Es wird ein langer Kampf; das verfolgte Kind nahm alle möglichen Gestalten an, ehe es erlag. Die Mörder zerstückelten es, das Herz wird herausgenommen, der Körper zerteilt, gekocht und von den Titanen aufgegessen. Das Herz trägt Athene davon und bringt es dem Zeus. Dieser gibt es der Semele oder verschlingt es selbst, und so wird hernach ein anderer Zagreus, der jüngere Dionysos geboren.



Gewand ist oft mit Obst und Blumen gefüllt oder der Gott hält darin Eroten.

Wir geben hierbei vier Abbildungen von Hermaphroditen, welche sehr deutlich diese Caracteristica zeigen, obwohl wir nicht behaupten können, daß dies be-



Abb. 23.



Abb. 24.

stimmt hermaphroditische Priape sind, da das Umgekehrte nämlich priapische Hermaphrodite natürlich auch möglich wäre. Gerade Abb. 23 und 24 (Clarac 667, 1549 A. Rome Coll. Giustia, resp. 670, 1549 Paris, Mus. Royal) die beiden anderen Abb. 25 und 26, (Clarac 668,

1554 A, Stockholm, resp. 670, 1548 Rome Coll. Chablais) sind sehr demonstrativ gehalten in priapischer Gebärde.

Abb. 26 * u. ** nach zwei Bronzen im Louvre, geben auch ähnliche Haltungen: wir meinen aber, daß die ganze Auffassung hier ein Nicht-Begreifen der ursprünglichen Idee verrät, und so diese Bildchen eher zu den obscönen

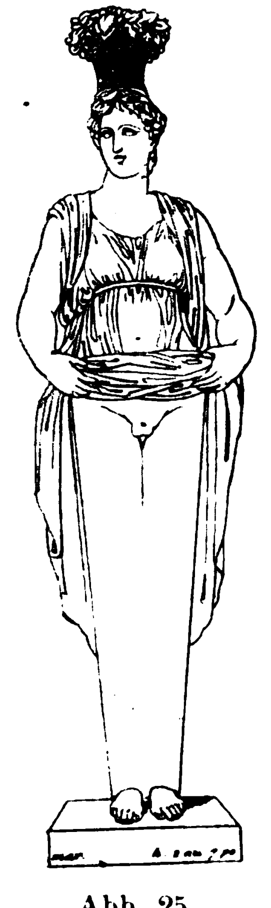
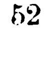



Abb. 25.



Abb. 26.

gezählt werden müssen. Wir verstehen unter obscönen Bildern diejenigen, welche nur in der Absicht sexuell erregend zu wirken, verfertigt sind, nicht aber diejenigen, welche tiefen Sinn verraten, obwohl lascive Geister aus diesen Darstellungen sinnliche Erregung schöpfen können. Wir bitten sehr, diese Definition in unserer Arbeit zu berücksichtigen.



Gegenüber dem Priapos, der mehr die absolut materielle Äußerung der Liebe durch die Sexualität darstellt, wollen wir den Eros setzen.





Abb. 26*. 26**.

Der Begriff des Eros setzt u. E. eine androgynische Idee voraus: das Streben nach harmonischer Zusamm-

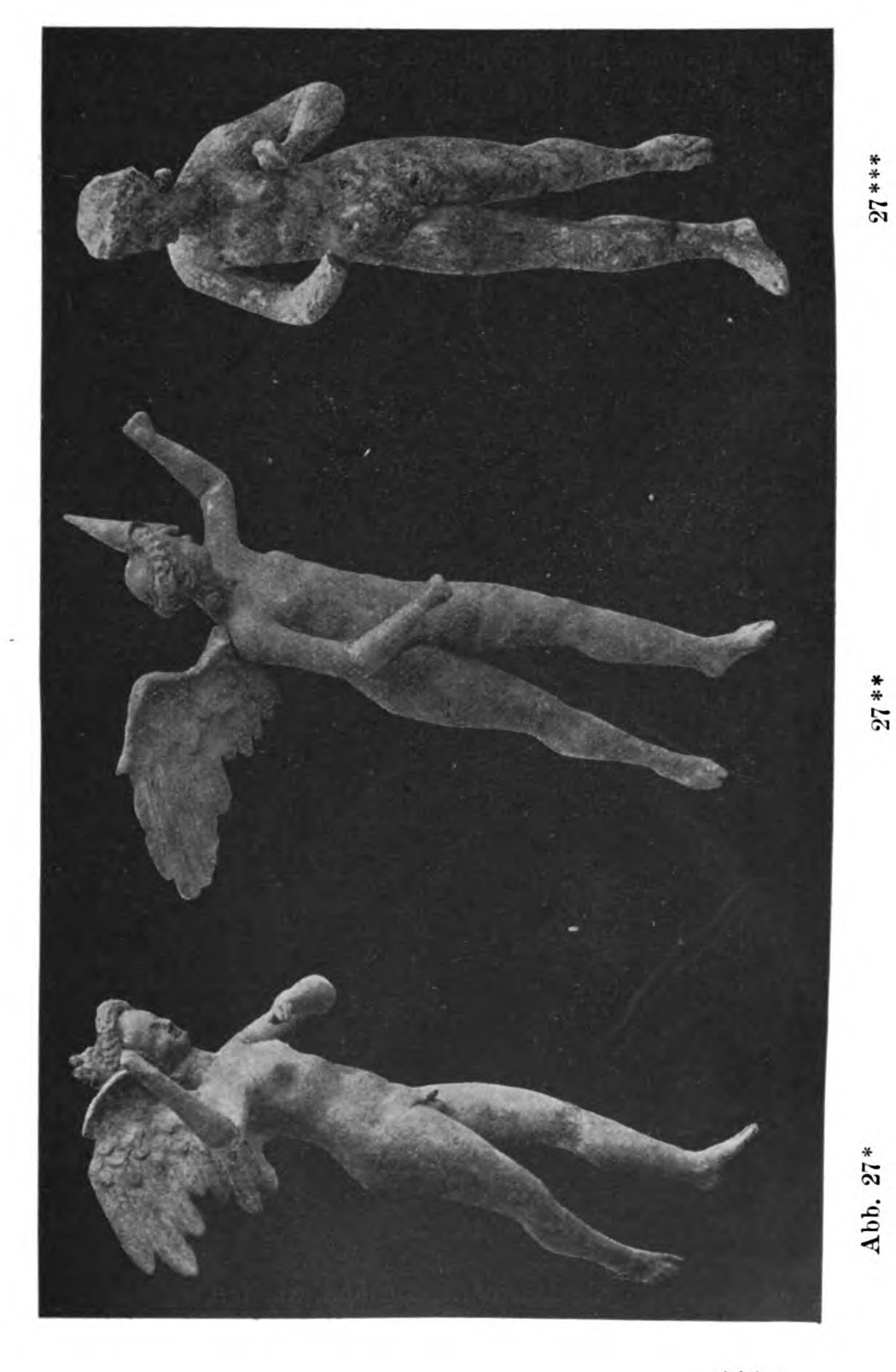


Abb. 27*   27**   27***

fügung kann anthropomorphisch doch nicht besser dargestellt werden als durch die Zusammenfassung beider



Abb. 28.

Begriffe, welche die Harmonie formen werden. Meistens wird denn auch der Eros dargestellt mit männlichem

Körper, aber verbunden mit der höchsten, fast weiblichen Zartheit. Aber in späterer Zeit gab es doch auch bestimmtere androgynische Darstellungen, wie durch den (LVIII)



Abb. 29.

orphischen Hymnus Eros auch als διφυῆ angerufen wird, also: beide Geschlechter habend. — Deutlicher tritt dieses hervor an den Abbildungen nach Terracotta-Figuren.

Die Abbildung 27 gibt drei unedierte Eroten, zwei

beflügelte und einen ohne Fügel, aus dem Museum von Altertümern in Leiden.

27* (No. S. 707) ist gefunden zwischen Cyme und Grunium, die beiden Anderen (No. L. K. A. 1024 und L. K. A. 1139) stammen aus Metropolis. Die Körperformen sind sehr weiblich mit Ausnahme des 27*** der bestimmt männlicher gehalten ist. Die beiden anderen Abbildungen sind reproduziert aus Bullet. de correspond. hellén., 6 pl. 15 (Abb. 28) und 7 pl. 17 (No. 29). Im Gegensatz zu den vollständig nackten Leidener Figuren ist Abb. 28 bekleidet mit einem kurzen Chiton, welchen der Eros mit seiner rechten aufhebt, so daß seine Geschlechtsteile sichtbar werden. Die Faltenformung in dem Chiton auf der Brust verrät deutlich weibliche Brüste und auch die Bildung der Oberschenkel ist weiblich. In Abbildung 29 ist nur ein wulstartiges Gewandstück um den Bauch gewunden, ein Motiv, das wir auch bei einem Hermaphroditen begegenen.

Ehe wir den Hermaphroditen in engerem Sinne behandeln, wollen wir die beiden Gottheiten, zu deren Kreise er gehört, und in deren Umgebung verschiedene Dämone als Hermaphroditen auftreten, behandeln.

Die erste ist der Dionysos.

Wir gaben schon oben einen Teil der Geburtsage des Dionysos. Den andern Teil wollen wir hier bringen. Semele verlangte von Zeus, daß er sich ihr in seiner vollen göttlichen Herrlichkeit zeigen möchte. Als aber der Zeus mit Blitzen und Donner auf die Erde hinabstieg, verbrannte der Palast des Kadmos und den ungeborenen Dionysos nahm der Vater Zeus und barg ihn in seiner Hüfte, aus der er später geboren ward, darum nennen ihn die Griechen *πυρίτοκος*, d. h. aus dem Feuer geboren, und *μηροτραφής*, d. h. in der Hüfte genährt. Doch wird er auch *'αρρενόθηλυς* d. h. Mann-weib genannt. Und Johannes Lydus (CIVlibr. IV, 95) fährt dann fort: So



war er von den Griechen genannt, die aber die philosophische Auffassung von ihm nicht kannten. Dieselbe ist aber: Er ist der warme Geist, der aus allem Erzeugten, von jedem geistig Lebenden zusammenbringt zum Lebendig-werden und Wachsen, von Allem was in der Welt ist. *Μηροτραφής* aber wird er genannt, weil in der Haut und in der Gegend der samenbereitenden Teile und in den Schenkeladern diejenige Substanz von jedem Lebenden gefunden wird, woraus alles geworden ist. Und mann-weiblich wird er genannt, weil, nachdem die mann-weiblich Erzeugten sich nach zwei Richtungen differentierten d. h. männlich oder weiblich wurden, jeder von Beiden aus sich selbst nichts fortbringen kann, sondern sie zusammen kommen müssen und so das Lebendige, das dadurch entsteht, erzeugen. Und sie sagen, daß er vernichtet und wieder geborenward, weil auch Alles, was aus ihm erzeugt ist, fortwährend vernichtet wird und zum Leben wieder erweckt.[118]

---

[118] *Διόνυσός ἐστι τὸ ἐν τῷ πυρῖ γένομενον πνεῦμα, τουτέστι, τὸ θέρμον, ὅθεν πυρίτοχος ἐκλήθη καὶ μηροτραφὴς και ἀρσενόθηλυς ὑπὸ Ἑλλήνων, ἀγνοησάντων ἐκείνων τὴν περὶ αὐτὸν φιλοσοφίαν καὶ τίς τετύχηκεν ὤν· οὗτος γάρ ἐστι τὸ θερμὸν πνεῦμα τὸ ἐκ πάσης σπορᾶς παντὸς ζῴου πνευματικοῦ συγκατατιθέμενον εἰς ζῳογονίαν καὶ αὔξησιν πάντων τῶν ἐν τῷ κόσμῳ.*

Μηροτραφὴς δὲ ἐκλήθη, ἐπεὶ ἐν ταῖς μήνιγξι και τοῖς ὄγκοὶς τοίς γονίμοις καὶ ταῖς φλεψὶ ταῖς ἐν τοῖς μηροῖς ἐγκατῴκιστα ἡ τοιαύτη οὐσία παντὸς ζῴου, ἐξ οὗ συνέστη τὰ πάντα.

Ἀρρενόθηλυς δὲ ἐρρέθη διὰ τὸ τὰς ἀρρενοθήλεις σποράς γίνεσθαι δύο, ἀρσενικὴν τε καὶ θηλυκὴν φύσιν, καὶ οὐκ ἔστιν ἕτερον ἀφ' ἑτέρου τὸ δυναμενον γεννῆσαι, εἰ μὴ ὁμοῦ ἔλθοιεν καὶ ζῳογονήσωσι τὰ ζῷα τὸ ὑπὸ τούτου δεδημιουργημένα. ἀναλύεσθαί τε αὐτὸν ὑπειλήφασι και πάλιν γεννᾶσθαι, ἐπεὶ καὶ τὰ ἐξ αὐτοῦ γεννώμενα ὁμοίως ανεκλείπτως δαπανᾶται καὶ πάλιν ζῳογονεῖται.

Wir haben diese ganze Stelle des Lydus übersetzt, da wir glaubten, so am kürzesten den Begriff des Dionysos wiedergeben zu können.

Noch einmal wird der Dionysos getötet und noch einmal steht er vom Tode auf und steigt nach dem Himmel empor mit seiner Mutter, Semele, der Erdenmutter. So glauben wir, wie schon Zoëga schrieb, das Spätere aus dem Dionysosleben interpretieren zu dürfen.

Als der Dionysos auf seinen Umzügen auch nach Argos kam, wollte Perseus den bakchischen Thiasos nicht annehmen und bekriegte denselben, und Dionysos mit seinen Bakchen soll von Perseus getötet und in den Alcyonischen See von Lerna geworfen worden sein.

Wir bringen dieses nach (CI v. Dionysos sp. 1057). Die Stellen, welche er angibt, erzählen uns:

Cyrillus sagt adv.: Jul. libr. X, p. 341: daß Perseus Dionysos tötete und daß dieser in Delphi bestattet sei.

Augustinus de Civitate dei lib. XVIII, Kap. 13 Corpus script. eccles. latinor. Vol. XXXX): Nonnulli [scribunt istum Liberum] occisum in pugna a Perseo, nec ubi fuerit sepultus.

Sch. in Iliad. Ξ 319. (zitiert in Lobeck Aglaoph) sagt uns, daß man versuchte dem Perseus die höchste Ehre zu erweisen und ihn selbst über Herakles zu erheben, denn man erzählte, daß er den Gott Dionysos getötet und in den Lernaischen See geworfen hat.

Wir finden auch bei Pausanias viele Beweise für einen stattgehabten Kampf zwischen Perseus und Dionysos, welcher offenbar mit einer großen Niederlage des Dionysos endete.

Buch II, C. 20. Das Grabmal in der Nähe heißt das der Bacchantin Chorea, und man erzählt, daß diese den Heereszug der Weiber mit Dionysos nach Argos begleitete, Perseus aber, da er im Kampfe siegte, den größten Teil der Weiber tötete. Die Übrigen nun

erhielten ein gemeinschaftliches Grab. Dieser aber, da sie durch ihre Würde ausgezeichnet war, errichtete man besonders dieses Grabmal.

Und auch in Cap. 22 spricht er von einem Grabe der Weiber, welche von den Inseln des Ägäischen Meeres dem Dionysos auf seinen Heereszügen folgten und in dem Treffen gegen die Argiver und den Perseus gefallen waren und deswegen heißen sie Weiber des Meeres.

Cap. 23 aber schreibt er: [Sehenswert ist] ein Tempel des Dionysos Kresius. Man erzählt nämlich, daß ihm nach seinem Kampfe mit Perseus und nach erfolgter Aussöhnung mit demselben sowohl sonst große Ehre von den Argivern erwiesen, als auch dieser abgesonderte Platz geheiligt wurde. Des Kresius Tempel wurde er in der Folge genannt, weil er Ariadne, als sie gestorben war, hier begrub.

Diesen großen Kampf erzählt uns sehr dramatisch Nonnus (CXXV Buch. XLVII, S. 1234). Dort wird die Ariadne durch Perseus getötet: auch da kommt eine Versöhnung zwischen Dionysos und Perseus zu Stande. Uns scheint aber, daß Nonnus der Reihenfolge der Sache dichterisch etwas Gewalt angetan hat. Und auch in dem Bericht des Pausanias sollte etwas geändert werden. Wie wir oben schon anführten sagt S. Cyrillus nach dem Dichter Dinarchus, daß Perseus den Dionysos tötete. Und diese Stelle wird auch von Joh. Malala citirt (CVIII lib. II S. 45, 1 — 10.), der aber Dionysos vor Lykurgus flüchtend, in Delphi sterben läßt; und er sagt dann, „daß Dionysos nächst dem goldenen Apollon da begraben war. Das Grab war in Form einer Stufe, worauf geschrieben stand: Hier ist begraben Dionysos der Sohn der Semele. So hat der Gelehrte Philochoros geschrieben.“

Eusebius führt auch an, daß er durch Perseus getötet war, wie Dinarchos, der Dichter geschrieben



hat, welcher auch das Grab in Delphi gesehen haben soll (*Χρονικ. καν.* p. 122 in Scal. thes. tempor. citirt bei Philochorus ed. Siebelis).

Wir können wohl behaupten, daß in dem Mythos der Dionysos in Archos mit seinem ganzen Heere getötet worden ist. Die spätere Versöhnung mit dem Dionysus soll nicht aufgefaßt werden als eine mit einem unter den Menschen lebenden Heros, sondern mit dem Gotte, also durch seine Priester.

Wenigstens für einen Teil wollen wir zeigen, wie dieses verstanden werden kann.

Apollodoros erzählt uns in seiner Mythologischen Bibliothek. Buch II, c. 4, 4, wie Perseus mit Danae und Andromeda nach Argos geht und wie Akrisius, der Vater der Danae, diese in ein unterirdisches, ehernes Gemach geschlossen hat, aus Furcht, daß sie geschwächt werden könnte. Denn durch einen Sohn würde er sterben, hat das Orakel gesagt. Zeus kam als Goldregen, und erzeugte mit ihr den Perseus.

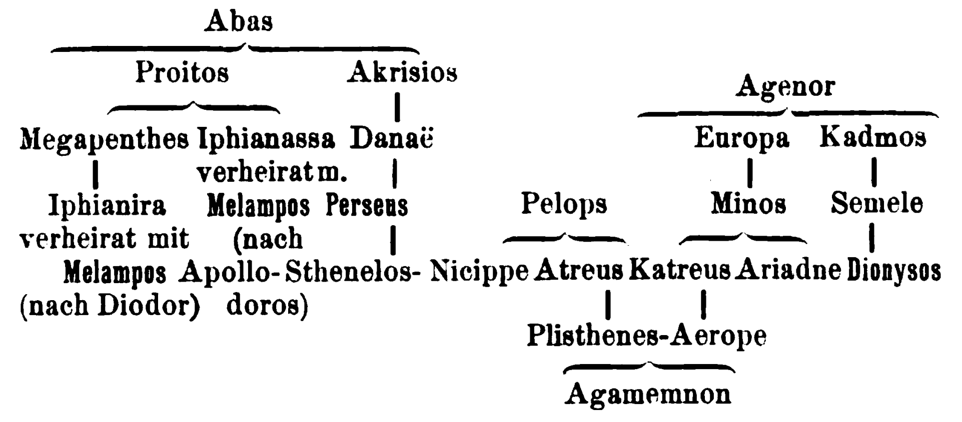
Sie trafen den Akrisius, der aus Furcht Argos verlassen hat, und Perseus tötete den Akrisius beim Discuswerfen. Da Perseus aber lieber nicht in Argos, dem eigentlichen Gebiet des Akrisius herrschen wollte, tauschte er mit dem Sohne des Proitos, Megapenthes, und dieser herrschte über die Argiver, Perseus über die Stadt Tiryns. Wir sahen oben den Kampf zwischen Perseus und Dionysos, und Hesiod (cit. bei Apollodorus) erzählt, daß die Schwestern des Megapenthes, und die Weiber von Argos, weil sie die Religionsgebräuche des Dionysos mißbilligten, wahnsinnig wurden.

Der einzige, der hier retten konnte, war Melampos, der große Seher, und der erste Erfinder der Heilkunde durch Arzneikräuter und Reinigungsmittel. — Herodot sagt von ihm: (LXXX Buch II c. 49) daß er den Phallus in Griechenland eingeführt hat, sowie den Namen Dionysos



und sein Opferfest. Nur hat er nicht genau die ganze Sache erfaßt und dargestellt, sondern die Weisheitslehrer nach ihm haben es noch weiter herausgestellt sagt Herodot weiter, und dann: „[er hat] unter den Hellenen das Dionysische mit einigen Abweichungen eingeführt“, und Herodot hält am meisten dafür, daß Melampus das Dionysische kennen gelernt hat durch Kadmos den Tyrier, und diejenigen, welche mit diesem aus Phönicien in das Land gekommen sind, das jetzt Boeotien heißt.

Wir geben hier einige Genealogien, insoweit sie zu unserer Sache Beziehung haben.



Nach Apollodor nun waren die argivischen Weiber unter Proitos von der Raserei besessen, und dieser König ließ Melampos kommen. Diodor Buch IV, c. 68, aber schreibt: „Melampos als Wahrsager heilte in Argos die Weiber, die durch den Zorn des Dionysos in Raserei geraten waren. Zum Dank für dieses Verdienst trat ihm der König von Argos, Anaxagoras, der Sohn des Megapenthes, zwei Dritteile des Reiches ab. Er ließ sich nun in Argos nieder und regierte [da]. Er nahm Iphianira, die Tochter des Megapenthes zur Ehe.“

Diese letzte Lesung stimmt absolut mit der oben gegeben Argivischen Mythe überein: Dionysos, der jugendliche Heros in. B. zu Perseus, wird durch den Argiver verschlagen. Zur Rache schickt er dann die Raserei über

die Weiber. Und dann ruft Megapenthes, der mit Perseus die Länder getauscht hat, Melampus, den Dionysos-Priester, und dieser versöhnt die Gottheit. Melampus stammt aus Thessaliën, und in Thrakiën bestand der Dionysos-dienst schon, also aus dem Norden wird der Sühner geholt. Dann gibt Pausanias noch eine Erzählung wie der Dionysos später die Argiver schützte, und sie ein bestimmtes Bild verehrten, daß sie, als sie von Troja zurückkamen, aus Euboea mitgenommen hatten: (Buch II, c. 23) wo sie beim Vorgebirge Kaphereus Schiffbruch litten. „Da beteten sie zu einem der Götter, er möchte in der gegenwärtigen Not, ihr Retter sein und es zeigte sich ihnen sogleich, wie sie vorwärts gingen, eine Grotte des Dionysos, und eine Bildsäule des Gottes war in der Grotte, und wilde Ziegen, welche vor dem Sturme flohen, hatten sich dort gesammelt. Diese schlachteten die Agiver, speisten das Fleisch und gebrauchten die Häute zur Bekleidung."

Der Tod des Dionysos durch Perseus wird aber offenbar von den Agivern als Tatsache angenommen.

Und dieses, so sagt Zoega, (S. 215, Not. 21) würde es sein, was die Griechen, welche fürchten, die Niederlage des Gottes außerhalb der Mysterien zu besprechen, in die folgende Erzählung umänderten:

Der Dionysos wollte seine Mutter aus der Unterwelt empor bringen und im Olympus einführen, und er sollte durch den Alcyonischen See hineingestiegen sein; den Weg aber, der hier hinabführt, soll ihm Polymnus gezeigt haben. Die Feierlichkeiten jedoch, welche alljährlich bei Nacht dem Dionysos zu Ehren auf diesem See angestellt werden, durften nicht Allen bekannt werden. So weit Pausanias.

Zoega sagt, daß Polymnus abgeleitet ist von εἴδω, somit einen Todesgenius bezeichnen soll.



Mehr über diesen Mythus, welchen Pausanias nicht erzählen darf, geben uns, mit Hyginus in seinem Poeticon Astronomicon, auch einige Kirchenväter, natürlich gemischt mit grausamen Anzüglichkeiten, welche oft ein „Nichtbegreifenwollen“ zeigen.

Der Name des Genius wird sehr verschieden gegeben: Polymnos gibt Pausanias, wie wir oben sahen, Prosymnus nennen ihn Clemens Alexandrinus (Protrept. Bd. I, S. 29) und Arnobius (Adv. Gentes libr. V, S. 176. X.) Hyginus nennt ihn Hypolipnus, was wahrscheinlich nach Wouwern und Muncker (CXXIV S. 29, Not. 12) als Polyhypnos gelesen werden muß, was dann wieder zu Zoegas Ableitung zurückbringt.

Prosymnus will dem Dionysos den Weg zeigen, aber nur unter einer Bedingung, daß er sich nämlich ihm hingibt. Und Dionysos schwur dem Prosymnos, daß er, wenn er seine Mutter herausgeführt hätte, dieses bestimmt tun würde. Als der Dionysos oben wieder heraufgestiegen war, fand er den Prosymnus tot. Und um seinen Schwur zu halten, soll er dann einen Phallus aus Feigenholz geschnitten haben und diese da gepflanzt haben, und damit den Akt, welchen er dem Prosymnus versprach, vorgenommen haben [119]).

---

[119]) Wir geben hier den lateinischen Text des Arnobius wieder. (Clemens hat dieselbe Erzählung, welche dann auch Arnobius abschrieb, da Clemens griechisch schrieb, Arnobius aber lateinisch, so geben wir seine Version. Hyginus gibt diese Mythe nur bis zu dem Schwur). Arnobius' Version ist auch darum interessant, da dieselbe den kirchenväterlichen Haß gegen die griechische Religion in seiner vollen Grausamkeit zeigt.

Cum inter homines (inquiunt) esset adhuc Nysius et Semeleius Liber nosse inferos expetivit, et sub tartari sedibus quidnam rerum ageretur, inquirere sed cupiditas haec eius nonnullis difficultatibus impediebatur: quod qua iret ac pergeret inscitia itineris nesciebat. Prosumnus quidam exoritur, ignominiosus amator dei atque in nefarias libidines satis pronus, qui se ianuam Ditis atque acherusios

Wenn auch der Phallus viel früher in Griechenland verehrt worden ist, als es übereinstimmen würde mit der Stiftung der Lernäischen Mysterien, welche Pausanias „nicht alt" nennt, so ist doch dieser Mythos in Griechenland geglaubt worden.

Wenn man sich wirklich hineindenkt in die griechische Auffassung des gedachten Zeitalters, kann doch die Mythe nicht schöner mystisch erzählt werden.

Denn als der Erzeuger und der Regenerator in die Unterwelt hinabsteigen wollte, mußte er durch den Tod hindurch, d. h. er sollte sich dem Prosymnus hingeben. Aber der Regenerator ist ewig und stirbt nicht, darum wird er die Hingabe erst nach dem Hinabsteigen vollbringen. Wenn nun die Kirchenväter aber das Gestorbensein des Prosymnos erzählen, so liegen zwei Möglichkeiten vor, entweder sie haben eine Erzählung wiedergegeben, worin schon der Genius in einen Heros ver-

---

Aditus pollicetur indicaturum, se sibi gereret morem atque uxorias voluptates pateretur deus, ex se carpi. Deus facilis iurat potestatis futurum ac voluntatis se eius, sed cum primum ab inferis compos voti atque expeditionis redisset. Viam comiter Prosymnus edisserit atque in limine ipso prostituit inferorum. Interea dum Liber Stygem, Cerberum Furias, atque alias res omneis curiosa inquisitione collustrat, ex viventium numero iudex ille decidit, atque ex more sepelitur humano: emergit ab inferis Evius et recognoscit extinctum ducem. Qui ut fidem compleret pacti et iurandi solveret religione se iuris, locum pergit ad funeris et ficorum ex arbore ramum validissimum proesecans dolat, runcinat, levigat et humani speciem fabricatur in penis figit super aggerem tumuli et postica ex parte nudatus, accedit: subdit, insidit. Lascivia deinde luxuriantis assumpta, huc atque illuc clunes torquet et medidatur ab lignopati, quod iamdudum in veritate promiserat. Ac ne quis forte a nobis tam impias arbitretur confictas res esse, Heraclito ut testi non postulamus ut credat, nec mysteriis volumus quid super talibus senserit ex ipsius accipiat lectione totam interrogat Graciam, quid sibi veluit Ithyphalli, quos per rura, per oppida mos subrigit et veneratur antiquus?

wandelt ist, denn ein Todesgenius kann doch nicht sterben, oder sie fügen etwas hinzu, um die griechische Religion erst recht abscheulich darzustellen. Hyginus hat diesen Teil nicht, was mehr für die letzte Möglichkeit spricht. Wohl ist denkbar, daß die Argiver an diesem Mythos die Verehrung des Phallus anknüpften, denn wenn Dionysos zurückkam, der Regenerator aus dem Totenreiche heraufstieg, was würde dann mehr passen als die Pflanzung des plastischen Symbols der Erzeugung, der Regeneration? Aber auch als Symbol der Hingabe der Mann-weiblichen Gottheit dem männlichen Tode: einer kurzen Vereinigung mit dem Tode, um dann erklärt und erstarkt wieder aufzuerstehen. Denn auch aus dem See von Lerna riefen die Argiver den Dionysos βουγενής unter Trompetenschall empor: er ist die lebenzeugende Naturkraft, als deren Symbol in diesem Kultus auch der Phallos gebraucht wurde", schreibt Voigt (in CI v. Dionysos Sp. 1057.) (Plutarch, Is. u. Os. c. 35).

Wir haben als Abbildung 30, den göttlichen Dionysos-Kopf aus dem Museum in Leiden beigefügt, denn besser als Worte und schöner als andere Statuen gibt dieser Kopf, wie verstümmelt er auch ist, die heilige extatische Entzückung wieder, welche in der herrlichen Regeneration der Natur jauchzt und jubelt.

Die Mannweiblichkeit des Gottes wird weiter noch erwähnt von vielen Schriftstellern des Altertums. Euripides nennt ihn in seinen Bacchi: weibgestaltet (θηλύμορφος), die orphysche Hymne: Mit zwei Geschlechtern (CXXIX XX, v. 2 διφυῆ), und dann Aristides (VIII) in seiner Rede über Dionysos:

So ist der Gott männlich und weiblich. — Er hat eine Gestalt seiner Natur gemäß, so wie er überall für sich selber wie ein Zwilling ist; denn er ist zwischen Jünglingen ein Mädchen, zwischen Mädchen ein Jüngling,

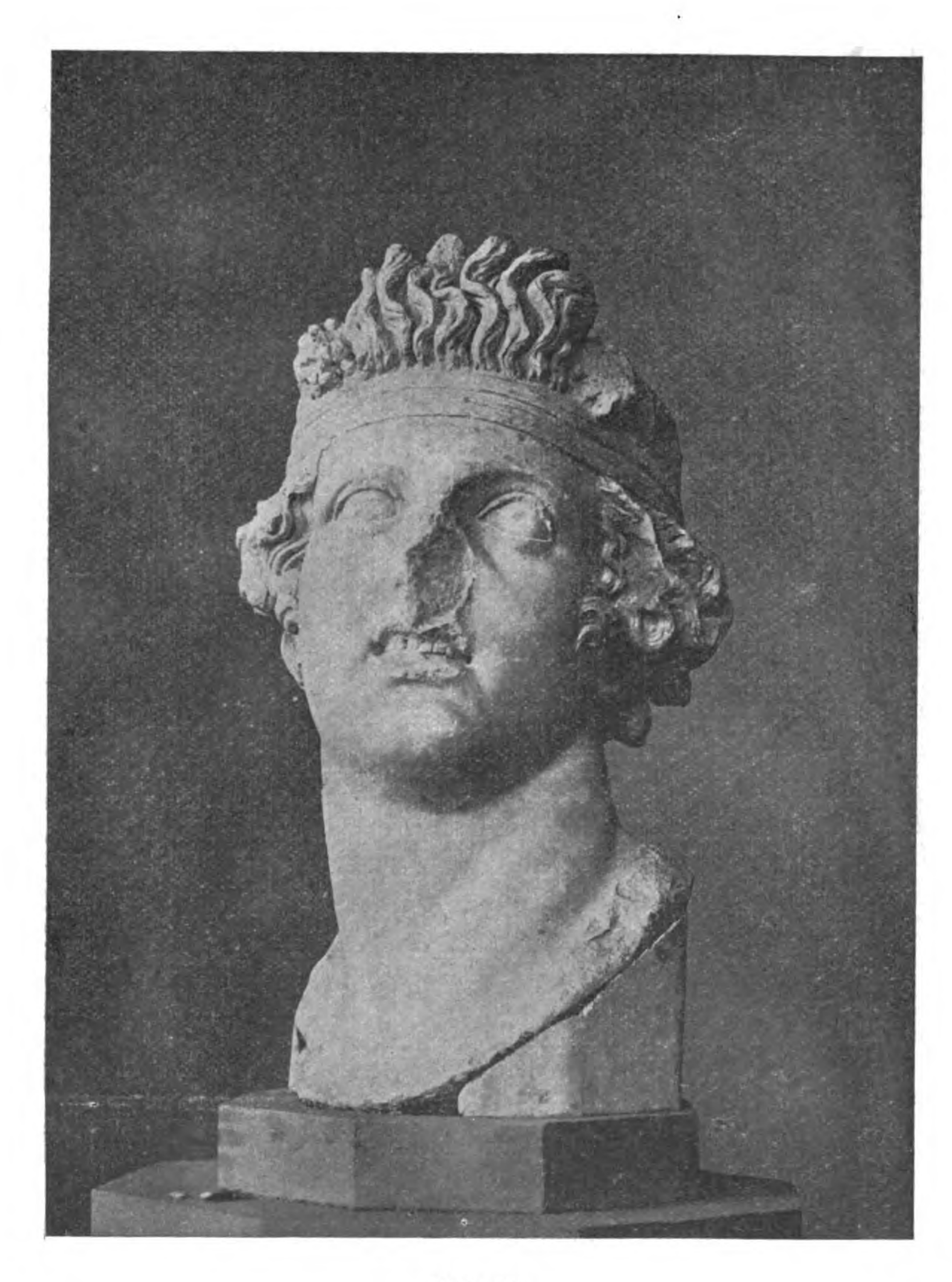


Abb. 30.

und zwischen Männern ein Bartloser und ein von brausender Lebenskraft überfließender[120]).

Eusebius schreibt in der oben angeführten Stelle: Dionysos wird weibgestaltet genannt, verschiedener unsittlicher Ursachen wegen, und weil er mit einem mit Weibern gemischten Heer kämpfte; und in seiner Praep. Evag. 3, p. 66 (cit. Philoch ed. Siebelis) sagt er: „Dionysos ist weibgestaltet so bezeichnend die mannweibliche Kraft der Fruchtbäume, soweit es die Zeugung anbelangt."

Siebelis nennt dieses: ridiculam rationem. Uns scheint es aber sehr richtig zu sein, wenn wir nl. Frucht-

---

[120]) *Ἄρρην τε καὶ θῆλυς ὁ θεός . . . . . . ἔστι δε τῇ φύσει καὶ τὴν μορφὴν προσεοικώς· ὥσπερ γὰρ δίδυμος πάντῃ αὐτὸς πρὸς ἑαυτόν ἐστι· καὶ γὰρ ἐν ἠιθέοις ἐστὶ κόρη, καὶ ἐν κόραις ἠιθέος, καὶ αὖ ὡς ἐν ἄρρεσιν ἀγένειός τε βρισεύς.*

Wie man sieht, haben wir *βρισεύς* übersetzt, wie wir oben taten: wir taten es nach Creuzer, Th. IV S. 104. der Name von *βρίζω, βρίθω βρύω,* welches eine Fülle des Lebenstriebes in seinen mannigfaltigen Aeusserungen bedeutet. Welcker: CXC, Th. II, S. 607, und Not. 102, und S. 608. Briseus fließend, segentriefend. (Not. 102, noch jetzt heißen die Brunnen *βρύσια.* — Ausdrucksvoll Persius 1,76 Brysaei . . . venosus liber Atti.) S. 608. Anschaulich wird das Wort durch die überschwengliche Fruchtbarkeit und Saftigkeit der Trauben etc., die man auf griechischen Inseln, die Bergabhänge und mit der Fülle der Früchte zum Teil den Boden bedecken, sieht. Teufel schreibt über diese Stelle bei Persius: „Persius nennt [Attius] den Briseischen und seine Stücke „adrig" um damit die Überschwenglichkeit, Überladenheit, die übersprudelnde Kraftfülle, wohl auch die Derbheit des Dichters und seiner Produkte zu bezeichnen." Stoll (CXXXIV v. *βρισαῖος* schreibt: „Das Wort bezeichnet den Dionysos als Gott des Frühlings, wo alles treibt und schwillt", und v. Brisae: Ihre Bedeutung geht wohl weiter und bezeichnet die schwellende Fülle des Naturlebens." Wir übersetzten das Wort, da hier dasselbe unmöglich den Gottesnamen meinen kann, sondern nur einen aus der Götteridee abgeleiteten Begriff. Ob dies Alles in einem heutzutage obscön genannten Sinne gemeint ist, lassen wir dahingestellt.



bäume in dem ausgebreitetsten Sinne nehmen, d. h. als Symbol der Vegetation, ja selbst der Zeugung überhaupt.

Wir haben überdies noch den Dionysos Dentrites, (Plutarch Symp. V. 1).

Suidas v. *Ανδρόγυνος* sagt: Dionysos dem männlichen Thun und dem weiblichen Leiden nach, der Unmännliche und der Hermaphroditos.

Knight faßt diese Mannweiblichkeit auf wie die Vereinigung des Dionysos mit Ariadne. (XCIII § 100).

Es gibt verschiedene Tatsachen, welche diese Auffassung nicht zu unwahrscheinlich machen.

Wie Stoll (CI v. Ariadne) sagt: „scheint es eine in der Sage zur Heroine herabgesunkene, besonders auf Naxos und Creta verehrte Naturgöttin zu sein, die der Aphrodite sehr nahe stand und den fruchtbaren Erdboden bezeichnet. Die Etymologie des Namens, wie sie Nork (CXXVI v. Ariadne) gibt, stimmt damit sehr auffallend überein: *᾿Αρι-άδνη*, s. v. a. *᾿Αδνη* i. q. *ἡδονὴ*, vgl. *Εὐ-άδνη* sc. עֶדְנָה Stw. עָדָה Skr. ad Zeugen — daher: die sehr Wollüstige.

Kann dieser Göttin-Name auch zusammenhängen mit: עָרָה was entblößen bezeichnet, und עֶרְוָה was Scham, Blöße ist?

Diese Etymologie würde eine Stütze in der Tatsache finden, daß auf den Gemälden und Sculpturen, wo Dionysos die Ariadne findend dargestellt wird, immer die Entblößung der Ariadne stattfindet. Oder wird vielleicht mit dem letzten Worte Ariadne, das Welcker von *ἁνδανω* mit dem Sinne: *Εὐάδνη*, die Gefällige ableitet (CXC Bd. II S. 590), zusammenhängen? Dann würde also die Ariadne die weibliche Repräsentation des Zeugungsgliedes, d. h. der Zeugung, und dann kann sie nur die vom allgemeinen Zeugungsgotte abgelöste weibliche Potenz sein.



Und die Begattung des Dionysos und der Ariadne wird dann wieder darstellen die Harmonie des Alls.

Als Abbildung 31 fügen wir einen androgynischen Dionysus bei, ebenfalls ein Gipsabdruck einer Camee in Leiden. Wenn auch auf der Abbildung die androgynische Natur nicht so deutlich ausgesprochen ist, als wünschenswert war, so kann man aus der Beschreibung, welche Lippert I, 367 davon giebt, sich doch von der Mannweiblichkeit des Originals überzeugen.



Abb. 31.

„Bacchus sitzet auf einem Leoparden, der um den Hals mit Weinreben, an denen Trauben hangen, geschmückt ist. Er selbst ist mit Epheu und Trauben gekrönet; seine Haarlocken hängen auf die Schultern, und mit dem Becher tränket er den Leoparden und hält in der linken den Thyrsus, welcher mit Bändern aber ohne Epheu, nur mit dem Fichtenapfel gezieret ist.

„Dieses Werk kann man wegen der Zeichnung, der Stellung und des schönen Fleisches, nicht genug betrachten und bewundern. Der Reiz, den es hat, ist mehr der Reiz einer schönen Weibsperson, als daß es einer jungen Mannsperson gleich sehen sollte. Wie denn auch Euripides (in Bacchis) ihn θηλύμορφον, der eine weibliche Gestalt hat, nennet.“

Ein zweites Beispiel gibt uns, die in CI zum ersten Male veröffentlichte Abbildung, welche wir verkleinert beifügen (Abb. 32).

Der androgynische Dionysos, denn so meinen wir den Hermaphrodit nennen zu dürfen, da er die Symbole des Dionysos führt, den Kantharos, und die brennende Fackel, und der Silenos, der treue Gesell des Dionysos, neben ihm ist, steht vor einen Altare mit Früchten, die vor einer ithyphallischen Panherme liegen.



Hermann (C) v. Hermaphroditos erwähnt dann noch ein pompejanisches Gemälde — wie auch das oben gegebene Bild —, worauf der Hermaphrodit sich stützt auf den Nacken des Silen, neben dem ein die Doppelflöte blasender Erot einherschreitet. Links vom Hermaphroditos steht ein bärtiger Panisk mit gesenkter Fackel. Er blickt zur Scham des Hermaphroditen empor und erhebt erstaunt die Rechte. Dahinter wieder eine Bachchantin. (Helbig Nr. 1372).



Abb. 32.

In dem ersten oben reproducierten Bilde „ist offenbar ein dionysisches Opfer dargestellt. Hauptfigur der dargestellten Scene ist Hermaphroditos. Man muß annehmen, daß ihm das Opfer gilt, daß er also gewissermaßen identisch mit Dionysos, dieselben Opfer wie dieser empfängt.“

In der Umgebung des Dionysos kommen nächst dem Priap, den wir schon oben kurz angeführt haben, die Satyren, Pan, und die Nymphen.

Die Ersteren, deren Name nach Preller (CLII Bd. I, S. 600 Anm. 1) eines Stammes mit *σάϑη* (männliches Glied) *σάϑων* (Jungen) sein soll, und die Letzteren, deren allgemeine Benennung, nach Bachmann (bei Bloch CI v. Nymphen) zusammenhängen soll — so wie auch lat. nubere, mit einer Wurzel, von der auch nhd. Knüpfen, Knospe abgeleitet wird, und deren Grundbedeutung die rundliche Erhebung, Anschwellung ist also „die Schwellende“ oder das fruchttragende Weib, — offenbar sind also die Beiden vom allgemeinen Erzeugungsgotte, dem Androgynen, abgelöste verschiedene Potenzen.

Wir bitten, hieran sich weiter unten zu erinnern, wenn wir den Hermaphroditos im engeren Sinne behandeln. —

Als Abbildung 33 reproduzieren wir die tav. d'agg. L. aus Ann. dell' Inst. 1884, darstellend einen jugendlichen Hermaphroditen mit lachenden satyrischen Zügen, in der Sammlung Barracco, publiziert von Robert, woraus hervorgeht, wie der Satyr auch in späterer Zeit als Zeugungsgott wieder aufgefaßt in der aprioristischen androgynischen Gestalt dargestellt worden ist. Der Pan, der alte Hirtengott (Roscher, CI v. Pan) „das Prototyp eines arkadischen Ziegen- und Schafhirten, gewissermaßen die Verkörperung des gesamten arkadischen Hirtenlebens.“ Es ist dann auch höchst interessant, wie Roscher aus dem Leben des Hirten alle Eigenschaften dieses Gottes erklärt. Aber wir glauben, daß in dem Kultus ihm wahrscheinlich am meisten geopfert worden ist als Schutzherrn der Schafe und Ziegen, und dann in B. auf Zucht, d. h. als Erzeugungsgott. Hierfür spricht noch, daß die Griechen Pan mit dem ägypt. Chem oder Min identifizierten der, nach Drexler (CI v. Min) besonders ein Gott des Feldbaues, der Fruchtbarkeit und der Zeugung war, und mit Mendes. (Strabon, lib. 17, S. 1154, *Μένδης, ὅ του τὸν Πᾶνα τιμῶσι*

καὶ τῶν ζώων τράγον, und Herod. 2. 46. *καλέεται δὲ ὅ τε τράγος καὶ ὁ Πὰν Αἰγυπτιστί Μένδης*), der offenbar wie Eduard Meyer Cl. v. Mendes sagt als ein Gott der Zeugung, der speziell den Frauen Fruchtbarkeit gewährt, aufgefaßt worden ist.

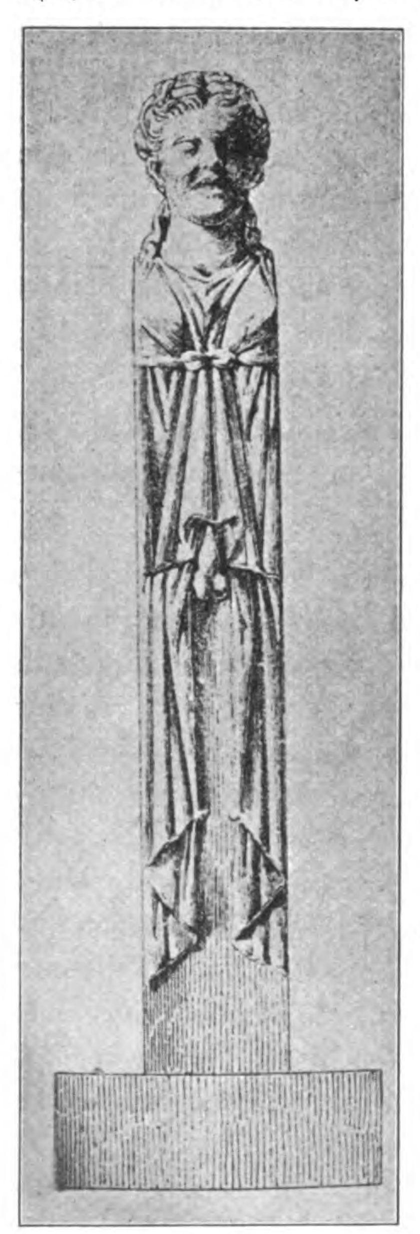


Abb. 33.

Dem Pan waren Schildkröten geheiligt (CXXXV lib. 8. am Ende), und wir können nicht glauben, allein darum, weil er als musikalischer Gott auf der Leier spielte, welche Apollo aus einer Schildkröte gebildet haben soll; ja, die Stelle bei Pausanias wird gerade das Entgegengesetzte lehren, nämlich daß man keine Leier verfertigen darf von Schildkrötenpanzer; denn die Gebirgsbewohner des Partheniums, wo die zur Fertigung von Lyren brauchbarsten Schildkröten gefunden werden, scheuen sich dieselben zu fangen und gestatten dieses auch den Fremden nicht, weil sie dem Pan für geheiligt gelten."

Die Schildkröten sind aber auch der Aphrodite geheiligt — daß sie dieses als Symbol der Häuslichkeit und der Schweigsamkeit sind, wie Plutarch Conjugalia praecepta S. 421 meint, wird wohl nicht wahr sein. Dagegen wird dieses wohl die Ursache sein,

daß die Schildkröten den Alten, wie Aelian. I lib. XIV, c. XIX, erzählt, für sehr wohllüstig, aber auch sehr lebenskräftig gelten (idem lib. IV, c. 28). So noch mehr die Eidechse (idem lib. II, c. XXIII). Diese Eigenschaften werden auch diese Tiere zu dem Pan Geheiligten gemacht haben.

Knight (XCIII § 51) will in den Schildkröten auch die androgynische Idee erkennen, so auch in den Meerschnecken (buccinum), „deren Gehäuse oft in einem Strahlenkranze in den Händen verschiedener Hindoo-Idole vorkommen, um Wasser und Feuer anzudeuten, die Prinzipien, aus denen diese doppelte Kraft der Natur entsprang. Die Schildkröte ist nun das Symbol dieser Eigenschaften, obwohl sie auch etwas anderes bedeutet haben wird, denn, wie die Schlange, ist auch sie sehr lebenskräftig: denn jedes Glied und jede Muskel behält seine Beweglichkeit lang nachdem sie es vom Körper geschieden worden ist. So wird sie die Unsterblichkeit, aber auch das Doppelgeschlecht symbolisiert haben und wir finden sie denn auch unter den Füßen vieler Gottheiten, wie Apollon, Hermes, Aphrodite."

Und ferner sind als immer wiederkehrende Symbole des Pans zu betrachten, das Pedum, der Hirtenstab, „das Symbol des An-sich-ziehen" (Attraction) und der Syrinx, „das Symbol der Harmonie, Mittel und Erfolg seiner Wirksamkeit". (Knight XCIII c. 190.)

In den Thiasos des Dionysos gehört aber auch eine bestimmte androgynische Figur, wie diese abgebildet ist auf Abbildung 34—36, resp. reproduc. aus den Einzelaufnahmen, und aus Annali dell' Instituto 1882. Wenn wir in Abb. 36 sehen, daß der Tänzer oder vielmehr der in ekstatischer Bewegung fortschreitende Hermaphrodit, mit dem Thyrsus auch einen weiblichen Haarputz hat, so erkennen wir auf den beiden anderen Bildern deutlich die





Abb. 34.

Phrygische Mütze. Wie in Abb. 34 werden auch die Hermaphroditen der beiden folgenden wohl dasselbe Objekt in der rechten Hand halten. Wir glauben, daß gerade dieses Bild beweist, daß dieses Objekt, wie Blanchet



Abb. 35.

will, ein Klappspiegel ist. Dasselbe Objekt kehrt wieder in Abbildung 37, und wenn man dort noch an einen eigentümlich geformten Krotal denken könnte, so beweist die hier gegebene Abbildung, daß hiervon absolut keine Rede

ist, denn man wird doch annehmen müssen, daß ein in ekstatischer Bewegung fortschreitender Dionysosfolger seinen Krotal so halten wird, daß er damit klappern könne. Auf diesem Bilde aber, wo die Hand sich zwischen den beiden Teilen befindet, ist dieses absolut unmöglich.

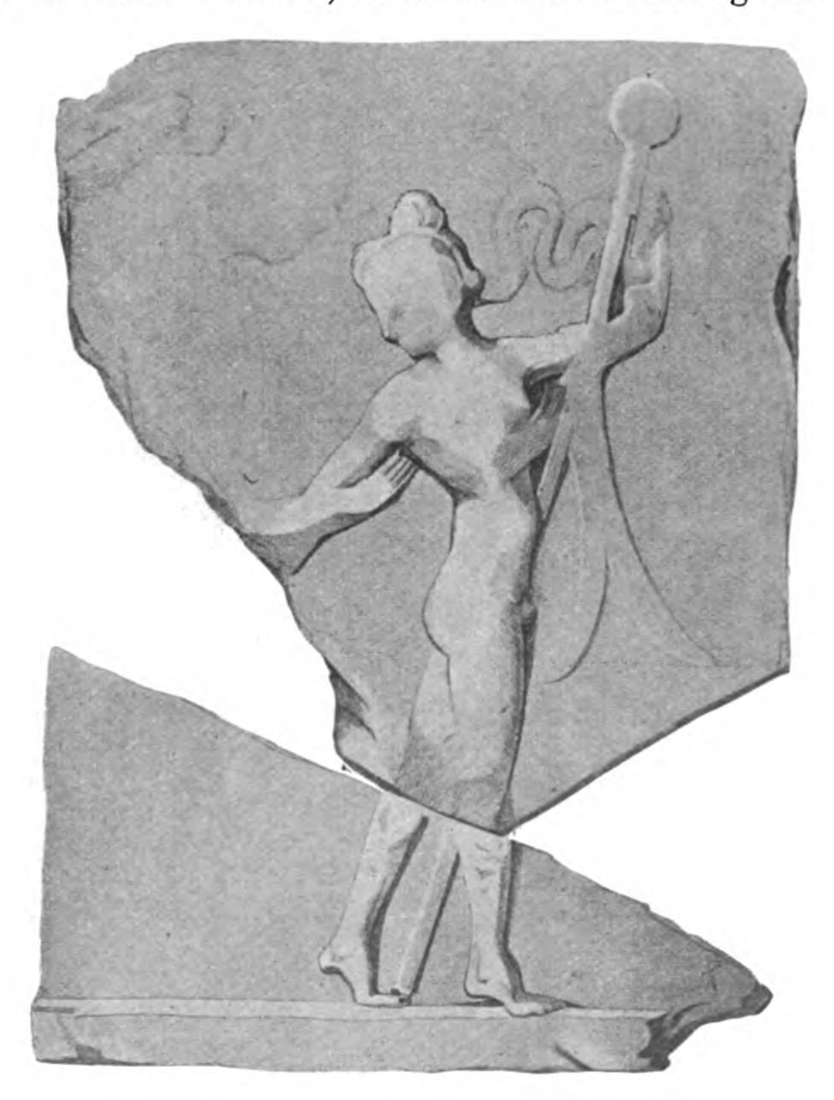


Abb. 36.

Blanchet weist auf die analoge Stellung seiner Statuette der Aphrodite Callipygos (XXI S. 161) (Abb. 37) hin. Eine ähnliche Stellung wird man sich in Abb. 38

denken können, obwohl der rechte Arm, welcher den Spiegel halten sollte, nicht mehr da ist. Diese Haltung



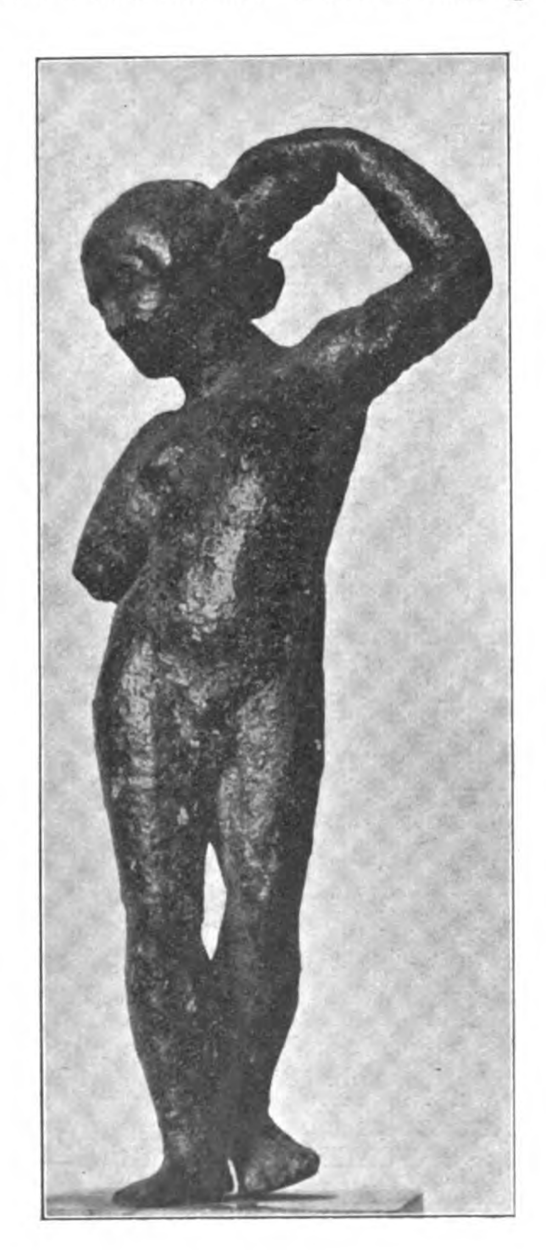


Abb. 37. Abb. 38.

kehrt, wenn auch etwas modifiziert, in Abb. 38* u. 38** wieder. Der Androgyne steht hier aber ruhig. Der erste

Beschreiber sah in diesem Bilde einen Kybelepriester, der ein Cymbal in seiner Hand hält[121]).

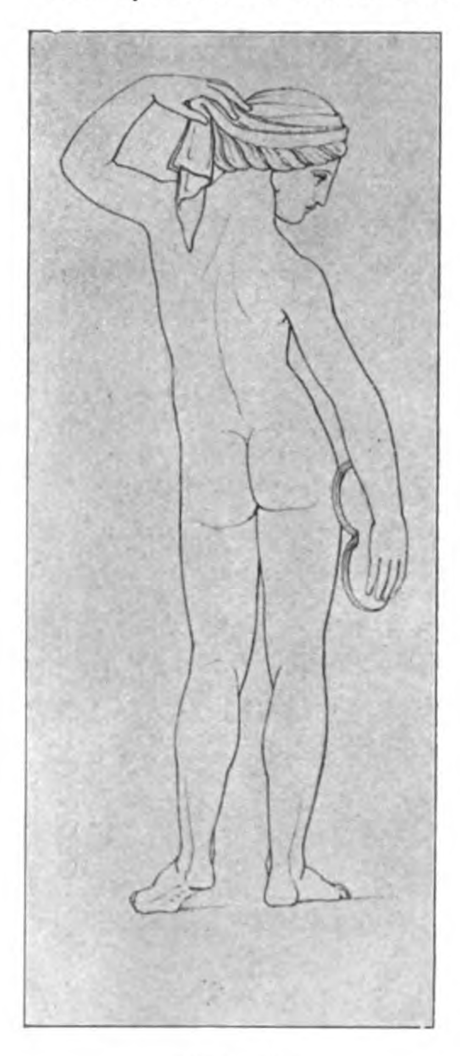


Abb. 38*.

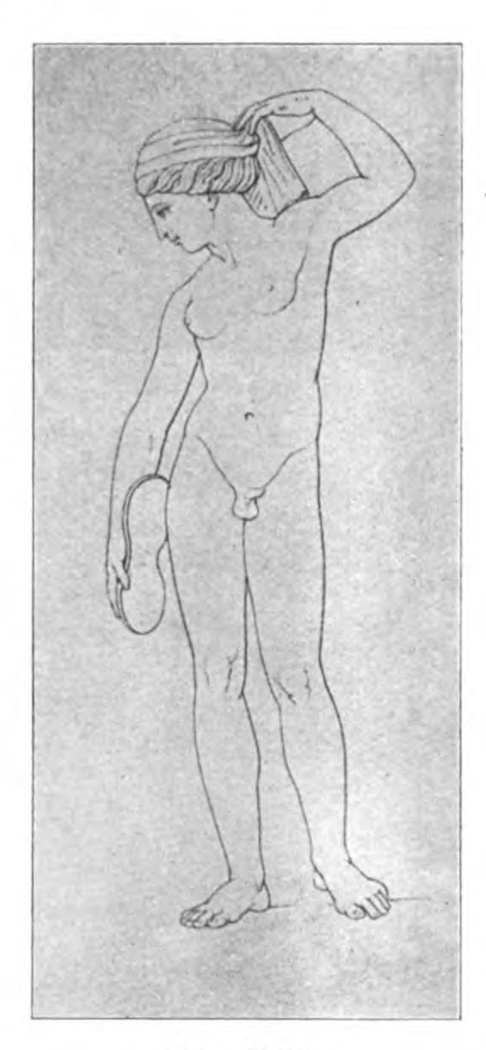


Abb. 38**.

[121]) CLIX, The first of the Figure, is five inches high, and in perfect preservation, except the head. The figure is naked and decidely of the hermaphrodite character. In the right hand on partly resting on the arm, are, as I presume cymbals (by some antiquaries a doubt has been suggested, wether the object may be not a speculum) evidently placed in that peculiar and temporary position to admit of the left hand being at liberty to adjust the sacred bandage or veil, which it is to be inferred, has during the celebration of the rites of the goddess been loosened by dancing.

Wie die Nymphe, der abgelöste weibliche Teil der Natur und der Satyr, der männliche, in den Thiasos des Dionysos gehörte, so gehört auch der Androgyne, die Zusammenfassung von Beiden, dahin.

Knight, der oft die — freilich erst spätere — tiefe Bedeutung der classischen Darstellung gibt, sagt XCIV S. 38: „Ausser den Faunen, Satyren, und den Nymphen, die fleischgewordenen Emanationen der aktiven und passiven Kräfte des Schöpfers, finden wir in den classischen Skulpturen verschiedene androgynische Figuren. Ich glaube, daß dieselben die organisierte Materie darstellen,



Abb. 39.

in der primordialen Zeit, wo diese, losgelöst vom Chaos, noch nicht durchdrungen war von der ätherischen Essenz des Schöpfers. Auf einem prächtig geschnittenen Stein [wir geben die Abbildung 39, reproduziert aus XCIV, wenn auch das Bildchen gerade das Gegenteil von „Prächtig" genannt werden muß. v. R.], welchen R. Wilbraham Esq. besitzt, ist solch ein Androgyne dargestellt, schlafend, mit entblößtem Geschlechtsorgane [auf der Abbildung nicht deutlich dargestellt. v. R.], und das Ei des Chaos liegt zerbrochen unter ihm. Auf der

anderen Seite steht Dionysos der Schöpfer, eine Fackel tragend, das Emblem des ätherischen Feuers, welche er nach dem Schlafenden hinneigt, während einer von seinen Dienern den Befehl abzuwarten scheint, um eine Verrichtung anzufangen, welche er, nach den äußerlichen, sehr deutlichen Kennzeichen mit Kraft und gutem Erfolge tun wird. Der Schöpfer stützt sich auf eine dieser Gestalten, die man Silenen nennt, und welche nach ihren plumpen, schweren Formen zu urteilen, das Symbol der rauhen und harten Natur, aus der alles geschöpft ist, die aber aus sich selber nichts zu erzeugen vermag, sehr richtig dargestellt ist als Stütze des Schöpfers.

„Die Kahlköpfigkeit dieser Figur drückt den nichts hervorbringenden Zustand der Materie aus, wenn die erzeugenden Kräfte nicht darin sind, denn es war die Auffassung der Alten, und ich erinnere mich, es in Aristoteles gelesen zu haben[122]), daß jeder Stoß beim Coitus eine leichte Vibration im Gehirn erweckt, welche die Wurzel der Haare ändert, und daß also die Kahlköpfigkeit ein Zeichen der Unfruchtbarkeit ist, entstanden durch wiederholte Exzesse. Die Figuren des Pan wären ungefähr denen ähnlich, die, wie ich meine, die inerte

[122]) Wir fanden in den Problemata Sect. IV. (IX. s. 860 Frage 19. (Wir geben die lateinische Übersetzung des Gaza).

Quicumque autem ex pilis congenitis aetate iam provecta non crescunt, hi omnes decidunt libidinis usu immoderato. [Capillus et cilium] eadem illa de causa deficiunt, quod partes superiores sanguinis parum obtinentes, libido sefrigerat. Ita enim efficitur ut locus hic alimentum concoquere non possit: cum autem pili alimento caruerint, defluant necesse est.

Und Hippokrates, die Entstehung des Kindes, Cap. IX (Übersetzung v. Fuchs): Diejenigen aber, welche einen kahlen Kopf bekommen, haben zuviel Schleim; bei ihnen wird während des Beischlafes der im Kopfe befindliche Schleim aufgerüttelt und erhitzt, er wendet sich gegen die Epidermis und verbrennt die Haarwurzeln, und die Haare fallen aus.

Materie darstellen, wenn nicht ihre Körper vereinigt wären mit denen des Bocks, dem Symbole der schöpferischen Potenz, welche die Materie befruchtet und organisiert hat. Dieselben haben oft ein Geschlechtsorgan von enormen Dimensionen, um die Anwendung der schöpferischen Kraft zum edelsten Zwecke anzudeuten: die Erzeugung von fühlenden und vernünftigen Wesen.“



Abb. 40.

Wir finden mehrere Bilder, welche etwas ähnliches in den verschiedensten Posen darstellen.

So Abbildung 40 reprod. nach Clarac, 610, 1550 (Florenz. Reale Gall), wo Pan sich dem Androgynen nähert. Die Syrinx hängt am Baum, und eine Eidechse läuft am Boden. Der Androgyne widerstrebt, aber nicht sehr energisch.

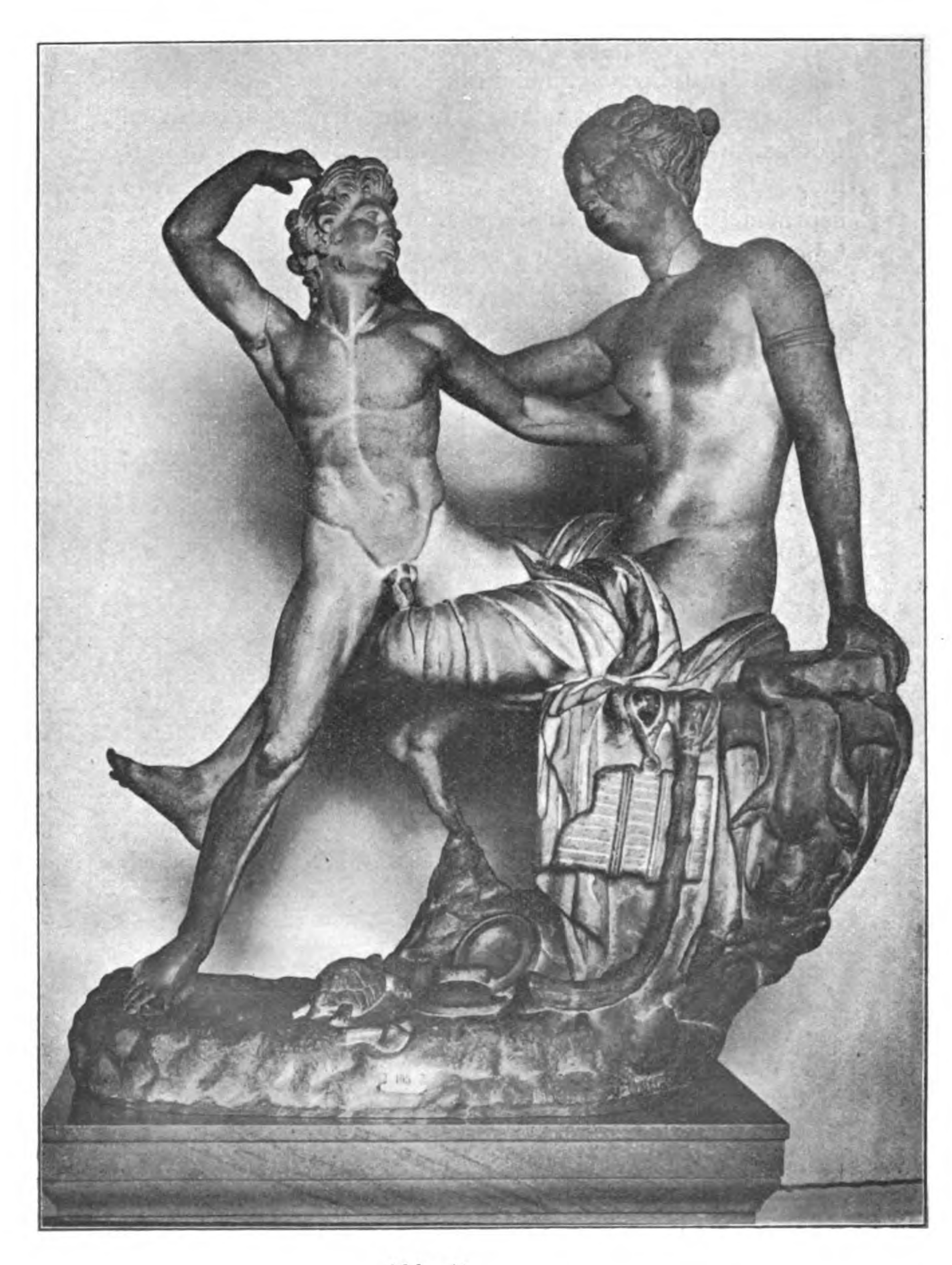


Abb. 41.

In der großen Gruppe in Berlin (Abb. 41 nach einer für uns verfertigten Photographie) ist deutlich die gegenseitige Zunäherung ausgesprochen. Auf dem Boden ist die Schildkröte, das Pedum und die Syrinx hängen am Baum, worauf der Androgyne sitzt, sich stützend auf die Linke, in der er den Cymbal hält. Auf dem Baume hängt eine Löwenhaut. Wenn auch der Kopf des Androgynen nicht schön ist, und selbst etwas imbeciles zeigt, so ist doch in beiden Köpfen das wollüstige Necken sehr ausgeprägt.

Auch in Abb. 42 (S. 852) nach dem wunderschönen Stich in CXLI, ist das Widerstreben des Androgynen gegen das Liebherzen des Satyrs nicht sehr energisch, und das Gesicht des Androgynen in träumerische Ferne blickend, drückt das „sich hingeben werden" schon aus.[123])

Noch deutlicher wird dieses in den folgenden Bildern.

Abbildung 43 (nach einem Gipsabdruck in Leiden) gibt den phallischen androgynischen Dämon mit großer Energie den jugendlichen Satyr zu sich auf ein Ruhebett nieder ziehend, bedeckt mit einer Löwenhaut.



Abb. 43.

War in den vorigen Bildern der Pan und der Satyr die angreifende Partei, so ist es

[123]) Interessant und etwas komisch ist die folgende Beschreibung. Der Autor meinte, daß die jugendliche Figur eine Nymphe sein soll, und fährt dann so fort, wir lassen den originellen Text folgen.

CXLI. La parte, onde costei dovrebbe esser donna, é ricoperta da tale che mostra sesso diverso. Credeano gli antichi, e vi è chi anche oggi lo creda, potere nell' umana specie trovarsi quella mescolanza, di sessi, che in molti bruti si osserva. Ma i più accorti ci avvertom, che se cio nelle donne tal volta comparisca, mai sia veramente altro che un allungamento di parte femminile. Avvisano i medici, che sia cio nelle donne un argomente di natura focosa e lasciva.



Abb. 42.

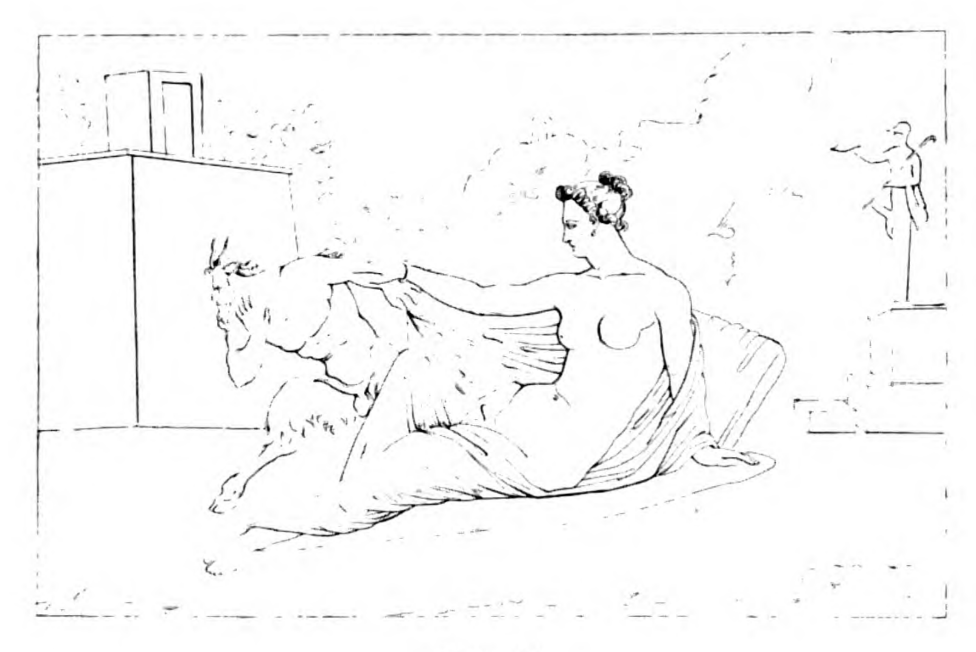


Abb. 44.



Abb. 45.

hier gerade umgekehrt, der Satyr strebt energisch sich den Umarmungen des androgynischen Dämons zu entziehen.

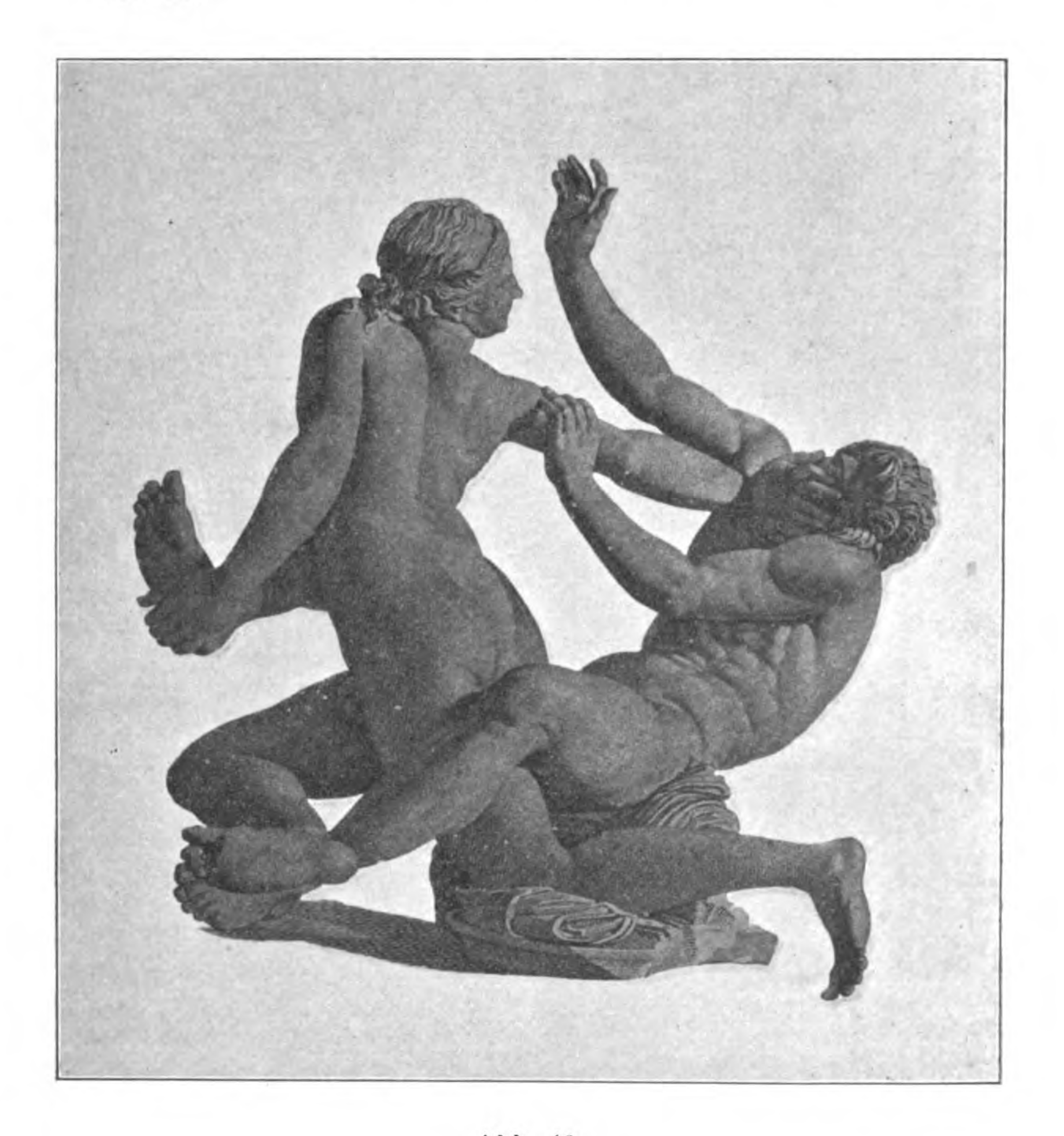


Abb. 46.

Wenn unsere Auffassung des Androgynen, wie wir sie oben gegeben, richtig ist, so kann dieses nur das Werben der harmonisch zusammengefaßten schöpferischen Potenz

um die nur aktiv-wirksame Emanation des Schöpfers, den Satyr, darstellen, um durch Vereinigung mit ihm es zur höheren Tätigkeit zu bringen.



Abb. 47.

Es wird auch begreiflich, wie auf den Bildern (44 und 45) der Pan mit fast „panischen Schrecken" zu flüchten sucht, als der Androgyne sich entblößt, und die schon absolut abgetrennte, selbstbewußte Aktivität des Pan, den

alles umfassenden, gleichzeitig passiven und aktiven Dämon erschaut.

Aber auch die Abbildungen 46, und 48 sind so zu verstehen, daß der absolut harmonisch Gebildete der rauheren aktiven Potenz widerstrebt. So finden wir in dieser ganzen Bilderserie deutlich ausgesprochen den wechselseitigen Kampf zwischen der harmonischen Natur und den einseitigen abgelösten aktiven Kräften.

Auch Abb. 47 gehört hierher, aber hier wie in Abb. 41 wünscht auch der Androgyne offenbar, den Akt zu verüben.



Abb. 48.

Die schöne androgynische Figur in Venedig (Abb. 49a und b nach einer speziell für uns angefertigten Original-Photographie) ist offenbar falsch aufgestellt, denn sie wird wohl einen Teil ausgemacht haben von einem Symplegma, vielleicht wie in Abb. 46. Eine Vergleichung dieser beiden Abbildungen wird unsere Auffassung beweisen. Die ganze Haltung der Figur ist dem Androgynen in Abb. 46. analog. Der linke Arm geht nach unten, der rechte Arm nach hinten abwehrend, und der Rücken

ist nach rechts rotiert; durch das rechte sehr stark adducierte Bein werden die Genitalien nach oben gedrückt, alles wie in Abb. 46.

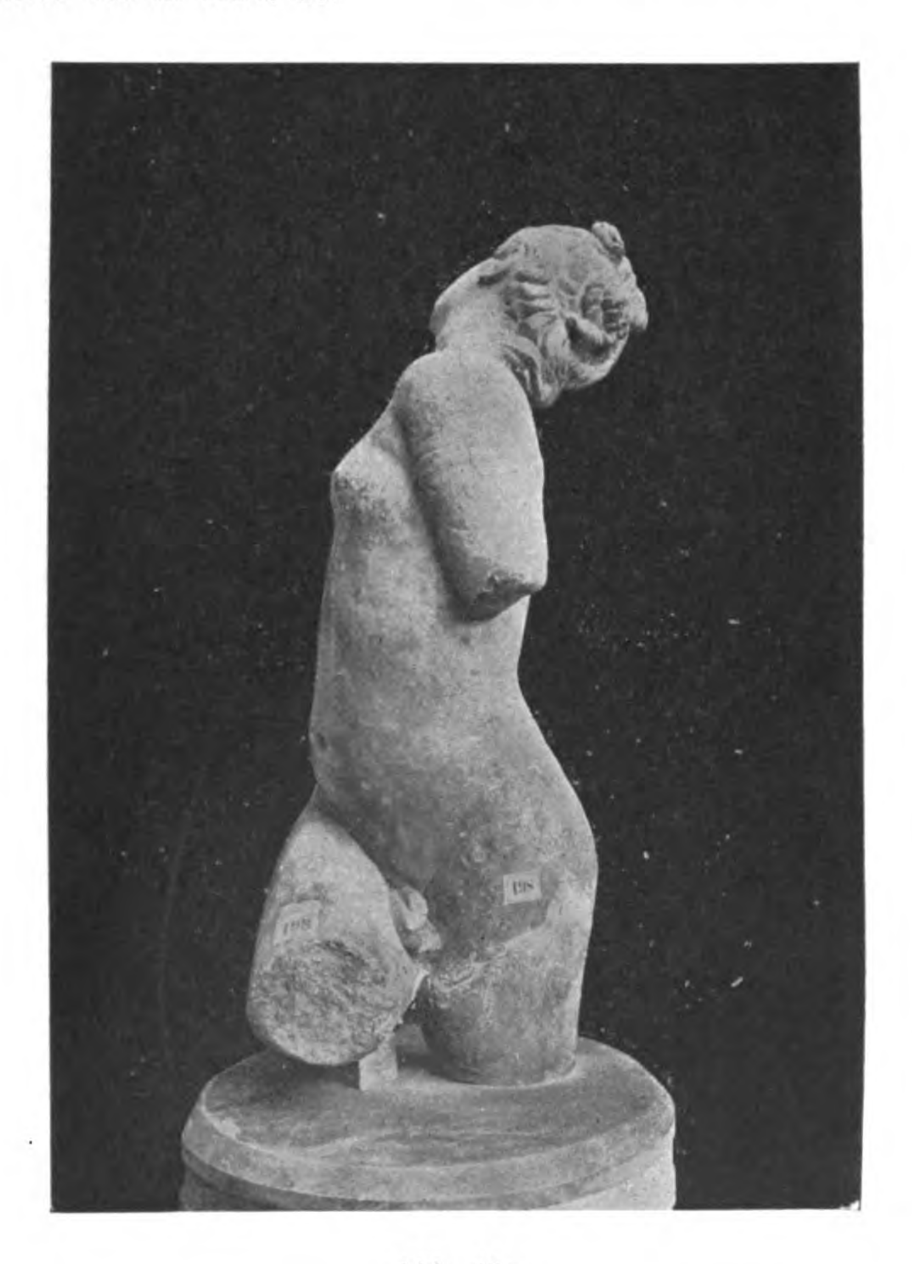


Abb. 49a.

Zu dem Dionysos-Aufzug (Abb. 50) auf einem Sarkophag (nach Zoëga CXCV Bd. 2, 77) ist der Andro-

gyne dargestellt in einer Haltung, welche wir weiter unten als sehr charakteristisch erkennen werden. Ein junger Genius gießt aus einer Flasche auf den Kopf des



Abb. 49b.

sich Niederlegenden den Schlaf, wie es sehr plastisch dargestellt ist, durch die Haltungen der nächstfolgenden



Figuren: niederfallend, sich beugend, mit traurigen Gebärden, weiter nach unten aber jauchzend. Dann folgt der Dionysos mit der Pallas. (Man sehe früher!)

Hier nimmt der Androgyne den Platz der Ariadne ein, also der Ariadne, die wie wir oben sahen, die Göttin der Weiblichkeit, der passiven Fruchtbarkeit durch die vollständige Natur ist.

Dieselbe Bedeutung hat auch wieder Abb. 51, wie schon Zoëga selber meinte. (Nach CXCV Bd. II, tav. LXXII). Oben rechts die beiden höheren Potenzen des Schöpfers von einander gelöst, Dionysos und Ariadne von Bacchanten jauchzend begrüßt. Rechts unten aber der Androgyne durch den Satyr entblößt, und das Mysterium der All-Natur den beiden anderen Satyren zeigend

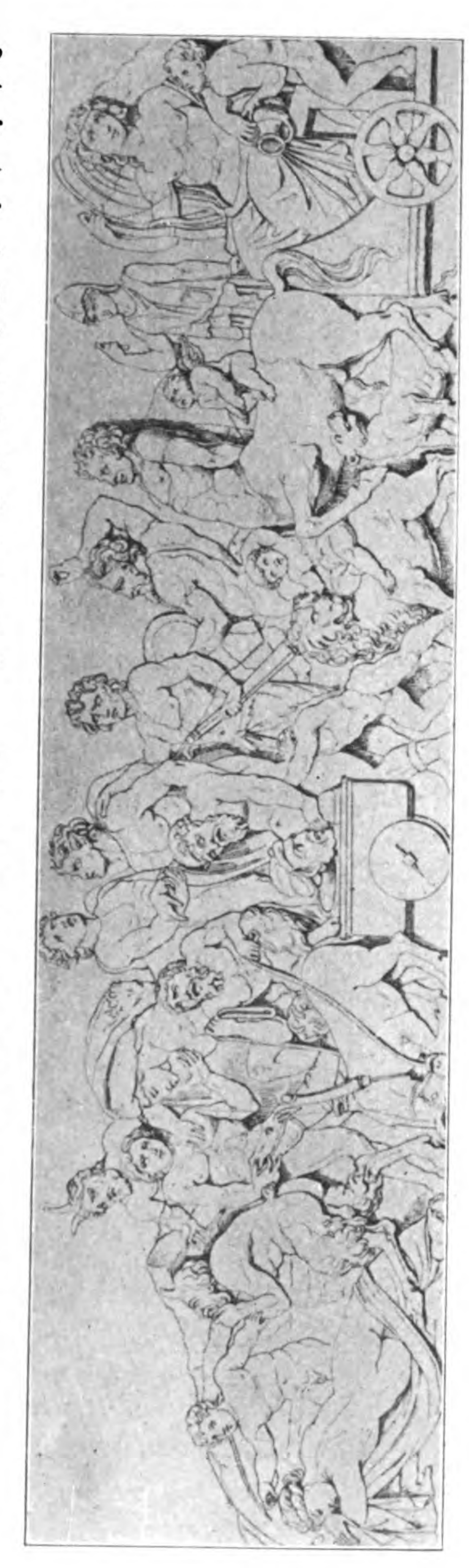


Abb. 50.

während wieder andere Satyren mit Trompeten eine Hymne blasen (oder den Gott herbeirufen?).

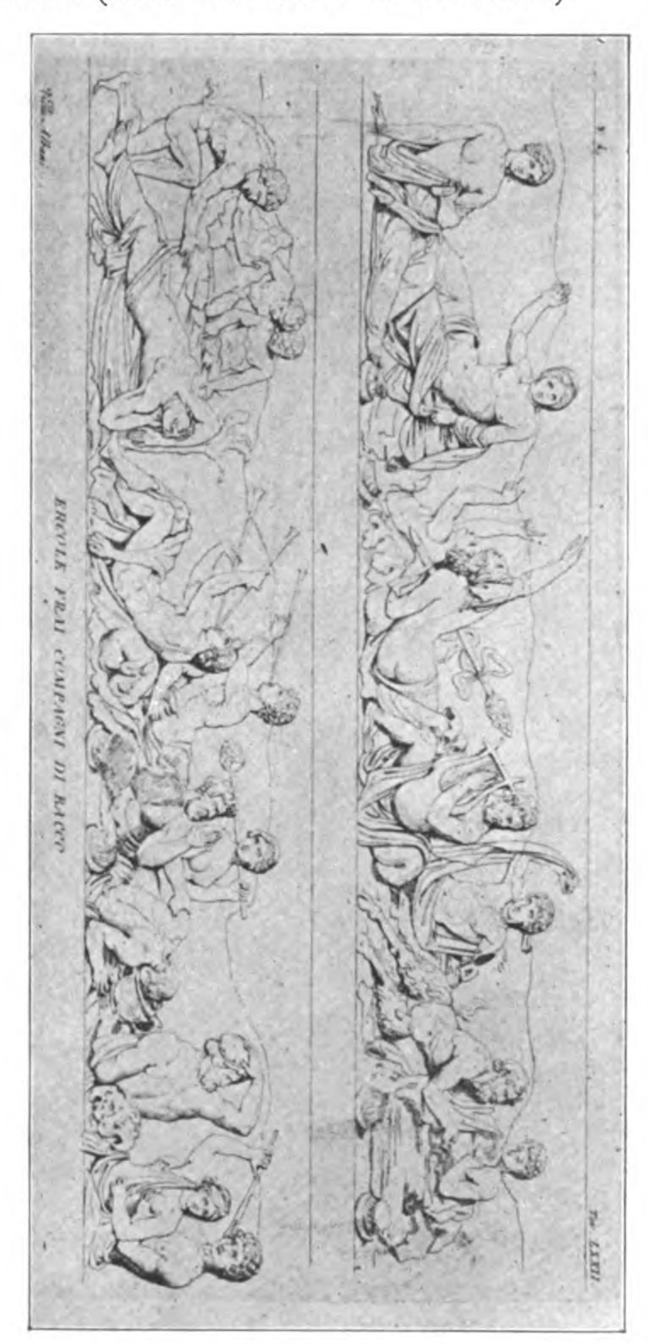


Abb. 51.

Als letzte Abbildung in diesem Teil über Dionysos geben wir (Abb. 52) das bekannte Relief Colonna. Wie

viel Male ist dieselbe schon beschrieben, und immer wieder anders. Wir geben das Relief nach dem Stich bei Montfaucon.

Der Androgyne stützt sich mit seinem rechten Arm auf eine Säule, welche ein Bildchen einer weiblich bekleideten Figur trägt, die ein Hirschkalb und eine Ziege trägt. Was wird diese Figur bedeuten? Gerhard LXV sah darin die Libera, Th. Schreiber eine Mise, denn wir glauben, daß das Relief, welches er, nach Drexler CI v. Mismos, beschreibt, in „den Hellenistischen Reliefbildern", wenn nicht identisch so doch unserm Relief sehr analog sein wird.

Die Herme ist für einen bärtigen Philosophen angesehen worden, für Pan (CXLII Toilette des Hermaphroditen), für Dionysos (Herrmann CI v. Hermaphroditos;) Montfaucon meinte in den Objekten, welche im Hintergrund stehen, u. A. sehen zu dürfen: un bassin rond, soutenu par des colonnes d'ordre dorique. Du milieu du bassin s'elève un vase étroit et long: c'est peut-être une fontaine." Raoul-Rochette sah in diesem Gegenstande, ein Mausoleum, und auch in dem Anderen „une colonne ionique, que surmonte une vase cineraire."

Wir sympathisieren sehr mit dieser letzten Auffassung, doch die Herme werden wir eher dem Dionysos zuschreiben, obwohl in den Gesichtszügen etwas Panisches nicht zu verkennen ist.

Die kleine Statue an der andern Seite wissen wir nicht genau zu benennen, aber, ob sie Artemis, oder Libera, oder Juno Sospita (Raoul Rochette) darstellt, wir können jedenfalls annehmen, daß sie die abgelöste weibliche Potenz darstellen wird, wie die Herme die männliche Potenz.

Und so wird die tiefe Bedeutung dieses Reliefs klar: die harmonisch-zusammengefaßte Natur ist durch den Eros, d. h. das Streben nach Eins-werden, nach Harmonie, aus der weiblichen und männlichen Schöpfers-

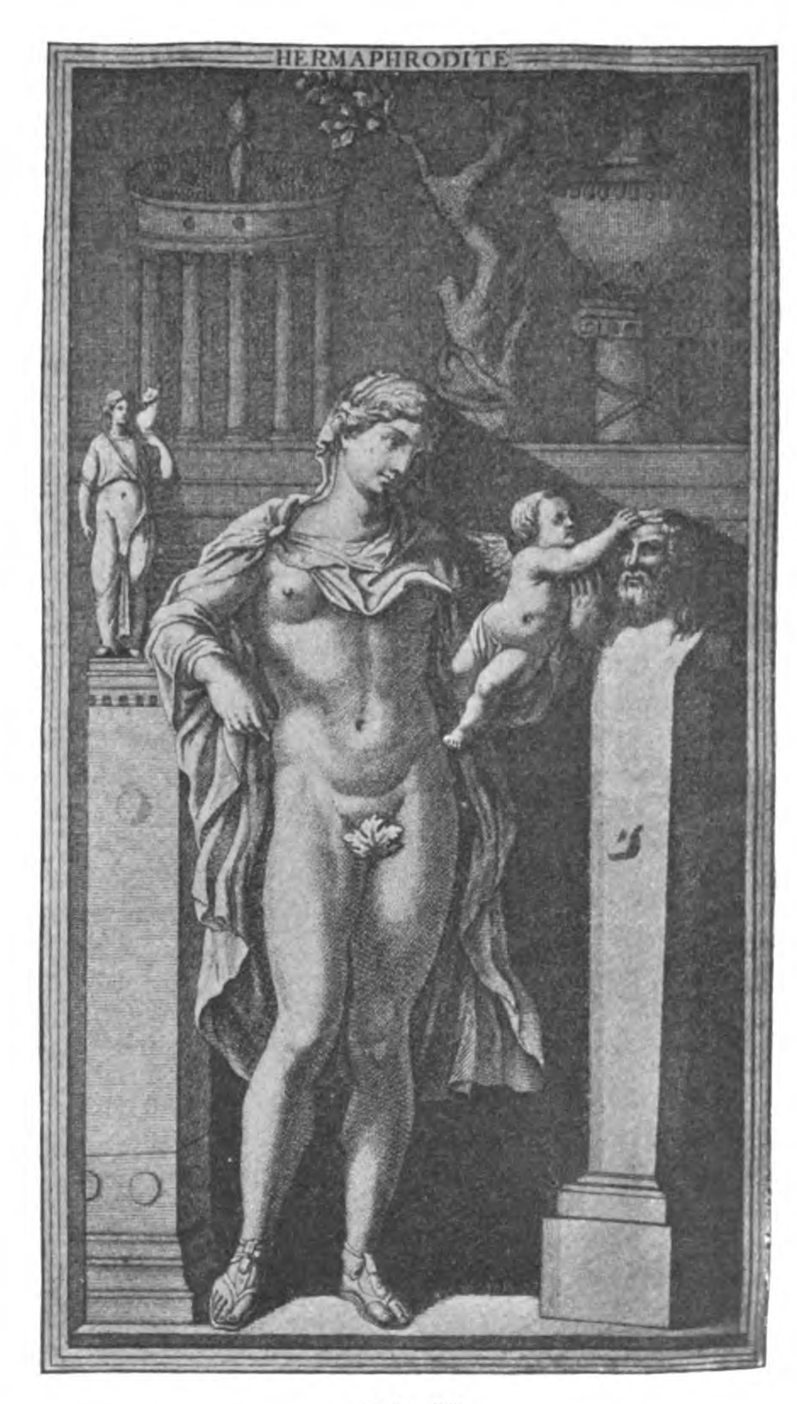


Abb. 52.

kraft die hoch-heilige Einheit, das Zwischenglied zwischen den beiden äußersten Differentiationen. Der Hintergrund, die Verehrung des Todes durch Symbole darstellend, gibt den Contrast wieder, und dadurch bringt derselbe die Bedeutung des Vordergrundes noch deutlicher hervor.

Dann noch als Abb. 53 (S. 864): Eine Bronze im Louvre, welche Reinach als Hermaphrodit, Satyr und Priap bezeichnet, daß wird also heißen: Die Allnatur sich stützend auf den tierischen Fortpflanzungstrieb (Priap), und den höheren Liebestrieb; denn der Satyr ist doch hier überaus zart gebildet, und ist einem die Syrinx spielenden Eros ähnlicher.

Die Aphrodite war auch eine androgynische Gottheit, von der sich einerseits die weibliche Göttin, andererseits der Aphroditos ablöste.

Das Bild der Gottheit soll einen Bart, aber weiblichen Körper und weibliche Kleider gezeigt, ein Scepter geführt haben, und von hoher männlicher Gestalt gewesen sein; denn man meinte, daß dieselbe männlich und weiblich war. Aristophanes nennt sie Aphroditos. Auch Laevinus sagt: Anbetend die spendende Venus, die Weib und Mann ist, so wie die spendende Leuchte der Nacht (der Mond). Philochorus versichert, in seinem Athis, daß dieselbe der Mond ist, und daß ihm Männer in Weiberkleidern, Weiber aber in Männerkleidern das Opfer bringen, da sie sowohl männlich und weiblich aufgefaßt wird.[124])

[124]) C. V. lib. III, c. 8. Signum etiam [Veneris] est Cypri barbatum corpore sed veste muliebri cum sceptro et statura virili. Et putant, eandem marem ac feminam esse. Aristophanes eam *Ἀφρόδιτον* appellat. Laevinus etiam sic ait: Venerem igitur almum adorans, sive femina sive mas est, ito uti alma noctiluca est. Philochorus quoque in Athide eandem affirmat esse lunam; nam et ei sacrificium facere viros cum veste muliebri, mulieres cum virili, quod eadem et mas existimatur et femina.

Wir meinen, daß man doch lesen muß: statura statt natura, wie andere wollen.



Abb. 53.

Wie wir früher gesehen haben, kommt auf dem Bild des androgynischen Adonis (Abb. 21) eine Figur vor, welche mit der von Macrobius gegebenen Beschreibung völlig übereinstimmt:

So lehrt Hermes in seinem Buche über die Weltschöpfung, daß die Teile der Aphrodite, welche über den Hüften sind, männlich, die darunter aber — weiblich sind. Darum verehrten die Pamphylier früher eine Aphrodite mit einem Bart. Diese, sagen sie, ist aus den Geschlechtsteilen des Kronos geboren, d. h. also aus der Ewigkeit.[125]) Der Aphrodite war der sechste Tag gewidmet, da sechs die Zahl war, welche aus der Vereinigung beider Geschlechter entstanden ist, d. h. aus der Dreizahl (Tryas), welche männlich, d. h. ungerade, und der Zweizahl (Dyas), welche weiblich, d. h. gerade ist, denn zwei mal drei macht sechs. So befahl auch Pythagoras, daß der sechste Tag Aphrodite gewidmet werden soll: da diese Zahl die erste aller Zahlen ist, welche an der ganzen Natur der Zahlen teil hat. (Jamblichus de Vita Pythagorae lib. I, Cap. XXVIII, citiert in CXVI.)

Weiter unten werden wir die mystische Auffassung der Zahlen betrachten, um unsere Darstellung der androgynischen Idee zu controlieren.

Von dieser älteren Form des Aphroditos haben wir fast keine Monumente mehr, nur die oben schon gedachte Figur auf dem pompeianischen Gemälde und dann die als Abb. 54 gegebene spät kaiserliche Münze

---

[125]) CIV. , IV, 9—13. *Ἔνθεν Ἑρμῆς ἐν τῇ κοσμοποιία τὰ μὲν ὑπὲρ ὀσφὺν ἄρρενα τῆς Ἀφροδίτης, τὰ δὲ μετ' αὐτὴν παραδίδωτιν· ὅθεν Πάμφυλοι καὶ πώγωνα ἔχουσαν ἐτίμησαν Ἀφροδίτιγ ποτέ . . τεχθῆναι δ' αὐτὴν ἀξιοῦσιν ἀπο ιῶν κρόνου μηδέων, τουτέστιν ἀπὸ τοῦ αἰῶνος.*

aus Halikarnassus, glauben wir mit Ratgeber (CLVI) auf den Aphroditos beziehen zu müssen.

Denn Kariën war doch das Land, wo nach Ovid die Entstehung des Hermaphroditos erfolgt war, und Ovid wird doch wohl aus einer alten Sage geschöpft haben; und wir glauben, wenn auch die neueren Mythologen diese Auffassung nach dem Beispiel von Welcker (CXCI) verwerfen, (Vergl. CI. Hermann, v. Hermaphroditos) annehmen zu müssen, daß in Halikarnassos ein Tempel des Aphroditos gewesen ist, und wir glauben ferner, daß dieses Bild auf der betreffenden Münze diesen Gott altertümlicherweise darstellt. Auf den Bäumen, welche an beiden Seiten der bärtigen in Weiberkleider gehüllten



Abb. 54.

Figur, mit männlicher Gestalt und doch weiblichen Brüsten stehen, sitzen zwei Vögel.

Der rechte Vogel ist deutlich anders gebildet, als der linke, denn er hat eine Haube, auch der Hals ist länger, und der Körper ist anders geformt: in allem gleicht dieser Vogel dem anderen, welchen der Hermaphrodit (Abb. 57) in seiner Hand hält. Hermann (CI v. Hermaphroditos) sagt von diesem Vogel nur: „einen langgeschnabelten Vogel, dem er eine Traube vorhält, ein Genremotiv, das mit der Natur des Hermaphroditen nichts zu thun hat.“ Auf dem Clarac'schen Bildchen aber können wir einen langen Schnabel nicht erkennen. Wir

glauben, daß dieser Vogel eine Art Haubentaube darstellen wird, und daß auf der Münze gerade diese Haubentaube dargestellt war, um ihn von dem anderen Vogel zu unterscheiden: vielleicht ist dieser letztere ein Rebhuhn, ebenfalls ein der Aphrodite heiliger Vogel. — Das Rebhuhn aber war der Hieroglyph für mann-männliche Liebe, die Taube[126]) aber kann als weib-weibliche Liebe betrachtet werden. Diese Hypothese würde mit der androgynischen Mittelfigur am besten stimmen. Wir wissen wohl, daß im Altertume angenommen wurde, daß, wenn etwas wichtiges bevorstand, die Priesterin der Athene im Binnenlande oberhalb Halikarnassos einen großen Bart bekam (Herodot (LXXX) I, 175; VIII, 104; Aristoteles, III, 7); allein wir meinen, daß doch

[126]) Horapollon (LXXXVI. lib. II. CXCV.)

Πῶς παιδεραστίαν. Παιδεραστίαν βουλόμενοι σημῆναι, δύο πέρδικας ζωγραφοῦσιν· ἐκεῖνοι γὰρ ἐπὰν χερεύσωσιν, ἑαυτοῖς ἀποκέχρηνται.

„Wenn sie Knabenliebe schreiben wollen, zeichnen sie zwei Rebhühner: denn wenn diese kein Weibchen haben, gebrauchen die Männchen einander.“ Man sehe auch Aelianus de natura animalium, lib. III, XVI, 42—50: Das Geschlecht der Rebhühner ist aber so zügellos in seinem Triebe, daß, wenn die Weibchen sie verlassen, um zu brüten, sie sich geflissentlich gegeneinander in Zorn setzen und einer den andern auf das Grimmigste packt, und der Besiegte wird wie ein Huhn getreten, und der Sieger tut dies ohne Scheu, bis er seinerseits von einem andern besiegt wird und in dieselbe Not gerät.

Ungefähr Dasselbe, bei Arist. Buch IX, c. 8.

Über die Taube schreibt Aristoteles, de Hist. Animalium lib. VI. c. III.:

Auch haben sie noch das Eigentümliche, daß auch die Weibchen einander besteigen, wenn kein Männchen vorhanden ist, und wie die Männchen schnäbeln, und obschon sie einander nicht befruchten, so legen sie doch mehr Eier, als wenn diese durch Samen erzeugt worden wären; daraus entsteht aber kein Küchlein, sondern alle solche Eier sind Windeier.

eher an den Aphroditos, als an die Athenische Priesterin zu denken sein wird.

Nach Heinrich soll in Halikarnassos ein Tempel des Hermaphroditos bestanden haben, da er aber selber diesen Namen ableitet von Herme des Aphroditos, so wird es wahrscheinlicher sein, anzunehmen, daß dort ein Heiligtum des Aphroditos war. Diese Auffassung stimmt auch mehr mit der Stelle bei Vitruvius überein; dort heißt es: daß auf dem höchsten rechten Bergrücken ein Tempel „Veneris et Mercurii“ in der Nähe der Quelle der Salmacis sich befinde. Aus dieser letzten Erwähnung schließt Heinrich (LXXVI, S. 11), daß ein Tempel des Hermaphroditos gemeint ist und in der Übersetzung der griechischen Quelle, welche Vitruv gebraucht haben soll, durch unwissende Übersetzer dieser Name in die zwei Teile zerlegt war. Dem Einwand Welckers (CXCI S. 195 sqq, u. Anm. 38) stimmen wir ganz bei, und außerdem würde es doch sehr eigentümlich sein, daß die Götternamen in umgekehrter Ordnung auf einander folgen.

Denn „Venus“ kann sowohl männlich als weiblich sein; wir glauben aber mit Heinrich, daß die Erwähnung der Salmacis durch Vitruv, mit der Bemerkung, daß diese Quelle verweichlicht, doch zu viel Übereinstimmung mit der Erzählung des Ovid hat, um nicht an Identität zu denken. Es ist doch sehr begreiflich, daß in dem Tempel des Hermes und der Aphrodite die Gottheit als Zusammenfassung dieser beiden Begriffe, d. h. des ithyphallischen Hermes, also des männlichen Erzeugers, und der weiblichen Erzeugungskraft verehrt worden ist. Eine dreifache Herme, wie Abb. 55, könnte sehr gut diese Idee darstellen.

Clarac nennt diese Herme: Venus, Hermaphrodite et Priape, Creuzer und Andere wollen die drei Götter der Samothrakischen Mysterien sehen, aber nichts spricht gegen unsere Auffassung: der alte Hermes wurde ithy-



phallisch und mit Bart dargestellt, und der Hermes war auch der Erfinder der Lyra, sodaß die Beifügung des lyra-spielenden Gottes, den Creuzer als Apollon deutet, doch sehr gut auf Hermes Bezug haben kann. Ursprünglich war die Aphrodite immer ganz bekleidet dargestellt, und die Hinzufügung der nackten Aphrodite in der sehr

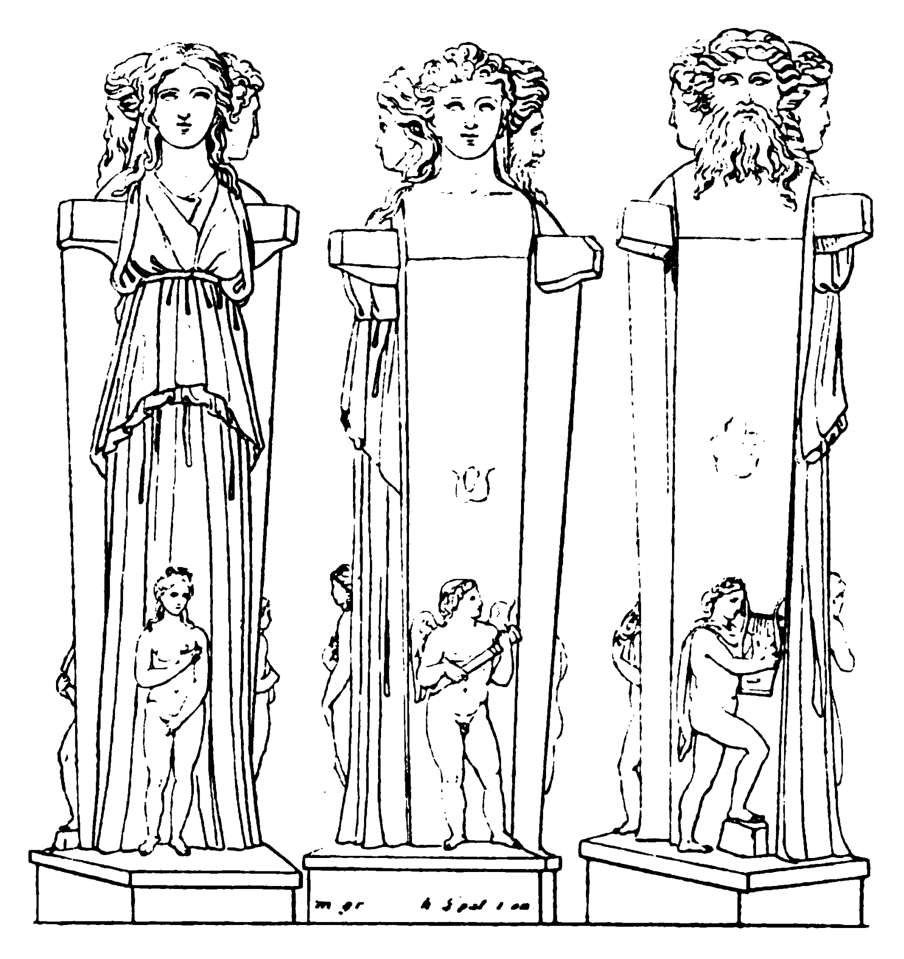


Abb. 55.

bekannten Haltung deutet u. E. deutlich die Bedeutung der größeren Figur an; die sehr weiblich gehaltene Bildung der dritten Figur mit den männlichen Genitalien streitet nicht mit dem Androgynismus dieser Gottheit und auch der beigefügte Gott, der Eros, stimmt damit überein.

Der Eros war u. A. auch der Sohn des Hermes und der Aphrodite, welche aus dem Meeresschaum entstanden war. (Cicero, de nature deorum, III, C. 59 u. 60) wie auch der Hermaphroditos selber, welcher wie Hyginus (CXXIV) will, Atlantius genannt war.

Zu erwähnen ist noch im Zusammenhang mit dieser Auffassung, die Etymologie, welche Nork (CXXVI v. Salz) von Salmacis gibt:

„Salz (das), nach dem Meere ʽαλς (sal) benannt, aus welchem Aphrodite, die Schaumgeborene, hervorstieg, war darum dieser Göttin — mit welcher die in den Hermaphroditus verliebte Quellnymphe Salmacis (Venus alma mater rerum) identisch ist — geheiligt und das erste Erfordernis bei ihren Opfern. Wie Aphrodite, ist ja auch Salz das Erzeugnis des Meeres. . . .“

„Die [aegyptischen] Priester enthielten sich . . . desselben in der Reinigungszeit auch darum, weil es die Keuschheit gefährde. (Plat. Symp. V, 10). Dadurch wird die Bezeichnung: homines salaces (geile Menschen) erklärt, sowie, warum Loth's Frau, welche der Tradition zufolge Aditt (עֲרִיח voluptuosa) hieß, „sich umblickend nach der Stadt der Sünder“ in eine Salzsäule verwandelt wurde.“

So wird auch verständlich, wie der Sohn des Hermes und der Aphrodite, Atlantius genannt sein kann, denn Hermes war der Enkel des Atlas, und auch Salmacis durch Ovid (CXXXI) Atlantiades: denn in Ovid's Zeit wurde der Okeanos auch wohl mare Atlanticum genannt, (man sehe Strabon CLXXIV, libr. I, p. 5) und also der Okeanos mit Atlas identifiziert, und die aus dem Meere geborene Aphrodite kann sehr wohl, etwas dichterisch frei, so genannt sein.

Wir möchten Abb. 56 (nach Einzelverk. 185) als eine Herme auffassen, welche gerade an die ithyphallische Hermenform des alten Hermes erinnert.



Abb. 56.

Eine andere Herme ist die Abb. 57, welche wir oben zum Vergleich mit dem Vogel auf der Karischen Münze schon erwähnten. Die ganze Form ist hier mehr weiblich gehalten und auch der Vogel weist mehr auf die Aphrodite hin. Zwei andere Hermen haben wir schon be-



Abb. 57.

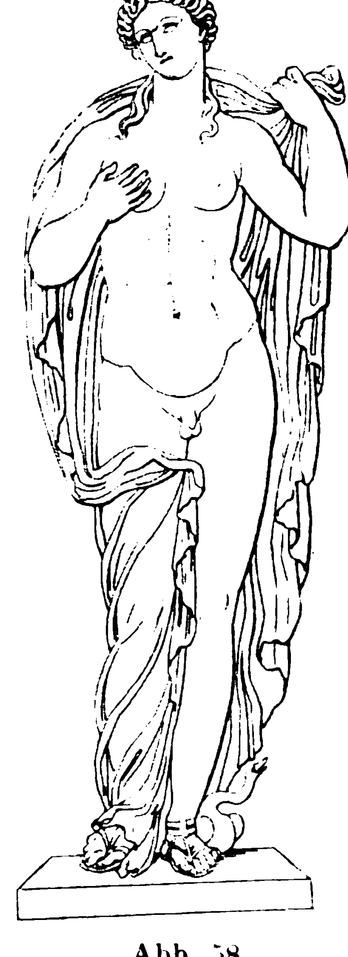


Abb. 58.

sprochen, nl. Abb. n, welche wir in den bakchischen Kreis setzen zu dürfen glauben. —

Wenn diese Hermen den Aphroditos als Hermen des Aphroditos aus späterer Zeit darstellen, so finden wir in Abb. 58 und 59 den Aphroditos als ganzes Gottesbild vor uns.



Abb. 58 gibt eine Reproduktion nach Clarac 677, 1548B. Durch die Schwäne, welche sich am Fuße dieser Statue finden, wird dieselbe bestimmt als Aphrodite be-

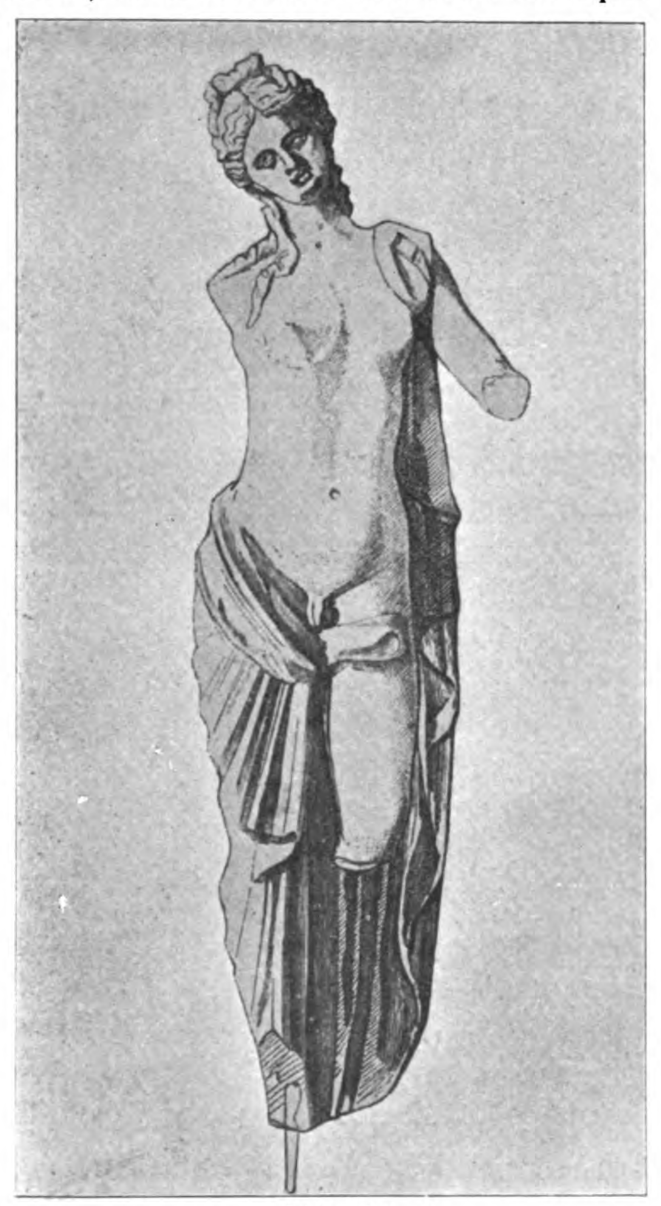


Abb. 59.

zeichnet. Auch der Manual: die Brüste deckend, ist der Aphrodite entlehnt: die Entblößung, welche der linke vornimmt, begegnet uns z. B. auf Abb. 69.

Wir lassen die Beschreibung von Abbildung 59 folgen:

Eine palermitaner Figur. Es ist ein Hermaphrodit. In der übermäßigen Schlankheit der Haltung und Gewandung ist eine Verwandtschaft mit Taf. XXVIII. 3 nicht zu verkennen (eine Aphrodite).

Der Kopftypus ist edler, die Modellierung scheint feiner. Über die Bemalung teilt Otto folgendes mit: „Die Figur war gewiss vergoldet, denn am Gesicht, Haar und ganzen Körper sind noch starke Überreste von rotbraun, am Gewand dagegen ist die erste Deckfarbe weiß, doch sehen wir auch an einzelnen Stellen rosa, die wirkliche Farbe des Gewandes."

Selbst eine oberflächliche Betrachtung beider Bilder wird beweisen, daß sie zu einer Gruppe von Darstellungen gehören. Aus diesem Aphroditos aber hat sich der Hermaphroditos als Gottheit an und für sich gebildet.

Als androgynischer Dämon erscheint dieser im bakchischen Kreise, aber auch als selbständiger Gott ist er verehrt worden, worauf sich die bekannten Stellen des Theophrastus [127]) und des Alciphron [128]) beziehen.

Wohl die schönste und erhabenste Darstellung der androgynischen Idee, gibt die Statue in Berlin (Abb. am Anfang unseres Artikels nach einer Original-Photo-

---

[127]) CLXXXIV, XVI, *περὶ δεισιδαιμονίας. Καὶ εισελθιῶν είσω στεφανων τοὺς Ἑρμαφροδιτους ὅλην τὴν ἡμέραν.*

(Er selbst geht auf den Markt, um Myrten und Weihrauch und Opferkuchen zu kaufen, und wenn er nach Hause kommt, so bringt er den ganzen Tag damit zu, die Hermaphroditen-Bilder zu bekränzen.)

[128]) II lib. III, cp. XXXVII. *Εἰρεσιώμην ἐξ ἀνθῶν πλέξασα, ἦειν ἐς Ἑρμαφροδίτου, τῷ Ἀλωπεκῆθεν ταίτην ἀναθήσουσα.*

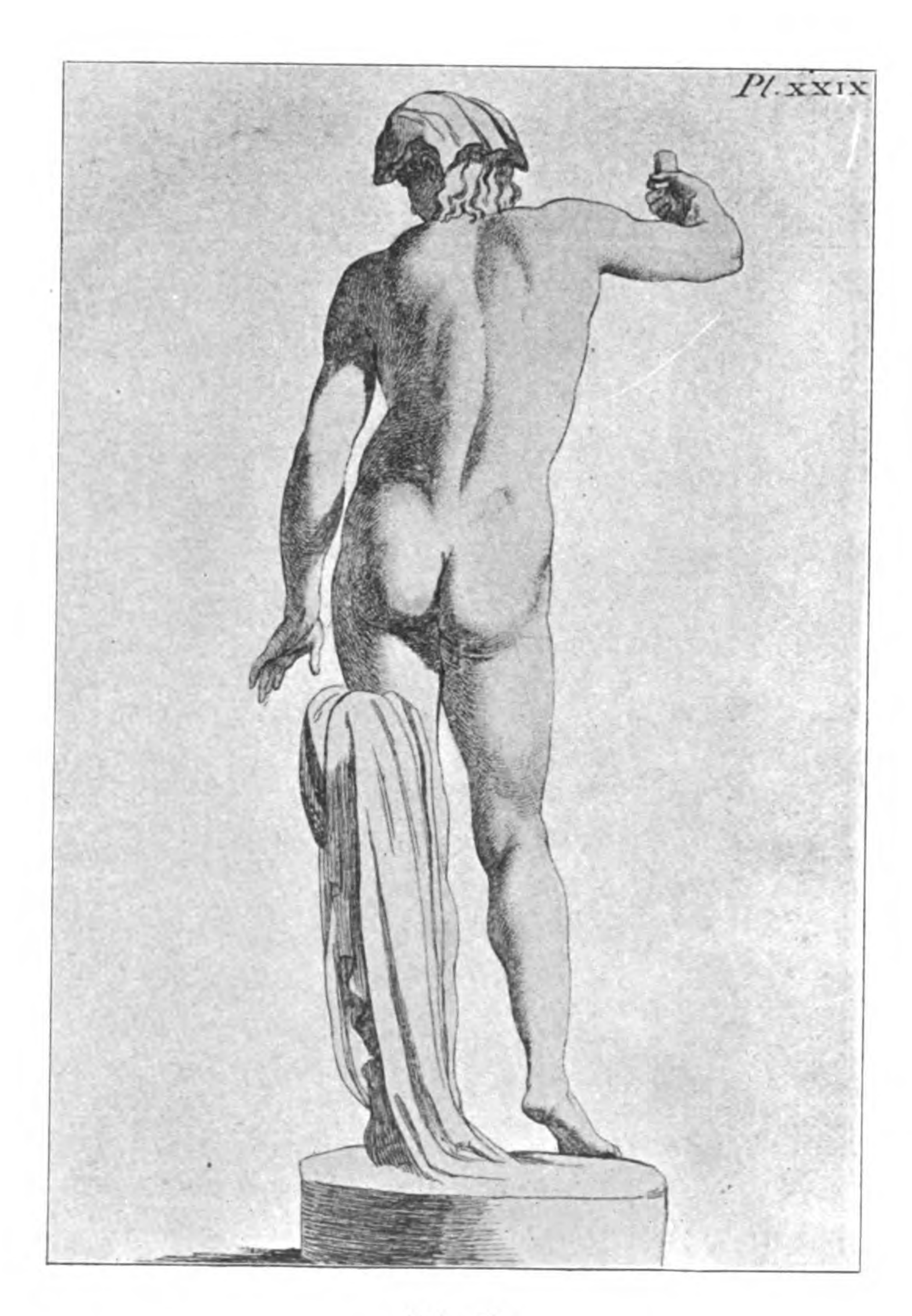


Abb. 60.

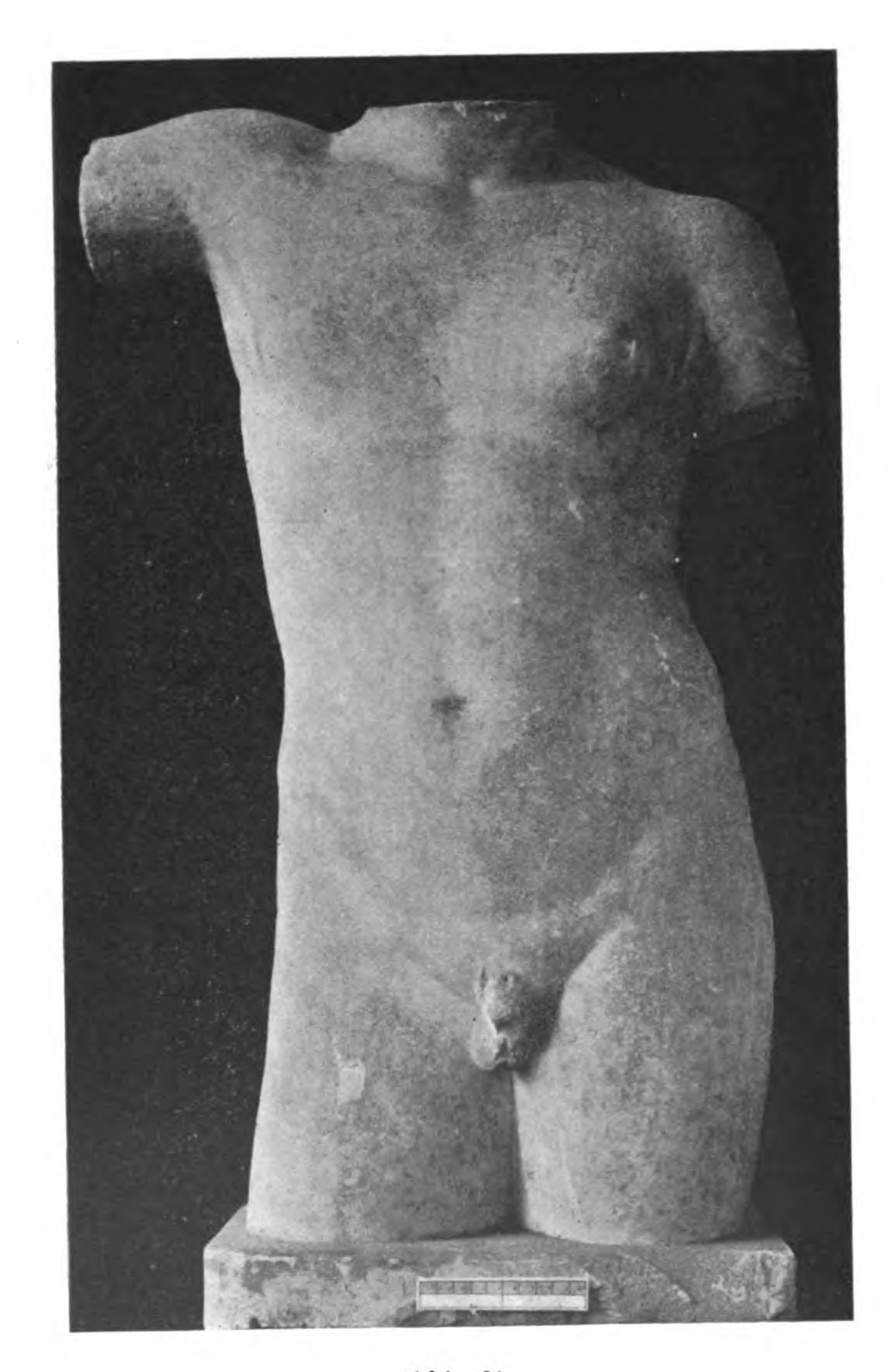


Abb. 61.

graphie u. Abb. 60 aus Caylus (XXXV,) vergl. noch Abb. 61, (im Einzelverkauf) und Abb. 62 (nach Clarac 666, 1546 D.) Die sublime Nobilität und die erhabene göttliche Gestalt beweist m. E. das Furtwänglers Ansicht, diese Berliner Statue sei eine Kopie nach dem Hermaphroditos nobilis des Polykles, welchen Plinius erwähnt, und zwar des ältern Künstlers, die einzig richtige ist. (LXII. S. 582 ff.)

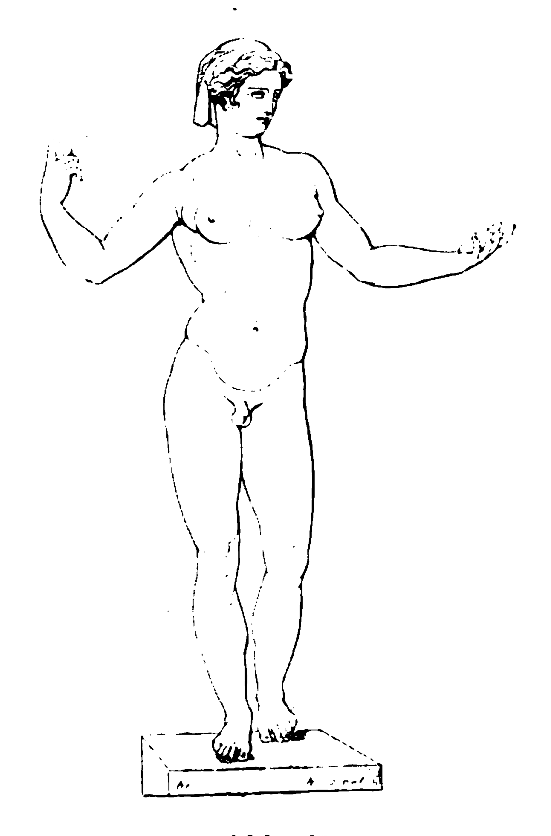


Abb. 62.

Der prachtvolle fast männliche Körper, d. h. die aktive, erzeugende Kraft, nur mit eben angedeuteten weiblichen Brüsten, d. h. die passive, nährende Kraft, und der wunderschöne tiefsinnige Kopf, welcher die mysterische Bedeutung des Dämons ahnen läßt, können nur durch einen sehr ernsten Künstler verfertigt sein, der tief in

die Bedeutung eingedrungen ist: Und wenn dieses auch (m. E. wenigstens) bei den unten folgenden Bildern der Fall sein muß, so ist die Tatsache, daß diese Statue eher eine Kopie nach einem Erzbilde sein wird, als es die anderen sein können, schon ausreichend, um Fürtwanglers Auffassung zu teilen.

Alle Autoren sehen in diesen Bildern nur Lascivität und Raffinement eines wollüstigen Zeitalters, und wir wollen nicht leugnen, daß sehr viele Kopien darin vielleicht ihre Begründung haben können, aber man darf doch nicht vergessen, daß es in der griechischen Mythologie auch eine Mythe gab, welche wir schon oben erwähnten, wie Zeus Same im Schlafe auf die Erde geflossen und daraus Agdistis entstanden ist. Diese Mythe ist doch keine Lascivität und ihre Bedeutung ist deutlich. Aus dem All-Gott Zeus, dem Schöpfer, entsteht die Göttermutter, und aus dieser wieder die ganze Welt. (Man sehe oben.)

Aber auch der Androgyne, der Hermaphroditos, ist der Schöpfer, wie Dionysos es war, und Hermes als aktive, männliche und Aphrodite als weibliche Kraft; er aber umfaßte beide Kräfte und kann man nun nicht eher als darin eine Lascivität zu erblicken, annehmen, daß der Künstler, der das Original verfertigte, denn uns liegen nur Kopien vor, diesen Akt des Zeus auf den Hermaphroditos übertragen hat, um so eher, als Zeus doch auch androgynisch aufgefaßt ward? Daß Kopien aus Sinnlickkeit gemacht sein können, wollen wir selbstverständlich nicht in Abrede stellen, aber wir halten unsern Fall für analog mit dem Priapus-Bilde und anderen ithyphallischen Bildern. Erst wurden die Bilder in tiefer Religiosität gemacht, später vielleicht aus Obscönität. Abb. 63 a und b gibt den schlafenden Hermaphroditos aus dem Museo Nazionale in Rom.

Der ganze Körper ist gleichsam durchzuckt von der



Abb. 63 a.



Abb. 63 b.



höchsten körperlichen Extase. Der halb geöffnete Mund, die aufgezogenen Nasenflügel, welche die keuchende

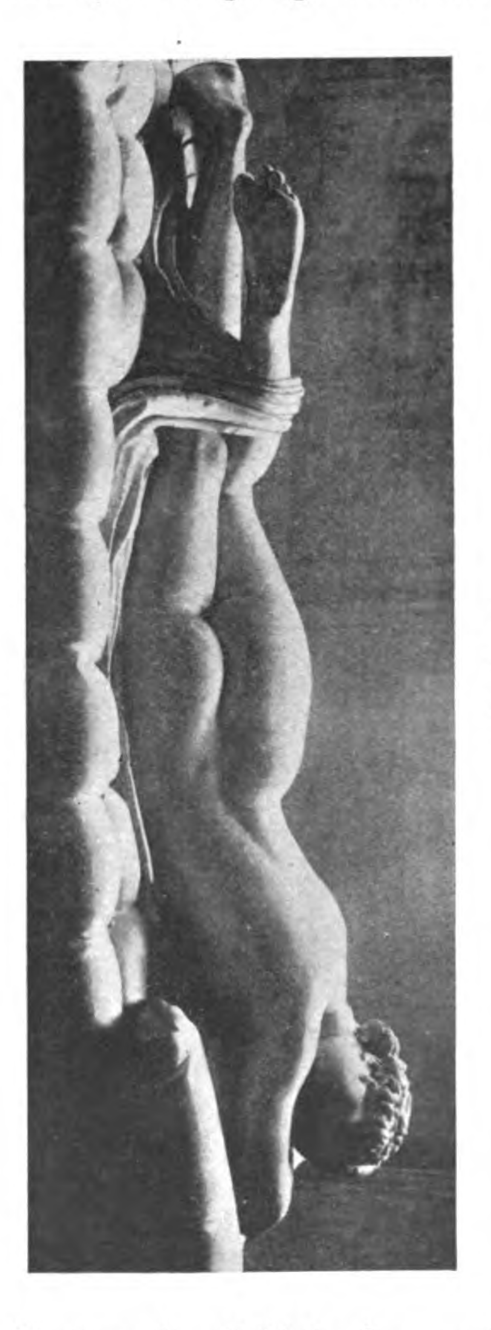


Abb. 65.



Abb. 64.

Atmung des Schlafenden meisterhaft demonstrieren, die starke Kontraktion der musculi glutaei dextri, mit dem kräftig gegen das Tuch, auf dem der Dämon ruht, an-

gestemmten Beine, und das fast krampfartige Ergreifen der Unterlage mit den Händen, der eingezogene Bauch



Abb. 66.



Abb. 67a.

und das kräftig erigierte Membrum, geben den Augenblick des Orgasmus meisterhaft wieder.

Ähnliche Statuen zeigen Abb. 64 (Galleria della Villa Borghese); 65 (Museum des Louvre); 66 (Museum



Abb. 67 b.



Abb. 67 c.

von Athen). Gerade im Pariser Monument ist der Spasmus der Glutaei sehr ausgesprochen. Nicht genug

kann man die Wiederhersteller dieser Bilder tadeln, die offenbar nur obscön denken konnten, denn durch das untergestellte neumodische Bett ist der göttliche Dämon zu einem gynaekomastischen Jüngling in pollutione nocturna gemacht worden.

Etwas anderes ist das Bild aus Florenz (Galleria Uffizii). Der Künstler hat hier den Dämon dargestellt, nachdem der Orgasmus vorüber ist und der Schläfer sich bald umwenden wird. Im Gesichte ist der Ausdruck der Anstrengung verschwunden, der Spasmus der Glutaei hat nachgelassen, das Membrum fängt wieder an schlaff zu werden und das unterliegende Tuch, wogegen sich das Bein in dem Orgasmus angestemmt hat, ist in großer Unordnung niedergefallen (Abb. 674a, b und c). Dieser letzteren Gattung der „schlafenden Hermaphroditen“ ist vielleicht eine triviale Bedeutung nicht abzusprechen: das höchste körperlich-extatische Moment der All-natur darzustellen, verrät tiefen religiösen Sinn; das Moment der Erschlaffung zu reproduzieren aber eher eine oberflächliche Auffassung jener originellen Darstellung, als gebe sie eben nur die sexuelle Erregung wieder.

Wenn also diese beiden Gattungen von Hermaphroditen-Bildern (repräsentiert durch die Abbildungen am Anfange unseres Artikels und Abb. 63) die Gottheit in ihrer höchsten hehren Majestät, und in ihrer tiefen mystischen Bedeutung, als aktive Kraft, darstellten, so war der Androgyne als passive — nährende Kraft dargestellt auf einer Statue, welche in Clarac als „Venus en Nymphe endormie“ abgebildet ist, unter 628, No. 1425 B. Michaelis (CXVIII, 343, Ince 25) schreibt, daß ursprünglich die Statue von drei Genien umgeben war, von denen einer durch die Brüste des Hermaphroditos genährt wurde; da man diese Darstellung zu raffiniert-obscön fand, wurden die Genitalien abgemeißelt und die Genien verschwanden auch. — Wir reproduzierten diese





Abbildung nicht, da durch übel angewandte Prüderie gerade das Charakteristische verschwunden war. — Wohl möchten wir aber fragen, wer obscöner war, der heidnische Künstler, der die All-natur in ihrer passiv-nährenden Aeußerung darstellen wollte, oder der christliche Besitzer, der nur sexuelles Raffinement darin erblicken konnte? — Möglich ist, daß Abb. 25 etwas ähnliches darzustellen beabsichtigte, (aus der Zeichnung bei Clarac aber war dieses nicht zu entnehmen): so finden wir eine andere Art Darstellungen, welche zwischen den serenen und den für Viele zu drastischen Vorstellungen stehen.





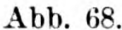


Abb. 68.

Abb. 69.

Abb. 68, 69 und 70 sind Beispiele hierfür. Die zwei Ersten sind nach Gypsabdrücken in Lippert vl. I, 296; (Stosch 434) = Abb. 68; 401 = Abb. 69; und Abb. 70 ist eine Reproduction nach Compt. rendu 1880 Taf. 4 No. 10.

Der Androgyne sitzt traurig oder im tiefen Nachdenken, also die Verstärkung des Ausdrucks der stehenden Berliner Statue, seinen Kopf auf die Rechte stützend. Drei Eroten sitzen bei ihm. Der eine spielt auf der Syrinx, der andre auf der Lyra und der dritte weht ihm mit einem Blatte frische Luft zu. Unverkennbar ist bei den Cameen der tiefe Sinn, welchen der Künstler in diese Arbeiten hineingelegt hat.

Die All-Natur in tiefer Selbstbetrachtung mit den Eroten, den Kindern der Aphrodite, des weiblichen

Prinzips, spielend auf dem Instrumente, welches Hermes, das Prinzip der männlichen Potenz, erfunden hat und welche die Harmonie bedeutet, und der dritte Eros mit

Abb. 70.

dem Blatte eines Lotus, der heiligen Pflanze, dem Symbol des Androgynismus. (Man sehe oben.)



Ein ähnlicher Gedanke liegt m. E. in Abb. 71. Der Dämon entblößt sich selber, indem er das Tuch mit dem er bekleidet war, zwischen den Beinen durchzieht und betrachtet seinen Körper mit großer Andacht. Neben ihm auf dem Boden sitzt ein in tiefes Nachdenken versunkener Eros. Abb. 70, den bronzenen Beschlag der Lehne einer Kline, welche in Südrußland gefunden ist, darstellend, worauf der Dämon und auch ein Erot, welcher Syrinx spielt, genau in derselben Haltung vorkommen, geben wir als Beweis dafür, daß wahrscheinlich auch eine Statue existiert hat, nach der sowohl die Cameen als auch diese Lehne nachgebildet worden sind (CI, v. Hermaphroditos).



Abb. 71:

Das Motiv der Entblößung, dem wir schon oben begegneten, also die Enthüllung der Mysterien der All-Natur, wird am schönsten wiedergegeben durch den Karneol des Berliner Museums, welchen wir nach einem Schwefel-Abdruck in Leiden in Abbildung 72 wiedergeben. Von dem als Hintergrund hochgehaltenen Tuche hebt sich der wunderschön gebildete Körper des ithyphallischen Dämon prachtvoll ab (CI, v. Hermaphroditos). Es wird wohl nicht nötig sein, wieder zu erklären, daß wir in der ithyphallischen Bildung des Dämon, absolut kein „schlüpfriges Element“ erkennen können — gegenüber Hermann (CI).

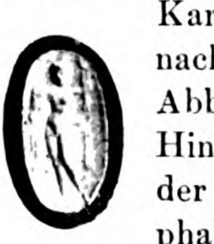


Abb. 72.

„Ithyphallisch und ganz nackt ist der Dämon dargestellt auf Abb. 73 (Lippert I, 299). Carneol. Wieder der Hermaphroditus, sitzend und vorwärts gekehret. Da er beyde Hände über das linke Knie, und auf dieselben sein Haupt traurig gelegt hat, so scheint er hier sein Schicksal zu beklagen. Es ist ein altes und

Abb. 73.

besonderes Werk, so die ersten Züge der Steinschneiderkunst zu erkennen gibt".

Interessant ist die Änderung, welche die Umgebung des Dämon auf der Kamee (Lippert Suppl., 182) zeigt (Abb. 74). Zu Füßen des liegenden Hermaphroditen steht eine Urne, ein Symbol des Todes; und an einem t o t e n Baume hängt eine Leier, ein Attribut des Hermes und des Apollon, die beide aber lebenerzeugende Götter sind.



Abb. 74.

Die Abbildung 75 gibt eine Reproduktion nach einem herkulanischen Gemälde. Hier steht der androgynische Dämon, wieder mit dem großen Tuche, das vom Kopfe herabhängt, den wir schon so oft begegneten, in der Linken hält er ein Blatt, das wir als Lotusblatt auffassen zu können meinen. Dasselbe haben wir oben auf der Kamee, in der Hand eines Eroten gefunden, und die Symbolik wird wohl deutlich sein.

Sehr monumental gedacht ist ferner die Statue (Abb. 76), welche Clarac als 677 No. 1548a publiziert, Matz-Duhn aber als Appollon deutet.

In Abb. 77 (Clarac 669, 1551), finden wir wieder das Tuch, wulstartig um den Bauch gewunden, welches wir oben bei den Eroten fanden. Auch hierin ist das ernsthafte der Auffassung deutlich.

In Abb. 78 und 79 (S. 890, Clarac resp. 668, 1554 und 666a, 1554c) geben noch zwei Statuen.

In Abb. 80 (S. 891) ist der Dämon mit einer Kette versehen, welche wir auf Vasenbildern so oft sehen. Als Beispiel hiervon geben wir Abb. 81 (S. 892), und zwar nicht nur als Beispiel, sondern auch aus Pietät für Blumen-

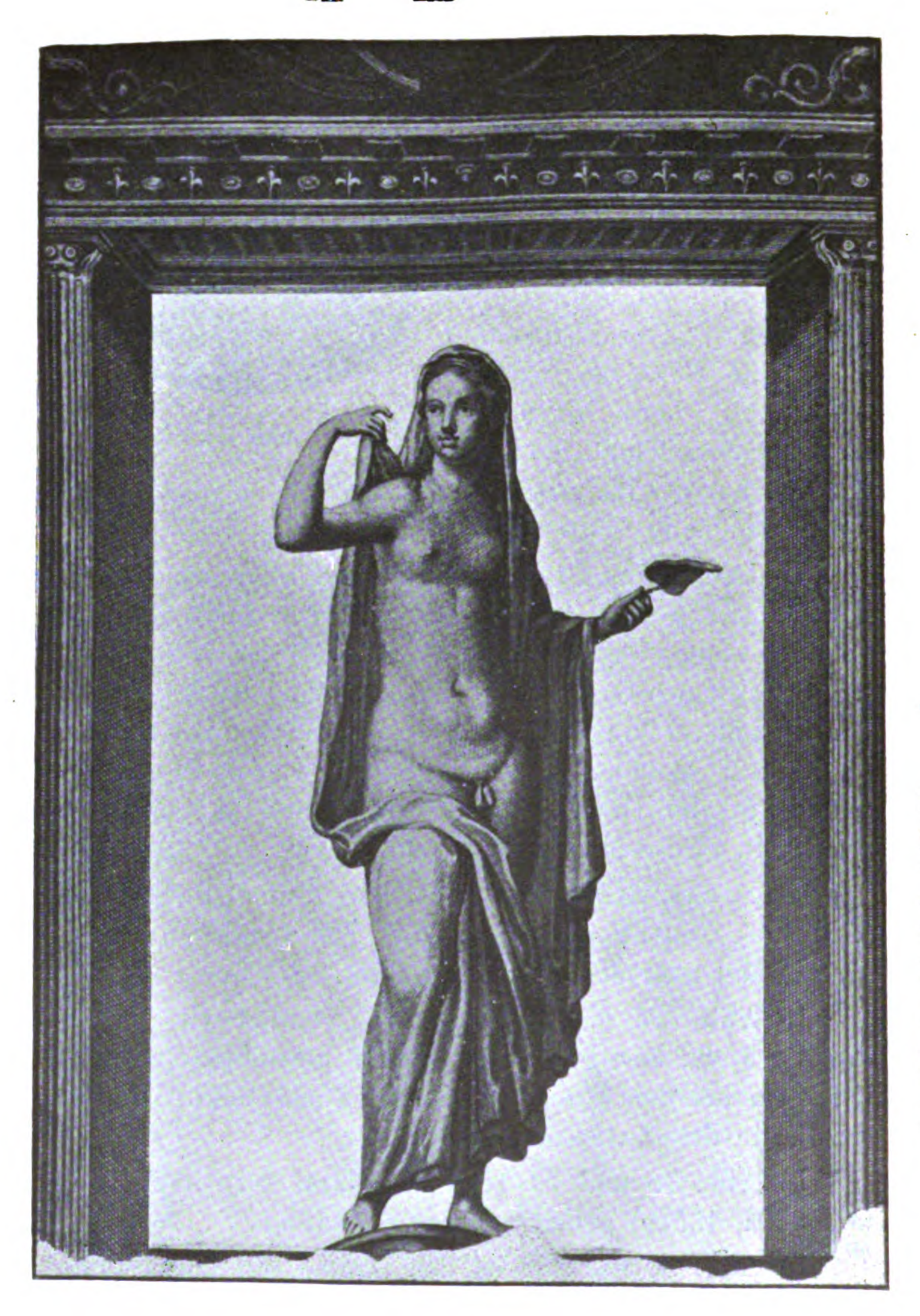


Abb. 75.

bach, den großen deutschen Physiologen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts (XXIII tab. II).

Etwas religiöses vermissen wir aber vollständig in den folgenden Abbildungen.

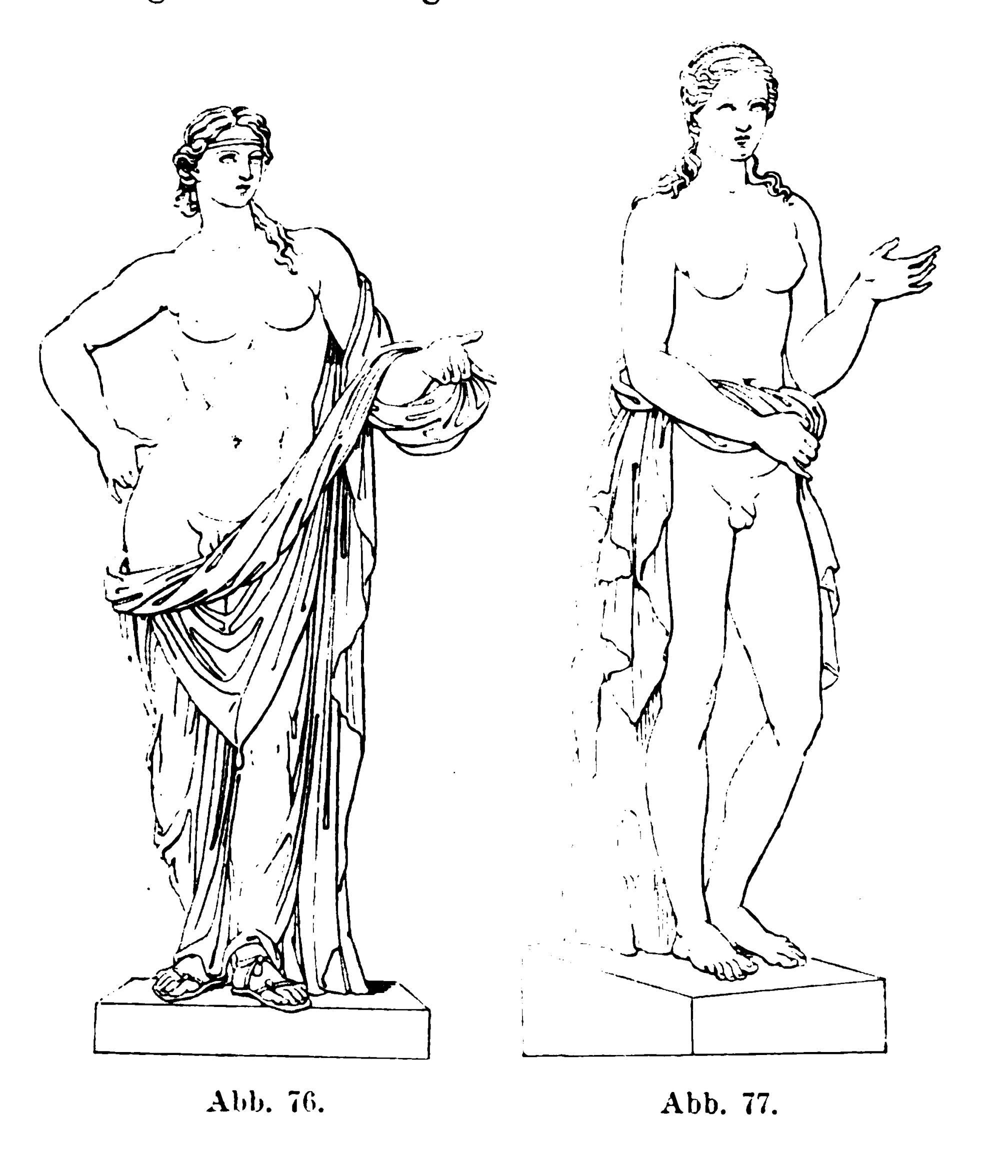


Abb. 76. Abb. 77.

Abb. 82 a und b sind aus Caylus reproduciert, ebenso Abb. 83 (S. 893—894). — Die ersten sind interessant durch die typische Haltung und die sehr eigentümliche Bekleidung (XXXV, tom. 5, S. 220).

In Abb. 83 (tom. V. S. 108) glaubte Caylus eine etruskische Arbeit sehen zu dürfen, der viel ägyptischen Motiven Entlehntes beigefügt war. Welcker sprach diesem Bildchen die hermaphroditische Natur ab. (CXCI S. 181); wir können aber nicht umhin, aus der Abbildung dem Caylus beizustimmen.

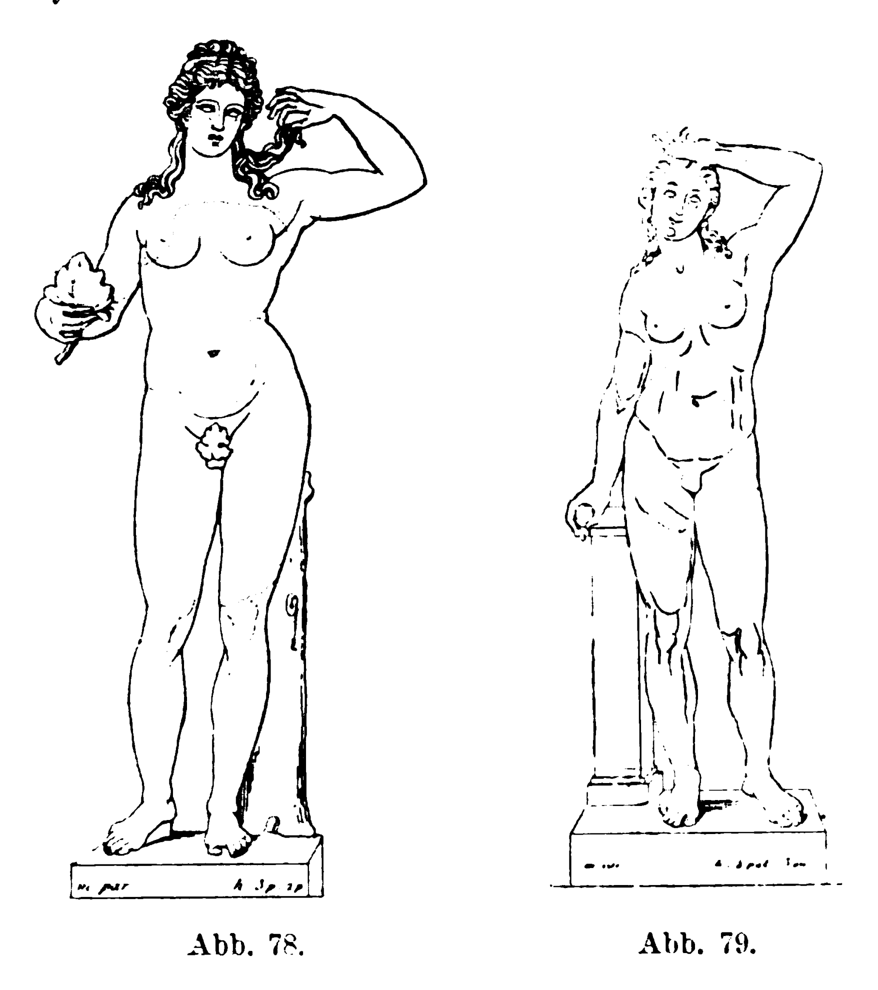


Abb. 78. Abb. 79.

Wie tief die androgynische Idee in den Geist der Menschen gedrungen war, beweisen die folgenden Abbildungen.

Zunächst als Ornament in Gewerbekunstarbeiten verwendet (Abb. 84, 85. S. 895, 896) finden wir in Abb. 86 ein kleines irdenes Krüglein aus dem Leidner Museum,

welches in Form eines sitzenden Hermaphroditen verfertigt ist. Früher hat man hierin ein gebärendes Weib gesehen! (VII.) (S. 897.)

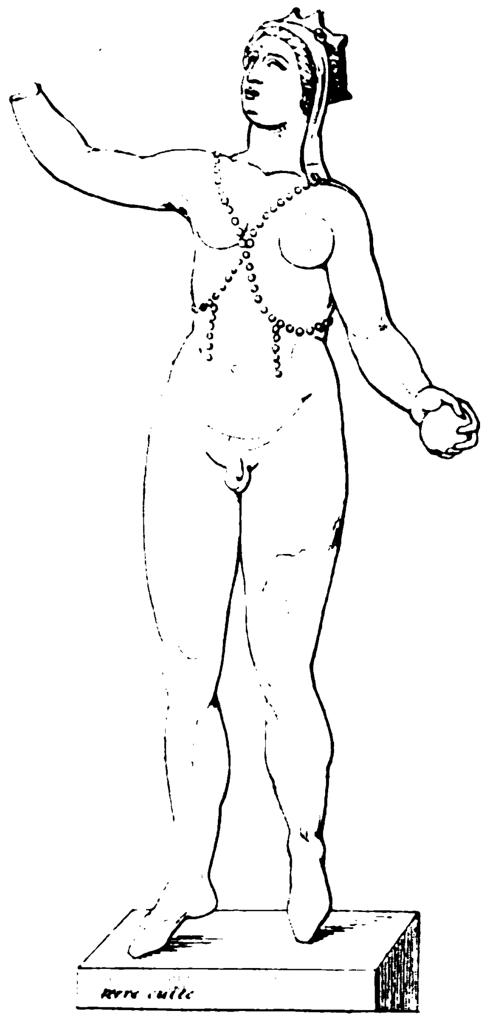


Abb. 80.

Wenn wir nun kurz zusehen, wie es sich mit der mystischen Bedeutung der Zahlen verhält, so finden wir die schönste Übereinstimmung zwischen der oben gegebenen Bedeutung der androgynischen Idee und der Mystik der sogenannten androgynischen Zahlen.

Wir führen hier ohne Commentar aus der Ausein-

andersetzung des Meursius (CXVI unter den verschiedenen Zahlen) die Namen der androgynischen Zahlen an.

Eins: die Mannweibliche; — Geist; Gott; Materie; Chaos; Zusammen-mischung; Finsternis; Schatten-welt; Gähnende Kluft; Tartaros; Styx; Schauer; die Oede;

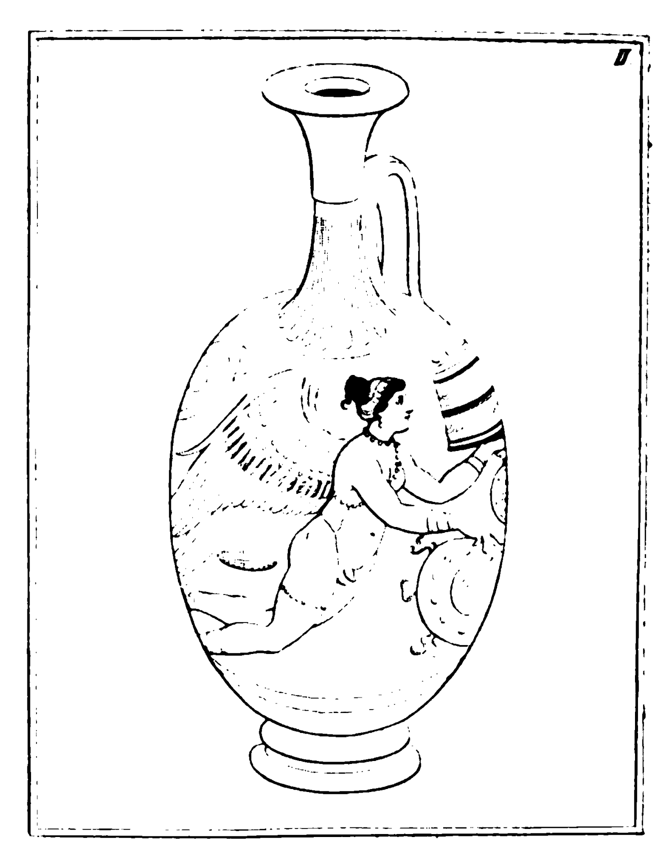


Abb. 81.

Unterirdischer Abgrund; Lethe (Vergessenheit); die harte Magd (d. h. Artemis oder Athene); Atlas; Achse; Sonne; Morpho (d. h. Aphrodite); Burg des Zeus; Bedeutung der Saamen; Apollon; Prometheus; — das Erzeugte; das Seiende; die Ursache der Wahrheit; das Zusammenklingen (Symphonia); das Gleiche; das Mitten; das Maß-haltende; das Gegenwärtige; Schiff; Wagen; Freund; Leben; Glückseligkeit; Form; Zeus;

Eros; Eintracht; Gottesfurcht; Freundschaft; Proteus; Mnemosyne (Gedächtnis).

Vier: Weibgestaltet, das Männliche aber besitzend. (ϑηλύμορφός τε καὶ ἔπανδρος); Herakles;



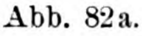

Abb. 82a.



Abb. 82b.

Erhebung; der sehr Starke; der Männliche; der Nicht-effeminirte; Hermes; Hephaestos; Dionysos; Maiades;

der Segenreiche; der Kräftige; Dioskoros; Bassareus (d. h. Dionysos); Zwei-Mütter-habend (Dionysos); das Männliche-vor-sich-austragender; das Zur-Bakchischen-extase-bringende; Harmonie; Urania; Kosmos; Körper; Gerechtigkeit.

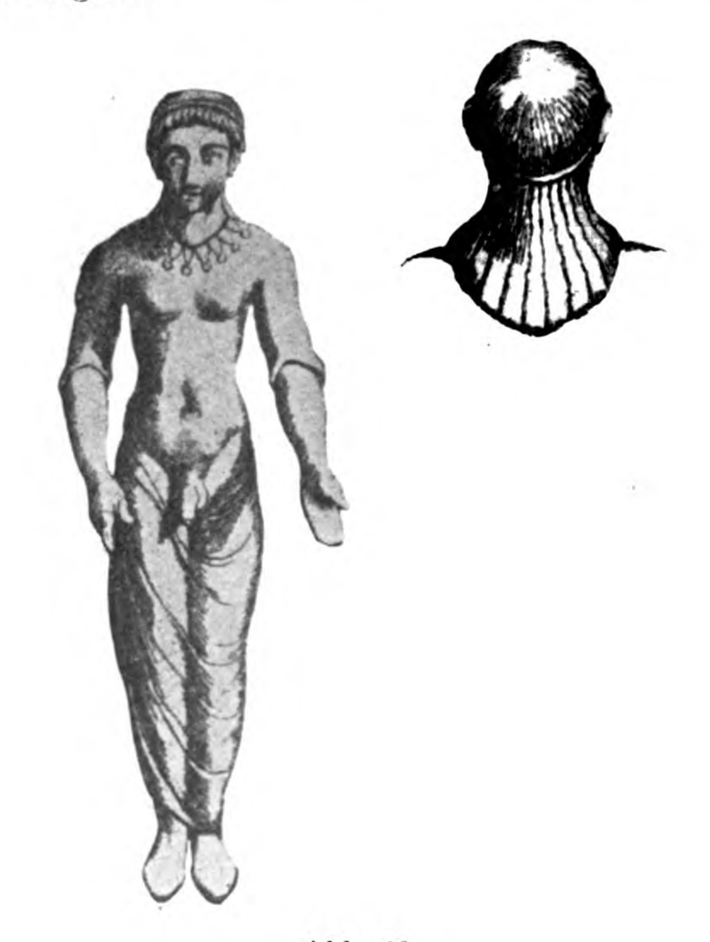


Abb. 83.

Fünf: Androgyne; Frei-von-Zwiespalt; Aenderung; Licht; das Aeußerste der tierischen Natur; Nemesis (da dieselbe in guten Verhältnissen das Himmlische, Göttliche und Körperliche in jedem Geschöpf zusammenfügt); Bubastis (Göttin der Fruchtbarkeit); Aphrodite; Cytherea, Zonaea (Epitheta der Aphrodite); Mittellinie; Halbgott; Zwilling; feste Achse; Unsterbliche;

Pallas; die, welche wie das Herz in Mitten von allem steht; die Führerin; die Gleichgewicht-habende; Nicht-mit-einem-anderen-verbundene (d. h. in und aus sich selber vollkommen); Orthiatis (abgeleitet vom Epitheton der Artemis Orthia); Melpomene; Nährer; Vorsehung; Natur; Gott; Geist; Seele der Welt; Begattung.



Abb. 84.

Sechs: der Androgyne, Mannweibliche; Form der Form (Prototyp); Gelenk von allem, was die Seele macht; Harmonie; Unverletztsein; Aphrodite; Gespann; Heirat; Begattung; Liebesgenuß; Friede;

Freundschaft; Gesundheit (Hygiea); Hecate-beletis; (doch wohl in Verband stehend mit, hecatebolos, ein Epitheton der Artemis-Hecate); der Drei-wege-habende (man denke an die dreifache Herme oben); der Zwei-

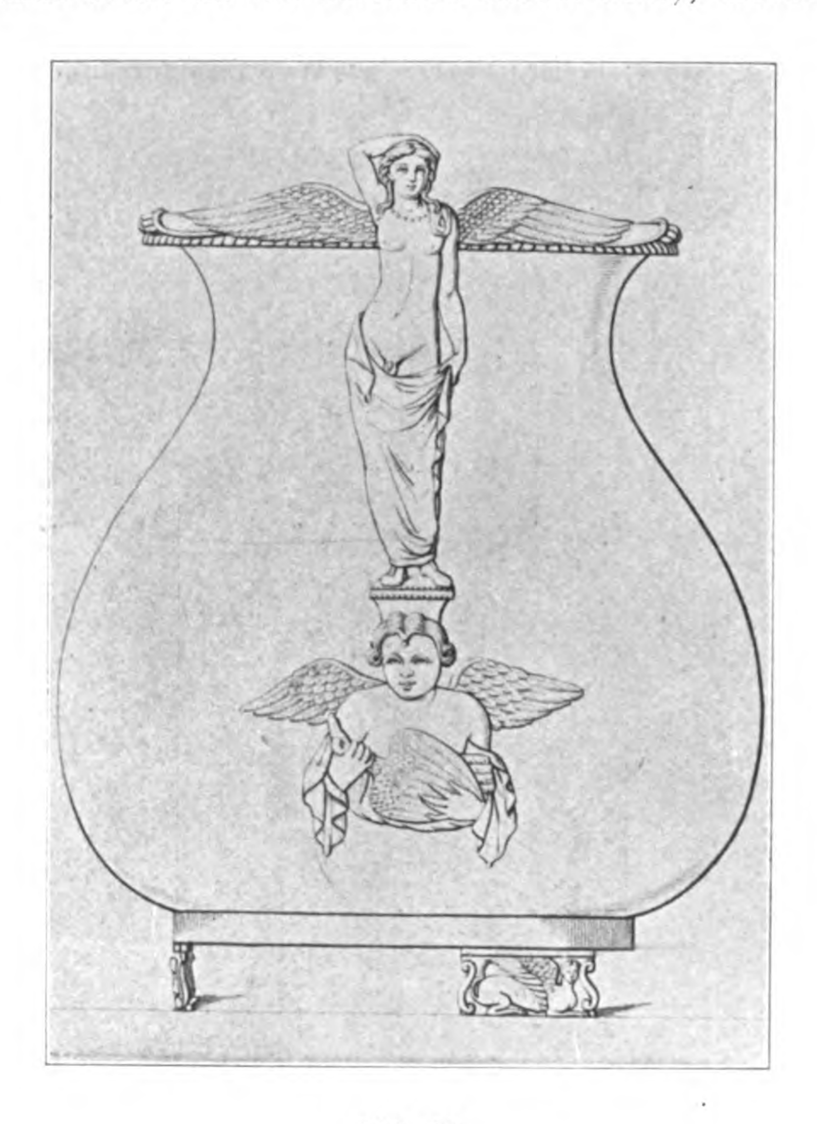


Abb. 85.

seitige (ober und unter der Erde lebend, man denke an Persephone, Dionysos; Adonis u. s. w.); Perseia; Dreiformige; Amphitrite (die Meergöttin); Thalia; Panacea.

Jeder, der diese Liste nachsieht und sie mit unsren Ausführungen oben vergleicht, wird jeden Zug



Abb. 86.

der Androgyne wieder finden: 1º der Schöpfer; 2º die All-natur; 3º das Chaos, woraus alles entstehen wird; 4º der Schöpfungs-akt, anthropomorphisch aufgefaßt.

Ja, selbst Details der monumentalen Darstellungen, finden in dieser mystischen Nomenclatur ihre tiefe Bedeutung. Wir wollen nur auf den finstern, fast traurigen Gesichtsausdruck auf den Gemmen und der Berliner Statue hinweisen, welcher den Gedanken wunderschön wiedergibt, der in Styx, Lethe, Chaos, Tartaros etc. liegt. Und ebenso erhellt am deutlichsten aus dieser langen Liste, wie so absolut verschiedene Darstellungen des Hermaphroditos aus dem Altertum zu uns gekommen sind.

Bevor wir den Gottesdienst näher betrachten, d. h. die Ceremonien, wodurch die Menschen ihrer bewußten Verbindung mit der Gottheit Ausdruck verleihen, wollen wir eine Frage untersuchen, welche noch immer auf der Tagesordnung steht. Wie kamen die Künstler zu Modellen für ihre Schöpfungen des Hermaphroditen? Hermann schreibt (CI. v. Hermaphroditos Sp. 2320):

„Die Idee des doppelgeschlechtlichen Wesens, die durch eine einfache Zusammenstellung der charakteristischen Kennzeichen beider Geschlechter an einem Individuum einen unbeholfen kindlichen Ausdruck fand, wurde von einer fortgeschritteneren Kunstepoche mit Begierde aufgenommen und weiter ausgebildet. Diese suchte und fand ihre Aufgabe darin, aus der Idee eines doppelgeschlechtigen Wesens heraus ein wirklich neues Gebilde zu schaffen, das die männliche und weibliche Natur vollkommen in sich vereinigt und in dieser Vereinigung ein wirklich neues ganzes und vollkommenes Geschöpf darstellt, einen in sich fertigen neuen Organismus, der zwar mit aller natürlichen Erfahrung in direktem Widerspruch steht, aber durch die größere oder geringere Meisterschaft des ausführenden Künstlers einen Schein von Existenzmöglichkeit erhält, ohne von einem in der Natur vorhandenen Vorbilde abstrahiert zu sein. Denn wenn es auch wissenschaftlich feststeht, daß Zwittergeschöpfe in der Natur vorkommen und auch im Altertum nicht

unbekannt waren, so wird doch niemand im Ernst glauben, daß ein derartiges, noch dazu selten vorkommendes abnormes Naturgebilde einen wirksamen Stoff für die bildende Kunst geboten habe."

Es ist gerade interessant zu sehen, wie ein Begriff, aus dem medicinisch-lateinischen Jargon entlehnt, immer wieder im Kopfe der Menschen spukt: Hermaphroditen nannte man doch im früheren medicinischen Küchenlatein, welches bei den Laien noch immer fortlebt, nur Individuen, welche die beiden Geschlechter in sich vereinigten und man sah als einzig bestimmendes Abzeichen die Genitalien an.

So weit uns bekannt, gibt es keine Denkmäler der androgynischen Idee in anthropomorphischer Darstellung, welche die Genitalien der beiden Geschlechter zeigen. So weit uns Quellen zugänglich waren, fanden wir keine solchen Denkmäler, wohl aber eine Vereinigung der beiden Geschlechtsteile an sich, aber nie in anthropomorphischer Gestalt. Die vereinigte Darstellung der Geschlechtsteile, der wir oft auf den altindischen Monumenten begegnen, können aber nie Androgyne oder Hermaphroditen genannt werden, wenn auch die Darstellung einer analogen Idee beabsichtigt war.

Schon vor langer Zeit sind durch den Physiologen Blumenbach ganz andere Ansichten verkündet worden, Ansichten, welche die neuen Mythologen aber auch die neueren Mediziner wohl einmal lesen sollten. Es ist wirklich staunenerweckend, wie schon durch diesen Gelehrten Auffassungen niedergeschrieben wurden, welche der neueren Theorie über Uranier vollständig entsprechen.

In dem Vorbericht der Amalthea II, S. XVII (XXXI) gibt Böttiger den folgenden Auszug aus einem Schreiben des großen Physiologen.

Böttiger hatte in XXXI Bd. I S. 354 sqq. namentlich ganz ähnlich wie Hermann geschrieben:



„Aus der Art, wie sie meine Specimina anführen, könnte der Verdacht entstehen, als ob ich eifriger Physiolog, der aber auch an archäologischen Studien seine Freude hat, die wunderschönen antiquarischen Hermaphroditen mit den unglücklichen Menschenkindern mit den mißgestalteten Genitalien verwechselte, die man überhaupt ganz unrichtig mit jenem Namen belegt, da mir wenigstens bis jetzt auch nicht ein einziges unbezweifeltes Beispiel der Verbindung der beiderlei Sexualorganen in einem menschlichen Individuum bekannt ist. Was man am häufigsten damit verwechselt, sind die armen Hypospadiaei mit mangelhafter Harnröhre, wohin auch das ex Voto aus Tonnleys Sammlung gehört, das in meinem Specimen abgebildet ist,[129]) und davon ich zwei lebende Erwachsene zwar mit großen wissenschaftlichem Interesse, aber — im Vertrauen gesagt — nicht ohne Ekel untersucht habe, ohne freilich, wie der humane Verfasser jenes Zusatzes die armen Creaturen gleich zur Säckung zu verurtheilen. Uebrigens hoffe ich in meinem Handbuche der Naturgeschichte S. 22 ff. den dreifachen verschiedenartigen Begriff der Hermaphroditen (worunter aber die monstrosen Hypospadiaei überhaupt nicht gehören) deutlich bestimmt zu haben. Von den ersten der daselbst unterschiedenen zwitterartigen Gebilden in

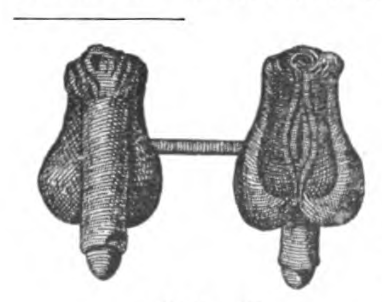


Abb. 87.

[129]) (XXIII S. 15) Argenteum est sigillum quod primo intuitu utriusque sexus genitalia invicem connata exhibere videtur, adeoque ab ipso desideratissimo possessore itidem pro symbolo Bacchi biformis ut in Orphicis carminibus audit, habebatur. Mihi vero nisi omnia me fallunt, potius votivum signum viri esse videtur, eo obscoenarum partium male conformatarum spurco vitio laborantis quod vago quidem nec satis definitio hypospadias nomine venit et urethrae hiatu sive sub cole, sive ut in hoc roriore exemplo in ipso perinaeo contra naturam fissae constat.

physiologischem Sinne (nicht im gemeinem Sprachgebrauche) ist mir, wie schon gedacht, nie ein zuverläßiges Beispiel im Menschengeschlecht je vorgekommen. Desto mehr aber von den übrigen beiden Hauptarten, z. B. der der zweiten Klasse von Jünglingen und Männern mit weiblicher Brust, deren ich drei selbst gesehn. Es läßt sich denken, wie solche Hermaphroditen zuweilen in prodigiis und hinwiederum in deliciis habiti seyn konnten. Namentlich ist dieser Fall der männlichen Brust in Aegypten nicht selten (Pr. Alpinus) und an plastischen Kunstwerken des aegyptischen Altertums bemerkbar (Zoega de Obelisc. p. 478), so daß auch Fea einen Pastophoros für eine weibliche Figur ansah. Auch ließen sich wohl Männer, die sich solcher Weiblichkeit schämten, durch eine chirurgische Operation davon befreien (Paul. Aegineta VI, 46). Und von dieser gefälligen Abweichung des Bildungstriebes könnten doch wohl die alten Künstler die veredelten Formen ihrer Hermaphroditen entlehnt haben, wie auch Osann in Ihrer Amalthea S. 349 nicht in Abrede zu seyn scheint. Was aber im angeführten Handbuch am Schluß gesagt worden, weibliche Weichlichkeit in der Totalform des Männlichen, dafür finden sich Belege, so wie in der schönen Natur unter den herrlichsten Climaten, so in der hellenischen Plastik, wie z. B. aus anthropometischer Rücksicht im Verhältniß der Hüften und deren Zubehör zu den Schultern bei der grandiosen Pallas in der Dresdener Gallerie.“

Die Stelle seines Handbuchs, auf die Blumenbach sich oben bezieht, lassen wir hier vollständig folgen:

XXIV, II. Absch. § 10. „Durch die bestimmte zweckmäßige Wirksamkeit des Bildungstriebes (d. h. sehe Anm. 2 § 9. Hoffentlich ist für die mehrsten Leser die Erinnerung überflüssig, daß das Wort Bildungstrieb selbst, so gut wie die Benennungen aller anderen Arten von Lebenskräften an sich weiter nichts erklärt, sondern



bloß eine besondere (das mechanische mit dem zweckmäßig modificirbaren in sich vereinende) Kraft unterscheidend bezeichnen soll, deren constante Wirkung aus der Erfahrung anerkannt werden, deren Ursache aber so gut wie die Ursache aller andern noch so allgemein anerkannten Naturkräfte für uns hier nieden im eigentlichen Wortverstande qualitas occulta bleibt). — in den bestimmten, dafür empfänglichen organisirbaren Stoffen, wird nun die oben so bestimmte Form und der Habitus aller einzelnen Gattungen (Species) von organisierten Körpern erhalten; und bei denen, wo es statt findet, auch ihre Sexual Verschiedenheit, durch welche sich nämlich die männlichen Geschöpfe von den weiblichen in derselben Gattung auszeichnen. —

„§ 11. Aber freilich kann der Bildungstrieb auch eben sowohl als jede andere in ihrer Thätigkeit gestörte oder fremdartig modificirte Lebenskraft auf mancherlei Weise von seiner eigentlichen bestimmten Richtung abweichen. So entstehen dann (— der bloss krankhaften nicht ins Gebiet der Naturgeschichte gehörigen Abweichungen zu geschweigen —) durch ganz gewaltsame Störungen desselben ganz widernatürliche Formen der organisirten Körper nähmlich die Mißgeburten.

„2) Dadurch, daß der zweifache Sexual-Charakter, der sonst in den beiden Geschlechtern getrennt seyn sollte, mehr oder weniger in einem und eben demselben Individuum verbunden ist, die Zwitter.

„3) Dadurch daß zwey Geschöpfe ganz verschiedener Gattung (zweyerlei Species) einander befruchtung, die Bastarde.

„Endlich 4) durch den Einfluß der mancherlei Ursachen der allmählichen Ausartung die Rassen und Spielarten.

„§ 13 s. 19. Zwitter nennt man zwar im engern Sinne bloß solche einzelne Individua von organisirten

Körpern bei welchen widernatürlicher Weise die Spuren der zweyfachen eigentlichen Sexualorgane mehr oder weniger verbunden sind, die sonst in den männlichen und weiblichen Geschöpfen derselben Art getrennt seyn sollten. Dergleichen finden sich selbst zuweilen unter warmblütigen Thieren, zumahl unter dem Rindvieh, Schafen und Ziegen, aber im Menschengeschlechte sind sie noch unerwiesen.

„Nächstdem aber verdient auch derjenige Abweichung des Bildungstriebes hier einer Erwähnung wenn andere körperliche Funktionen oder Charaktere, die dem einen Geschlechte eigen seyn sollten, sich bei Individuis des andern äußern. Wenn z. B. Hirschkühe, und Reh-Geißen Geweihe aufsetzen, oder Fasan und Pfau-Hennen mit zunehmenden Jahren männliches Gefieder kriegen; oder Mannspersonen oder andere männliche Säugethiere Milch geben, u. s. w. Endlich aber zeigt sich auch zuweilen im ganzen Verhältniß des Körperbaues einzelner übrigens noch so regelmäßig und schön gebildeter Geschöpfe des einen Geschlechts doch mehr oder weniger vom Totalhabitus des Andern; z. B. weiblicher Weichlichkeit in der Totalform des Männlichen".

Dieses wurde geschrieben in der zwölften rechtmäßigen Ausgabe des Handbuchs, welches seiner Zeit ins Englische, Französische, Italiänische, Holländische, Dänische und Russische übersetzt worden ist, im Jahre 1830.

Ist es nicht unbegreiflich, daß diese Ideen in der wissenschaftlichen Welt fast absolut vergessen zu sein scheinen?

Die Stelle des Specimen, welche Böttiger unbegreiflicher Weise mißbraucht hat, verrät eine so tiefe Erkenntnis der Natur wie des Altertums, daß wir nicht umhin können, dieselbe auch vollständig in der Ursprache zu citieren XXIII S. 14—15.

„Aliter vero se res habet cum alius generis conubio a graecis antiquae artis auctoribus in Hermaphroditis fingendis adhibito quod quidem, ut Heyni, viri summi mihique coniunctissimi, verbis utor, non eo modo factum arbitror, ut utriusque sexus genitalia efficta essent; verum ut in signis quae adhuc extant, praestantissimae artis, expresso corpore pueri pulcherrimo sed ad omnes puellae veneres in pectore femoribus aliisque partibus accomodato, ia ut summa pulchritudo pueri ad summam puellae pulchritudinem attemperata artificis ingenio incedisse dicenda sit. Imo vero non ex ingenio tantum sed ad ipsam naturae veritatem ea signa ficta esse dixerim; siquidem, quod alias iam tetigi, ut in viraginibus barbigeris masculus habitus, ita in iuvenili quoque corpore sui sexus organis genitalibus rite instructo, quoad reliqua possim perfercte feminea mollities et muliebris conformatio ac partium proportio locum habet. Aliis antiquae artis monumentis quae puellares eiusmodi iuvenes exhibent qui vulgo hermaphroditorum nomine veniunt addere liceat. Similem in vasculo etrusco quod in propria supellectile servo iuvenem alatum bacchicorum mysteriorum symbola prae se ferentem et cui itidem partibus quibus mares sumus, femineum pectus et coma iuncta sunt“. (Siehe Abb. 81.)

Man nennt diesen Autor wie soviel Andere „veraltet“. Ach, wenn man sich nur aus Pietät wieder diesen weisen Alten zuwenden möchte!

Es gab eine Zeit, in der man wenigstens die Auffassung Blumenbachs in archaeologischen Kreisen teilte, wenn auch ohne Erwähnung seines Namens. Raoul Rochette meint (CLXII S. 140 Anm. 10.):

„Ce qui n'est pas moins certain, c'est que par une conformation propre à la race grecque et qu'on observe encore même chez les Grecs modernes, il arriva souvent que les adolescents offrissent les formes feminines qui contribuèrent beaucoup à produire ces habitudes à la



société grecque si connues qui faisaient dire à la courtisane Glycère apud Athen XIII c. 84 p. 1347. *Τότε γὰρ καὶ οἱ παῖδές εἰσι καλοὶ, ὅσον ἐοίκασι γυναιξὶ χρόνον.* —"

Wenn auch Rochette's Meinung nicht ganz zutrifft, und unter den Griechen auch wohl Uranier gewesen sein werden, die gerade weibliche Jünglinge nicht liebten, so ist seine Auffassung, daß solche „puellares iuvenes" wohl den Künstlern der androgynischen Bilder Modell gestanden hatten äußerst wahrscheinlich, wenn nicht als bestimmt sicher anzunehmen.

Wir wollen aber auch Stellen aus klassischen Autoren beibringen, welche als Grundlage für Blumenbachs Auffassung dienen können.

Diodor (XLVIII lib. IV, c. 6, 5) schreibt:

„Der Sage von Priapus ist die von Hermaphroditus ähnlich, der, als Sohn des Hermes und der Aphrodite von beiden Eltern zusammen seinen Namen erhalten haben soll. Einige glauben nämlich, es sei dieses ein göttliches Wesen, das zu gewissen Zeiten unter den Menschen erscheine und einen Körper habe, in dem männliche und weibliche Elemente gemischt wären; die Schönheit und Zartheit seines Körpers sei einem Weibe fast ähnlich, andererseits habe er die Mannhaftigkeit und die Tatkraft eines Mannes. Andere dagegen behaupten, solche Wesen seien Mißbildungen der Natur, welche selten vorkommen und immer eine gute oder schlimme Vorbedeutung haben [130]."

[130]) (XLVIII). *Παραπλησίως δὲ τῷ Πριάπῳ τινὲς μυθολογοῦσι γεγενῆσθαι τὸν Ἑρμαφρόδιτον, ὃν ἐξ Ἑρμοῦ καὶ Ἀφροδίτης γεννηθέντα τυχεῖν τῆς ἐξ ἀμφοτέρων τῶν γονέων συντεθείσης προσηγορίας. Τοῦτον δ' οἱ μέν φασιν εἶναι θεὸν καὶ κατὰ τινας χρόνους φαίνεσθαι παρ' ἀνθρώποις καὶ γεννᾶσθαι τὴν τοῦ σώματος φύσιν ἔχοντα με-*



Wir wissen aus verschiedenen Epigrammen, daß man im Altertum die Darstellung des Hermaphroditen so auffaßte, wie wir sie noch in Monumenten vor uns haben. So schreibt Martialis (CXI. Epigr. XIV, 174) für einen marmornen Hermaphroditus:

„Masculus intravit fonte, emersit utrumque,
Pars est una patris caetera matris habet",

und Christodorus beschreibt (LII. V. 102 bis 107) ein Bild des Dämon:

„Dort stand ein lieblicher Hermaphroditus, weder ein ganzer Mann noch ein ganzes Weib. Gemischt war das Bild. Leicht wird man ihn nennen, den Sohn der Cypris, mit schönen Brüsten, und des Hermes. Er zeigte seine schwellenden Brüste, wie ein Mädchen; allein auch die erzeugende Form der männlichen Scham, aufweisend die gemischten Zeichen von beider Pracht [181]."

Und als Beispiel eines Epigramms an „einen schönen Jungen" gerichtet, geben wir das CVII. Ep. des Ausonius (XIII), welches sehr viel Ähnlichkeit hat mit der oben gegebenen Stelle in Athenaeus. „Während die Natur zweifelte, ob sie einen Knaben oder ein Mädchen schöpfen

---

μιγμένην ἐξ ἀνδρὸς καὶ γυναικός· καὶ τὴν μὲν εὐπρέπειαν καὶ μαλακότητα τοῦ σώματος ἔχειν γυναικὶ παρεμφερῆ, τὸ δὲ ἀρρενωπὸν καὶ δραστικὸν ἔχειν ἀνδρός· ἔνιοι δὲ τὰ τοιαῦτα γένη ταῖς φύσεσιν ἀποφαίνονται τέρατα ὑπάρχειν, καὶ γεννώμενα σπανίως προσημαντικὰ γίνεσθαι, ποτὲ μὲν κακῶν ποτὲ δ' ἀγαθῶν.

[181]) V. 102—107.

*Ἵστατο δ' Ἑρμαφρόδιτος ἐπήρατος οὔθ' ὅλος ἀνήρ,
Οὐδὲ γυνή· μικτὸν γὰρ ἔην βρέτας· ἦ τάχα κοῦρον
Κύπριδος εὐκόλποιο καὶ Ἑρμάωνος ἐνίψεις·
Μαζοὺς μὲν σφριγόωντας ἐδείκνυεν οἷά τε κούρη·
Σχῆμα δὲ πᾶσιν ἔφαινε φυτοσκόρον ἄρσενος αἰδοῦς
Ξυνῆς ἀγλαΐης κεκερασμένα σήματα φαίνων.*

möchte, bist du erzeugt, o schöner Knabe, fast ein Mädchen!“ [132])

Als Modelle der Hermaphroditen wurden unzweifelhaft diese mädchenhaften Jünglinge verwendet, die doch die mann-weibliche Natur für die tiefdenkenden und mystisch-erkennenden Alten am schönsten demonstrierten: sie gaben die Harmonie der Natur wieder als lebende Personen, sie waren die Abbilder der Gottheit.

In den Mysterien und in dem Gottesdienste, wo immer drastisch der Inhalt der Mythen der Theologie dargestellt wurde, sind ebenso unzweifelhaft diese Jünglinge aufgetreten als Symbolisierung der Gotteskraft [133]).

Und wie wir oben gesehen haben, gibt es sehr viele Beispiele in der Geheimlehre von Verbindungen der verschiedenen Emanationen der Gotteskraft, welche anthropromorphisch aufgefaßt — und wie könnten Menschen in der plastischen Darstellung dieser Theorien, anders als anthropromorphisch verfahren — nur als sexuelle Akte dargestellt werden können. Denn in dieser körperlichen Vereinigung, welche mit psychischer Extase verbunden ist, wird doch am schönsten die göttliche Harmonie demonstriert, und wie in Knossos und Samos der Hierosgamos, die Hochzeit des Zeus und der Hera, wie sie nach der Ueberlieferung einst geschehen ist, nachgebildet wurde bei einem großen Feste zur Ehre des Zeus (Diodor, XLVIII, b. V. c. 72), so darf man wohl bestimmt annehmen, daß auch die Verbindung der aktiv-erzeugenden Kraft mit dem Androgynen durch Nachbildung gefeiert worden ist: so auch andere Episoden aus den Götter-mythen, wie das sich Hingeben des Dionysos an Prosymnos und die Verbindung der Sonne

[132]) In puerum formosum. CVII.
Dum dubitat natura, marem faceretne puellam
Factus es, o pulcher, paene puella, puer.

[133]) Vergl. Lobeck, Aglaophamus S. 197, sqq.

mit dem Mond, und die des letzteren mit dem All. (Siehe oben, wo wir diese Mythe besprachen.)

Bei so vielen religiösen Festen der Griechen traten als Weiber gekleidete Jünglinge auf. Die tieferen Mysterien werden uns selbstverständlich durch die griechischen Schriftsteller nicht mitgeteilt, aber gerade bei den öffentlichen Festen wurde so vieles getan, was den Inhalt der Mysterien erraten läßt.

Wenn wir einige Feste in alphabetischer Ordnung folgen lassen (nach CXVII.), so finden wir:

Ariadneia; dieses Fest soll durch Theseus eingesetzt sein zur Ehre der Ariadne (man denke an die oben geschilderte Bedeutung der Ariadne), Plutarchus schreibt in Theseus c. 20; „Bei dem Opfer, welches am zweiten des Monats Gorpiäus dargebracht wird, legt sich ein Jüngling nieder und ahmt das Geschrei und die Bewegungen einer Frau in Kindesnöten nach."

Anthesteriën, dem Dionysos gewidmet. Philostratus, Leben des Apollonius v. Tyane Buch IV, c. 21. „Als (Apollonius) aber hörte, daß [die Athener] nach der Musik der Flöte üppige Stellungen auftührten und neben der Theologie und der Poesie des Orpheus, bald wie die Horen, bald wie Nymphen, und wie Bacchanten thaten, so setzte ihn Dies in Erstaunen." In seiner Ansprache sagte er weiter: „Ihr aber kleidet Euch noch weiblicher als die Frauen des Xerxes; die Greise wie die Jünglinge und die Epheben."

Heraklea, Plutarchus Quaest. graec. 58. Bei den Coern beginnt der Priester des Herakles in Antimachia das Opfer, in weiblicher Kleidung, den Kopf mit der Mitra bedeckt.

Lydus (CIV. Buch IV, 46.) Darum kleiden sich bei den Mysterien des Herakles die Männer in Weiberkleider, da der Samen-Keim nach der Rauheit und Unfruchtbarkeit des Winters zu erweichen anfängt.



T h a r g e l i a, ein Fest der Artemis und des Apollon, ein Reinigungs- und Sühnefest. Hierbei wurden zwei Männer hinausgeführt, um symbolisch das Opfer der Sühnung zu bezeichnen, der eine personifizierte die Männer, der andere aber die Weiber (Harpocrat. v. *φαρμακος*.)

O s c h o p h o r i ë n, dem Dionysos und der Ariadne gewidmet. Hierbei führten zwei Jünglinge in Weiber-Kleidern den Chorus an, mit Weinranken voll reifer Trauben.

H y b r i s t i k a, ein Fest der Aphrodite. Hierbei waren die Weiber in männliche Gewänder gekleidet, die Männer aber in Weiberkleider gehüllt, und brachten so das Opfer.

Eusebius (LXXXIV, de laud. Const. p. 516. C.) erzählt uns, daß auf den Gipfel des Libanon ein Tempel der Aphrodite war, welchen er „eine Schule für Liederlichkeit“ nennt, „für alle obscönen Männer, die ihren Körper durch Zuchtlosigkeit beschmutzen, geöffnet. Einige Effeminirte (d. h. Androgyni im Griechischen), die eher Weiber als Männer genannt werden können, da sie die Würde ihres Geschlechtes ablegten und litten, was Weibern zusteht, verehrten so die Gottheit.“ Wir geben die eigenen Worte des Kirchenvaters. Er konnte die tiefe Mystik dieser Gebräuche nicht mehr begreifen, oder wollte es nicht. Jeder, der den Alten gerecht sein will, wird aber hierin nichts anders, als die Consequenz der Theorie sehen, die plastische, concrete Darstellung des Abstrakten. Aus diesen Ceremonien konnte nur folgen, daß die Götter, in deren Tempel als Demonstration der Theologie Geschlechtsakte zwischen Priestern und weiblichgearteten Jünglingen, oder zwischen weibmännlichen Priestern und Männern verübt wurden, um die Verbindung des Gottes mit der organisierten Materie, resp. des männlich-erzeugenden Prinzips mit dem All-Schöpfer zu versinnbildlichen, zu Göttern der Knabenliebe wurden.



So wurden Apollon, Dionysos, Pan, Aphrodite, Eros, Zeus selbst und Ganymedes die Götter der Knabenliebe.

Wir wollen aus Welcker (CXC) verschiedene Stellen anführen, um dieses zu beweisen.

Wir bitten aber, den subjektiven Tadel Welckers nicht zu beachten, sondern nur den gegebenen Tatsachen des Altertums Aufmerksamkeit zu schenken und dieselben im Lichte der oben gegebenen Ausführungen zu betrachten. Wir werden in einigen Noten die nötigen Erklärungen beibringen.

„Endlich ist dem Apollon auch ein böses Patronat, doch nur in einigen Sitzen asiatischer Weichlichkeit und, so viel wir wenigstens sehen, nicht in früher Zeit, aufgēdrungen worden. Der Didymaeus in Branchidä wird von Konon *Φίλιος* genannt. Dies kann Gott der Freundschaft heißen, wie Zeus *Φίλιος* oder *Ἑταιρείος*. Der milesische *Φίλιος*, *Φιλήσιος* aber bedeutet der Gott der Küsse, sodaß Varro's Worte: Philesii Apollinis nequitia den rechten Aufschluß geben (bei Schol: Stat: Thebi 8. 198 cf. Mythogr. Vatic. I 81. II 85). Macrobius[134]), immer nur die Sonne im Kopf, denkt an die Küsse, womit diese im Aufgang begrüßt wurde (Sat. I 17). Strabon aber berichtet von der Liebe des Apollon zum Branchos, von der in Branchidä die Sage sey (14. p. 634). Und Konon erzählt, daß Apollon, wo der Altar des Apollon Philios stand, den schönen Branchos verliebt küßte (*ἐρασθεὶς ἐφίλησεν*) und dadurch begeistert weissagte (33). Dem liegt ein Knabenwettkampf, Philesia, zu Grunde, die saubere Legende von dem Ursprung der Branchiden von zwei Jünglingen, Zwillingen gleich ihren Göttern, die mit Küssen um den Preis eines Schwans

[134]) Wir glauben, daß die Auffassung des Macrobius nicht so sehr zu verwerfen ist d. h. philosophisch werden diese Geschichten und Ceremonien sehr gut hiermit stimmen und anthropomorphisch konnte es wieder nicht anders versinnbildlicht werden.



streiten, eines apollinischen Tiers, das aber hier auch auf den schönsten weißen Körper Ἄργυννος anspielen möchte. Ebenso setzte die Knabenkämpfe in Milet Leukothea ein, die Weißgöttin, mit Bezug auf die Weißlinge, was die Legende gleichfalls versteckt, um es erraten zu lassen. (Conon 33). Liebhaber solcher Schönen gaben sogar dem Agamemnon eine Ἄργυννος zu, nach welchem Aphrodite Argynnus benannt worden sey (Athen. 13 p. 603 d. Plut. Gryll. 7.)

„Wettstreit im schönen Küssen war im Gebrauch auch in Megara (Theocr. 12). Mit dem Branchus aber wurden dem Apollon nach Varro Tempel errichtet, Philesia genannt, Philostratus nennt ihn und den Klaros (auch von Theopomp erwähnt) „die Schönen des Apollon". (Epist. 41. p. 931).

„Für die Bedeutung des Philesios ist auch wichtig, daß unter dem in Trapezunt nach Arrians Zuschrift des Periplus an Hadrian unter diesem Namen verehrte Gott Antinous zu verstehen ist. (Peripl. Pont. Eux p. 2. — Gesner de Deo bono puero Phosph. Comm. Gotting. T. 4. p. 104 ss.), ebenso, daß die Fabel des Tiresias, als der die weibliche Wollust kannte, in das überprächtige und überschwelgerische Heiligtum des Apollon Daphnäos zu Antiochien verbannte, wovon bei Joh. Malala eine überphilosophische, gar erbauliche Deutung zu lesen ist. (F. 2. p. 4b.)."

Dionysos haben wir oben schon genügend behandelt, nur wollen wir aus Welcker noch folgendes citieren:

„Ich möchte vermuthen, daß auch die geflügelten androgynen Figuren der unteritalischen Vasen, welche Millin u. A. Genius der Mysterien zu nennen beliebt haben, als Diener des androgynen Dionysos und des Kinädismus zu betrachten sind. An den Festen nahm die weibliche Kleidung, welche die männliche Jugend

häufig anlegte, in Festzügen wie an den Oschophoriën und, wie es scheint, auch sonst sehr häufig, die Bedeutung an, die in dem Götterbilde, die weiblichen mit den männlichen harmonisch und reizend verbundenen körperlichen Formen unter dem Schein Göttlichen Geheimnisses in sich enthielt.

„Auch die Päderastie hat man nicht ermangelt, auf Pan zurückzuführen, so wie eine Reihe liederlicher und frecher Epigrammendichter in Zeus als Liebhaber des Ganymedes ihren Schutzpatron findet. Eine anständige Benennung für diese war ὕβρις (Theogn. 39, in Argos waren die Knaben ἀνύβρισται und rein, Zenob 2, 3); und Pan heißt unter andern auch Sohn der Hybris und des Hermes. (Schol. Lyc. 772. Schol. Eur. Rhes, 36, Apollod. 1, 4, 1. Heyne schreibt mit Aegnis und der Commel. Θύμβρεως für Ὕβρεως weil nach Schol. Theocr. 1, 118 auf Syrakusisch der Flußname Θύμβρις ἀπὸ τῆς ὕβρεως komme, worin nur liegen könnte, daß in Syrakus für ὕβρις zweideutig auch gesagt wurde θύμβρις, von θύω, was der Erklärer umdreht. Auch das Argum. Pind. E., P. 1 hat τοῦ Διὸς και Θύμβρεως).

„Dieser Pan wird bei Theokrit angerufen (7, 103) und in der plumpen Legende der Patraër bei Pausanias verfolgen die Pane in Mesatis den Dionysos (7, 18. 3) Pan liebt den Daphnis bei Stesichoros, Theokrit, und vielen Epigrammendichtern.

„Ein anderer Witz liegt in Ὀρσινόη als Mutter des Pan: daß Jambe seine und der Echo[135]) Tochter genannt

[135]) Hierauf bezieht sich, daß Pan der Erfinder der Selbstbefriedigung des Geschlechtstriebes genannt wird, obschon dieser wahrscheinlich nach Beobachtung der menschlichen Natur in dem Gottesdienste eingeführt war. Wie der Mensch, der keine Geschlechtsbefriedigung bekommen kann, zur Masturbation kommt, so auch die männlich-erzeugende Kraft, den Wiederhall ihrer Äußerung liebend, — anthropomorphisch also ihre Stimme, — da sie aber das Objekt

wird (Etym. M. p. 463) geht auf die Toten der Jamben, so wie *Πάνες* (Hesych. *Πᾶνες. τοὺς ἐσπουδακότας σφοδρῶς περὶ τὰς συνουσίας ἔλεγον πᾶνας.*) und *πανευειν* von der Begierde gebraucht wurde. Da auch Titan die gedachte Bedeutung von Pan hat (Hesych) so ist der Sinn des Chors in den Titanopanen, einer Komödie des Myrhillos, klar. Auch von dieser Seite gleichen einander demnach Pan und die

---

ihrer Liebe nicht umfassen kann, da dasselbe unkörperlich ist, findet sie in sich selber die Auslösung ihres Triebes.

Wir lassen die Stelle aus Dion Chrysostomos, welche hierauf Beziehung hat, vollständig folgen. Die Übersetzung ist von Karl Kraut (in der Osiander Schwabschen Übersetzungs-Bibliothek Orat. 6, 90. (16—21):

„Das aber, womit die Menschen am meisten Mühe und Kosten haben, um dessen Willen viele Städte verödeten und viele Völker elend zu Grunde gingen, verursachte ihm (dem Philosophen Diogenes) am allerwenigsten Mühe und Aufwand; denn er brauchte zur Befriedigung seiner Lust nirgends hinzugehen. Scherzend sagte er, überall sei Aphrodite umsonst bei ihm, und die Dichter lügen ihrer eigenen Schwäche wegen über diese Göttin, wenn sie sie die „Goldgeschmückte" nennen. Da aber viele dies nicht glaubten, that er es offen und vor aller Augen und sagte, wären die Menschen wie er, so wäre Troja nie eingenommen und Priamos, der Zeusentsproßte König der Phrygier, nicht am Altar des Zeus geschlachtet worden. Die Achäer aber seien so unverständig, daß sie meinen, auch die Toten bedürfen der Weiber, und am Grabe des Achilleus die Polyxena schlachten. Zugleich bemerkte er, „die Fische zeigen sich etwas klüger als die Menschen; wenn sie sich ihres Samens entledigen wollen, gehen sie heraus und reiben sich an etwas Rauhem. Er wundere sich aber, daß die Menschen nicht daran denken, sich den Fuß oder die Hand oder einen anderen Körperteil um Geld reiben zu lassen, und daß die reichsten Leute dafür nicht eine Drachme ausgeben, für jenes eine Glied aber oft viele Talente, ja sogar das Leben aufs Spiel setzen. Er nannte diesen Umgang scherzend eine Erfindung des Pans, der in die Echo verliebt, ihrer nicht habhaft werden konnte, sondern Tag und Nacht auf den Bergen herumirrte. Da habe Hermes, der Not seines Sohnes sich erbarmend, es ihn gelehrt. Darauf sei er von seiner Not befreit worden".

Satyrn, die von Sophocles in einem Satyrspiel als Liebhaber des Achilleus aufgeführt werden".

Man erinnere sich, wie Pan und die Satyre so oft in Verbindung mit dem Hermaphroditos angetroffen werden, als die aktive Kraft.

„Die **Aphrodite** der Knabenliebe (sonst auch die Sache des Pan, bei den Römern des Priapus, kommt aber als *Ἀργυννίς*, (Thril. 356, Leopard Emend. 11, 4 *Ἀργυννίς*) Göttin der Weißlinge (sum candidus Pers. 4, 20 cf. O. Jahn. Phanokles in den Eroten bei Clemens *Ἀργύννου νεὼν Ἀφροδίτης*) von Kratinos und Aristophanes an nicht häufiger bei gewissen Dichtern vor als der *ἁπαλός καὶ λευκὸς παῖς*. Dieselbe ist wohl auch die Venus Murcia (*Μυρκία*) [Livius 1, 33. Orelli ad Arnob. 4, 16, T. 2, p. 199 *μολκος* (*μυλκός* wie *μολγός* und *μυλγός*) eines mit *μαλακός* u. Denkm. 3, 323.] In diese Klasse gehört auch die *Στρατεία* in zwei karischen Inschriften (C. I. Gr. No. 2693; Venus militaris bei Arnobius 4, 7)."

Bei dem Gottesdienst des Attis und der Großen Mutter kleideten sich der Priester in Frauenkleider. Die Griechen leiteten hiervon die Benennung ab: Kureten würde *Κοῦραι* Mädchen bezeichnen.

Firmicus (LX S. 249) schreibt über die Assyrier daß diese die Luft unter den Namen der Juno oder der Venus verehrten. Sie stellten sich dieses Element mann-weiblich vor. Denn da die Luft zwischen Himmel und Meer gelegen ist, verehren sie sie mit effeminierter Stimme:

„Die Priesterschaft dient ihr mit verweiblichten Gesichtern, mit glatt gemachter Haut, das männliche Geschlecht durch weiblichen Schmuck verunzierend. Man sieht in ihren Tempeln die fürchterlichste Unzucht in der Öffentlichkeit: Männer litten, was nur Weiber leiden dürfen und sie zeigten gleichsam mit stolzer Verherr-



lichung diese Schande ihrer unreinen und schamlosen Körper. Sie zieren ihre gut gepflegten Haare wie Weiber, gehen in üppigen Kleidern und können mit ihren ermüdeten Hälsen kaum ihre Köpfe emporhalten.“

Wir glauben mit Creuzer (XLIV, Bd. II S. 574 ff. und II S. 672 ff.), daß die Amazonen aufgefaßt werden müssen, als sich männlich benehmende Mondpriesterinnen. Er sagt z. B. S. 575 Note 2: „Die Amazone war eine virago in einem kriegerischen Gestirndienste — so wie der Eunuch (Gallus und dergleichen [wir glauben auch die femininen Jünglinge v. R.]) in demselben siderischen Orgiasmus das Weibliche im Manne darstellen sollte. Die Amazonen waren eben martialische Hierodulen, und wenn die Hierodulen durch Hinopferung ihrer Jugendblüthe Sonnen- und Mondgötter als die großen Besamer der Erde verherrlichen wollten, so war diese kriegerische Jungfrauenschaar dazu da, durch Verzicht auf die Mütterlichkeit und durch Streitfertigkeit darzuthun, sowohl daß [die ephesische Artemis] periodisch unfruchtbar ist, als daß sie die finsteren Mächte der Nacht und des Winters bekämpft.“

Bei dem Dienste der Mise wurden zwischen Weibern (ebenso auch im Dienste der Bona Dea und der Cybele) sexuelle Akte verübt. Tümpel citiert (CI v. Mise, sp. 3024) den Vers des Kratinos: *μισηταὶ δὲ γυναῖκες ὀλίσβοισι χρήσονται.*

„Die Frau fungierte mittels des *ὄλισβος* (aus Leder nachgebildeten männlichen Gliedern) als Mann.“ (Tümpel l. c.)

Daß aber in dem Gottesdienste des eigentlichen Hermaphroditos, diese Sexualgebräuche sehr bestimmt vorkamen, beweist gerade fast jede klassische Beschreibung des Hermaphroditos und die Epigramme.

Wir geben hier einige Beispiele:



Etymologicon magnum. v. *Ἑρμαφρόδιτος* entweder der, welcher beide Teile, d. h. den männlichen und den weiblichen, besitzt oder welcher das Schändliche tut und leidet. Suidas. v. *Ἑρμαφρόδιτος*: fast genau dasselbe.

Lydus (CIV, B. IV): Aus ihr (Aphrodite) und Hermes wurde der Hermaphroditos geboren, da, wie man gewöhnlich sagt, diejenigen, welche hartherzig sind, durch Wollust sanftmütig werden.

So auch in dem Epigramme des Ausonius CI: „Die Nymphe Salmacis ist eins geworden mit dem geliebten Gatten. O glückliche Magd, die du den Mann in dir weist, und du, Jüngling, mit dem schönen Mädchen gemischt, du bist zweifach glücklich, wenn zwei eins können sein.“

Und Hermaphroditos wird selbst als Ausdruck für passiver Pygist gebraucht wie auch das Epigramm aus LII Cap. IX, 317 beweist, das wir in der Originalsprache mit der lateinischen Übersetzung, welche in der Ausgabe, die wir benutzten, stand, wiedergeben, da gerade das Wortspiel, welches sich auf unser Objekt bezieht, wenn es dieses beibehalten will, doch zu derb genommen werden muß:

ΑΔΗΛΟΝ.

α. *Χαίρω τὸν λακόρυζον ὁρῶν θεὸν εἰς τὸ φάλανθον*
βρέγμ᾽ ὑπὸ τᾶν ὀχνᾶν, αἰπόλε τυπτόμενον.

β. *Αἰπόλε, τοῦτον ἐγὼ τρίς ἐπύγισα· τοὶ δὲ τραγίσκοι*
εἰς ἐμὲ δερκόμενοι τὰς χιμάρας ἐβάτευν.

γ. *Ὄντως σ᾽, Ἑρμαφρόδιτε, πεπύγικεν; α. Οὐμὰ τὸν*
αἰπόλε; β. Ναὶ τὸν Πᾶν᾽, αἰπόλε, Κ᾽ἀπιγελῶν.

a. Gaudeo mucidum videns deum in calvo.
sincipite a pirastris, o caprari, verberatum.

b. Caprari, hunc ego ter paedicavi, et hirci
me intuentes capreas inibant.

c. Revera te, o Hermaphrodite, hic paedicavit? a. Non
Caprari. b. Nae per Pana, caprari, atque ridens.

Und auch Salmacis wird in ähnlicher Bedeutung gebraucht, wie aus Festus erhellt: Salmacis nomine nymphe Coeli et Terrae filia fertur causa fontis Halicarnasi aquae appellandae fuisse Salmacidis, quam qui bibisset, vitio impudicitiae mollesceret ob eam rem, quod eius aditus angustatus parietibus, occasionem largitur iuvenibus petulantibus antecedentium puerorum puellarumque violandarum, quia non patet refugium. Ennius: „Salmaci da spolia sine Sangiune sine sudore."

Wir haben schon oben bei Besprechung der ägyptischen Religion die Stelle des Gregors von Nazian, über die Feste des Nilus angeführt, welche durch die „Androgynoi" hier ganz bestimmt als Weibmänner und Mannweiber zu übersetzen, gefeiert wurden. Auch bei den Gottesdiensten der haeretischen Christen finden wir einen Umstand, der beweist, daß auch hier im Dienste des mann-weiblichen Gottes ähnliches stattfand.

Wir finden CLI v. Lucius Alexandrinus, episcopus Arrianus S. 259, erwähnt einen Teil eines Briefes des Petrus, Alexandrinus pontifex, worin über Ceremonien, die von Lucius eingeführt waren, gesprochen wird. (Interessant ist, daß als Randglosse beigedruckt ist: „eorum, quae per Galliam acta sunt anno Domini 1562 germana imago.") „Sie ließen, lachend und schändlich rufend (nefandas voces emittentes) einen Jüngling der die männliche Natur ableugnete, und in einem Weiberkleid, mit gesalbten Augen, und im Gesicht mit serischen Farben geschminkt war, wie der Prophet sagt, das Bild der weiblichen Gestalt, auf dem Altar, wo wir die Ausgießung des Heiligen Geistes erflehen, hier und dort hin sich wenden, und gesticulirend tanzen."

Wir haben also nachgewiesen, wie in fast allen Religionen der Welt die Androgynische Idee ausgesprochen



ist, und wie durch heilige Ceremonien diese Idee plastisch dargestellt worden ist.

Wenn Blumenbach schon annahm, daß als Vorbilder für die Hermaphroditen-Bilder die weibgestalteten oder weibgearteten Jünglinge, als die die Androgynische Idee am besten darstellenden anzusehen sind, so meinen wir, noch einen Schritt weiter gehen zu können und behaupten, daß diese Androgynen (in unserer Sprache durch Uranier zu übersetzen) es auch gewesen sind, welche in den Mysterien die Rolle der Androgynischen — Idee-Personifikation erfüllt haben.

Man darf nicht vergessen, daß das Altertum wenigstens in späteren Zeiten über die Personen, welche wir Uranier nennen, ganz andere Anschauungen hatte, als unser Zeitalter überhaupt.

Die Astrologen z. B. hatten über die Entstehung von Menschen, welche Personen desselben Geschlechts liebten, sehr bestimmte Anschauungen, welche wir wenigstens zum Teil beifügen wollen. Cl. Ptolemaeus schreibt z. B. (CLIII) II. Buch, Kap. 3:

„Darum verachten die Völker dieser Länder (Britannia, Galatia, Germania,[136]) Apulia, Sicilia, Tyrrenia Celtica, Hispania) die Geschlechtsakte mit Weibern, und streben demselben nicht nach, aber solchen mit Männern verlangen dieselben sehr, und sie nennen diese letzteren weder schändlich, noch unmännlich. Und man hört nicht, daß sie etwa Schaden dadurch haben; sondern sie bewahren ihre Seele echt männlich, und schützen ihre Gemeinschaft, und sind treu, und sie lieben ihre Hausgenossen, und sind sehr mildtätig.“ Und derselbe Gelehrte schreibt in dem dritten Buche, Kap. XIX,

---

[136]) Vide Sextus Empiricus, Pyrrh. hypot., lib. III S. 151, E. [Der Geschlechtsakt zwischen Männern] (ἀρρενομιξια) ist für die Germanen, wie man sagt, nicht schändlich, sondern etwas sehr gewöhnliches.

περὶ παθῶν ψυχικῶν sehr viel über die Entstehung von Männern, welche Männer lieben und von Weibern, welche Weiber lieben.

Firmicus (LVI) gibt noch mehr.

Er gibt genau an wie die Sterne stehen sollen, damit Weiber geboren werden, welche mit männlicher Seele, nur wünschen, so wie es Männer tun, mit Weibern zu verkehren (nascent foeminae, quae virili animo succinctae, in modo virorum, cum mulieribus coire desiderent. Liber VII. Kap. VII.) und wie die Sterne stehen müssen, damit weibliche Männer, oder Hermaphroditen geboren werden (biformes viri, vel hermaphroditi ex hoc genitura nascent, (l. eod.) Ja, er geht noch weiter, und gibt den Stand der Sterne, für die Geburt eines aktiven Homosexuellen an. (Paedicorum natalia, lib. VII. c. 15), und diejenigen für die Entstehung eines passiven Homosexuellen (Cinaedorum geniturae lib. VII c. 16).

Wir lassen dahin gestellt, welchen praktischen Wert diese astrologische Bestimmungen haben dürften, aber es folgt hieraus bestimmt, daß in jenem Zeitalter solche Menschen, als schon durch ihre Geburt zu Uraniern bestimmt angesehen wurden.

Auch bei Paracelsus (CXXXII., libri meteororum caput VII, S. 309 b.) meinen wir etwas ähnliches zu finden:

„So entstehen zwei Gegensätze in einem Körper, was nicht anders geschehen kann als unter hermaphroditischen Sternen. Jeder Hermaphrodit ist vollkommen und hat beide Teile.“

Offenbar nimmt er doch an, daß ein Hermaphrodit so gedacht werden soll, daß derselbe fast unerkennbar vermischt beide Naturen, beide Charaktere als ein ganzes aufgefaßt, besitzt: und solche nennt er: vollkommen (perfectus).



Selbst die alten Juden kannten Zwischenstufen zwischen den Geschlechtern: das sind die Eunuchen, welche so geboren sind, welche ja auch Jesus erwähnt, die Saris der Talmudisten. Man sehe CLV. Bd. I: Jebamoth, S. 94 u. 95.

Als Kennzeichen werden dort genannt:

„Er ist ein Mensch, der mit seinem zwanzigsten Jahre noch keine zwei Haare auf seinem Körper hat, und bekommt er diese später, so ist er doch ein Saris. Er hat keinen Bart, seine Haare sind fein und sanft, seine Haut ist glatt: Sein Wasser bekommt keinen Schaum: Er uriniert nicht mit einem andern. Sein Saamen ist nicht gebunden, er ist klar wie Wasser, sein Wein ist nicht sauer. Seine Stimme ist wie die einer Frau."

Und S. 96 werden die Kennzeichen einer weiblichen Zwischenstufe (Aïlonith) gegeben: Ein Weib, welches, wenn sie zwanzig Jahre alt ist, noch nicht zwei Haare auf ihrem Körper hat. Sie hat keine Brüste, und die Cohabitation ist ihr widrig. Sie hat keinen weiblichen Mons Veneris. Sie hat eine männliche Stimme.

Dr. Joseph Bergel übersetzt diese Wörter mit Weibmänner, und Mannweiber. (Die Medizin der Talmudisten, Leipzig und Berlin 1885).

Wir haben angefangen, den innigen Zusammenhang zu schildern, welcher zwischen der Religion und der Sexualität besteht. Und wie in fast jeder Religion, wenn auch in den neueren nur versteckt, als mystische Auffassung der Gottheit sowohl wie der Allnatur die höchste Harmonie des Männlichen-und-weiblichen, im Androgynen besteht, d. h., daß also offenbar im Tiefsten der Menschen-Seele, eine oft unbewußte, heilige Devotion besteht für die Einheit, die Harmonie.

Das wirklich die androgynische Idee, die Voll-Harmonie, noch immer, sei es auch größtenteils nur un-



bewußt, im Seelenleben des Menschen herrscht, können wir am deutlichsten bei den Künstlern erkennen. Es ist doch nur so zu erklären, daß gerade unter Künstlern prozentualisch so viele Uranier vorkommen. Denn die Künstler sind gerade die Menschen, welche am stärksten von Harmonie erfüllt sind und die Harmonie wird für Menschen, da Menschen nun einmal immer anthropomorphisch denken, am schönsten dargestellt durch Jünglinge. Schöner als durch Mädchen gerade körperlich, denn der Jüngling zeigt den zarten, fast mädchenhaften Körper, das passive-nährende Kraft-Symbol, und die männlichen Genitalien, das active-erzeugende Kraft-Symbol; der Mädchenkörper ist auch zart, mädchenhaft, zeigt aber nicht so deutlich das passiv-nährende Kraft-Symbol, denn es fehlen die Brüste, was gerade das Knabenhafte beim jungen Mädchen zum Ausdruck bringt, und die Genitalien, welche mehr versteckt sind, geben auch noch kein Symbol von etwas activ-erzeugendem.

Dieser quantitativ sehr große Unterschied bedingt, wie wir glauben, auch die Tatsache, daß in klassischen Religionen, so bald sich diese mehr entwickelt und vertieft haben, die Darstellungon der androgynischen Idee mit weiblich-zarten Körpern, mit mehr oder weniger ausgesprochenen weiblichen Brüsten und mit männlichen Genitalien ausgestattet wurden, und nur in den ältern Formen als weiblicher Körper, mit männlichem Bart, oder als Körper mit einer männlichen und einer weiblichen Brust.

Wir hoffen, daß durch diese Untersuchung wenigstens eine Seite des Lebens, klar beleuchtet ist, und sie zum besseren Verständnis der Lebensmysterien etwas beigetragen hat.



Anhang.

A.

Liste der Abbildungen.[1])

[1]) Unseren herzlichsten Dank sagen wir den Herren DDr. Boeser und Jesse, den Konservatoren des Museums der Altertümer in Leiden, die mit der höchsten Liebenswürdigkeit die verschiedenen Leidner Monumente photographieren liessen, und Dr. Jesse insbesonderen noch für die Mühe, welche er sich gegeben hat, um von den Berliner und Venedischen Bilder für uns Original-Aufnahmen zu bekommen. Dem Photographen des Leidner Museums Herrn Beitel sind wir für die wunderschöne Aufnahme sehr verbunden. — Dem Herrn Professor Dr. Holwerda, der seine Bibliothek und die des Archaeologischen Instituts in Leiden, für uns offen stellte, und Herrn Jhr. Professor Dr. Six in Amsterdam, der auch seine Bibliothek zur Verfügung stellte, und uns sehr wichtige Anweisungen gab, dem Herrn Direktor des „Koninklijke Penning-Kabinet“ im Haag, Dr. Dompierre de Chaufepié, der so liebenswürdig war, die Abgüsse der jüdischen Münze für uns verfertigen zu lassen, den Herren Direktoren der Amsterdamer und Leidner Universitäts-Bibliotheken, Herrn Dr. Mr. Burger, und Herrn Dr. de Vries, die unsern oft fast zu indiskreten Bitten Folge leisteten, und Herrn van Hillesum, Conservator der Bibliotheca Rosenthaliana zu Amsterdam, und Herrn Dr. Mehler, Adj. Bibliothekar der Amsterdamer Universitätsbibliothek, und last not least Seiner Excellenz dem General-Direktor der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der Bücher, welche wir in den niederländischen Bibliotheken nicht finden konnten, uns nach Amsterdam freundlichst überschicken liess, bringen wir die Aeusserung unserer höchsten Dankbarkeit. — Auch dem Herrn Verleger S. L. van Looy zu Amsterdam, der die Freundlichkeit gehabt hat, durch seine Vermittelung alle Clichés in der Anstalt der Firma van Leer zu Amsterdam anfertigen zu lassen, so wie auch dieser Firma selbst für die prachtvolle Ausführung der Clichés nach oft sehr schlechten photographischen Aufnahmen von uns, fühlen wir uns verpflichtet, öffentlich zu danken. — Endlich auch Dank dem Herrn Herausgeber und Verleger des Jahrbuches, die uns dieses fast vollständige Bildermaterial beizubringen erlaubten.



Abb.	5.	Çiva ardhanaridvara, nach XLII. Tav. XXIV, No. 2.
„	6.	Yi-dam bDe-mcc'og, nach Abbildung 84 in LXXI.
„	7.	Yi-dam Hevajra, nach Abbildung 85 in LXXI.
„	8.	Phtha, nach einer Statue aus der Spätzeit im Museum zu Leiden.
„	9.	Isis, nach einer Reproduction in XLIV. Bd. II, 1. Heft. Taf. IV.
„	10.	Mut, nach der Reproduction eines Papyrus im Museum zu Leiden; Leemans.
„	11.	Mut } nach verschiedenen Tafeln in Lanzoni XCVII.
„	12.	Mut
„	13.	Mut
„	14.	Nilus } nach Tafeln in Lanzoni XCVII.
„	15.	Nilus
„	16.	Nilus
„	17.	Zwei Neil-Götter
„	18.	Münze aus Juda-Gaza, in koninkl. Penningkabinet im Haag, nach Gipsabgüssen.
„	19.	Reproduktion aus XX a.
„	20.	„ „ XX a.
„	21.	Androgynischer Adonis, nach einer Reproduction in CLXII.
„	22.	Androgynische Artemis, nach einem Vasengemälde bei CLXXXV.
„	23.	Androgynischer Priapus. Clarac, 670,1549.
„	24.	Androgynischer Priapus. „ 670,1549a.
„	25.	Androgynischer Priapus. „ 670,1548.
„	26.	Androgynischer Priapus. „ 668,1554a.
„	26*.	Bronze im Louvre, nach Phot. Giraudin.
„	26**.	Bronze im Louvre, nach Phot. Giraudin.
„	27*.	} Androgynische Eroten im Museum zu Leiden, nach Original-Photog.
„	27**.	
„	27***.	
„	28.	Androgynischer Eros Bulletin de corresp. hellén. 6. pl. 15.)
„	29.	Androgynischer Eros (Bull. de corr. hellén. 6. pl. 17.)
„	30.	Dionysos-Kopf im Museum zu Leiden, (nach Orig.-Photographie).
„	31.	Androgynischer Dionysos, nach einem geschnittenem Stein (Lippert, Dactyl.)
„	32.	Androgynischer Dionysos, (Pompejanisches Gemälde, nach Reproduction in CI. v. Hermaphroditos).





Abb. 82. Hermaphroditische Figur nach Caylus, t. V. pl. LXXX, 1 u. 2.
„ 83. Hermaphroditische Figur nach Caylus, t. V. pl. XL, 2 u. 3.
„ 84. Hermaphroditischer Genius als Verzierung. CXXVIII, F. VIII.
„ 85. Item.
„ 86. Irdenes Krüglein im Leidener Museum nach Origin.-Photogr.
„ 87. Hypospadie nach XXIII. pl. I. No. 3.

B.

Liste der zu Rate gezogenen Arbeiten.[1]

I. Aeliani de Natura Animalium etc. rec. Rud. Hercher Parisiis 1858.

Ia. Acta Apostolorum apocrypha ed. C. Tischendorf. Lipsiae 1851.

II. Alciphronis Rhet. epistolae, graece et latine ed. Bergleri, Projecti ad Rhenum 1791.

III. Prosperi, Alpini, marostic. philosophi et medici in Gymnasio Patavino medicamentorum simplicium Professoris ordinarii Medicina Aegyptorum. Lugd. Batav., editio nova. apud G. Polvliet 1745.

IVa. St. Ambrosii mediolanensis Episcopi Opera ex editione Romana Parisiis 1603.

V. Amelung. W. Dell'arte Alessandria a proposito di due teste renvenuto in Roma. Bulletino della commissione archael. comm. di Roma. 1897.

VI. Anthologia graeca sive poetarum graecorum lusus. Ind. et Comment. adiecit Tr. Jacobs Lipsiae 1794,

VII. Archaeologischer Anzeiger No. 8, 9 1849, pag. 85.

VIII. A. Aristidis Adrianensis opera omnia. Gr. et latine in duo vol. distrib. c. Not. et emend. Gul. Canteri etc. Oxonii 1722.

1) Wir bitten zu entschuldigen, dass einige Nummern ausgefallen sind. Dieselben betreffen einen Unterabschnitt unserer Arbeit, der ausgefallen ist, da wir hoffen, denselben als selbständige Arbeit im folgenden Jahre zu bringen.



IX. **Aristotelis**, (Opera) stagiritae philosophorum ommiun longe principis etc. Genevae 1597.

X. **Arnobius** Afer. Adversus Gentes libri VII, edit. Novissima. Lugd. Bat. 1651.

XI. **Athenaeus**, Deipnosophistae. ex recensione Dindorfio Lipsiae 1827.
Athénée Banquet des Savans traduit, etc. par M. Lefebure de Villebrune
Paris 1789.

XII. S. **Aureli Augustini** de Genesi ad litteram libri duodecim rec. Jos. Zycha (corp. script. Eccl. latin. Vol. XXVIII. sect. III. p. II.) Pragae — Vindobonae — Lipsiae 1894.

XIII. **Ausone**, traduction par E. F. Corpet.
Collection des auteurs latins, avec la traduction en français publiée sous la direction de M. Nisard.
Paris Firmin-Didot 1887.

XIV. **Babelon**. Catalogue des Camées antiques et modernes 1897.

XV. **Bähr**. (K. Ch. W. F.) Symbolik des Mosaischen Cultus.
Heidelberg 1837.

XVI. **Bayle (Pierre)** Dictionaire historique et critique Ed. IV.
Amsterdam. Leide 1730.

XVII. **Bhagavadgîtâ**, translated by Kâshinâth Trimbak Telang, M. A.
(The Sacred Books of the East edited by Max Müller).
Oxford 1882.

XVIII. **Becker**, Augusteum.

XIX. **Bergel** (Dr. J.) Die Medizin der Talmudisten, nebst einem Anhange: die Anthropologie der alten Hebräer.
Leipzig, Berlin, 1885.

XX. **Berosi Babylonii** Antiquitatum (Mythogr. Latini.)

XXa. **Biblia Pauperum**, nach dem Original in der Lyceumsbibliothek zu Konstanz herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von Pfarrer Laib und Decan Dr. Schwarz, 2. Auflage.
Würzburg 1892.

XXI. **Blauchet** (J. A.) Statuette d'Hermaphrodite (Revue archéol. IIIe. Serie T. XXVIII).



XXII. **Blavatsky** (H. P.) The sekret doctrine III. Edition London, New-York, Madras, 1893.

XXIII. **Jo. Frid. Blumenbachii** Specimen historiae naturalis antiquae artis operibus illustratae eaque vicissim illustrantis.
Goettingae 1808.

XXIV. **Joh. Fried. Blumenbach**, Handbuch der Naturgeschichte 12. Ausgabe.
Göttingen 1830.

XXV. **Jo. Frid. Blumenbachii** de anomalis et vitiosis quibusdam nisus formativi aberrationibus commentatio.
Goettingae 1813.

XXVI. **Böhme, Jacob.** Apologia betreffend die Vollkommenheit des Menschen, das ist eine mündliche Antwort auff Esaiae Stiefels etc.
Amsterdam 1682.

XXVII. **Böhme, Jakob.** Von der Gnaden-Wahl oder dem Willen Gottes über die Menschen etc.
Amsterdam 1682.

XXVIII. **Böhme, Jakob.** Von der Menschwerdung Jesu Christi, wie das Ewige Wort sey Mensch worden, und von Maria der Jungfrawen, etc.
Amsterdam 1682.

XXIX. **Böhme, Jakob.** Mysterium Magnum oder Erklärung über das Erste Buch Mosis, etc.
Amsterdam 1682.

XXX. **Böhme, Jacob.** Beschreibung der drey Principien Göttliches Wesens, etc.
Amsterdam 1682.

XXXa. **Böhme, Jacob.** Der Weg zu Christo verfasset in neun Büchlein.
Amsterdam 1682.

XXXI. **Böttiger**, Amalthea oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Altertumskunde. —
Leipzig 1822.

XXXII. **Böttiger.** Über die Hermaphroditen — Fabel und Bildung (Böttiger's Amalthea Bd. I).

XXXIIa. **Bottbachius** (R. P. F. Paulus) Conciones sacrae ex vetustioribus orthodoxis approbatisque authoribus in Dominicas totius anni.
Coloniae Agrippinae 1634.

XXXIII. Bourignon, La vie de Dem[ll] Antoinette . . ., ecrite partie par elle-meme, partie par une personne de sa connoissance, etc.
Amsterdam 1683.

XXXIV. Bulletin de correspondance hellénique. t. VI, et VII.

XXXV. Caylus (C[te] de) Recueil d'antiquités egyptiennes, etrusques, grecques, romaines et gauloises.
Paris 1759.

XXXVI. Des Herrn Grafen Caylus Sammlung von Aegyptischen, Hetrurischen, Griechischen und Römischen Alterthümern, aus dem Französischen übersetzt. Herausgegeben von Adam W. Winterschmidt.
Nürnberg 1766.

XXXXVIII. Clarac (C[te] F. de). Musée de sculpture antique et moderne.
Paris 1836—1837.

XXXIX. Clementis Alexandrini Opera quae extant, ed. Potterus. Oxonii 1715.

XL. Colebrooke (H. T). On the Veda's, or sacred Writings of the Hindus (Asiatic Researches Vol. VIII). London 1808.

XLI. Compte-rendu de la commission impériale archéologique pour l'Année 1880.
St. Petersburg.

XLII. Creuzer (Fr). Abbildungen zur Symbolik und Mythologie.
Leipzig-Darmstadt 1819.

XLIII. Creuzer (Frid). Dionysus sive Comment. academ. de rerum Bacchicarum orphicarumque originibus et causis.
Heidelbergae 1809.

XLIV. Creuzer Friedr. Symbolik und Mythologie der alten Völker besonders der Griechen.
(Deutsche Schriften, neue und verbesserte, I Abteilung. 4 Bände) III. Ausgabe.
Leipzig und Darmstadt. Carl. Wilh. Leske. 1836—1842.

XLVI. Davenport, John. Curiositates eroticae physiologiae, or tabooed subjects freely treated.
London, privately printed, 1875.

XLVII. Denkmäler des klassischen Altertums zur Erläuterung des Lebens der Griechen und Römer.
Herausgegeb. v. Baumeister, München-Leipzig 1889.



XLVIII. Diodori Siculi, Bibliothecae historicae quae supersunt ex nova recensione L-Dindorfii. Parisiis. Firmin Didot 1843.

XLIX. J. J. I. Döllinger, Heidenthum und Judenthum. Regensburg 1857.

L. Duval (Jocy). Traite des Hermaphrodits. Paris (Liseux) 1880.

LI. Encyclopedia (The Jewish). Isid. Singer Ph. d. Projector and managing Editor. New-York and London 1901 — etc.

LII. Epigrammatum Anthologia palatina cum Planudeis et appendice nova epigrammatum veterum ex libris et marmoribus ductorum. Parisiis Amb: Firmin Didot 1872. —

LIII. D. Epiphanii episcopi constantiae Cypri, contra octogintae haereses Opus interprete Jan-Cornario. Basileae 1578.

LIV. Etymologicon Magnum, rec. et notis varior. intruxit Thomas Gaisford. Oxonii 1840.

LV. C. Famin Peintures, bronzes et statues érotiques, formant la collection du cabinet secret du musée Royal de Naples. Paris, chez Abel Ledoux 1832.

LVI. Firmici Materni (Junii) iunioris Siculi v. c. ad mavortium Lollianum. Astronomicon libri VIII per Nicol. Prucknerum Astrologum imper. ad innumeris mendis vindicati. His acceserunt:

LVII. Cl. Ptolomaei Phel. Alex Quadripartitum.

LVIII. Hermetis. Vetus-imi astrol. centum aphoris. etc. etc.

LVIX. Omar de nativitatibus lib. III. Baseleae 1551.

LX. Julii Firmici Materni v. c. de Errore Profanarum religionum ad Constantium et Constantem Augustos liber. (Mythogr. Latini).

LXI. Carl Friedrichs-Paul Wolters, Die Gipsabgüsse antiker Bildwerke zu Berlin 1885.

LXII. Furtwängler, Ad. Ueber Statuen Kopieen im Altertum. München 1896.



LXIII. Galleria (Reale) di Firenze illustrata. Ser. IV. Vol. II.
Firenze 1819.

LXIV. Genesis, übersetzt und erklärt v. Hermann Gunkel 2. verb. Auflage. Handkommentar zum Alten Testament, herausgegeben von D. W. Nowack.
Göttingen 1902.

LXV. Gerhard. Antike Bildwerke.

LXVI. Ed. Gerhard. Etrusk. Spiegel.
Berlin 1843.

LXVII. Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie, herausgegeben von Ed. Gerhard I. T.
Berlin 1833. —

LXVIII. W. Gesenius. Hebräischer und Chaldäisches Handwörterbuch über das Alte Testament.
Leipzig 1823.

LXIX. Divi Gregorii, Theologi Episcopi Naziazeni Opera.
Basileae 1550.

LXX. Grünwedel (Alb.) Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei.
Leipzig 1900.

LXXI. Head (B. V.) Historia Nummorum graeca.

LXXV. Heideggeri (J. H.) de Historia sacra patriarcharum.
Amstelodami 1667.

LXXVI. Caroli Frid. Heinrichii Commentatio academica qua Hermaphroditorum artis antiquae operibus illustrium origines et causae explicantur.
Hamburgi, in libraria Perthes 1805. —

LXXVII. Helbig, W. Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens.
Leipzig 1868.

LXXVIII. Hermes Trismegisti liber de potestate et sapientia Dei, cui titulus Pimander, Marsilio Ficino Florentino interprete.
Lugduni 1549.

LXXIX. Hermes Trismegistus, sesthien boecken van den voortreffelyken Philosooph, etc.
Amsterdam 1652.

LXXX. Herodotus. Historiarum libri IX ed. Dietsch (ed II)
Lipsiae 1889.

LXXXI. Hesiodi Theogonia rec. Orellio.
Turici 1836.



LXXXII. Hesychii Dictionarium Florentiae per haeredes Philippi Juntae, Anno domini MDXX quinto idus Augusti Leone X Pont. Max.

LXXXIII. Himerii Sophistae Eclogae. ed. G. Wernsdorfius. Gottingae 1790.

LXXXIV. Historiae ecclesiasticae scriptores Graeci Eusebius Pamphilus, Socrates Scholasticus, etc. graece et latine ex interpretatione Henrici Valesii Amstelodami Apud Henricum Wetstenium. CIↃIↃ c. XCV. (t. I & III).

LXXXV. Hitzig, Dr. Ferd. Die zwölt kleinen Propheten 4. Aufl. von Dr. H. Steiner (Kurzgefaßtes exeg. Handbuch z. Altem Test.) Leipzig 1881.

LXXXVI. Horapollinis, Niloi Hieroglyphica edidit Conradus Leemans Amstelodami 1835.

LXXXVII. Hyginis, Poeticon Astronomicon ed Lugd. 1741.

LXXXVIII. St. Irenaei Episcopi Lugdunensis, quae supersunt Omnia ed. A. Stieren, Lipsiae 1853.

LXXXIX. Jablonski, P. E. Pantheon Aegyptiorum, Francofurti ad Viadrum 1750.

XC. Jamblichi, Chalcidensis ex Coele-Syria, de Mysteriis liber, ed. Thomas Gale Oxonii 1678.

XCI. Julien, Oeuvres complètes de Traduction par Eugène Talbot. Paris 1863.

XCII. Kieseritzky, Gangolf, L'ermafrodita costanzi, (Annali dell' Instituto 1882.)

XCIII. R. Payne Knight, an inquiry into the symbolical language of ancient art and mythology, London 1818.

XCIV. R. Payne Knigt, Le culte de Priape et ses rapports avec la théologie mystique des anciens, suivi d'un essai sur le culte des pouvoirs générateurs, durant le moyen age, traduits de l'anglais par E. W. Luxembourg, Imprimerie particulière 1866.

XCV. Kabbalistische-biblische Occident (der)

XCVI. L. Coeli Firmiani Lactanti, Opera Omnia. — Pars I. Divinae institutiones recensunt Samuel Brandt. Pragae, Vindobonae Lipsiae (corpus script. eccles: latinorum Vol. XIX. 1890.

XCVII. Lanzone, Dizionario di Mitologia egizia. Torino 1882.

XCVIII. R. P. Cornelio Cornelii à Lapide, Commentaria in Pentateuchum Mosis auctore . . . . . . Antverpiae 1681.

XCIX. **Lenormant**, Collier étrusque — Hermaphrodite de Bernay. (Annali dell' Instituto 1834).

C. **Lemesle** (Dr. Henry) La transverbération de Sainte Thérèse d'Avila (Revue de l'hypnotisme sept. 1901. p. 78—87).

CI. **Lexikon** (Ausführliches) der griechischen und römischen Mythologie, herausgegeben von W. H. Roscher Leipzig 1884—1902.

CII. **Lippert**, Dactyliothek.

CIII. **Lycophronis** Challidensis Alexandra sive Cassandra etc. Isacii Tzetzis Commentariis explicatum etc. Basilae 1542.

CIV. **Joannes Lydus**, ex recognitione Imm Bekkeri. — Bonnae 1837. (Corpus scriptorum historiae byzantinae.)

CV. **Macrobe**, Oeuvres complètes avec la traduction en française. (Collection des auteurs latins avec la traduction en français publiée sous la direction de M. Nisard. Paris, Firmin Didot, 1875).

CVII. **Maïmonide** (Moïse ben Maimoun). Le Guide des Egarés traite de Théologie et de Philosophie publié p. l. première fois dans l' original arabe et accompagné d'une traduction française par S. Munk. Paris, 1861.

CVIII. **Joh. Malalae**: Chronographia ex recens. Dindorfii Bonnae 1831.

CIX. **Mallet**. D. Le culte de Neit à Saïs. (Ecole du Louvre. Thèse.) Paris 1888.

CX. **Manasseh ben Israel**, (Rabbi). The Bible conciliator, a reconcilement of the apparent contradictions in Holy Scripture. by E. H. Lindo. Glasgow 1902.

CXI. **Martiale** (Stace etc.). Oeuvres complètes (Collect. des auteur latins publ. s. la direction de M. Nisard). Paris 1878.

CXII. **Matter** (Dr. J.). Kritische Geschichte des Gnosticismus etc., übersetzt von Ch. H. Dörner. Heilbronn 1833.

CXIII. **Maury** (Alfr.). Etudes sur les documents mythologiques contenues dans les philosophumena d'Origene publiés p. M. Miller. Revue archéol. 1851.



CXIV. **Mead** (G. R. S.). Fragments of a faith forgotten, some short sketches among the gnostics etc.
London-Benares 1900.

CXVI. **Meursi** (Joannis). Denarius pythagoricus.
Lugd. Batav. 1631.

CXVII. **Meursi**, (Joannis) Graecia feriata, sive de Festis Graecorum, libri VI.
Lugd. Bat. 1619.

CXVIII. **Michaelis.** Ancient marbles in Great-Britain.
Cambridge 1882.

CXX. **Midrasch Bereschit Rabba** das ist die Haggadische Auslegung der Genesis, zum ersten Male ins Deutsche übertragen von Lic. Dr. Aug. Wünsche.
Leipzig 1881.

CXXI. **Mone** [Dr. Fr. J.]. Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa.
Leipzig-Darmstadt 1823.

CXXII. **Montfaucon** (Bern. de). Supplement au livre de l'Antiquité expliquée et representée en figures Tome I.
Paris 1724.

CXXIII. **Museo Borbonico** T. VIII.

CXXIV. **Mythologici latini** (e.a. **Hyginus**, Fulgentius etc.)
Bibliopol. Commeliniano 1599.

CXXVI. **Nork** F. Etymologisch symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch zum Handgebrauch für Bibelforscher, Archaeologen, und bildende Künstler.
Stuttgart 1843.

CXXVII. **Origenes** Philosophumena sive omnium haeresium refutatio e codice parisino nunc primum edidit Emm-Miller.
Oxonii 1851.

CXXVIII. **Origenes**, Opera Omnia, quae Graece vel latine tantum exstant et eius nomine circumferuntur Parisiis 1740.

CXXIX. **Orphica**, recensuit Eugenius Abel accedunt Procli hymni, hymni magici, hymnus in Isim aliaque eius modi carmina. Lipsiae sumptus fecit G. Freytag, Pragae sumptus fecit F. Tempsky. MDCCCLXXXV.

CXXX. **Osann**, F., Über eine vor kurzem in Pompei ausgegrabene Hermaphroditenstatue (Böttigers Amalthea Band I.)



CXXXI. Ovide. Oeuvres complètes avec la traduction en français. (Collection des auteurs latins publ. s. la direction de Nisard) Paris 1876.

CXXXII. Paracelsus (Aur. Philip Theoph. Bombast ab Hohenheim), Opera Omnia. Genevae 1658.

CXXXIII. Paterson J. D., Of the Origin of the Hindu religion. (Asiat. research. Vol. VIII.)

CXXXIV. Pauly, Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Stuttgart 1848 etc.

CXXXV. Pausaniae, Graeciae descriptio accurata tc c. Latina Rom. Amasali interpretatione ed Sylpurgius & Vuchnilis, Lipsiae 1696.

CXXXVI. Pelletan et Maury, Réligions de l'Inde. (Histoire universelle des Réligions. Paris 1845.

CXXXVII. Nederlandsche vertaling van den Pentateuch benevens eene nederlandsche verklarende vertaling van Rashie's Pentateuch Commentaar door A. S. Onderwyzer 1895.

CXXXVIII. Philonis Iudaei, Opera Omnia Ed. stereot. Lipsiae 1851—1880.

CXXXIX. Philostratorum quae supersunt omnia ed. G. Olearius. Lipsiae 1709.

CXLa. Photii, Bibliotheca ex recensione Imm. Bekkeri. Berolini 1824.

CXLb. Photii, Bibliotheca è Graeco Latiné reddita Scholiisque illustrata, opera Andr. Schotti antverpiani. Augustae Vindelicorum 1606.

CXLI. Pitture (le) Antiche d' Ercolano e contorni incise con qualche spiegazione, Napoli 1757.

CXLII. Platonis (Divini) Opera Omnia quae exstant. Marsilio Ficino interprete. Francofurti 1602.

CXLIII. Pleyte, Chapitres supplementairs au Livre des Morts 164—174. Leide 1881.

CXLIV. Histoire naturelle de Pline avec la traduction en français par M. E. Littré. Paris Firmin Didot. 1860.

CXLV. Plutarchus, de Iside et Oseride, (Pl. Chaer quae supers. omnia ed. Jo. G. Hutten, Tubingae. 1797. T. XI).

CXLVI. Plutarchus, de Mulierum virtutibus, (Plut-Chaer. quae supers. omnia, opera J. G. Hutten. Tubingae 1796.

CXLVII. Plutarchus, Quaestiones graecae (Plutarchi Chaer quae supers. omnia ed J. G. Hutten, T. VIII.) Tubingae 1796.



CXLVIII. **Plutarchus**, Theseus (Pl. Chaer quae supers. omnia ed. Jo. G. Hutten, Tubingae 1791. T. I.)

CXLIX. **Polyaeni** Strategematum libri octo Lugd. Batav. 1691.

CL. **Porphyrii** de Abstinentia. rec. Rud. Hercher. Parisiis 1858.

CLI. **Prateolum** Marcossium (Gabr.) de vitis, sectis, et dogmatibus omnium haereticorum, etc elenchus alphabeticus etc. per . . .
Coloniae 1569.

CLIII. **Preller**, (L.) Griechische Mythologie, III. Aufl. Berlin 1872—1875.

CLII. **Procli Diadochi** Paraphrasis in Ptolemaei Libros IV, de siderum effectionibus a Leone Allatio e Graeco in Latinum conversa. Lugd. Bat. 1654.

CLIV. **Procli Lycii**, Carminum graecorum reliquae rec. Arth. Ludwich Lipsiae 1897.

CLV. **Rabbinowicz** (Dr. Isr.-M.) Legislation civile du Thalmud. Tome I. Paris 1880.

CLVI. **Ratgeber**. Supra alcune moneti di Alicarnasso. (Bullettino 1839).

CLVII. R. **Reinach** Répertoire de la Statuaire grecque et romaine.
Paris 1897—1893.

CLVIII. **Reinach** (S.) Répertoire des vases peints grecs et romains.
Paris 1899—1900.

CLIX. **Roach Smith** (Ch.) On some roman bronzes discovered in the bed of the Thames.
(Archaeologia or miscall. tracts relating to antiquity Vol. 28.

CLX. **Robert** C. Der Bildhauer Polykles und seine Sippe. Hermes Zeitschrift für classische Philologie 19. Band.

CLXI. **Robert** C. Ermaphrodito, collezione del barone Giovanni Baracco. —
(Annali dell' Instituto 1884.)

CLXII. **Raoul Rochette**. Choix de peintures de Pompéi, la plupart de sujet historique et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture et une introduction par. . . .
Paris 1846. —Livr: 3.



CLXIII: **Rohden** (Herm. von). Die Terracotten von Pompeji Stuttgart 1880.

CLXIV. **Rougé** (Emm. de) Mémoire sur la Statuette Naophore du Musée Grégorien au Vatican. (Revue archéologique 1851).

CLXV. de **Sainte-Croix** Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme. Seconde édition revue et corrigée par M. le baron Silvestre de Sacy. Paris 1817.

CLXVI. **Sanatsugâtîya** translated by Kâshinâth Trimbak Telang M. A.
(The sacred Books of the East, edited by Max Müller)
Oxford 1882.

CLXVII. **Sanchoniathonis** Berytii Fragmenta de cosmogonia et Theologia Phoenicum ed. J. C. Orellius.
Lipsiae 1826.

CLXVIII. **Schorn**, D. Ueber die Pallas-Statuen im Dresdener Antikenmuseum. (Amalthea II. S. 206).

CLXIX. F. **Sixtus Senensis**, ordinis Praedicatorum, Bibliotheca sancta.
Venetiis 1566.

CLXX. **Sexti Empirici**. Opera quae exstant graece nunc primum edit interpr. H. Stephanus et Gent. Hervetus Aurelius.
Colon-Allogrog. 1621.

CLXXII. **Soldi** (Emile). La langue Sacrée
I le Mystère de la Création
II le Temple et la Fleur.

CLXXIII. **Joan Stobaei**. Eclogarum libri duo interpr. G. Cantero Antverpiae 1575.

CLXXIV. **Strabonis** Geographia c. notes Casauboni et al. Amstelodami 1707.

CLXXV. **Suidae Lexicon** ex recognitione Immanuelis Bekkeri Berolini typis et impensis Georgii Reimeri.
A. 1854.

CLXXVII. **Synesii** Episcopi Cyrenes Opera, quae extant omnia graece ac latine nunc primum coniunctim edita interprete Dionysio Petavio, aurelianensi societatis Jesu Presb.
Lutetiae 1612.



CLXXVIII. Taruffi (Prof. Cesare) Hermaphrodismus und Zeugungsunfähigkeit.
Berlin 1903.

CLXXIX. Justini Philosophi et Martyris Opera, item etc. etc. Tatiani Assyrii etc.
Parisiis 1636.

CLXXX. Testamentum Novum, Graece ed. Tittmannus.
Lipsiae 1828.

CLXXXI. Testamentum (Novum) extra canonem receptum ed. A. Hilgenfeld. ed. altera.
Lipsiae 1884.

CLXXXII. Testament (Het oude) Opnieuw uit den grondtekst overgezet etc. door Dr. A. Kuenen, Dr. J. Hooykaas, Dr. W. H. Kosters, en Dr. H. Oort.
Leiden 1899—1901.

CLXXXIII. Testamentum Vetus graece, iuxta LXX interpretes ed. de Tischendorf. 6a. Ed.
Lipsiae 1880.

CLXXXIV. Theophrasti Characteres ad optimorum librorum fidem recensuit, etc. D. Fridericus Astius Saxo-Gothanus
Lipsiae in libr. Weidmannia 1816.

CLXXXIVa. Tiele (C. P.) Geschiedenis van den Godsdienst in de Oudheid tot op Alexander den Groote.
Amsterdam 1893—1902.

CLXXXV. Tischbein, W. Collection of engravings from ancient vases of Greek workmanship etc. now in the possession of Sir. W. Hamilton.
Napleo 1795.

CLXXXVI. Vitruve (Celse etc.) Oeuvres complètes (Collect. des auteurs latins, publ. s. la direction de Nisard.)
Paris 1877.

CXXXVII. Vollmer. Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Völker. II. Auflage.
Stuttgart 1859.

CXXXVIII. Voss. (Joh. Heinr.) Antisymbolik.
Stuttgart 1826.

CXXXIX. Ward. (William). A view of the history, literature aud mythology of the Hindoos including a minute description of their manners and customs and translation from their principal works.
London 1820.



CXC. Welcker (F. G.). Griechische Götterlehre.
Göttingen 1857—1862.

CXCI. Studien, herausgegeben von Carl Daub und Friedrich Creuzer. Jahrgang 1808 Bd. IV. Welcker, über die Hermaphroditen der alten Kunst.

CXCII. Hodder M. Westropp and C. Staniland Wake Ancient symbol worship. Influence of the phallic idea in the Religions of antiquity, with an introduction additional notes, and an appendix, by Alexander Wilder M. D. Second edition.
New-York. J. W. Bonton 1875.

CXCIII. Winckelmann(s) (Joh.) Werke.
Stuttgart 1847.

CXCIV. Worm (Olao) Danicorum Monumentorum libri sex.
Hafniae 1643.

CXCV. Worm (Olao) Fasti Danici libris tribus exhibentes.
Hafniae 1643. —

CXCV. Li Bassirilievi antichi di Roma incisi da Tommaso Piroli colle illustrazione di Giorgio Zoega.
Roma 1808.

CXCVI. Zoega (Georgius) Danus, de Origine et usu obeliscorum ad Pium sextum, pont. maxim.
Romae 1797.



Ainofrauen mit tätowiertem Schnurrbart.

Der Bart der Ainofrauen.

Mitteilung von Wilhelm Cohn-Antenorid.

Der Schnurrbart der Frauen aus dem Stamme der Ureinwohner Japans ist antätowiert und zwar fast immer in blauer Farbe. Ausnahmsweise geht die Tätowierung auch um den ganzen Mund herum. Der Missionar Bachelor, ein hervorragender Kenner der Ainosprache, kann den Ursprung dieser Sitte überhaupt nicht erklären. Die Ainos selbst weisen nur auf das hohe Alter derselben hin, wie denn auch schon Hinweise darauf in altchinesischen Berichten vorkommen. Dieser Brauch bilde einen Teil der Religion und ohne Befolgung desselben kann kein Mädchen heiraten. Daher sträuben sich die Ainos trotz ihrer sonstigen durch Alkoholismus herbeigeführten Apathie gegen die dagegen gerichteten neuerlichen Verbote der japanischen Regierung. Wenn man eine Hypothese über den Grund dieser lediglich bei Frauen vorgenommenen Moustache-Tätowierung, die Vries schon im Jahre 1643 mit eigenen Augen sah, aufstellen darf, so könnte dieselbe entweder vielleicht auf eins jener nur zeitweise den Männern zugänglichen Mannweiber zurückzuführen sein, die auf der sagenhaften Weiberinsel hausen. Die Nachahmung von deren göttlich verehrten Königin hätte dann die heutigen recht scheuen Ainoweiber zu feminae barbatae gemacht. Oder aber es hat vielleicht ein urnisch veranlagter Fürst diese Barttracht vorgeschrieben, um beim Verkehr mit seinem Weibe im Interesse der Fortpflanzung leichter die Vorstellung hervorrufen zu können, es handele sich um einen Mann.

Literatur: Macritchie, The Ainos au Supplém. du tome IV des Arch. Internat. d'Ethnogr. pl. III No. 2; p. 13, 15, 21 et 23
Basil Hall Chamberlain, Aino Folk-tales p. VIII, 3, 5 sq. 9 and 38 sq. [priv. print. 1888].

Anmerkung: Dr. v. Römer meint, daß möglicherweise die eigenartige Sitte mit der androgynischen Gottheitsidee der Ainos zusammenhängt.



Bibliographie

der Homosexualität.

Von

Dr. jur. Numa Praetorius.



Inhaltsangabe.

Kapitel I.

Homosexuelle Schriften aus dem Jahre 1902 mit Ausnahme der Belletristik.

Anonym: Eine praktische Enquête über die Häufigkeit der Homosexualität in der Zeitschrift „Frührot" (1901)[1]) No. 8—13.

Bloch: Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis, I. Teil (Dresden 1902), II. Teil (Dresden 1903).

Braunschweig: Das dritte Geschlecht. Beiträge zum homosexuellen Problem (Halle).

Chouven: Ueber sexuelle Perversionen im Orient, (nach einem Bericht von Kéraval in den „Archives de Neurologie" März-Nummer).

Couvée en Wertheim Satomonson: Een geval van Homosexualiteit Psychi. en Neurol Bladen 1901/02 (nach Näcke: Die Hauptergebnisse der kriminal-anthroprologischen Forschung im Jahre 1901 im Archiv für Kriminalanthroprologie und Kriminalstatistik Bd. 9 Heft 2 u. 3.)

Dubois-Desaulle: Les Infâmes: Prêtres et Moines non conformistes en amour.

---

[1]) Diesen Aufsatz aus dem Jahre 1901 habe ich voriges Jahr nicht gebracht, weil ich eine Fortsetzung erwartete, die jedoch nicht erschienen ist.



Dubois-Desaulle: Les Mignons du Marquis de Liembrune in dem „Mercure de France“ Mai-Nummer.

Fleischmann: a) Die Bevorzugten des Liebesglückes. b) Der Freundling oder die neuesten Enthüllungen über das dritte Geschlecht. c) Der § 175 und die männliche Prostitution in München und Berlin. d) Seelenzwitter oder zwei Seelen in einem Körper. e) Die Übervölkerungsfrage und das dritte Geschlecht. f) Das Opfer: Ein Freundlingsdrama in einem Akt.

Fuchs, Hanns: Die Homosexualität im Drama der Gegenwart und der Zukunft in der „Kritik“, Nummer vom 1. August.

Gerling: Im Ringe der Venus (Oranienburg, Orania-Verlag).

Groß: Besprechung von Blochs „Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis“ im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik. Bd. 10, Heft 1 u. 2.

Hirschfeld, Magnus: Sappho und Sokrates: Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts? 2. Auflage. (Leipzig, Spohr).

La Cara; Un ermaphrodita psicosessuale in der Rivista di psichiatria forense No. 9.

Lombroso: Die Ursachen und Bekämpfung des Verbrechens (Deutsch von Kurella und Jentsch Berlin).

Moll: Sexuelle Zwischenstufen in der „Zukunft“, Nummer vom 13. September.

Moll: Wann dürfen Homosexuelle heiraten? in der Deutschen Medizinischen Presse, Nummer vom 21. März.



Moll: Wie erkennen und verständigen sich die Homosexuellen untereinander? in dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik 9 Bd. 2. und 3. Heft.

Müller, Joseph: Das sexuelle Leben der alten Kulturvölker (Leipzig).

Näcke: 1) Angebot und Nachfrage von Homosexuellen in Zeitungen.

Näcke: 2) Homosexuelle Annoncen.

Näcke: 3) Zeitungsannoncen von weiblichen Homosexuellen.

Näcke: 4) a. Besprechung von Narkissos' Erzählung: Der neue Werther, b. Zur homosexuellen Lyrik.
In dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik, 1) Bd. 8 Heft 3 u. 4; 2) Bd. 9 Heft 2 u. 3; 3) Bd. 10 Heft 3; 4) Bd. 10 Heft 3).

Näcke: Probleme auf dem Gebiet der Homosexualität in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 59 Bd. 6 Heft.

C. Bernaldo de Quiros y. J. M'Glanas Aquilaniedo: La mala vida en Madrid (Madrid 1901).

Reiffegg: Die Bedeutung der Jünglingsliebe für unsere Zeit (Leipzig, Spohr).

Schrickert: Zur Anthropologie der gleichgeschlechtlichen Liebe in der „Politisch-Anthropologischen Revue" No. 5 August-Nummer.

Wachenfeld: Zur Frage der Strafwürdigkeit des homosexuellen Verkehrs im Archiv für Strafrecht 49 Jahrg. 1 u. 2 Heft.



Kapitel II.

Belletristik der Jahre 1901 und 1902.

I. Männliche Homosexualität.

Anonym: Der Abfall vom Weib (Dresden und Leipzig: Piersons Verlag 1901).

Bob: Die Geschlechter der Menschen (Leipzig, Lotus-Verlag 1901).

Delacour: Le pape rouge (Paris, Verlag Société du Mercure de France 1901).

Essebac: Dédé (Paris Ambert 1901).

Essebac: Luc (Paris: Ambert 1902).

Essebac: L'Elu (Paris Ambert 1902).

Geissler: Ganymedes (Leipzig, Spohr 1902).

Gide: L'Immoraliste (Paris, Société du Mercure de France 1902).

Gossez: Six attitudes d'adolescent (Le Beffroi Hille 1902).

Hamecher: Zwischen den Geschlechtern (Zürich, Cäsar Schmidt 1901).

Kupffer: Auferstehung (2. Auflage bei Spohr in Leipzig).

Kupffer: Sein Räthsel der Liebe in der Sammlung Doppelliebe (Zürich, Cäsar Schmidt 1901).

Lecomte: Les cartons verts (Paris, Charpentier 1901).

Lys: La Vierge de Sedon (Paris, Offenbach 1901).

Martino und **Abdel Khalek Bey Saroit**: Anthologie de l'amour arabe (Paris, Société du Mercure de France 1902).

Merejkowsky: Le Roman de Léonard de Vinci (ins französische übersetzt von Sorrèze) (Paris, Calman-Levy 1901).

Narkissos: Der neue Werther (Leipzig, Spohr 1902).

Pugnator: Triumph der Liebe (Leipzig, Spohr 1902).

Walloth: Ein Sonderling (Leipzig, Lotus Verlag 1901).



Meienreis: Übersetzung von Eekhoud's Escal-Vigor (Leipzig, Spohr 1902).

Tailhade: Übersetzung von Petronisis Satyricon (Paris, Charpentier 1902).

Hoffmann V: Das vierte Geschlecht (Barmen, Wiemann 1902).

II. Weibliche Homosexualität.

Duc: Sind es Frauen? (Berlin, Ecksteins Nachf.)

Faure: La dernière journée de Sappho (Paris, Société de Mercure de France 1901).

Janitschek: Neue Erziehung und alte Moral aus der Novellensammlung: Die neue Eva (Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902).

Keben: Unmögliche Liebe aus der Novellensammlung: Unter Frauen (Jenas, Verlag Herm. Costenoble 1901).

Marie Madeleine: Sappho und Crucifixa, Gedichte aus der Sammlung: Auf Kypros (Berlin, Vita).

Montfort: Le Journal d'une Saphiste (Paris, Offenstadt 1902).

Möller, O H: Wer kann dafür? (aus dem Dänischen übersetzt von Meienreis, Leipzig, Max Spohr).

Pougy: (Liane de) Idylle Saphique (Paris, librairie de la Plume 1901).

Régnier: L'Amour et le plaisir, Novelle (in dem Mercure de France December-Nummer 1901).

Rigal: Sur le mode sapphique (l'Effort).

Willy: Claudine à l'école (Paris, Ollendorf).

Willy: Claudine à Paris (Paris, Ollendorf).

Willy: Claudine en ménage (Paris, Ollendorf 1901).

Kapitel III.

Besprechungen des Jahrbuchs aus dem Jahre 1902.



Kapitel I.

Homosexuelle Schriften aus dem Jahre 1902 mit Ausnahme der Belletristik.

Anonym: (Dr. B.): Eine praktische Enquête über die Häufigkeit der Homosexualität in Frührot, freiradikale Zeitschrift, herausgegeben von Robert Heymann, No. 8, 9, 10, 11, 12 und 13. (1901).

Verfasser habe zur Frage der Häufigkeit der Homosexualität, eines der bisher unerforschesten Punkte, einen Beitrag liefern wollen und zwar aus der Praxis heraus.

Er habe folgendes Inserat einer Anzahl von Berliner Zeitungen aufgegeben: „17—21 jährigen Freund sucht 25 jähriger Doktor. „Z“ Morgenpost, Schiffbauerdamm 2.“

Von 36 Zeitungen hätten nur 11 angenommen. Auf das Inserat hätten insgesamt 140 Personen reagiert, darunter 111, bei denen ein Zweifel nicht bestehe, daß sie von Homosexuellen herrührten. Die Mehrzahl der Letzteren halte sich äußert vorsichtig in ihrem Schreiben; 65 hätte doch schließlich der Mut gefehlt, ihre Adresse anzugeben. Das angegebene Alter differiere zwischen 16½ und 30 Jahren, vereinzelt finde sich auch ein Herr von 35, 39, 40, 46, ja in noch höherem Alter.

Lese man die Briefe, so verstehe man sehr wohl, wie der Uranier in der ihn umgebenden, für sein seelisches Empfinden verständnislosen Außenwelt leide.

Im allgemeinen fehle der höhere Stand, soweit er das Alter der Studenten überschritten habe, ebenso die Kadetten und Offiziere, was sich bei der großen Vorsicht dieser Gesellschaftsschichten gegenüber dem bestehenden Gesetze und der öffentlichen Meinung erkläre.

Verfasser meint dann: die Zahl von 111 Eingänge auf 13 Zeitungen Berlins erscheine zwar gering, dabei sei aber zu be-



rücksichtigen, daß ein nur ein einziges Mal gebrachtes Inserat von sehr wenigen Lesern gelesen werde, sowie daß die wenigsten Homosexuellen es wagten, auf Inserate hin zu reagieren.

Verfasser teilt dann 33 der Briefe wörtlich mit. Die meisten Briefschreiber bieten sich zu inniger Freundschaft an. Viele haben sich schon lange nach einem intimen Freund gesehnt. Ein großer Teil giebt ganz offen das homosexuelle Gefühl, das nach Erwiderung verlangt, kund.

Das vom Verfasser gewählte Mittel, um nähere Anhaltspunkte über die Häufigkeit der Homosexualität zu gewinnen, ist eigenartig, zu einer irgendwie bestimmteren Feststellung der Zahl der Homosexuellen dürfte jedoch der Weg des Inserats nie genügen, wenn auch durch diese Methode der allgemeine Beweis geliefert werden kann, wie zahlreich die Homosexualität vorkommt. Die Anzahl der auf das Inserat des Verfassers eingegangenen Schreiben ist nicht als eine geringe zu betrachten, wie Verfasser meint, sondern meiner Ansicht nach als eine relativ große, wenn man bedenkt, wie viele Bedingungen erfüllt sein müssen, bis ein Homosexueller antwortet. (Leser der betreffenden Zeitung, Leser des Inseratenteiles, Leser des betreffenden Inserates, Lust zu antworten, Mut zu einem solchen Schritt u. s. w.) Von den 111 Schreiben rühren zweifellos fast alle der 33 vom Verfasser mitgeteilten von Homosexuellen her, einige können allerdings lediglich freundschaftliche Beziehungen im Auge haben und daher nicht von Homosexuellen abgefaßt sein.

Fast alle Antworten zeigen, daß es dem Schreiber nicht um Befriedigung eines grobsinnlichen Triebes zu tun ist, sondern daß er ein edleres Verhältnis anzuknüpfen sucht, fast alle Schreiber athmen einen ernsten, sympathischen, keineswegs frivolen oder obscönen Geist.

Bloch, Iwan, Dr. med., Arzt für Haut- und Sexualleiden in Berlin: Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. Eulenburg. I. Teil (Dresden, Verlag



von H. B. Dorn, 1902. 254 S.). II. Teil (Derselbe Verlag, 1903. 400 S.).

Dr. Hirschfeld hat in seiner obigen Arbeit: „Der urnische Mensch“ die Kernpunkte und Hauptgedanken aus dem Buch von Bloch mitgeteilt, er hat sich an so zahlreichen Stellen eingehend mit Bloch beschäftigt und wie mir dünkt, durch seinen sachverständigen Aufsatz die auf keiner eigenen Kenntnis der Homosexuellen fußenden Anschauungen von Bloch so gründlich widerlegt, daß sich eine Inhaltsangabe und Kritik meinerseits erübrigt.

Braunschweig: M. Das dritte Geschlecht (Gleichgeschlechtliche Liebe) Beiträge zum homosexuellen Problem (Verlag von Carl Marhold: Halle a. S. 1902).

Braunschweig giebt zunächst eine Darstellung des Wesens der Homosexualität, das er auf bisexuelle Uranlage zurückführt.

Nicht immer treffe der Begriff der Degeneration zu. Doch könne man aus dem Vorkommen der Homosexualität bei den Naturvölkern nicht den Schluß ziehen, sie sei eine gesunde natürliche Erscheinung. Auch die Tuberkulose beruhe auf natürlicher Anlage.

B. behandelt dann die Homosexualität im Zusammenhang mit sexuellen Perversitäten (Fetischismus etc.) und führt ihre Entstehung in vielen Fällen auf äußere Einflüße (Klima, Onanie etc.) zurück. Beruhe in vielen Fällen die Homosexualität auch auf Naturanlage, so sei sie doch keine Naturnotwendigkeit. Große Homosexuelle seien nicht durch ihre geschlechtliche Veranlagung, sondern durch andere Eigenschaften groß gewesen. B. will in der Homosexualität nur Krankhaftes und Ungesundes sehen; er erblickt in ihr eine Gefahr für die Gesellschaft, weil sie den männlichen Geist töte. Das Vorkommen des Angeborenseins der Homosexualität erkennt er an, hält sie aber in der Mehrzahl der Fälle durch Gewohnheit erworben.

B. bespricht des Weiteren Prophylaxe und Heilung der Homosexualität, ohne zu einem bestimmten Resultat zu kommen. Erziehung des Kindes, Anbahnung eines gesunden Kultus der Frau, Pflege der Eltern und Kindesliebe seien die Hauptmittel gegen das Umsichgreifen der Homosexualität; die unheilbaren Homosexuellen seien in Irrenanstalten und Pflegehäusern unterzubringen. Die Homosexuellen würden schließlich die von ihnen

begehrte Anerkennung vielleicht erringen, wenn Klarheit über sie gewonnen und die wissenschaftliche Erkenntnis in das Publikum gedrungen sein werde. Bis jetzt sei die Kenntnis der Homosexualität zu gering, im Laufe der Zeit werde man den Homosexuellen bedingtes Gastrecht, nie aber Bürgerrecht zugestehen müssen.

Ein Hauptfehler der Schrift von Braunschweig ist der Fehler, den er selbst den Homosexuellen zum Vorwurf macht, nämlich Sprunghaftigkeit im Denken.

Die eigentliche Auffassung Braunschweigs über die Behandlung und Beurteilung der Homosexualität ist mir nicht klar geworden. Er scheint selbst keine bestimmte präcise Anschauung zu haben. Die bisherigen Vorurteile billigt er nicht und rät zu richtiger Erkenntnis, trotzdem spricht er von Gefährlichkeit der Homosexualität und Ausschaltung der Homosexuellen. Aber einige Seiten später hält er für möglich, daß die Homosexualität sich die verlangte Anerkennung erringen und sicherlich bedingtes Gastrecht finden werden.

Wegen der Widerlegung der Einzelheiten der sehr feuilletonistisch geschriebenen Broschüre kann ich mich begnügen, auf Hirschfelds Arbeit in diesem Jahrbuch und meine vorjährige Entgegnung auf Wachenfeld zu verweisen.

Nur ein Beispiel von der Logik und der Schärfe des Denkens, die Verfasser an den Tag legt.

Als ein Argument gegen die Annahme, die Homosexualität sei nicht notwendigerweise eine krankhafte Erscheinung, führt Braunschweig die Tatsache an, daß „an dem Baum der natürlichen Homosexualität unnatürliche Zweige trieben“ wie z. B. der Fetischismus.

Da sich nun, wie Braunschweig selbst hervorhebt, ähnliche krankhafte Anomalien auch bei den Heterosexuellen finden, so müßte Braunschweig auch die Heterosexualität als eine Krankheit betrachten.

Choven, von der: Über sexuelle Perversionen im Orient (Obozrénié psichiatrii V 1900) nach einem

Bericht von P. Kéraval in den Archives de Neurologie, 24. année Märznummer 1902, S. 236 u. f.

In allen Städten Asiens von den Ufern des Marmarameeres bis zum Yang-tze-kiang seien die Tänze und Gesänge den jungen Burschen, genannt batcha, übertragen, die ganz und gar die Rolle unserer Schönheiten aus den Variétés erfüllten. Die Päderastie sei im direkten Verhältnis zur Grösse der Stadt und der Einsperrung der Frau organisiert. In den Städten Mittelasiens und bei den Nomaden, wo die Frauen frei seien, gäbe es wenig batcha. Der batcha, Tänzer, Sänger, Schauspieler, ein halbes Weib nach dem Kostüm und den Manieren, habe in den Khanats Mittelasiens eine offizielle Stellung, er gehe aus den Kindern armer Eltern hervor. Er werde von herumziehenden Musikern oder von reichen Leuten gekauft, die ihn seinen Beruf lehrten sowie die Funktion, zu welcher er dienen solle. Eine eigenartige Massage der Hinterbacken, eine durch Instrumente hervorgebrachte Erweiterung des Afters werde mit ihm vorgenommen. Schläge und Rauschzustände mittels Alkohol und Haschisch spielten dabei eine große Rolle. Dann verkehre mit dem batcha sexuell als Erster der Dirigent der Musiker, es sei denn, daß er ihn einem reichen Liebhaber abtrete.

Von 12 bis 16 Jahren sei der batcha in der Glanzperiode seiner Erfolge. Aber seine Verdienste flössen den Kupplern zu, so lange er keinem Herrn gehöre, der ihn unterhalte. Wenn der Bart wachse, verlöre er seinen Wert. Dann könne es geschehen, daß er ein ehrbarer Bürger werde, eine Familie gründe, seinen Harem und seine batcha besitze. Es könne auch sein, daß, falls er die Leidenschaft der passiven Päderastie behalten habe, er Diener nehme zur Erregung seiner Begierden in praepostera, die er mit seinen Frauen normaliter befriedige.

Dagegen gäbe es batcha, die gegen die Natur kämpften und die Attribute des Femininismus durch Kastration erhalten wollten. Wenn letzteres geschehen, verließen sie ihr Gewerbe oder wenn sie mit der Prostitution fortführen, würden sie doch nur wegen ihrer künstlichen Jugend verachtet. In beiden Fällen sänken sie noch tiefer. Manche züchteten Frauen zum coitus per anum oder zu sonstigen Verirrungen heran, seien ihre Louis oder die Ehemänner der Prostituierten.

Kéraval sagt zu den Ausführungen Chovens: „Die Päderastie, sowie die sexuellen Praktiken mit Tieren bilde eine moralische physische und degenerative Wunde. Die Entwikelung der Zivilisation, die Freiheit der Frau und ihre soziale Gleichstellung, das seien die Heilmittel. Den Beweis dafür liefere der von Choven erwähnte reiche persische Kauf-



mann, der an den transcaspischen Ufern keine Frau habe finden können und daher Knaben sexuell gebraucht habe. Daraus habe sich eine Gewohnheit und eine Leidenschaft entwickelt. Später habe er eine geistreiche Sängerin getroffen, die in Männerkostüm getanzt habe. Er habe zuerst wie mit einem batcha sexuell mit ihr verkehrt, aber nach und nach habe er normaliter mit ihr coitiert und sie dann geheiratet."

Die batcha und die, welche mit ihnen geschlechtlich verkehren, sind selbstverständlich nicht alle Homosexuelle, doch zweifellos ein Teil.

Die Mitteilungen Chovens über das spätere Schicksal der batcha beweisen einmal, daß ein großer Teil derselben homosexuell ist, nämlich jedenfalls diejenigen, deren Effemination so deutlich zu Tage tritt, daß sie selbst zur Castration schreiten, um die äußeren Merkmale der Weiblichkeit zu behalten; zweitens geht aus diesem Bericht hervor, daß die heterosexuellen batcha trotz jahrelanger Prostitution im mannmännlichen Geschlechtsverkehr durch letztere nicht zu Homosexuellen umgewandelt werden können, da sie eine Familie gründen und einen Harem sich anschaffen. Die Bemerkung Kéravals, daß die Entwickelung der Civilisation und eine größere Freiheit der Frau ein Heilmittel gegen die päderastischen Zustände im Orient bilden würden, ist insofern richtig, als namentlich die Hebung der socialen Verhältnisse der Frau den gleichgeschlechtlichen Verkehr mehr zurückdrängen, Heterosexuelle davon abbringen, insbesondere aber den Mißbrauch unmündiger Knaben einschränken würde. Dagegen wird die Aenderung in den socialen Zuständen auf die Homosexuellen keinen Einfluß ausüben und den gleichgeschlechtlichen Verkehr ebenso wenig beseitigen, als dies durch die Entwicklung der Civilisation bei uns der Fall gewesen ist.

Couvée en Wertheim Satomonson: Een geval van Homosexualiteit Psychi. en Neurot Bladen 1901/02 (nach Näcke: Die Hauptergebnisse der kriminal-

anthroprologischen Forschung im Jahre 1901 im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik Bd. 9 Heft 2 u. 3 S. 152.)

Homosexualität sei in Holland selten. Der Fall eines Lehrers wird beschrieben, der erblich belastet und mit somatischen und psychischen Stigmata behaftet gewesen sei.

Von Jugend auf habe er konträr geliebt, meist nur platonisch und nur Knaben. Im Charakter habe er Widersprüche gezeigt. Verfasser habe sich bezüglich der Frage nach der Unzurechnungsfähigkeit für incompetent erklärt. (Näcke bemerkt: „ich hätte ihn für vermindert zurechnungsfähig erklärt.)“

Verfasser hat vergessen, mitzuteilen, woher er denn wisse, daß die Homosexualität in Holland selten sei. In Amsterdam habe ich eine gleich große Verbreitung der Homosexualität wie in anderen Städten der gleichen Bevölkerungszahl gefunden.

Vor einigen Jahren wenigstens existierte in Amsterdam eine lediglich von Homosexuellen aus den Volks- und Mittelkreisen, sowie von Fremden besuchte Wirtschaft, in der jeden Abend 20—40 Homosexuelle zu treffen waren.

Auch die Striche, z. B. der Vondelpark, waren ebenso besucht, wie die Striche anderer Länder.

Dubois-Desaulle: Les Infâmes: Prêtres et Moines non conformistes en amour. (Mémoires secrets de la Lieutenance Générale de Police). (Paris: Editions de la Raison 1902).

Das Buch enthält die Wiedergabe einer großen Anzahl von Auszügen, die Dubois-Desaulle den in der „Bibliothéque de l'Arsenal“ unter dem Namen „Archives de Bastille“ aufbewahrten Geheimen Akten der „Lieutenance Générale de Police“ (d. h. des Polizeipräsidiums) aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entnommen hat.

In einer Einleitung macht Verfasser darauf aufmerksam, daß die gleichgeschlechtliche Liebe, der Non-conformisme en amour (d. h. die Nichtübereinstimmung im Punkte der Liebe — zu subintelligieren mit der Natur —) zu allen Zeiten und Orten verbreitet gewesen sei.

Besonders im 18. Jahrhundert, am Ende der Herrschaft von Ludwig XIV. und zur Zeit der Regentschaft habe die Homosexualität in Blüte gestanden. Die „Infamen“, wie die Polizei die Homosexuellen genannt, die „Ritter der Manchette“ (Chevalier de la Manchette) wie sie sich unter einander bezeichnet, seien am zahlreichsten unter den Geistlichen zu finden gewesen, dann unter der Aristokratie und dem höheren Bürgerthum, sowie unter den Bediensteten.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile; im ersteren sind nur Geistliche, im zweiten neben Geistlichen auch Adlige und Bürger behandelt.

Dubois-Desaulle gibt keinerlei Kritik der mitgeteilten Auszüge, er läßt die Akten selbst Zeugnis der damaligen Zustände ablegen. Er bringt die Berichte über 108 „Sodomiter“ (wie er sie oft nennt); ferner sind in den einzelnen Berichten noch zahlreiche andere „Päderasten“ erwähnt.

Unter den 108 befinden sich nicht weniger als 74 Geistliche.

Viele Berichte enthalten zahlreiche Einzelheiten.

Auffallend viele der Invertierten werden verhaftet, weil sie mit einer „mouche“ (Mücke d. h. Polizeispitzel) der Polizeibeamten Haymier und Symonnet anbändelten. Haymier und Symonnet waren die mit der Beobachtung der „Infamen“ in den Gärten des Luxembourg und der Tuilerien besonders betrauten Polizeikommissare. Nicht weniger als 30 Homosexuelle kommen in den Berichten vor, die unvorsichtigerweise mit Polizeispitzeln sich einließen.

Immer ist es derselbe Vorgang, mit wenigen Änderungen stets das gleiche Bild.

Ein Homosexueller, meist ein Abbé, der auf den Strichen des Luxembourg oder der Tuilerien Männerbekanntschaften aufsucht, trifft einen Polizeispitzel, den er für einen Gleichgesinnten oder für einen der Verführung zugänglichen Jüngling hält. Er spricht mit ihm über gleichgeschlechtliche Liebe, erzählt ihm manchmal von seinen Liebesabenteuern, die Art und Weise seiner Befriedigung und dergleichen. Dann nimmt er Betastungen vor, küßt die „Mücke“ oder entblößt sich selber.

Die Verhaftung erfolgt meistens nicht sofort, sondern der Spitzel sucht die Wohnung des Homosexuellen zu erfahren oder beide werden von weitem durch Symonnet oder Haymier oder ihren Leuten beobachtet. Sehr oft läßt sich der Spitzel ein Rendez-vous für den nächsten Tag geben und benachrichtigt die Polizeibeamten, die am verabredeten Orte die Verhaftung des Homosexuellen vornehmen. Oft geht der Spitzel dem Homosexuellen in seinen Wünschen sehr weit entgegen, er gestattet

sogar den gleichgeschlechtlichen Verkehr, um nachher alle Einzelheiten in den Polizeibericht aufnehmen zu lassen.

Wenn die Spitzel nicht angeredet werden, so beobachten sie das Verhalten der Homosexuellen, die mit andern jungen Leuten anbändeln. Haymier belauscht z. B. die unsittlichen Anträge, die Abbé Dewinot einem Passanten in den Tuilerien stellt. (S. 199.) Ebenso hört ein Spitzel, wie Abbé Delasalle einen Jüngling zum Schlafen mit nach Hause nehmen will und verhaftet dann den Jüngling, der gezwungen wird, die Adresse des Abbé anzugeben (S. 235).

Es kommt vor, daß ein Spitzel im Luxembourg zur besseren Beobachtung der „Sodomiter" sich ins Gras legt oder unter eine Bank versteckt (S. 292, 296).

Viele Homosexuelle werden denunziert durch die Jünglinge, mit denen sie verkehrt oder zu verkehren versucht haben. Über die Art und Weise, wie Manche ihre Verführungsversuche anstellen, wird genau berichtet.

Viele Berichte enthalten ein vollständiges Bild von dem damaligen Leben und Treiben gewisser Homosexuellen.

Zu einer bestimmten Clique gehörten der Jesuitenpater De la Ferté, Abbé Dumoutier und Abbé Bouchard. Bouchard, obgleich 84 Jahre alt, schlief noch täglich mit zwei Jünglingen zusammen. „Da er nicht mehr eifersüchtig war, empfing er gern die jungen Freunde seiner zwei Diener und ergötzte sich, wenn er selbst nicht mehr handeln konnte, an ihren Vergnügungen."

Die Freunde dieser Geistlichen waren besonders Gery, Cauvé und Saint-Remy. „Alle drei prostituieren sich mit jedem Beliebigen. Sie leben von ihrer Wollust und nehmen die Schmucksachen denen weg, mit denen sie sich vergnügen. Sie verschaffen Junge denen, die die Neuheit lieben." (S. 76).

Der Hauptgeliebte von Pater de la Ferté war Saint-Remy, er unterhielt ihn förmlich und wollte ihm sogar eine höhere Stelle am Hofe von Lothringen verschaffen. Saint-Remy hatte auch lange ein festes Verhältnis mit dem Marquis de Bouthilier, er hatte es verstanden den Marquis zu fesseln, obgleich dieser so sehr die Abwechselung liebte, daß er sonst niemals zweimal mit demselben Manne verkehren konnte (S. 75.)

Verschiedene Geistliche verkehren auch geschlechtlich untereinander. So z. B. Abbé de Saint-Etienne mit Abbé Congolain (s. 101); Abbé Dumoutier mit Abbé Leconte (S. 169). Abbé Chéret verliebte sich leidenschaftlich in den Abbé Castagnet, „einen eingewurzelten Sodomiter", der einen großen Ruf unter den „Infamen" genoß. Beide lebten wie Mann und Frau. Obgleich Chéret zahlte, war Castagnet Herr im Hause. „Castagnet, der Liebkosungen von Chéret überdrüssig und die Ab-

wechselung und Abenteuer liebend, verläßt Castagnet, der dann ein Verhältnis mit Abbé Lemaire eingeht. „Um völlig glücklich zu sein, sagte eines Tages Chéret, müßte er zwischen seinen beiden Freunden schlafen“. (S. 139.)

Die meisten Homosexuellen der Berichte verkehren mit Jünglingen oder Männern, einige allerdings auch mit Knaben. „So lockt der Abbé Longis Knaben von 10—11 Jahren in sein Zimmer, um sie unzüchtig zu berühren“ (S. 311).

Auch der Abbé Patu wird unzüchtiger Handlungen mit einem Zögling von 9 Jahren beschuldigt. (S. 314).

Bezeichnend für die Heftigkeit des homosexuellen Triebes ist die Tatsache, daß gewisse Conträre nach den Polizeiberichten immer und immer wieder sich öffentlich ertappen lassen, trotz aller Warnungen und traurigen Erfahrungen, dabei ist besonders merkwürdig, daß der Homosexuelle oft mehrere Male in die Falle von Polizeispitzeln gerät.

Ein charakteristisches Beispiel bildet der Marquis de Bressé (S. 213 flgd.), der im Laufe der Jahre nicht weniger als 5 Mal sei es in flagranti wegen Versuchs unzüchtiger Handlungen, die er mit Gewalt an Passanten (jungen Leuten) vornehmen wollte, ertappt, sei es wegen unsittlicher Anträge von Jünglingen denunziert wurde.

Aus dem Verhalten der Polizei gegenüber dem Marquis de Bressé, der als Marquis immer wieder freigelassen wurde, geht hervor, welche Nachsicht geübt wurde, wenn es sich um Adelige handelte. Ähnlich wurde bei der Verhaftung von Geistlichen verfahren. Die meisten Geistlichen, selbst die in flagranti ertappten, wurden sofort oder nach wenigen Tagen wieder entlassen, nur wenige wurden, und dies auch nicht lange, eingesperrt. Bei einigen begnügte man sich, sie in die Provinz zu versetzen mit dem Verbot Paris zu besuchen.

Einigen gelingt es dank hoher Einflüsse alle Maßnahmen der Polizei gegen sie illusorisch zu machen. Gewisse sehr hoch Gestellte, wie z. B. der Bischof von Fréjus wurden überhaupt nicht behelligt, lediglich ihre Geliebten wurden verhaftet. (S. 154 flgd.)

Homosexuelle, die nicht zum Adel oder der Geistlichkeit gehören, können oft dadurch dem Gefängnis entgehen, daß sie sich zum Dienst im Heere anwerben lassen.

Eifriger fast als die Polizei verfolgte ein heterosexueller Geistlicher, der Abbé Théru die „Infamen“ mit unermüdlichem Eifer. In zahlreichen Polizeiakten finden sich seine Anzeigen und Berichte über die Homosexuellen vor.

Nach Dubois-Desaulle hat Théru nahezu 40 Jahre in der Sittenpolizei eine regere Rolle gespielt als die Polizeibeamten selber.



Théru ist auch durchaus nicht milder gegen die homosexuellen Geistlichen als gegen die Laien, im Gegenteil: Er dringt bei der Polizei auf größere Strenge gegen die Kleriker.

„Ihre Eigenschaft als Abbé dürfe nicht hindern sie zu bestrafen.“ (S. 13).

„Man solle die Geistlichen noch weniger schonen, als die Lebemänner.“ (S. 15.)

Aber trotzdem gelingt es meist dem Abbé Théru nicht, die Freilassung von Geistlichen zu verhindern, für die hohe Einflüsse sich ins Mittel legen. Bei Geistlichen, die ihre hohe Herkunft vor Verfolgung schützte, wie z. B. beim Père de la Ferté, Sohn eines Herzogs und Marschall, der überdies Prediger des Königs und Mitglied des gefürchteten Jesuitenordens ist, wagte nicht einmal Théru eine Bestrafung zu verlangen, er begnügte sich, gegen dessen Geliebten Saint-Remy loszuziehen, den er gern lebenslänglich in Bicêtre eingesperrt sehen möchte.

Das Buch von Dubois-Desaulle ist eine höchst verdienstvolle Veröffentlichung, wertvoll für die Sittengeschichte im Allgemeinen und die Geschichte der Homosexualität insbesondere.

Ich kenne kaum ein anderes Werk, welches einen so unmittelbaren Einblick in die homosexuellen Zustände einer vergangenen Epoche gewährt, insofern die grobsinnliche Seite der Homosexualität in Betracht kommt, mit der ja allein die Polizei sich zu beschäftigen Gelegenheit hat.

Die trockenen geheimen Polizeiakten, die durch keinerlei Rücksichten zum Beschönigen und Vertuschen gezwungen waren und vor der Wiedergabe auch der eingehendsten Details nicht zurückschreckten, stellen ein Material dar, das man zuverlässiger sich kaum wünschen kann.

Ueber die große Anzahl der homosexuellen Geistlichen, die die Polizeiakten offenbaren, war ich wirklich erstaunt.

Wenn man bedenkt, daß in diesem ersten Band über 80 homosexuelle Geistliche erwähnt werden, obgleich Dubois-Desaulle nur Dokumente aus einem Zeitraum von

50 Jahren (1700—1750) benutzt und noch weitere Bände über homosexuelle Geistliche dieser Zeit ankündigt, wenn man des Weiteren erwägt, daß meist nur die unvorsichtigsten, zahlreiche Abenteuer aufsuchende Priester mit der Polizei in Konflikt gerieten und daß, abgesehen von denjenigen, die gar nicht erwischt wurden, es zweifellos eine größere Anzahl zurückgezogener homosexueller Geistlicher gab, die niemals das Auge der nur in krassen Fällen einschreitenden Polizei auf sich zogen, so muß man annehmen, daß die Zahl der homosexuellen Priester eine enorme war, jedenfalls eine viel größere als heute. Dies dürfte vielleicht darauf zurückzuführen sein, daß es im 18. Jahrhundert überhaupt viel mehr Geistliche aller Art gab wie heutzutage und sodann, daß wohl gerade viele Homosexuelle bei dem hohen Ansehen und den zahlreichen Vorteilen, die mit dem geistlichen Stand verbunden waren, damals weit lieber einen Beruf ergriffen, dessen Gebot der Ehelosigkeit für sie keine schwere Pflicht bedeutete. Heute jedenfalls sind die homosexuellen Priester zurückgezogener und sittsamer.

Man wird auf den Strichen von Berlin oder Paris oder sonst einer Großstadt nur selten Geistlichen begegnen. Ich selbst kenne keine und habe auch nur von einigen Wenigen sprechen hören.

In einem Punkt dürften wohl die Polizeidokumente den wahren Sachverhalt verschwiegen haben, nämlich im Punkt der Polizeispitzel. Die zahlreichen Fälle, in denen Homosexuelle auf den Strichen mit Polizeispitzeln sich einlassen, sind nur begreiflich, wenn man annimmt, daß die Spitzel die Homosexuellen durch zuvorkommende Reden, Gebärden und wahrscheinlich auch durch auffallendes Entblößen angelockt haben, wovon natürlich in den Polizeiberichten nichts enthalten ist. Es heißt immer blos, der Spitzel sei von Homosexuellen angeredet und unzüchtig berührt worden. Die Polizei kannte auf das Genaueste die Gewohnheiten

und Gebräuche der Homosexuellen; sie bediente sich sogar als Spion und Spitzel zum Teil solcher Leute, die selbst homosexuell waren oder wenigstens mit den Homosexuellen früher verkehrt hatten Dies wird ausdrücklich von einem gewissen Prunier berichtet.

Höchst interessant ist es zu sehen, wie schon damals die Sittenzustände (Verbreitung der Homosexualität, Prostitution, Zusammentreffen der Homosexuellen auf bestimmten Plätzen u. s. w.) kaum von den heutigen verschieden waren. Nur möchte ich annehmen, daß die Striche damals belebter waren, als heute und die Homosexuellen unvorsichtiger und dreister. Besondere Hervorhebung verdient auch die Tatsache, daß sogar die damals auf der Betätigung der Homosexualität stehende Todesstrafe die Verbreitung dieser Leidenschaft nicht zu verhindern vermochte, die damals schon einen derartigen Umfang angenommen hatte, daß wie jetzt in Berlin besondere Polizeibeamte mit einer Menge von Unterbeamten mit der Ueberwachung der Homosexuellen betraut waren.

Schon damals sah die Polizeiverwaltung ein — wie jetzt in Berlin — daß eine Verfolgung aller Homosexuellen unmöglich sei und trotz der damals überaus strengen Anschauungen schritt sie nur ein, wenn Klagen laut wurden, öffentliches Aergernis entstand oder wenn es sich um Prostituirte — die keinen allzu mächtigen Beschützer hatten — handelte.

Dazu kam noch, daß infolge der damaligen herrschenden gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, der Protektionswirtschaft, der Parteilichkeit der Verwaltung und der mangelhaften Ausbildung der Justiz, Geistliche, Adlige und Reiche keinen großen Zwang sich aufzuerlegen brauchten und Maßnahmen der Verwaltung oder gar der Gerichte wohl wenig zu befürchten hatten, wenn sie nicht, wie die in den Polizeiakten erwähnten

Geistlichen und Adligen allzu offen, auffällig und oft gewalttätig ihrer Leidenschaft sich hingaben.

Dubois-Desaulle: G. Les Mignons du Marquis de Liembrune (Die Lieblinge des Marquis von Liembrune) in dem Mercure de France, Mainummer 1902. (S. 382—412).

In diesem Aufsatz hat Dubois-Desaulle auf Grund der Polizeiakten (Nummer 10623—10562 — 10759—10769 des in der vorhergehenden Recension schon erwähnten Archivs der „Lieutenance le Police") den Lebenswandel und die homosexuellen Neigungen des in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts geborenen Marquis de Liembrune ganz ausführlich dargestellt.

Der Marquis hatte ein Fräulein aus vornehmer Familie geheiratet, aber lediglich ihres bedeutenden Vermögens wegen, denn eine andere Anziehung besaß seine Frau für ihn nicht, erklärte er doch, daß niemals eine Frau ihm etwas bedeuten würde und daß er lieber gehängt sein möge, als die seinige zu berühren. Die Hauptrolle in seinem Leben spielte ein gewisser Jacques Bouclan, den er als Diener bei sich angestellt hatte.

Zweimal verläßt Bouclan den Dienst des Marquis, einmal weil er sich nicht dem Marquis willfährig zeigen will, das andere Mal weil die Umgebung des Marquis seine Entfernung durchsetzt. Die Leidenschaft des Marquis für seinen Diener ist aber so heftig, daß er ihn immer wieder zurückberuft. Im December 1716 wird aber der Skandal derart, daß der Intendant der Stadt (Soissons) dem Marquis befiehlt, sich endgiltig von Bouclan zu trennen. Dieser geht mit seiner Familie nach Paris und will jeden Verkehr mit seinen Herrn, auch den brieflichen, abbrechen. Der Marquis überschüttet ihn mit zärtlichen Briefen und mit Geschenken. Bouclan nimmt die Geschenke an, aber antwortet nicht. Der durch die Entfernung Bouclans erregte Schmerz des Marquis und sein Mißmut über dessen Gleichgiltigkeit verwandeln sich in Zorn, der sich auf die unglückliche Marquise entlädt. Sie muß die denkbar schlechteste Behandlung seitens ihres Mannes erdulden. Auf die Beschwerde eines Onkels der Marquise an den Polizeipräsidenten von Paris, Herrn von D'Argenson, wird dann durch Befehl des Regenten Bouclan in Bicêtre eingesperrt.

Nach der Verhaftung Bouclans wird die Lage der Marquise noch schlimmer; mit noch mehr Grausamkeit läßt ihr Mann seine Wut an ihr aus.

Er eilt nach Paris um zu versuchen die Freilassung seines Geliebten zu erwirken. Der Marquis will dem Bouclan die Stelle eines Steuerbeamten in der Provinz verschaffen, um auf



diese Weise seine Freilassung zu erlangen. Bouclan scheint die Stelle doch nicht erhalten zu haben, seit dem Bittgesuch des Marquis an den Polizeipräsidenten verschwindet aber Bouclan aus dem Leben des Marquis.

Doch bald wählt er sich einen neuen Geliebten, den 25—26jährigen Diener Beaulieu. Dieser Beaulieu war ein praktischer Kopf und arbeitete „weder des Vergnügens noch des Gefühls wegen". Er ließ sich als vornehme Dame behandeln. Die Edelleute anstatt ihn wie ein gewöhnliches Freudenmädchen in Geld zu bezahlen, remunerirten ihn mit Geschenken. Mit allen den „Kleidern, Schmucksachen und Meubeln" die er so auf diese Weise erwarb, hielt er einen gut ausgestatteten Laden in Paris. Neben seinen Verkaufsladen nutzte Beaulieu noch einen „Sérail" junger Burschen aus, den er diskret im gleichen Hause hielt.

Herr von Liembrune, der ein guter Client des Sérails war, war auch ein großmütiger Lieferant des Ladens. Trotzdem zeigte ihm Beaulieu eine große Undankbarkeit; er erklärte: er suche nur möglichst viel vom Marquis zu erhalten, um ihn später zum Teufel zu schicken, wie dies eine gewisse Frau von Vienne berichtet. Diese Frau von Vienne gab stets nützliche Auskünfte dem Polizeibeamten Symonnet. Sie erfuhr durch eine Wirtin, bei der der Marquis ein Zimmer gemietet hatte, daß er ein zweites Bett für Beaulieu verlangt habe und darauf von der Wirtin vor die Türe gesetzt worden sei. Der Marquis ging dann denselben Abend mit Beaulieu in ein anderes Hotel, wurde aber dort durch den unermüdlichen Anzeiger der „Infamen", Abbé Théru entdeckt.

Beaulieu wird in Bicêtre eingesperrt, aber schon nach drei Monaten setzten es seine Beschützer durch, daß er sich als Soldat „zum Dienste des Königs" anwerben lassen durfte. Nachdem Beaulieu eine Zeitlang gedient und die nötige Summe Geldes erworben, kaufte er sich los und nahm sein früheres Gewerbe wieder auf.

Am 23. Januar 1721 berichtet Symonnet wieder über Beaulieu an den Polizeipräsidenten; „Beaulieu hat die Kühnheit gehabt in den Dienst des Marquis von Liembrune zurückzukehren. Er treibt sein schlechtes Gewerbe weiter. Er war gestern Abend in den Tuilerien in dem Gebüsch, wo man ihn hat Schändlichkeiten verüben sehen mit einem Unbekannten. Er soll von einem vermögenden Manne ausgehalten werden. Ich glaube, daß er verdient, nach Bicêtre zurückzukehren."

Am 28. Juli 1721 erließ der Regent einen Haftbefehl gegen ihn.

Der Marquis zog sich auf sein Gut in Disves zurück und zwei Jahre vergingen, ohne daß man von ihm reden hörte. Im November 1721 richtet ein höherer Beamter der Wasserbau- und Forstverwaltung aus Noyon, Herr von Richourt, ein Schreiben an den neuen Polizeipräsidenten in Paris, in welchem er ihn bittet, gegen den Marquis einzuschreiten, und so eine Gelegenheit öffentlichen Skandals zu beseitigen.

Der Polizeibeamte Symonnet unterstützt bald darauf selbst dieses Begehren.

Er kenne seit über 15 Jahre den Marquis als einen Verführer junger Burschen. Er sei eine Pest in Paris oder in allen anderen Orten, wo man ihn lassen würde. Das einzig Richtige sei, ihn längere Zeit in ein Schloß oder in eine Citadelle einzusperren, damit er keine jungen Leute mehr verführen könne.

Dem Marquis gelang es, die Entrüstung, die er bei Herrn von Richourt erregt hatte, zu beschwichtigen. Denn im Jahre 1722 schreibt dieser abermals an den Polizeipräsidenten, aber nunmehr in dem Sinne, daß der Marquis sich gebessert habe. Er habe sich mit Gott ausgesöhnt, mit seiner gesamten Dienerschaft sich dem heiligen Tische genähert.

Die homosexuelle Leidenschaft scheint jedoch nicht geschwunden zu sein, denn im August 1724 wurde er von den Sittenpolizisten in den Tuilerien betroffen, wie er einen jungen Mann küßte und im Begriff war noch andere Liebkosungen mit ihm vorzunehmen. In seiner Eigenschaft als Marquis wurde er sofort freigelassen.

Auch über einen Freund des Marquis, den reichen Kaufmann Martin Cardot aus der Picardie berichten die Polizeiakten. Cardot wird zweimal verhaftet, weil er Abends in den Tuilerien jungen Leuten unzüchtige Anträge stellt, sie an den Geschlechtsteilen anfaßt und sie mit in sein Hotel nehmen will. Verhaftet, stellte Cardot die Sache so dar, als sei er, ein Neuling und Fremder in Paris, den Sittenpolizisten aufgefallen und das Opfer eines Irrtums geworden. Da Cardot nicht nur ein reicher und angesehener Mann aus der Provinz, sondern überdies auch der Schwiegervater eines Staatsanwaltes war, wurde er bald wieder freigelassen.

Im Mai 1725 erhielt der Polizeipräsident abermals eine — und zwar anonyme — Beschwerdeschrift über den Marquis von Liembrune. Darin wird das „scheußliche Leben“, das Herr von Liembrune führe, dem Polizeipräsidenten angezeigt und dann gesagt: „Zwar begleitet er und seine Bedienten Kerzen in der Hand den Priester, der das heilige Sacrament den Kranken bringt, um so das Publikum irre zu führen, aber wenn er mit zwei seiner Diener allein ist, welche Schmähungen stößt er nicht

61*



aus gegen das, was er eben gethan. Die Mönche aus Nayon beschäftigen ihn und haben ihm eine Würde in ihrem Hause verliehen, die er verlangt hat, um besser sein Betragen zu verdecken; die guten Väter sagen dem Publikum, daß sie nicht glauben können, daß er dessen fähig sei, was man von ihm sagt."

Das sei die letzte Urkunde, schließt Dubois-Desaulle seinen Aufsatz, die er in den Polizeiakten über den unverbesserlichen Marquis von Liembrune gefunden habe.

Der Fall des Marquis de Liembrune gewährt ein typisches Beispiel für die ganz in der Sinnlichkeit aufgehende Kategorie von Homosexuellen. Beim Marquis kommen noch besonders häßliche Fehler hinzu: Seine Brutalität gegenüber seiner Ehefrau und seine erheuchelte Frömmigkeit. In diesem Aufsatz von Dubois-Desaulle finden sich die meisten Merkmale der homosexuellen sowie homosexuell-sittenpolizeilichen Zustände des 18. Jahrhunderts, welche ich schon bei der vorhergehenden Besprechung („Les Infâmes" von demselben Verfasser) hervorgehoben habe, in charakteristischer Weise vereinigt.

Fleischmann, August: 1) Die Bevorzugten des Liebesglücks. Volkstümliche Enthülllungen über die Griechische Liebe (Männerliebe). Mit einem Anhang „Bunte Gesänge", Lieder vom Dritten Geschlecht. (30 Pf.)

Die Verfolgung der Homosexuellen Ursache ihres allgemeinen Zusammenschlusses. Rückblick auf die Homosexualität in Griechenland und ihre damalige Ausbildung, welche beweise, daß der Homosexuelle kein Enterbter, sondern ein Bevorzugter des Liebesglückes sei.

— 2) Der Freundling oder die Neuesten Enthüllungen über das Dritte Geschlecht. (30 Pf.)

Das „Dritte Geschlecht" eine von der Natur gewollte und vollständig berechtigte Notwendigkeit. Aufforderung an alle Freundlinge sich offen als solche zu bekennen. Die zahlreichen gesunden Freundlinge seien den Ärzten unbekannt. Lächerlich sei es, Freundlinge durch Dirnenverkehr heilen zu wollen. Ausführungen über den § 175, das Erpressertum, über berühmte Homosexuelle.

— 3) **Der § 175 und die männliche Prostitution in München und Berlin.** Beleuchtung eines dunkeln Punktes großstädtischen Lebens. (30 Pf.)

Ausfälle gegen jede Prostitution, insbesondere auch gegen die männliche. Diese würde nur mit Aufhebung des § 175 verschwinden, wenn der Homosexuelle nicht mehr mit Unbekannten im Freien seine Befriedigung suchen müsse. Die vielen Homosexuellen täten besser ihr Geld zu Aufklärungszwecken zu verwenden, als ihre Geliebten zu bezahlen.

— 4) **Seelenzwillinge oder zwei Seelen in einem Körper.** Neueste Enthüllungen über zweigeschlechtliche Wesen. (50 Pf.)

In den Homosexuellen wohnten zwei Seelen, die männliche und die weibliche, daher das dritte Geschlecht das vollkommenere, daher so viele Größen der Weltgeschichte dazu gehörig. In der Sucht als Weib sich zu kleiden, zeige sich bei vielen Homosexuellen die weibliche Seele.

— 5) **Die Übervölkerungsfrage und das dritte Geschlecht.** Neueste Moral-psychologische Enthüllungen. (50 Pf.)

Die Übervölkerung die Schuld an dem sozialen Elend. Das Zweikindersystem das richtige Verfahren, daher Glück und Wohlstand in Frankreich. Das dritte Geschlecht auch dazu bestimmt, die Übervölkerung zu verhindern.

— 6) **Das Opfer:** Ein Freundlingsdrama in einem Akte nach einem Entwurf von Wilhelm Fleischmann. (30 Pf.)

Der homosexuelle Sohn eines Präsidenten wird von einem Erpresser angezeigt. Er soll verhaftet werden und erschießt sich. Der bisher den Homosexuellen feindliche Vater wird zur richtigen Erkenntnis gebracht.

Sämtliche 6 Broschüren in den Jahren 1901 u. 1902 in München erschienen. Druck und Verlag A. Fleischmann, Zweibrückenstraße 10.

Fleischmanns Broschüren sind Volksschriften populärster Art und bezwecken auch solche zu sein. Sie wollen die wissenschaftlichen Feststellungen über das



Wesen der Homosexualität vulgarisieren. Da der Fundamentalcharakter der homosexuellen Liebe als eines tiefinnerlichen, constitutionellen Triebes richtig dargestellt ist und die Schriften eine auf persönlicher Erfahrung gegründete warme Überzeugung atmen, so sind die Werkchen auch geeignet, im Volke die Vorurteile von dem „durch Übersättigung entstandenen Laster“ zu zerstören. Insofern ist das Bestreben Fleischmanns löblich und nutzbringend. Der gebildete Leser wird allerdings Anstoß nehmen an der Art und Weise, in der Fleischmann schwierige Probleme, wie z. B. die Übervölkerungsfrage oder die Theorien der Seelenzwillinge behandelt, und an manchen Stellen mit ihren Vergröberungen, Übertreibungen sowie ihrer komischen Drastik sich eines Lächelns, ja Lachens nicht erwehren können.

Der Unterschied zwischen Fleischmanns Broschüren und der Volksschrift Hirschfelds „Was muß das Volk vom dritten Geschlecht wissen“, die auch der Gebildete mit Genuß und Interesse lesen kann, ist ein gewaltiger. Da Fleischmanns Broschüren weder wissenschaftlichen Charakter haben, noch den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, erscheint es recht auffallend, daß die eine Schrift „Der Freundling“ in Groß' Archiv für Kriminalanthropologie in der Bibliographie erwähnt und kurz besprochen wurde.

Hier in dem Jahrbuch, welches eine Übersicht über die gesamte homosexuelle Produktion bringt, mußte über die Broschüren referiert werden; in Groß' Archiv dagegen war eine Recension nicht am Platz. Der Recensent des Archivs geht davon aus, daß Fleischmanns Schrift durch das Komitee veranlaßt ist. Dies ist unrichtig, das Komitee hat mit den Broschüren von Fleischmann nichts zu tun.

Wenn in der gleichen Recension gefragt wird, was denn mit derartigen Schriften beabsichtigt werde, so ist darauf zu antworten:

Erstens: daß derartige Schriften nicht wissenschaftlich sein wollen und nicht an den Kundigen oder gar Sachverständigen sich wenden.

Zweitens: daß das Volk noch nicht aufgeklärt ist und Aufklärung über die Homosexualität bedarf, damit man nicht, wie es Manche immer noch tun, (auch z. B. Abgeordneter Himburg in der Kommission bei Besprechung der Petition vgl. Jahrbuch I S. 79. „Das Volk würde die Aufhebung des § 175 nicht verstehen“,) sich auf das irrtümliche Volksbewußtsein des Volkes weiter berufen können.

Drittens: daß man nicht das Volk mit gelehrten medizinischen, juristischen, oder philosophischen Werken aufklärt, sondern durch populäre Schriften.

Fuchs, Hanns: Die Homosexualität im Drama der Gegenwart und der Zukunft; in der Kritik von Wrede XVII. 133. N. 215 No. 1 August 1902.

Das Altertum, welches die Lieblingminne höher geschätzt als die Frauenliebe, habe sich nicht gescheut, in seiner schönen Literatur homosexuelle Liebesempfindungen darzustellen.

In dem antiken Theater habe man Liebesszenen zwischen Mann und Weib nicht gekannt. Aischylos habe die Minne des Achilles und Patroklos, Sophokles in der „Niobe“ das homosexuelle Liebesleben ihrer Söhne dargestellt.

Nur wenige Dramen der Neuzeit verwendeten die homosexuellen Empfindungen und zwar täten sie dies nur andeutungsweise. Die homosexuellen Vorgänge lägen entweder in der Vorgeschichte oder seien so geartet, daß sie auf den Konflikt, auf den Fortgang der Handlung keinen nennenswerten Einfluß gewännen. Im Gegensatz zu den Alten habe es noch kein Schriftsteller unsrer Tage gewagt, homosexuelle Liebeshändel in derselben Weise dramatisch zu behandeln, wie die heterosexuellen Liebeskonflikte.

Fuchs erwähnt dann das Homosexuelle in Heyse's „Hadrian“, und Wilbrandt's „Reise nach Riva“. Ferner weist er auf eine Szene in Hauptmanns „Schluck und Jau“ im vorletzten Bilde hin, des weiteren auf Wedekinds „Frühlingserwachen“ und „Kammersänger“, sowie auf Kupffers „Narkissos“, auf Levetzow's Pantomime „die beiden Pierrots“ und auf Bahrs Drama, „Die Mutter“.



Das einzige Drama der Neuzeit, welches das homosexuelle Problem direkt und unverblümt behandele, sei Dilsners Tragödie: „Jasminblüte."

Das ideale homosexuelle Drama, daß die Konflikte in der eigenen Seele und ihren Einfluß auf das Tun, auf die Lebensauffassung der Homosexuellen schildere, sei noch nicht geschrieben.

Fuchs führt dann Beispiele von Stoffen und Konflikten an, die sich verwenden ließen.

Man hätte genug Tragödien vom leidenden Weibe. Ein Jubellied vom triumphierenden Manne täte Not, daß wir an Manneskraft und Heldentum erinnert würden. Walloth müßte ein solches Lied singen können.

Der Realismus werde auch den Homosexuellen auf das Theater bringen. Und wie man sich zuerst über die Schilderungen der Realisten entsetzt, sich aber schnell an sie gewöhnt, so werde man auch einmal, wenn eine gute, schöngeistige Literatur die Homosexuellen der großen Menge menschlich nähergebracht habe, die dramatische Behandlung des homosexuellen Problems nicht mehr als seltsam empfinden.

Ein Musikdrama homosexuellen Inhalts könne treffliche Pionierdienste tun. Die Musik würde, dank ihrer kupplerischen Eigenschaften dem Stoffe das Seltsame, das Außergewöhnliche nehmen und eher auf allgemeines Verständnis rechnen können als das Wortdrama.

Die Sehnsucht nach dem reinen Menschentum der Griechen sei in uns lebendiger denn je. Aus ihr würden Kunstwerke geboren werden, die das Recht der Sinnenfreuden, das Recht der Persönlichkeit verkündeten. Er (Fuchs) hoffe noch zu erleben, daß unsre Tragödien und Komödien auch wieder Händel der Lieblingminne darstellten, und daß unsere Literarhistoriker von unserem Publikum berichteten, was Athenais von den Griechen geschrieben: „Und die Zuschauer nahmen diese Lieder günstig auf."

Bei dem Interesse, welches die Gegenwart der homosexuellen Frage entgegenbringt, ist die Schaffung und Veröffentlichung homosexueller Dramen, in den nächsten Jahren bestimmt zu erwarten, die Zeit ihrer Aufführungsmöglichkeit dürfte aber noch lange nicht gekommen sein.

Gerling, Reinhold: Im Ringe der Venus. a. Die verkehrte Geschlechtsempfindung, b. Untiefen im Geschlechtsleben. [Preis 60 Pfg. Oranienburg, Orania-Verlag.]



Die, welche Verfasser dem allgemeinen Verständnis näher bringen wolle, „Verirrte und Stiefkinder der Liebe“ dürfe man sie nennen, nicht „Ausgestoßene“.

Die „verkehrte Geschlechtsempfindung“, von der der erste Teil handele, sei keineswegs krankhaft.

Teil I. Zunächst Erklärung der Worte „Urningtum“ und „Uranismus“, „Urning“: Dem Worte Urning sei der bis auf Plato zurückreichende Ausdruck „Uranier“ vorzuziehen.

Die große Verbreitung und das Ansehen der homosexuellen Liebe in Griechenland und Rom seien zum Teil auf die Stellung der Frau zurückzuführen, die man als die Sklavin des Mannes betrachtet und nur als Werkzeug zur Kindererzeugung gebraucht habe.

Gewisse religiöse Gebräuche und Feste hätten zur Verbreitung der Unmoralität beigetragen. Die antiken Religionen hätten die Geschlechtsorgane — speziell die männlichen — als heilig betrachtet.

Die schwärmerische Liebe, der an Anbetung grenzende Kultus, den die Philosophen und Heroen jenes Zeitalters ihren geliebten Freunden, Schülern oder Kriegsgefährten gezollt, sei frei von Sinnlichkeit gewesen.

Ganz ungeheuerlich aber sei es, die heroische Liebe, die stets in engumgrenzten ethischenSchranken geblieben, als „Knabenschändung“ darzustellen. In der Antike habe man von der mannmännlichen Liebe die allerhöchste Auffassung gehabt, sie habe als ein eminenter Vorzug gegen die Barbaren des Nordens, als Mittel zur Förderung der höchsten Kulturzwecke, als ein herrliches Vorrecht der Edelsten gegolten. Die allgemeine Liebe sei aber trotzdem nicht geschmälert worden, der Fortpflanzung habe man im Gegenteil eine Sorgfalt zugewendet, wie nie zuvor. Auch die heutige mannmännliche Liebe sei tatsächlich kein Frevel wider Gott und die Menschen, wie sie manche Moralisten und Doktrinäre darstellten. Die Natur habe die Homosexuellen geschaffen, um eine Überproduktion an Zeugungen zu verhüten.

Die Übermenschen, die großen historischen Uranier, wie Socrates, Michel-Angelo, Shakespeare, Friedrich der Große, schienen ihre Erschaffung einem Überschuß an Vitalität, an geistiger Kraft, an Zeugungskraft beider Eltern zu verdanken. Der großgeartete Uranier sei nicht Seelenzwitter, sondern Vollmann, besitze aber nebenbei einen Überreichtum an seelischen Schätzen, die zum Teil der edlen Weiblichkeit entlehnt seien. Er sei das vollkommenste Wesen, welches die Natur an ihren Festtagen hervorbrächte.

Der kleingeistige, ganz feminin-empfindende Uranier, das Weib mit den äußeren Geschlechtsabzeichen des Mannes dagegen

verdanke sein Leben augenscheinlich einer schwächeren Individualität, einer gewissen geistigen Inferiorität seines Erzeugers. Bei ihm bestehe sozusagen eine gewisse Unterentwickelung. Zwischen diesen beiden äußersten Endpolen bewegten sich hunderttausende von höchst verschieden gearteten urnischen Psychen.

Es wäre zu wünschen, daß sich die höchsten Intelligenzen unserer Zeit vereinigten, den heute noch so ziemlich auf allen Gesellschaftsschichten in Bezug auf die Homosexualität lastenden Bann zu brechen.

Die auf Irrtum beruhende, unwissende Volksstimme könne nicht länger maßgebend sein.

Der gesunde, gereifte Mann sei klug und stark genug, sich vor den Verirrungen der Perversität, vor der begehrlichen Umarmung eines anderen Mannes aufs nachdrücklichste selbst zu schützen. Er bedürfe vor der Schamlosigkeit und den Kämpfen der Wollust nicht mehr Schutz als das schwache, hilflose Weib. Daher sei Beseitigung des § 175 notwendig.

Teil II. Außer den geschlechtlichen Wesen Mann — Weib — Mannweib, Weibmann — Hermaphrodit — Homosexueller fänden sich zahlreiche Zwischenstufen, die als Übergangsformen zu betrachten seien.

Einen Normaltypus gäbe es nicht. Schon beim Heterosexuellen seien die verschiedenartigsten Geschmacksrichtungen bezüglich des Alters der geliebten Person vorhanden.

Verfasser bespricht sodann die verschiedenen sexuellen Perversionen. Dazu zählt er auch die Päderastie oder den Pygismus. Die Päderasten seien nicht übersättigte Normale, sondern Homosexuelle, die sich nur von den übrigen Homosexuellen dadurch unterschieden, daß sie nicht wie diese den Geschlechtsapparat der Geschlechtsreifen suchten.

Auch heute gehöre Mut dazu, für die Perversen eine Lanze zu brechen. Er, Gerling, wolle keineswegs, daß die in dem 2. Teile der Schrift erörterten Perversitäten geduldet oder gar erlaubt würden. Aber das Gefängnis sei nicht der richtige Ort für die „Ausgestoßenen". Nicht den Strafrichter, sondern den Arzt und den Erzieher gingen sie an.

§ 175 sei völlig unhaltbar, seine Revision dringend nötig; eine Revision der Volksanschauung müsse aber vorausgehen.

Die scharfe Trennung zwischen Homosexualität und sonstigen sexuellen Anomalien, die Gerling hervorhebt, wonach nur letztere, nicht aber die erstere als krankhaft zu betrachten seien, kann ich nur billigen. Dagegen ist es nicht richtig, die verschiedensten sexuellen Ano-



malien, abgesehen von der Homosexualität, als sexuelle Zwischenstufen zu bezeichnen; von solchen kann man nur reden, wenn Geschlechtscharaktere vorhanden sind, welche den äußeren Geschlechtsteilen nicht entsprechen, also hauptsächlich bei der Homosexualität in ihren verschiedenen Gradstufen und Arten. Besonders unzutreffend erscheint es, Homosexuelle, welche den coitus per anum ausführen, oder solche, die unreife Knaben lieben (welche von Beiden Gerling als Päderasten oder Pygisten bezeichnet, ist nicht völlig klar) als eine besondere Zwischenstufe aufzufassen.

Die bloße Art der geschlechtlichen Befriedigung oder die Vorliebe für das Unreife allein kann niemals für die Annahme einer besonderen Geschlechtsvarietät entscheidend sein.

Das Wort „Uranier" möchte auch ich dem Wort „Urning" vorziehen. Die sprachliche Bildung des ersteren erscheint mir besser als die des letzteren. „Uranier" klingt auch weit ästhetischer und ruft den Gedanken an etwas Kraftvolleres, Gesunderes hervor, als der Ausdruck „Urning", dem etwas Süßliches, Bizarres anhaftet. Ebenso wäre das noch häßlichere Femininum, das geschmacklose Wort „Urningin" (auch Urninde ist nicht schön) durch Uranierin oder Uranide zu ersetzen und Urningtum durch Uranismus.

Die meisten Gedanken Gerlings, namentlich in dem ersten Teil wird man gutheißen können, doch beeinträchtigt der etwas zu überschwengliche, allzu sentimentale Ton die Wirkung bei wissenschaftlich gebildeten Lesern, anderseits läßt sich vielleicht diese Ausdrucksweise durch den Zweck der Schrift als einer Volksschrift rechtfertigen und mag bei Manchen sogar als Vorzug gelten.

Groß, Hans: Besprechung von Blochs „Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis" in Groß' Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik. Bd. 10 Heft 1 und 2.



Groß lobt Bloch, daß er reiches Material beigebracht habe, seine Endresultate billigt er aber nicht. Wenn Bloch sage, die Aufhebung des § 175 würde eine Sanktionierung, eine Gleichstellung des homosexuellen Verkehrs mit dem heterosexuellen zur Folge haben, so sei dagegen zu bemerken, daß die Straflosigkeit einer Handlung nicht mit der Erklärung ihrer Moraliät gleichbedeutend sei.

Sodann aber sei besonders der Schluß von Bloch, die Homosexualität sei erworben und deshalb die Strafe gerechtfertigt, nicht richtig.

Für den Kriminalisten komme es für die Frage der Strafbarkeit der Homosexualität nicht darauf an, ob sie angeboren oder erworben sei, höchstens bei der Strafzumessung könne darauf Rücksicht genommen werden. In sexueller Richtung seien wohl drei Klassen von Menschen zu unterscheiden.

1) solche schon von der Geburt heterosexuell Veranlagte, die nur Geschmack für das andere Geschlecht empfänden. Solchen Personen gegenüber sei wohl zu jeder Zeit ein Verführungsversuch zu homosexuellen Dingen ebenso vergeblich als unschädlich. Den Heterosexuellen erscheine der homosexuelle Akt völlig unbegreiflich und widersinnig.

2) Solche von Anfang an homosexuell Veranlagte; bei diesen sei jede Besserung oder Abschreckung ausgeschlossen. Diese Leute seien eben anders organisiert wie die Homosexuellen.

3) Solche, die auf einer Zwischenstufe zwischen den reinen Hetero- und Homosexuellen ständen. Überall in der Natur fänden sich Zwischenstufen, deshalb müsse auch hier ein Mittelding angenommen werden. Auch hier sei die unausgesprochene Anlage angeboren und es hänge von Zufälligkeiten und dem Entwickelungsgang des Einzelnen ab, in welcher Richtung er später seinen Geschlechtstrieb befriedige.

Eine Möglichkeit sei die, daß er in der Jugend durch einen Homosexuellen oder durch Lektüre verführt werde. Eine andere Möglichkeit sei die, daß ein solcher unausgesprochen Veranlagter früher oder später vom heterosexuellen Verkehr übersättigt werde. Leute der letzteren Sorte hätten wohl nie einen heterosexuellen Trieb von elementarer Gewalt empfunden, daher sei es begreiflich, daß sie durch unglückliche Heirat, durch Zusammensein mit unsympathischen Frauen zu einer sogenannten Übersättigung gelangten. Eigentliche Übersättigung sei dies aber nicht, ein Übersättigter greife nicht zum Gegenteil. Der ärgste Prasser werde nie ekelhafte Dinge essen. Der sogenannte Übersättigte sei eben nicht übersättigt, er empfinde nur, daß von den zwei Wegen, die seiner Natur offen gestanden, der heterosexuelle und der



homosexuelle, der erste für ihn nicht der richtige gewesen und so gelange er auf den zweiten Weg.

Der echte Heterosexuelle werde niemals übersättigt, er könne die Sünde verlassen oder die Sünde ihn, dann sei es eben aus; wenn ihm der heterosexuelle Verkehr keine Freude mehr biete, so sei sein sexueller Verkehr eben zu Ende angelangt.

Zu diesen unentschieden Veranlagten mögen auch die sog. Bisexuellen gehören.

Die Scheidung der Menschen in drei Klassen führe zu der Annahme, daß es sich bei Allen um angeborene Anlage handele, auch bei denen der dritten, deren unentschiedene Anlage eben auch angeboren sei.

Aber für den Kriminalisten sei die Frage gleichgültig; ob der Betreffende seine Homosexualität mit auf die Welt gebracht oder erworben habe, könne auch nie sicher festgestellt werden.

Dagegen sei die Frage, ob die Homosexuellen einzusperren seien oder nicht von höchster Bedeutung.

Es sei nicht zu zweifeln, daß die Meinung im Zunehmen begriffen sei, man habe den § 175 zu streichen. Bei der Entscheidung der Frage, sei aber nach den Gründen zu sehen, die für eine Streichung des Paragraphen zu sprechen schienen.

1) Vor Allem müsse nach dem verletzten Rechtsgut gefragt werden. Die Moral an sich sei nicht durch das Strafgesetz zu schützen, für die Vermehrung der Menschen zu sorgen, sei auch nicht Sache des Strafrechts, sie werde auch durch das Einsperren einiger Homosexueller nicht gefördert und schließlich sei es auch fraglich, ob die Vermehrung der Menschen ins Endlose wünschenswert sei, einmal müsse sie doch ihr Ende erreichen. Wegen der Ekelhaftigkeit der Handlung allein könne nicht gestraft werden, auch im heterosexuellen Verkehr würde vieles Ekelhafte nicht bestraft.

2) Eine allerdings nur technische, aber doch schier unüberwindliche Schwierigkeit liege in der Textirung des Gesetzes.

Die Ausdrücke „widernatürliche Unzucht" des § 175 R. St. B. und „Unzucht wider die Natur" des § 129b Östr. St.-G.-B. seien so unklar als möglich.

Niemand wisse, wo die strafbare Handlung beginnen solle. Entweder müsse der Gesetzgeber eine aufs Äußerste ekelhafte und widerliche Beschreibung des Strafbaren geben oder er verstoße gegen den Grundsatz, nulla poena sine lege. Mit dem vagen Begriff „Unzucht", wisse kein Gericht etwas anzufangen, jedes verstehe ihn anders. Der östreichische oberste Gerichtshof verstehe z. B. jetzt etwas ganz anderes unter „Unzucht" des § 129 als er vor mehreren Jahren getan.

Bei anderen Delicten handele es sich bei Begriffsbestimmungen nur um Schwierigkeiten, hier aber um die Unmöglichkeit und um das Versagen der Hilfe durch die Wissenschaft. Unsicherheit in der Rechtsprechung, und sei es auch nur in einer einzigen Richtung, sei eben das Gefährlichste, sie erzeuge Widerspruch gegen das Gesetz, Unzufriedenheit, oft auch wirkliche Ungerechtigkeit.

3) Einer der wichtigsten Momente in der Strafrechtspolitik: Die Bestrafung eines möglichst hohen Prozentsatzes der begangenen Delicte, falle bei den homosexuellen Vergehen weg.

Die von den Homosexuellen in Östreich und Deutschland begangenen Akte im Laufe eines Jahres ließen sich wohl nur in Millionen von Delicten ausdrücken. Dagegen sei die Zahl der Verurteilungen so gering, daß sie dem Fluch der Lächerlichkeit verfalle, und so ergäbe sich der Schluß: Wenn man nur einen kaum nenneswerten Bruchteil der wirklich begangenen Delicte zur Strafe bringen könne, dann sei es besser die Strafe ganz fallen zu lassen, zumal es sich um Vorgänge handele, deren Strafbarkeit auch aus anderen Gründen zweifelhaft sei.

4) Ein Strafzweck werde nicht erreicht. Der einzige consequente Vorgang wäre die lebenslängliche Beibehaltung der Homosexuellen in Einzelhaft; aber auch der entschlossenste Anhänger des § 175 wolle die Sache nicht energisch anpacken.

Durch § 175 sei noch Niemand abgeschreckt worden, der Paragraph veranlasse höchstens zu größerer Vorsicht und Heimlichkeit. Die Meinung, ein Homosexueller werde durch eine Anzahl von Monaten Gefängnis in einen Heterosexuellen umgewandelt, sei kindisch. Bei Vergehen gegen § 175 sei es anders als bei anderen Delikten; betrügen, stehlen, rauben u. s. w. könne man nur selten im Geheimen, dagegen bei einiger Vorsicht könne gleichgeschlechtlicher Verkehr unentdeckt im Geheimen betrieben werden, dann pralle jeder Strafzweck an dem Homosexuellen ab und wenn einmal ein ganz ungeschickter erwischt und bestraft werde, so habe man lediglich dem Abscheu vor der Schweinerei Ausdruck gegeben. Dies sei aber kein berechtigter Strafzweck.

5) Eine nicht zu übersehende praktische Folge läge in dem Heiraten der Homosexuellen. Ein Teil heirate, um sich das Heterosexuelle „anzugewöhnen". Diese Annahme sei regelmäßig falsch. Unglückliche Ehen seien die Folgen; geisteskranke, schwer belastete oder perverse Kinder seien aus einer solchen Ehe zu befürchten. Wenn, was Fachmänner wohl mit Recht behaupteten, ohne den § 175 viele Homosexuelle nicht heiraten würden, so sei ein kleineres Übel in dem homosexuellen Verkehr der ledigen Homosexuellen zu erblicken, als in der Ehe des Un-

glücklichen, der an eine ebenfalls unglückliche Frau gebunden sei und vielleicht kranke Kinder zeuge.

6) Vielleicht verschwände nach Streichung des § 175 die — nach Groß — verpestende, perverse homosexuelle Literatur ganz oder zum Teil. Die Homosexuellen fühlten sich veranlaßt, ihren Kummer über den verfolgenden Staatsanwalt in einer erschreckenden Menge der schädlichsten und ekelhaftesten Romane, Gedichte und Schilderungen zum Ausdruck zu bringen. Diese Dinge seien so geschrieben, daß sie häufig auch der Konfiskation auswichen. Der größte Teil der zur Klasse der Unentschiedenen Gehörigen werde durch diese Literatur zur Homosexualität gedrängt.

Es sei nicht unmöglich, daß ein großer Teil dieser Dinge ungeschrieben bleiben werde, wenn man die Leute in ihrem widrigen Getriebe ungestört lasse. Wolle man auch annehmen, daß heute zu nachsichtig von den Normalen über die Strafbarkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zwischen Erwachsenen gedacht werde, so könne man doch sagen, dann, wenn man den erwischten Perversen nicht mehr einstecke:

„Treibt, was Ihr wollt — aber jeder Skandal, jede Verführung, jede nur entfernt pornographisch-perverse Enunciation in Druck und Bild wird mit äußerster Strenge, bis zur äußersten gesetzlich zulässigen Grenze und mit brutaler Gewalt verfolgt —"

Wenn das so gehandhabt würde, so habe man in der Sache mehr Nutzen als heute mit den ohnehin nicht haltbaren §§ 175 und 129b.

Die Bemerkungen von Groß zeichnen sich durch die gewohnte juristische Schärfe und Eigenart des bekannten Verfassers aus.

Der Entwicklungsgang in Groß' Anschauungen über die homosexuelle Frage hat sich nunmehr soweit vollzogen, daß er in den Hauptpunkten mit den Ansichten Hirschfelds und den meinigen übereinstimmt. Auch nach Groß stellt die Homosexualität keine Krankheit dar und entspringt stets einer angeborenen Anlage, auch nach ihm erscheint das Strafgesetz unhaltbar. Die Einteilung der Menschen in die von Groß aufgestellten drei Klassen halte ich für durchaus richtig, nur möchte ich noch eine vierte hinzufügen, diejenige der sog. psychischen Hermaphroditen, die nicht mit den „Unbestimmten" zusammen-



fallen, bei denen vielmehr das ganze Leben hindurch der Trieb zum Weib und zum Mann unverändert fortbestehen kann, allerdings meist mit vorwiegendem Trieb zum Mann.

Groß' Ausführungen über die Gründe für die Straflosigkeit stimme ich völlig bei und verweise in dieser Beziehung auf meine vorjährige Widerlegung von Wachenfelds Schrift.

Mit Groß will ich nur hervorheben, daß, wenn man tatsächlich die Aufrechterhaltung des § 175 noch verteidigen zu können glaubt, man trotzdem nicht daran denken kann, consequent dem Gesetze den begangenen homosexuellen Handlungen nachzuforschen und die Verfolgung der Homosexuellen planmäßig in Angriff zu nehmen.

Immer werden nur einige — aber immer noch zuviel — Unglückliche dem Paragraphen zum Opfer fallen und gerade durch diesen Paragraphen wird die Meinung erweckt werden, daß man die Kleinen hängt und die Großen laufen läßt.

Würde man aber eine planmäßige Verfolgung der Homosexuellen in Angriff nehmen, so würden dadurch so viele Existenzen ehrbarer Männer vernichtet, so viele angesehene Namen in Mitleidenschaft gezogen und so viele Skandale erzeugt, daß die öffentliche Meinung selbst bald die Aufhebung des § 175 verlangen würde.

Welche Skandale, welche allgemeine Erregung durch diese Strafprozesse dann entstehen würden, kann man ermessen, wenn man der Folgen und Wirkungen gedenkt, die die Behauptung, Krupp sei homosexuell und habe homosexuell verkehrt, hervorgerufen hat.

In einem Punkt muß ich Groß ganz entschieden entgegentreten, nämlich in seiner Verurteilung und Verdammung der homosexuellen Literatur.

Der Ekel und Abscheu, den Groß bei der Erörterung einer *wissenschaftlichen Frage* zum Ausdruck



bringt, fällt unangenehm auf. Ich habe mich schon im vorjährigen Jahrbuch ausführlich über die Berechtigung des Dichters, die Homosexualität als künstlerischen Stoff zu benutzen, ausgesprochen, und verweise auf meine damaligen Ausführungen.

Daß Unentschiedene durch Lektüre homosexueller Literatur zur Homosexualität gedrängt würden, glaube ich nicht. Unter den Homosexuellen der Mittel- und Volksklassen habe ich so gut wie nie solche gefunden, welche irgend etwas über Homosexualität gelesen hatten.

Und sollten aus den besseren Ständen einige Unentschiedene über ihre homosexuelle Natur aufgeklärt werden, so ist das kein Unglück. Groß nimmt ja selbst an, daß auch bei diesen Unentschiedenen eine homosexuelle Anlage angeboren ist.

Besser eine Aufklärung über ihre Natur durch Lektüren, als durch sonstige Erfahrungen, vielleicht erst nach der Heirat, wenn eine Ehefrau in Mitleidenschaft gezogen wird.

Wer homosexuellen Einflüssen in dem Maße zugänglich ist, daß er durch Lektüre „nach links gedrängt wird", bei dem steht die heterosexuelle Anlage auf schwachen Füßen, in dem verliert die Heterosexualität einen Anhänger, den sie mit Freuden los werden sollte, denn er hat bewiesen, daß seine homosexuelle Anlage überwog, und daß er reif zum Abfall war; auch von ihm, wenn er auf heterosexueller Bahn verblieben wäre, würde die Zeugung homosexueller oder in ihrem Sexualtrieb schwankender Kinder zu befürchten gewesen sein.

Daß manchen Hetorosexuellen die homosexuelle Literatur unsympathisch ist, begreife ich, obgleich eine objektive Würdigung literarischer Produkte sich von persönlichen Sympathien oder Antipathien für den behandelten Stoff freihalten muß.



Jedenfalls darf man nicht den Teil der Literatur, der homosexuelle Gefühle und Probleme zum Gegenstand hat, wegen der Wahl dieses Gegenstandes an sich als ekelhaft bezeichnen. Dadurch trifft man einen großen Teil schöner literarischer Produkte der Weltliteratur — wie Groß aus der Sammlung Kupffers: „Freundesliebe und Lieblingminne in der Weltliteratur" ersehen mag — damit nennt man dann auch ekelhaft insbesondere einen großen Teil der antiken Literatur, namentlich auch einige Dialoge Platos, hauptsächlich Platos Symposion. Ebenso wie nur die wenigsten Menschen Gefühle zwischen Bruder und Schwester, wie sie die Walküre oder D'Anunzios herrliches Drama „La citta morte" schildern, begreifen, geschweige denn empfinden können, ebenso wie die Meisten ein Grauen bei dem Gedanken einer sinnlichen Liebe zwischen Geschwistern verspüren, und trotzdem Niemand es wagen wird, die künstlerische Darstellung dieser Gefühle als ekelhaft zu bezeichnen, ebenso muß eine solche Bezeichnung für die homosexuelle Literatur als völlig unberechtigt zurückgewiesen werden.

Noch weniger gerechtfertigt ist der Versuch, die homosexuelle Literatur zur unzüchtigen zu stempeln.

Ein unzüchtiges Produkt liegt nur vor, wenn die Erregung der Sinnlichkeit, der Geilheit bezweckt wird und diese Absicht in entsprechenden Darstellungen sich dokumentiert. Die Art und Weise, wie ein geschlechtliches Problem behandelt wird, nicht die Wahl des Problems als Darstellungsstoff an und für sich, entscheidet, ob eine unzüchtige Schrift vorhanden ist oder nicht. In der heterosexuellen Literatur finden sich weit mehr Erzeugnisse, die man als unzüchtige bezeichnen könnte; Schilderungen der intimsten geschlechtlichen Vorgänge in mehr oder weniger verhüllter Form sind nicht selten und doch wird man auch hier nicht einmal ohne Weiteres an strafrechtliche Verfolgung denken und denkt auch mit

Recht nicht daran. In der homosexuellen Literatur ist dagegen bisher meist ein Eingehen auf direkt grobsinnliche Situationen vermieden worden, überall hat man nur Gefühle und Empfindungen, meist in sehr idealistischem Gewand gebracht. Eeckhoud's Escal-Vigor[1]) und Essebac's homosexuelle Romane[2]) enthalten nicht eine einzige die grobsinnliche Seite der Homosexualität betonende Stelle. Ueber die Berührung durch den Kuß wird in keinem der Romane hinausgegangen, während man z. B. in Walloths Sonderling[2]) nicht einmal dieser Berührung begegnet.

Auch hier hat zu gelten: Gleichheit für Hetero- und Homosexualität. Verfolgung und Bestrafung obscöner, pornographischer Literatur, Beschützung oder wenigstens Duldung aller Produkte, die diesen Charakter nicht aufweisen.

Hirschfeld, Magnus Dr.: Sappho und Sokrates: Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts? 2. Auflage. (Leipzig, Spohr 1902), (36 S. Pr. 1 Mark).

Die erste Auflage der Broschüre war im Jahre 1896 unter dem Pseudonym Th. Ramien erschienen, jetzt tritt Verfasser mit seinem Namen auf. Und in der That würde jeder Grund zur Beibehaltung der Anonymität fehlen, nachdem Hirschfeld als Forscher auf dem Gebiete der Homosexualität und als Herausgeber der Jahrbücher sich einen anerkannten Namen erworben hat.

In seiner Broschüre führt Hirschfeld die Entstehung der Homosexualität auf die bisexuelle Fötalanlage zurück, auf die Divergenz zwischen der Entwicklung der Sexualorgane und der entsprechenden Gehirnzentren. Einer der Ersten hat Hirschfeld diese Theorie aufgestellt mit Kafft-Ebing und Ellis, die Beide auch erst in den Jahren 1895 und 1896 mit ähnlichen Auffassungen aufgetreten sind. Als Erster unter den Ärzten hat Hirschfeld in dieser Schrift die Homosexualität als eine zwar anormale, aber keineswegs stets krankhafte Erscheinung bezeichnet.

Hirschfelds Broschüre enthält eine klare, richtige und trotz des geringen Umfangs der Schrift in den Haupt-

[1]) Besprochen von mir im Jahrbuch II.

[2]) siehe weiter unten in der Bibliographie der Belletristik.



punkten erschöpfende Darstellung des Wesens der Homosexualität und der sich hieraus für die allgemeine Anschauung und den Gesetzgeber ergebenden Konsequenzen.

Das objektive, vorurteilslos und mit tiefer Sachkunde geschriebene Werkchen muß jedem unbefangenen Leser die Überzeugung aufdrängen, daß hier nicht ein Theoretiker auf Grund abstrakter Deduktionen, sondern ein mitten im Leben stehender Arzt dank eigener Beobachtung der Wirklichkeit zu seinen Schlüssen gelangt ist und daß hier tatsächlich das wahre Wesen einer heute immer noch sogar von manchem „Gelehrten" verkannten Erscheinung enthüllt wird.

La Cara: [1]] Un ermafrodita psicosessuale Rivista mensile di psichiatria forense, etc. 1902. No. 9.

N. N., sehr gebildet, vortrefflicher Charakter, höchst intelligent, erblich schwer belastet, lymphatisch, ward mit 7 Jahren von einer Dienstmagd zum Coitus gezwungen, was ihm gefiel. Mit 8 Jahren verliebte er sich in seinen Lehrer und hatte Liebesverhältnisse mit verschiedenen Mitschülern; Begreifen der Genitalien und passive Päderastie. Onanierte auch. Versuchte normalen Coitus, kehrte aber vorher wieder zeitweise zur Männerliebe zurück, wobei er den passiven Päderasten abgab, selten den aktiven. Heiratete mit 15 Jahren, hatte mehrere Söhne. Einer davon war hysterisch. N. N. starb mit 40 Jahren. Zeigte hysterische Stigmata. Seine Liebe war nur auf Knaben, nie auf Erwachsene gerichtet. — Verfasser glaubt, daß keine Theorie seinen obigen Fall erkläre. Er hält ihn für einen psychischen Hermaphroditen, während er zweifelsohne ein reiner Homosexueller ab origine war, der nur mit Widerstreben den normalen Coitus ausübte. Er ist ein Hysteriker und der Eingang zum anus bildete eine erotogene Zone und Verf. glaubt deshalb, daß hier ein Fall von Aberration der Nerven zum Anus (Mantegazza) stattfindet, der dann das organische Substrat der physischen Unordnung und der Homosexualität geworden wäre! — Verfasser glaubt endlich, daß hier der abusüs im heterosexuellen Coitus (d e r k a u m e x i s t i e r t h a t t e) und die Abstinenz zur Inversion geführt hatten und deshalb wäre auch die hypnotische Suggestion unnütz gewesen!

Man sieht, wie unklar Verf. über die Sache denkt.

---

[1]) Diese Besprechung hat Medizinalrat Dr. P. Näcke geliefert, wofür ich ihm hiermit meinen Dank ausspreche.



Lombroso: Die Ursachen und Bekämpfung des Verbrechens (übersetzt von Dr. Kurella und Dr. Jentsch) Berlin, Hugo Bermühler Verlag, 1902.

In dem dritten Teil: „Zusammenfassung und Anwendung auf den Strafvollzug". Drittes Kapitel: „Die Strafen im Sinne der Kriminal-Anthroprologie nach Geschlecht, Alter und nach andern Verhältnissen des Verbrechens und der Verbrecher," findet sich folgende auf die Homosexuellen bezügliche Stelle.

Homosexuelle: Die Homosexuellen, deren Verbrechen bei Gelegenheit des Aufenthalts in Kasernen, Kollegien, unter erzwungenem Cölibat auftrat, welche Neigung dazu nicht seit der Kindheit hatten, werden hoffentlich nicht mehr rückfällig werden, wenn man die Ursache eliminiert; es wird genügen, ihnen bedingungsweise eine Strafe aufzuerlegen, denn man kann sie nicht den geborenen Homosexuellen gleichstellen, welche ihren schlimmen Hang schon seit der Kindheit betätigen, ohne durch besondere Ursachen dazu bestimmt worden zu sein und welche man von Jugend auf isoliert halten muß; sind sie doch eine ansteckende Pest und schuld an sehr vielen Gelegenheitsverbrechen.

Hier zum ersten Male — im Gegensatz zu den in Deutschland herrschenden Anschauungen — wird eine mildere Bestrafung der Heterosexuellen, welche gleichgeschlechtliche Handlungen begehen, dagegen eine dauernde Einsperrung der Homosexuellen verlangt.

Dieser Standpunkt ist nur die logische Folgerung aus dem von Lombroso vertretenen Sicherungszweck der Strafen, vorausgesetzt, daß die Homosexuellen wirklich eine derart drohende Gefahr für die Gesellschaft darstellen, daß ihre Eliminirung erforderlich ist.

Trotzdem der Führer der neuen kriminalistischen Richtung in Deutschland, Liszt, den Schutz der Gesellschaft als Zweck der Strafe betrachtet, will er doch nicht die Bestrafung der Homosexuellen. Ebenso spricht sich auch Groß für Straflosigkeit aus.

Die Homosexuellen bedeuten eben keine ihre Eliminirung rechtfertigende Gefahr für die Gesellschaft; an-

scheinend von instinktiven, alt eingewurzelten Vorurteilen beeinflußt, die sich in seinem Ausdruck „ansteckende Pest" kundgeben, versucht Lombroso gar nicht den Beweis der Gefährlichkeit der Homosexualität zu erbringen. Er behauptet nur, sie sei schuld an sehr vielen Gelegenheitsverbrechen, womit er ein schwer zu lösendes Rätsel aufgibt. Denn welche Verbrechen sind Folgen der Homosexualität! Oder sollte Lombroso damit die Erpressung meinen und um dieser zu steuern, das Radikalmittel der Beseitigung der Homosexuellen durch Einsperrung anpreisen, also um wirkliche Verbrechen zu verhüten, das Opfer des Verbrechers treffen wollen? Dann wäre die Argumentation ähnlich der desjenigen, welcher, um den Diebstahl zu verhüten, die Beseitigung des Eigentums und die Anerkennung des Anarchismus fordern würde.

Moll, Albert: Sexuelle Zwischenstufen in der Zukunft von Maximilian Harden N. 50 N. v. 13. September 1902.

Die Beurteilung vieler die Homosexualität betreffenden Fragen sei noch streitig. So die Frage, ob sie erworben oder angeboren sei. Die Erörterungen hierüber seien nicht frei von Mißverständnissen, zum Teil durch ungenaue Begriffsbestimmungen hervorgerufen, so z. B. hinsichtlich des Wortes „angeboren." Angeboren könne nur die Anlage zum Geschlechtstrieb sein.

Es bestehe eine Strömung, welche im Gegensatz zu Krafft-Ebing die angeborene Anlage leugne und für alle Fälle eine erworbene Gleichgeschlechtlichkeit annähme. Das hänge offenbar mit den Bestrebungen der modernen Psychologie zusammen, die sich von den frühern Anschauungen der angeborenen Vorstellungen möglichst frei zu machen strebe. Ihr sei es sympathischer, möglichst viel als erworben aufzufassen. Unnötig sei es heute über die Frage der angeborenen oder erworbenen Homosexualität zu streiten, wenn nicht vorher feststehe, was beim normalen Geschlechtstrieb angeboren sei. Wer das Eingeborensein des homosexuellen Triebes leugne, müsse das Gleiche bezüglich des heterosexuellen tun und annehmen, daß letzterer ein Produkt der Erziehung und Nachahmung sei. Die Unannehmbarkeit dieser Auffassung glaube er aber in seiner libido sexualis nachgewiesen zu haben; dieselbe ergäbe sich

insbesondere aus den Beobachtungen in der Tierwelt. Sei aber normaliter der heterosexuelle Trieb eingeboren, so stehe vom Standpunkt der Psychologie aus nichts im Wege, auch die Möglichkeit anzunehmen, daß bei Einzelnen der homosexuelle Trieb eingeboren sei.

Die Annahme von dem Erworbensein des homosexuellen Triebes werde, abgesehen von dem Einfluß einer modernen allgemeinen, aber nicht notwendiger Weise richtigen Strömung der Psychologie noch durch allerlei soziale, legislatorische und forensische Gründe gefördert, die diese Ansicht Vielen sympathischer erscheinen ließen.

Die Bestrafung aus § 175 suche man oft aus dem Erworbensein der Homosexualität mitzubegründen. Damit wolle man die Homosexualität als eine selbstverschuldete charakteriesieren und die Strafbarkeit annehmbarer machen. Dieser Standpunkt sei in mehrfacher Hinsicht verkehrt. Erwerbung der Homosexualität schließe nicht stets Verschuldung ein, z. B. wäre dies nicht der Fall, wenn Knaben durch Abhaltung vom weiblichen Verkehr — wie dies Manche glaubten — homosexuell würden.

Aber überhaupt würde die Annahme, daß die Homosexualität selbstverschuldet sei, für die Strafbarkeit belanglos bleiben. Sonst könnte man ebenso Leute mit erworbenem Blödsinn, die kriminelle Handlungen begingen, bestrafen.

§ 175, der ganz willkürlich bestimmte sexuelle Handlungen unter Strafe stelle, sei unberechtigt.

Moll bespricht hierauf die Bestrebungen des Komitees und das Jahrbuch. Er berichtet insbesondere über den Aufsatz von Neugebauer im 4. Jahrbuch sowie über Karsch's Arbeiten. Des weiteren hebt er hervor, daß die Ausführungen über das geschlechtliche Empfinden historischer oder anderer hervorragender Persönlichkeiten im Jahrbuch ganz objektiv und kritisch gehalten seien. Dies sei um so notwendiger, als einzelne Homosexuelle die Homosexualität als einen notwendigen Wesenszug eines großen Mannes zu betrachten schienen und in Übertreibungen hinsichtlich der Anzahl der angeblichen homosexuellen bedeutenden Männer verfielen.

In dem Aufsatz über die Stellung der Bibel zur Homosexualität wirke die Feststellung überzeugend, daß der homosexuelle Verkehr in der Bibel nicht in höherem Grade geächtet worden sei als viele andere heute straflos gelassenen Handlungen.

Moll erwähnt dann mit Genugtuung, daß in den Jahrbüchern die sachliche Art, womit Einwände der Gegner bekämpft würden, besonders angenehm berühre. Kein Schimpfen sei da zu finden, wie manchmal selbst in den sogenannten wissenschaft-

lichen Zeitschriften. Ob die Gegner durch Entrüstungskomödie, aufrichtige Meinungsäußerung oder mangelhafte Kenntniß der Frage zum Widerspruch reizten: stets, selbst wenn ein scharfer Ton angeschlagen werde, bleibe die Entgegnung sachlich. Jedem, der die Bewegung zur Aufhebung des § 175 fördern wolle, könne nur geraten werden, auf dem beschrittenen Wege fortzufahren. Den Homosexuellen werde manchmal auch von Wohlmeinenden der Vorwurf gemacht, sie agitierten zu viel. Was aber sollten sie tun? Wenn sie nicht agitierten, erreichten sie ihr Ziel niemals. Sie hätten dann höchstens noch einen andern Weg: sie müßten suchen, nach Art eines rücksichtslosen Feldherrn oder Politikers über einen Berg von Leichen ans Ziel zu kommen. Sie brauchten nur die Namen von Männern öffentlich zu nennen, deren Homosexualität notorisch und jeden Augenblick zu beweisen sei. Sicher würde dann mancher, der die Homosexualität aus tiefster Seele verabscheue, der aber Homosexuellen ohne deren geschlechtliche Neigung zu kennen, nahe stehe, über die Enthüllung erstaunt sein. Mancher hohe Beamte, mancher einflußreiche Politiker würde sich schließlich verwundert sagen: „Ich glaubte stets, die Homosexuellen seien das elendeste Pack der Welt, nun höre ich aber, daß mein Neffe, mein Sohn, mein Freund gleichgeschlechtlich verkehren. Und er ist doch ein so braver, ausgezeichneter Mensch. Wenn er auch so ist, dann muß man doch anders über die Sache denken.“ Dieser Standpunkt wäre rücksichtslos und zahllose Existenzen würden dabei sozial vernichtet werden. Einflußreiche Personen aber würden dadurch unmittelbar für die Sache interessiert und ein schneller Erfolg wäre mehr als wahrscheinlich. Trotzdem wäre solches Vorgehen entschieden zu tadeln. Er erinnere an diesen Weg nur, weil man den Homosexuellen, die ihn nicht beschritten, nicht verwehren solle, sachlich zu agitieren.

Ihre Agitation habe ja auch schon zu wesentlichen Erfolgen geführt. Selbst Männer, für die früher die ganze Frage ein noli me tangere gewesen, hätten für nötig befunden, sich Material zu verschaffen und sich über die Homosexualität zu orientieren. Auch aus den Gegenschriften gehe hervor, daß jetzt dort wenigstens darüber gestritten werde, wie es mit der Notwendigkeit des § 175 und mit der sozialen Stellung der Homosexualität beschaffen sei.

Mit Recht könne allerdings gegen manche Schriften, die für die Aufhebung des § 175 einträten, der Vorwurf erhoben werden, daß sie nicht wissenschaftlich seien und wissenschaftlich nicht fundierte Behauptungen aufstellten. Aber auch Manches, was Vertreter der Wissenschaft zu Gunsten der Aufrecht-

erhaltung des § 175, zu Gunsten der Annahme, daß die Homosexualität erworben und selbstverschuldet sei, anführten, stehe weit unter dem Durchschnitt feuilletonistischer Leistungen. Eine der wenigen Gegenschriften, der er, Moll, wissenschaftlichen Charakter zuerkenne, wenn er auch ihre Behauptungen und die Schlußfolgerungen zum Teil für falsch halte, sei die von Wachenfeld.

Der Versuch von Wachenfeld, die von ihm (Moll) zu Gunsten der Straffreiheit angeführten Gründe zu widerlegen, sei ihm nicht gelungen. Immerhin sei bemerkenswert, daß auch Wachenfeld nicht bedingungslos für Bestrafung des homosexuellen Verkehrs einträte. Er wolle aber § 51 zu Gunsten der Straffreiheit der Homosexuellen benutzen.

Dies könne aber nicht gebilligt werden, denn ein Ausschluß der freien Willensbestimmung, wie ihn § 51 erfordere, sei bei der Homosexualität nur in den seltensten Fällen gegeben.

Moll warnt dann, daß gewisse Homosexuelle nicht übertriebene Ansprüche erheben sollten.

Man könne die Aufhebung des § 175 verlangen, ohne deshalb die Homosexualität als einen begehrenswerten Zustand zu bezeichnen. Sie sei ein pathologischer und krankhafter Zustand, wenn auch das Individuum nicht krank im gewöhnlichen Sinne des Wortes sei. Damit stehe auch nicht im Widerspruch, daß die Homosexualität ihren Zweck haben könne, da sie die Fortpflanzung degenerierter Personen verhindere. Weil die Homosexualität an sich eine krankhafte Erscheinung sei, müsse man auch das Individuum als berechtigt zur Herstellung normaler Gefühle ansehen. Wenn einzelne Homosexuelle die Umwandlung der Homosexualität grundsätzlich bekämpften, so sollten diese Herrn einen einseitigen Standpunkt, den sie oft ihren Gegnern vorwürfen, doch nicht selbst einnehmen. Auch der Umstand, daß bei Vielen die Homosexualität nicht geändert werden könne, spräche nicht dagegen, daß man im konkreten Falle den Versuch mache. Wenn Homosexuelle diesen oder jenen Fall anführten, wo die Umwandlung nicht geglückt sei, so bewiesen sie damit nichts gegen die Möglichkeit in andern Fällen. Es gäbe viele Fälle, wo die Umwandlung der Homosexualität in Heterosexualität gelungen sei. Wenn sonst erfahrene Homosexuelle davon nichts wüßten, so sollten sie nicht vergessen, daß sie von der Existenz vieler Homosexueller keine Ahnung hätten, daß es eine große Zahl Homosexueller gäbe, die nur dem Arzt ihre wahre geschlechtliche Natur offenbarten.

Es sei erfreulich, daß auch in diesen Fragen das Jahrbuch verschiedene Meinungen aussprechen lasse. Nur so könne das dunkle Gebiet aufgehellt werden.



Jedenfalls sei das Jahrbuch zu einem Werke geworden, das Jeder, der sich mit den Fragen der Homosexualität beschäftige, nicht nur kennen, sondern auch eingehend studieren müsse.

Ein recht günstiges Zeichen, daß in der bekannten Zeitschrift von Harden ein aufklärender Aufsatz über die Homosexualität erschienen ist und dies aus der Feder des Sachverständigen und Erforschers der Homosexualität *κατ᾽ ἐξοχήν*. Auch in diesem Aufsatz sind wieder Molls ausgezeichnete Eigenschaften zu rühmen, seine Klarheit, Schärfe, Sachkunde und Objektivität. Besonders wichtig erscheint mir, die auch von mir (Jahrbuch II S. 363) vertretene und von Wachenfeld (Homosexualität und Strafgesetz S. 68) bespöttelte Ansicht, daß Homo- und Heterosexualität bezüglich ihrer Entstehungsart gleich zu beurteilen seien.

Sehr erfreulich ist auch die Anerkennung, welche Moll dem im Jahrbuch herrschenden wissenschaftlichen, ruhigen Ton der Objektivität in der Forschung über homosexuelle Berühmtheiten zollt. Namentlich mögen aber die verschiedenen feindseligen Stimmen, die schon gegen die Berechtigung des Jahrbuchs und der Bestrebungen des Komitees sich erhoben haben, auf Molls treffliche Ausführungen in diesem Punkt hingewiesen werden.

Was den von Moll berührten „Weg über Leichen hinweg“ zwecks Aufhebung des § 175 anbelangt, so darf derselbe nicht betreten werden, denn mit unlauteren Mitteln sollen und wollen die Homosexuellen nicht ihr Ziel erreichen.

Allerdings wenn der Paragraph bei der Revision des Strafgesetzbuchs trotz allem wieder in das Gesetz aufgenommen werden sollte, würde es sich fragen, ob es nicht Pflicht der Homosexuellen wäre, als ultimum refugium ihrer Kampfesweise den Weg „über Leichen“ zu beschreiten, namentlich wenn eine Anzahl Homosexueller bereit wäre, selbst das Opfer ihrer Existenz im allgemeinen Interesse zu bringen.



Moll, Albert, Dr.: Wann dürfen Homosexuelle heirathen? in der Deutschen Medizinischen Presse No. 6. 21. März 1902.

Zwei Punkte seien bei der Frage der Ehe Homosexueller zu berücksichtigen; erstens das Verhältnis von Mann und Frau, zweitens die Nachkommenschaft.

1) Verhältnis von Mann und Frau. Eine Vorbedingung für die Ehe im Allgemeinen sei die Potenz. Manche ausgesprochen homosexuelle Männer seien potent. Erection erfolge in Folge Frictionen oder Vorstellungen sympathischer Männer u. dgl., ferner bei psychosexueller Hermaphrodisie. Viele Fälle gäbe es aber auch, wo vollkommene Impotenz bestehe, namentlich da wo horror feminae vorhanden.

In letzteren Fällen sei die Ehe ohne weiters ausgeschlossen, während bei Fällen möglicher Potenz, deren Stärke zunächst zu berücksichtigen sei.

Bei Manchen erfordere der Coitus eine enorme Anstrengung und führe wohl auch eine starke Abspannung des ganzen Nervensystems herbei und könne daher aus diesen oder ähnlichen Gründen nur selten ausgeführt werden. Hier bestände keine zur Ehe hinreichende Potenz.

Für das Weib liege die Sache etwas anders. Zur Ausübung der Coitus sei bei ihr der heterosexuelle Trieb nicht erforderlich, auch ohne Wollustgefühl des Weibes ausgeführter Coitus könne zur Befruchtung führen. Wichtig seien die Fälle allerdings, wo horror viri vorliege und die Frau deshalb den Coitus zurückweise.

Bei der Heirat sei sodann aber besonders das psychische Verhältnis beider Teile zu einander zu beachten. Man würde beim Homosexuellen die Möglichkeit zur Ausübung des Coitus nicht für genügend halten dürfen, vielmehr auch eine seelische Neigung zur andern Person verlangen müssen. Dieser Punkt sei vielleicht noch wichtiger als die Potenz, weil ein psychisches Mißverhältnis, wie es bei sexueller Antipathie stattfinde, die allerbedenklichsten Folgen haben könne. Besonders sei hier an den homosexuellen Geschlechtsverkehr zu denken, der bei Homosexuellen, die ohne Neigung geheiratet, oft nach der Ehe fortgesetzt werde; das gleiche geschähe oft bei homosexuellen Frauen. Beim Mann und der Frau werde der Arzt, der ihre homosexuelle Anlage kenne und auf Ununterdrücklichkeit des Triebes schließen könne, von der Eingehung einer Ehe abraten müssen.

Aber auch abgesehen von dem geschlechtlichen Verkehr, komme bei Homosexuellen das psychische Moment des Geschlechtstriebes und der aus letzterem entspringenden Liebe hinzu. Die Ehen würden nicht nur durch den außerehelichen



perversen Verkehr gestört; geschlechtliche Gleichgültigkeit in der Ehe, Eifersuchtsscenen mit all ihren Folgen, Gewaltakte und Ehescheidung seien zu befürchten. Störungen der Ehe ohne Ausübung gleichgeschlechtlichen Verkehrs kämen insbesondere bei homosexuellen Frauen vor, indem sie Alles, Mann und häusliche Interessen, einer Geliebten wegen hintansetzten, auch ohne geschlechtlich mit dieser zu verkehren.

In manchen Fällen würden nun allerdings Ehen geschlossen, bei welchen beide Teile von vornherein auf sexuellen Verkehr und psychosexuelle Beziehungen verzichteten, z. B. bei Vernunft- und Versorgungsehen alter Leute. Auch Homosexuelle heirateten manchmal, die vorher mit dem andern Teil sich geeinigt, daß ein sexueller Verkehr nicht stattfinden solle. Es seien ihm (Moll) sogar Fälle von Eheschließungen zwischen einem homosexuellen Mann und einer homosexuellen Frau bekannt, die beide mit einander übereingekommen, keiner dem Anderen in Beziehung auf den homosexuellen Verkehr Beschränkungen aufzuerlegen. Die Frage der Eheschließung in allen diesen Fällen sei nicht ärztlicher sondern ethischer und sozialer Natur.

Mehr in das Gebiet des Arztes gehörte die Frage, ob die Ehe als ein Heilmittel gegen die Homosexualität zu betrachten sei: In Fällen psychosexueller Hermaphrodisie, und zwar in solchen, wo homosexuelle Neigung nur dann vorhanden, wenn ein heterosexueller Verkehr längere Zeit nicht stattgefunden, könne in der Ehe ein Heilmittel gesehen werden. Es frage sich aber, ob dieselbe nicht aus anderen Gründen contraindiciert sei, z. B. mit Rücksicht auf die Nachkommenschaft.

Die Heirat des Homosexuellen sei contraindiciert, wenn eine degenerierte Nachkommenschaft zu erwarten sei. Beliebige nervöse Sypmtome könne man allerdings nicht als hinreichend ansehen, um von der Ehe abzuraten.

Gefährdung der Nachkommen sei jedoch wahrscheinlich, wenn der Homosexuelle — Potenz bei ihm vorausgesetzt — aus einer Familie stamme, wo schwere erblich belastende Nerven- oder Geisteskrankheiten in größerer Zahl aufgetreten seien. Besonders sei die Ehe zu verbieten, wenn der Homosexuelle ein nicht aus absolut gesunder Familie stammendes Mädchen oder gar eine Blutsverwandte heiraten wolle. Der Arzt müsse in jedem Einzelfall die einschlägigen Verhältnisse aufs genaueste prüfen und der eingehenden Würdigung der Potenzfrage, der Berücksichtigung des gesamten sexuellen Empfindens sowie der Frage erblicher Belastung nach jeder Richtung seine Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Frage des Eheabschlusses Homosexueller ist eine sehr wichtige und mit Recht beginnen jetzt sachverständige Aerzte ihr nahe zu treten: Im Jahrbuch III tat es schon Hirschfeld, jetzt folgt ihm Moll mit dem obigen kurzen, aber gediegenen und inhaltsreichen Artikel.

Die Frage beansprucht große Bedeutung, einmal, weil tatsächlich viele Homosexuelle verheiratet sind und dann, weil bisher die meisten Aerzte bei der Prüfung der Vorbedingungen der Ehen die Homosexualität gewöhnlich völlig außer Acht ließen oder wenn sie die homosexuelle Natur des Patienten kannten, allzu oft ihm die Ehe als Heilmittel „gegen seine schlechten Gewohnheiten und seltsamen Gedanken“ anempfahlen.

So kenne ich einen Arzt, der Krafft-Ebings Psychopathia sexualis gelesen hat, aber trotzdem einem Homosexuellen die Heirat angeraten hat im Glauben, der gleichgeschlechtliche Trieb würde schon nach Eingehung einer Ehe verschwinden!

Die Ehen Homosexueller sind allerdings nicht immer unglücklich; zwar wird nur selten ein glückliches weiteres Zusammenleben möglich sein, wenn die Frau die Homosexualität des Mannes erfährt.

Dagegen kann ein ganz leidliches, ja glückliches Verhältnis zwischen den Eheleuten Jahre lang bestehen, wenn die Frau von der Anomalie des Ehemanns nichts ahnt und dieser potent sowie die Frau wenig bedürftig ist. Auch solche Ehen sind mir eine ganze Reihe bekannt, wo der Mann außer dem Haus geschlechtlichen Verkehr mit Männern —, aber stets nur in vorübergehenden Abenteuern — sucht und ein ruhiges und befriedigendes Eheleben mit der nichts ahnenden Frau führt.

Mag auch bei Abschluß der Ehe noch so große Aussicht vorhanden sein, daß ein etwa nach der Ehe fortgesetzter homosexueller Verkehr dem andern Teil verborgen bleiben wird — eine Aussicht, die übrigens stets

nur recht ungewiß sein kann —, so wird doch der Arzt immer von der Eingehung der Ehe abraten müssen, wenn überhaupt homosexueller Verkehr nach der Ehe zu erwarten ist und der homosexuelle Teil dem andern seine Natur verschweigt.

Moll, Albert: Wie erkennen und verständigen sich die Homosexuellen untereinander! (Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß, 9. Bd. 2. u. 3. Heft — 3. Juli 1902 ausgegeben — S. 157—159.

Das gegenseitige Erkennen der Homosexuellen beruhe wohl nicht auf irgend welchen mysteriösen Fähigkeiten. Der Blick spiele eine Rolle, aber nicht in anderer Weise, als auch sonst im Leben. Bestimmte äußere Merkmale habe er, Moll, nicht ermitteln können, trotz Befragen der verschiedensten Homosexuellen des In- und Auslandes. Von zuverlässigen Seiten wurde ihm erwidert, daß die Kleidung keine wesentliche Rolle spiele. Auch in dem Tragen eines Ringes sei ein specifisches Erkennungszeichen nicht zu finden. Von glaubwürdiger Seite werde ihm berichtet, daß eine Zeitlang das Tragen einer Nelke eine Rolle gespielt. Eine rote Nelke habe danach bedeutet: ich bin frei, d. h. ich suche ein Verhältnis, eine weiße: ich bin vergeben.

Als äußeres Erkennungszeichen, solle angeblich gelten eine gewisse Bewegung mit der Zunge, bald ein langsameres Hin- und Herziehen der flachen Zunge, bald ein schnelleres Bewegen der spitzen Zunge von einen Mundwinkel zum anderen. Es wäre interessant, festzustellen, ob sonst noch solche äußere Mittel zur Verständigung beständen, ähnlich wie es Andeutungen eines Argot bei den Homosexuellen gäbe. In letzterer Beziehung nennt Moll die Ausdrücke „Tante“, „Onkel“, „er ist so“, „er ist vernünftig“.

Als weniger bekannt erwähnt dann Moll das Wort: „er wohnt in der Gabelsberger Gasse“, was so viel bedeute wie der Betreffende habe ein kleines Membrum.

Moll trifft vollkommen das Richtige, wenn er annimmt, daß es überhaupt keine speziellen Erkennungszeichen der Homosexuellen untereinander gibt.

Wohl wird manchmal von Homosexuellen als Erkennungszeichen angeführt: Winken mit dem Taschentuch, Tragen einer Blume im Knopfloch oder eines



Kettenrings am kleinen Finger. Ferner: Bewegen der Zungenspitzen von einem Mundwinkel zum andern, endlich besonders das Berühren der Handfläche des Partners mit dem Zeigefinger beim Händedruck. Letzteres Merkmal steht aber gerade auch bei Heterosexuellen als angebliches Zeichen der Homosexuellen so sehr in Ruf, daß manche Heterosexuelle aus Ulk oft eine derartige Berührung beim Händedruck anwenden.

Alle diese Zeichen haben so gut wie keine Bedeutung und durch sie allein werden wohl kaum homosexuelle Bekanntschaften geschlossen. Dieselben kommen vielmehr auf ganz natürliche Weise zu Stande:

Zwei Homosexuelle begegnen sich, finden Gefallen an einander, drehen sich um und bleiben stehen, nähern sich langsam, knüpfen ein gleichgültiges Gespräch an und wissen nach wenigen Minuten über ihre Natur Bescheid. Die gegenseitige Sympathie und das aus ihr entspringende beiderseitige Entgegenkommen haben ohne mystische Zutaten zur raschen Verständigung und Bekanntschaft geführt. Am leichtesten wird die Bekanntschaft auf den Strichen geschlossen, wo die Homosexuellen von vornherein die Begegnung Gleichgesinnter zu gewärtigen haben.

Müller, Joseph, Dr.: Das sexuelle Leben der alten Kulturvölker.

Müller erwähnt den gleichgeschlechtlichen Verkehr abgesehen von einer kurzen Bemerkung betreffend die Perser nur in einigen wenigen Seiten (72—76) bei Besprechung der Griechen und später bei Behandlung der Römer, wo er nur Altbekanntes berichtet. Er steht ganz auf dem veralteten Standpunkte und scheint die neueren Forschungen über die Homosexualität nicht zu kennen oder nicht kennen zu wollen.

Die gleichgeschlechtliche Liebe der Griechen deutet er in der Hauptsache nur als Freundschaft; Socrates nimmt er lebhaft gegen die Behauptung, Päderast gewesen zu sein, in Schutz. Aus den letzten Werken Platos will er ein Verdammungsurteil des Philosophen gegen homosexuellen Verkehr herleiten.



Die Verbreitung der lesbischen Liebe in Griechenland beschreibt Müller gestützt lediglich auf die bekannte Schrift von Walcher, die aus dem Jahre 1816! stammt.

Die mehr wie spärliche Behandlung der Homosexualität bei Müller wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß Müller gleichzeitig ein Buch über das sexuelle Leben der Naturvölker geschrieben hat (Leipzig, Griebens Verlag, 2. stark vermehrte Auflage 1902), in dem er es fertig bringt, trotz Karsch's Forschungen auch nicht mit einer Silbe den gleichgeschlechtlichen Verkehr der Naturvölker zu erwähnen. Daher nimmt auch die oberflächliche Darstellung der Homosexualität bei den Griechen nicht Wunder, welche sich einfach auf den veralteten, vor den Forschungen über Homosexualität üblichen Philologenstandpunkt stellt. Eine ausführliche Widerlegung lohnt sich nicht; ich verweise auf Moll's Ausführungen in seiner conträren Sexualempfindung (2. Auflage S. 42—55) und besonders auf die eingehendste Erörterung des Thema's bei Ellis und Symonds. (Das conträre Geschlechtsgefühl, deutsch von Kurella, Bibliothek der Sozialwissenschaften, jetzt Verlag Spohr Kapitel 3: Die Homosexualität in Griechenland S. 37—126.)

Ich will nur bemerken: Ob Socrates selbst homosexuell verkehrt hat oder nicht, erscheint gleichgiltig, Tatsache ist, daß Socrates an der Schönheit der Jünglinge höchstes Entzücken fand und sogar Knabenbordelle besuchte. Denn in einem dieser Häuser sah er zum ersten Male Phaedon, denselben, dessen Namen ein Dialog Platons trägt, denselben, der noch am Abend vor Socrates Tod bei ihm weilte (Ellis S. 90—91). Wenn Plato auch in seinem Alterswerk, den „Gesetzen", seinen Standpunkt geändert hat, so beabsichtigt er damit nicht absolute Mißbilligung der Knabenliebe, vielmehr nur Mißbilligung jeglicher Wollust zum Ausdruck zu bringen, indem er, alt geworden, den erotischen Trieb nur als Mittel der



Zeugung noch gelten lassen will, „während er als junger Mann Sympathie für Liebe gefühlt hatte, soweit sie päderastisch war und sich nicht Frauen zuwendete“ (Ellis S. 102). Aus diesen „Gesetzen“ kann man aber überhaupt ebensowenig auf die allgemeine Anschauung über Homosexualität in Griechenland schließen, als man aus Tolstois Kreuzersonate die Verdammung der Wollust sogar innerhalb der Ehe als allgemeine Anschauung betrachten darf. Platos frühere Dialoge, insbesondere sein Symposion beweisen, wie die homosexuelle Liebe in Griechenland gleichsam eine staatliche Institution bildete und wie der homosexuelle Verkehr nicht nur nicht als verabscheuungswürdiges Laster galt, sondern eine den damaligen Sitten tief eingewurzelte und ihnen entsprechende Erscheinung bedeutete.

Dies geht namentlich hervor aus dem Benehmen des Alcibiades gegenüber Socrates am Schlusse des Symposion und aus der Selbstverständlichkeit und Offenheit, mit der Alcibiades Verführungsversuch dort geschildert wird, des Weiteren erhellt dies aus dem Lob, welches Plato dem Socrates für seine Standhaftigkeit und seine als Heroismus gepriesene Enthaltsamkeit spendete, ein Lob, das heute gegenüber einem heterosexuellen Mann gar seltsam erscheinen würde. Welchen Heterosexuellen würde man heute als Tugendhelden feiern, weil er den Reizen eines Jünglings nicht unterlag!

Näcke, P.: Angebot und Nachfrage von Homosexuellen in Zeitungen im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß 8. Bd. 3. und 4. Heft, Nummer vom 20. März 1902 (S. 319—350).

Näcke gibt 29 fast ausschließlich aus Berliner Zeitungen entnommene Annoncen wieder.

Näcke teilt diese Annoncen in drei Kategorien ein.

1) verdächtige (12), 2) so gut wie ganz sicher homosexuelle Anzeigen (7), 3) solche, die gleichzeitig durch masochistische



oder sadistische Neigungen auf homosexueller Basis complicirt seien (10).

Überall suchten fast durchweg Herrn, selten Damen. Alle schienen den besseren Ständen anzugehören. Bisweilen werde der Sport vorgeschoben, so das Radeln. Sonst seien viele Annoncen so allgemein gehalten, daß möglicher Weise nichts Homosexuelles zu Grunde liege, so namentlich in Kategorie 1.

In den Anzeigen der Kategorie II sei von Verdacht kaum mehr die Rede. Hier seien Überschriften und Chiffre oft schon so charakteristisch, daß die Homosexualität hier wohl außer allem Zweifel stehe; so z. B. No. 13: „Ohne Vergütung sucht junger Mann von angenehmen Äußeren und mit vielen Sprachkenntnissen Stellung als Reisebegleiter. Offerten an Uranus."

14. (Aus dem Journal de Paris 1895) „Jeune Scandinave cherche âme Ibsénienne".

Die Kategorie III sei vielleicht die interessanteste, weil hier die Homosexualität ganz verhüllt erscheine und die damit verbundene Complication wohl auch nicht für jeden offen zu Tage liege. In der Kategorie III spiele die Energie oder Strenge der betreffenden Person eine große Rolle; dieselbe scheine für sadistische Praktiken zu sprechen; namentlich in No. 21. „Strenge, energische Masseurin, in Allem erfahren, wünscht noch vornehme Dame zu massieren." No. 26 „Ergebenen Freund wünscht sehr energischer jüngerer Herr." Es sei wohl ein bloßer Tric, daß es sich so oft um bloße Erziehung von Knaben oder Mädchen handeln solle wie z. B. in No. 25: „Energischer Herr erteilt ohne Vergütung Nachhilfeunterricht."

Allerdings sei es nicht über allen Zweifeln erhaben, ob in Kategorie III echte Homosexualität vorliege; wenn aber, dann könne es sich nur um eine Komplication von Masochismus oder Sadismus handeln.

Wenn man das Ganze überschaue, so scheine namentlich in Kategorie I mehr das platonische Verhältniß in der Homosexualität hervorgehoben zu werden, doch trete das Carnale in Chiffren wie Sappho, Antinous und zum Teil gewiß auch in Kategorie III zu Tage.

Sogar echte, d. h. angeborene Homosexuelle pflegten nur ganz ausnahmsweise rein platonische Liebe, sie seien gewöhnlich der ein- oder doppelseitigen Onanie ergeben, selten dem coitus per os, dagegen betrachteten sie — und dies sei wohl ein Hauptunterschied zwischen dem echten und falschen Homosexuellen — nur mit Abscheu die eigentliche Päderastie und betrieben sie nicht.

Es sei schwer zu sagen, ob die Annoncen mehr von echten Urningen oder ganz alten Roués ausgingen, und welche von beiden Gruppen vornehmlich auf das Zeitungsblatt reflectiere.



Der echte Invertierte sei wohl von Charakter zu mißtrauisch und scheu um eine Annonce zu wagen.

Eine interessante Frage hier wäre noch die, woran sich echte und falsche Homosexuelle gegenseitig erkennten. Man wisse darüber nur sehr wenig Sicheres. Die auffallenden Chiffren erkenne wohl auch der Laie als Lockvögel, ebenso gewisse Adjective, wie „einsam“, „energisch“, „modern“. Daneben hätten die Homosexuellen aber vielleicht noch eigene Umdeutungen harmloser Worte in Schrift und Wort, oder Zahlen, noch wahrscheinlicher aber gewisse äußere Zeichen in Miene, Haltung, Kleidung, Schmuck u. s. w. Der Blick solle oft schon das Übrige tun. Immerhin ahne man hier nur ein Rotwälsch in Wort, Schrift und im Äußeren der Homosexuellen. Eher dürfe man etwas Näheres hierüber von den männlichen Prostituierten und den alten Roués, als von den verschwiegenen und scheuen, echten Invertierten erfahren.

Näcke berichtet dann eingehend über den in dem „Frührot“ veröffentlichten Artikel: „Eine praktische Enquête über die Häufigkeit der Homosexualität“.

In vielen Fällen der Antworten gewinne man den Eindruck, als wenn es sich nicht um echte, sondern um später gewordene Homosexuelle handele, weil mehr oder minder unverfroren die sinnliche Seite, sogar mit Ueberlassen der speciellen Form des substituierten geschlechtlichen Aktes herausgekehrt werde.

Im Großen und Ganzen machten aber die meisten Eingaben einen durchaus günstigen, würdigen Eindruck und man gewinne Erbarmen mit diesen Verkannten.

Näcke bespricht dann ziemlich weitläufig eine von Panizza in der „Gesellschaft“ Januarheft 1895 mitgeteilte Annonce und Panizzas daran anknüpfende Betrachtung über Bayreuth und die Homosexualität.

Näcke sagt unter Anderem im Anschluß an Panizzas Ausführungen: Man dürfe die ganze Homosexualität weder mit theo- noch teleologischen Augen ansehen, sondern nur mit nüchternen, naturwissenschaftlichen. Unzählige Heterosexuelle seien heutzutage gezwungen, den „Naturzweck“ nicht zu erfüllen, besonders unter den Weibern, aber auch unter Verheirateten. Unter den letzteren fänden sich alle Uebergänge im intimen Verkehr zwischen allen Arten der hetero- ja sogar homosexuellen Praktiken. Man habe sehr richtig vom sexuellen Standpunkt die Menschen in „Denk- und Geschlechtsmenschen“ eingeteilt. Bei ersteren prävalire das stete Denken so, daß die sexuelle Sphäre wie ausgetrocknet erscheine; sie seien geschlechtlich kühl, brauchten deshalb aber noch lange nicht homosexuell oder entartet zu sein. Das andere Extrem bildeten die „Geschlechts-



menschen“ die Sinnlichen, die am allerwenigsten beim Akte an den „Naturzweck“ dächten. Die Meisten bewegten sich zwischen beiden Polen. Was sie also unterscheide, sei nur der Grad des heterosexuellen Geschlechtstriebes. Hieraus könne Niemandem ein Vorwurf gemacht oder ein Verdienst zudiktiert werden. Es solle sich aber deshalb Niemand für besser halten, als die den Kühlen hinsichtlich des heterosexuellen Gefühls nahestehenden Homosexuellen, die gleichfalls wieder bezüglich ihres invertierten Geschlechtstriebes in Denk- und Geschlechtsmenschen mit allen Nüancen einzuteilen seien. Auch hier werde man schließlich den sinnlichen, den eigentlichen Päderasten keinen Vorwurf machen können und nur deshalb erschienen die Meisten darunter verächtlich, weil sie alte Wollüstlinge seien, die schließlich in der Inversion ihre letzte Zufluchtsstätte suchten. Er, Näcke, halte die Inversion nur für eine Varietät, meinetwegen Abnormität, aber nicht für eine pathologische Anomalie, obgleich sie auch unter letzterer Form auftreten könne. Die „Symbiose“ mit den wahren Invertierten die zum großen Teile gewiß edle, aufopfernde Menschen seien, könne den Heterosexuellen nur nützlich sein. Man solle erstere also nicht abstoßend behandeln in pharisäischer Selbstgerechtigkeit. Mit Recht betone Panizza, daß bei den wahren Invertierten, der carnale Verkehr die „große Seltenheit“ bilde, dagegen habe Panizza Unrecht zu behaupten, daß die ganze Richtung der Homosexulität etwas Kraftloses, Verschwommenes, Weichliches, dem Grobsinnlichen Widerstrebendes, Scheues und Feiges habe. Diese Züge, sagt Näcke, kämen höchstens nur den passiven, weiblich gearteten Homosexuellen, nicht den männlichen, activen zu.

Gerade der Laie stelle sich unter den Invertierten leider immer den ersteren vor, der unter den Echten vielleicht gerade den seltenen Typus bilde. Daß aber auch der männlich Geartete die Oeffentlichkeit scheue, sei heutzutage ganz natürlich.

Zum Schluß wendet sich Näcke noch gegen die weiteren Ausführungen Panizzas, wonach im Parsifal von Wagner die homosexuellen Eigenschaften symbolisiert wären und Parsifal sowie der Gralsritterverband völlig homosexuell gedacht seien.

Gewiß würden im Parsifal alle die betreffenden Eigenschaften, die der wahre Homosexuelle hoch halte, apotheosiert, aber dies seien nur oberflächliche Analogien, die noch lange keine Gleichheit darstellten. Die von den Gralsrittern bezweckte Ertötung des Fleisches könne wohl sexuelle Indifferenz hervorbringen, was aber noch lange nicht gleichbedeutend mit Homosexualität sei. Der Homosexuelle sei durchaus nicht sexuell indifferent.



Die interessanten und wie stets bei Näcke von selbständigem Denken zeugenden Ausführungen verdienten eine eingehende Wiedergabe.

Die Annoncen der zweiten Kategorie sind, wie Näcke mit Recht annimmt, wohl sämtlich von Homosexuellen. Bemerkenswert ist der Umstand, daß von diesen 7 homosexuellen Annoncen 4 von Frauen und nur 3 von Männern herrühren. Näckes Auffassung, als sei es möglich, aus den Annoncen zu entscheiden, ob es sich um wahre Homosexuelle oder heterosexuelle Roués handelt, kann ich nicht beitreten, da ich überhaupt heterosexuelle Roués, die auf den gleichgeschlechtlichen Verkehr als ein letztes Reizmittel verfielen, noch nicht kennen gelernt habe. Näcke hat übrigens jetzt selbst die Meinung, als ob öfters der gleichgeschlechtliche Verkehr letztes Stadium eines Lasterlebens alter heterosexueller Roués bilde, aufgegeben (z. vgl. weiter unten: Zeitungsannoncen von weiblichen Homosexuellen. S. 959.) Des Weiteren sind auch nicht die meisten Homosexuellen scheu und schüchtern. Es gibt sogar recht Freche unter ihnen.

Die Vermutung von Näcke, als ob zwischen den Homosexuellen eine Art Geheimsprache bestände, mittels deren sie sich verständigten, muß ich als unzutreffend bezeichnen. Die Bekanntschaften zweier einander fremden Homosexuellen kommen auf ganz natürliche Weise zu Stande (vergl. oben den Aufsatz von Moll und meine Ausführungen dazu S. 951.)

In einer abgekürzten Annonce vermutet Näcke geheimnißvolle Verständigungen. Dieselbe lautet jedoch zweifellos: Je femme du monde désire collaboratrice également femme du monde pour travaux d'agréments. Dabei erscheint die Annonce auf den ersten Blick vielleicht unverständlich, weil Druckfehler vorhanden sind, es muß heißen: collaboratrice nicht collobarotrices. Ferner fe

ohne Accent statt fé, vielleicht heißt es auch irrtümlich femme du monde anstatt une femme du monde.

Der von Näcke besprochene Aufsatz von Panizza ist mir seit seinem Erscheinen bekannt. Die Ausführungen Panizzas, denen auch Näcke in der Hauptsache widerspricht, geben ein völlliges Phantasiegebilde über die Homosexualität und beweisen, daß Panizza keine Ahnung von der Homosexualität hat. Sie bilden das Gegenstück zu der irrigen Anschauung über die Homosexualität als einer einfachen lasterhaften Gewohnheit Heterosexueller, entsprechen aber ebensowenig wie diese Anschauung der Wirklichkeit.

Es ist völlig unzutreffend, die homosexuelle Liebe als eine rein platonische, des Verlangens nach fleischlichem Verkehr entbehrende, kraftlose Leidenschaft aufzufassen.

Die Akte der Homosexuellen sind nicht bloß von symbolischer Bedeutung, es sind Aequivalente der Befriedigungsart zwischen Mann und Frau.

Näcke, Homosexuelle Annonce (unter Kleinen Mitteilungen im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß Bd. 9, Heft 2 und 3, S. 217 u. 218).

Näcke teilt folgende ihm von einem Kollegen aus Hamburg aus einem großen Hamburger Blatte stammende Annonce mit:

„Frauen-Freundschaft."

„Gebildete, geistreiche, freidenkende Dame sucht die Bekanntschaft einer reichen Dame zwecks freundschaftlichen Verkehrs. Offerten erb. an „Sappho" hauptpostlagernd Hamburg."

Näcke meint, unverschämte Annoncen, wie diese, seien von Seiten der Frauen viel seltener, als seitens der Männer. Daß hier eine reiche Dame gesucht werde, deute vielleicht auf gewerbsmäßige Homosexualität, mindestens aber auf Parasitentum hin, da ihr sonst das Vermögen der „Freundin" gleichgiltig sein müßte. Sie wolle offenbar mit ihr und auf ihre Kosten in dulci jubilo leben. Daß Masseure und Masseusen gern sich zu unzüchtigen Handlungen hergäben, habe er schon in einem früheren Aufsatz erwähnt, ebenso das schändliche Erpressertum, dagegen habe er nicht an die Möglichkeit gedacht, daß auch sonstige Verbrechen geschehen könnten. De Blasio 1901



habe mitgeteilt, daß von den meisten jungen Langfingern Neapels nicht weniger als 35 % passive Päderasten seien und zwar um die Aktiven zu bestehlen.

Näcke, Zeitungsannoncen von weiblichen Homosexuellen im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß. Bd. 10, Heft 3. (S. 225—229.)

Mitteilung von Zeitungsannoncen (25 von Weibern, 6 von Männern), in denen Freundschaft mit einer Person des gleichen Geschlechts gesucht wird.

Dieselben stammen aus Münchener Zeitungen, aus denen sie innerhalb circa 5 Wochen von einem Studenten gesammelt worden.

Die meisten sind verdächtig und lassen Schlüsse auf Homosexualität zu. Näcke erörtert einen Teil der Annoncen und knüpft einige allgemeine Bemerkungen daran. Er hält seine frühere Ansicht, daß homosexuelle Annoncen wohl meist von Wüstlingen herrührten, nicht mehr aufrecht.

Homosexuelle Handlungen zwischen Männern in Internaten seien wohl häufiger als zwischen Weibern.

Näcke bezweifelt nunmehr (entgegen seiner früheren Ansicht) stark, daß vorangegangenes Wüstlingsleben Normaler Homosexualität erzeugen könne.

Näcke, Zur homosexuellen Lyrik (unter kleinen Mitteilungen Nr. 3) im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß. Bd. 14, Heft 3, S. 283—285.

Näcke teilt das von Eickhoff in einem Flugblatte abgedruckte Gedicht eines jungen homosexuellen Arbeiters mit und sagt daran anschließend:

Die homosexuelle Liebe enthalte fast alle die gleichen, der dichterischen Behandlung werte Momente wie die heterosexuelle, sie habe sogar wegen der sozialen Lage der Invertirten vielleicht noch tragischere aufzuweisen. Das Gedicht des homosexuellen Arbeiters sei so poetisch und fein empfunden, daß seine Veröffentlichung gerechtfertigt sei. Die homosexuelle Novellistik und Lyrik halte er, Näcke, auch deshalb für beachtenswert, weil sie ein Eindringen in die innerste Psyche der Invertierten ermögliche. Am wertvollsten sei allerdings stets die Kenntnis lebender Homosexueller. Erst wenn die Normalen die Homosexuellen persönlich kennen lernen würden, würden sie viele ihrer Vorurteile fallen lassen.



Näcke. Besprechung von Narkissos Erzählung: Der neue Werther im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik vonGroß. Band 19,Heft 3,S.295—296.

Die Geschichte des „armen Werther" zeige deutlich das frühzeitig erwachende Fühlen. Sie spräche für die anatomische Theorie des Eingeborenseins, sie illustriere deutlich die Nützlichkeit aufklärender Lektüre. Aufklärende Volksschriften wie z. B. die des Comitees seien geboten. Ein Unsinn sei der Glaube, Jemand könne durch Lektüre erst homosexuell werden. Unbillig sei es auch Abstinenz vom Homosexuellen zu verlangen, nur möge er die häßliche Päderastie im eigentlichen Sinne meiden. Da die homosexuelle Liebe in Allem fast der normalen psychisch — nur anders geartet — parallel laufe, sei auch gegen eine homosexuelle Novellistik nichts Triftiges einzuwenden, so lange sie nicht pornographisch gefärbt sei.

Es ist sehr erfreulich, daß in demselben Archiv, in welchem Groß sehr entschieden sich gegen die homosexuelle Belletristik ausgesprochen hat, der bedeutendste und eifrigste medicinische Mitarbeiter ihre Berechtigung und ihren Wert anerkennt.

Näcke P. Dr.: Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychiatrisch-gerichtlichen Medizin. 59. Bd. 6 Heft (ausgegeben am 15. Dezember) S. 805—829.)

Zu unterscheiden sei Perversion d. h.: eine anormale sexuelle Reizerregbarkeit, die dementsprechend abnorme Akte auslöse und Perversität, d. h. Laster und als Spezialfall deren Surrogathandlung für heterosexuellen Verkehr.

Näcke erörtert dann die Entwickelung in den Anschauungen über Homosexualität: Er, Näcke, zweifle jetzt daran, ob es eine wirklich erworbene Homosexualität gäbe. Theorie des Angeboren- und des Erworbenseins sei vielfach ein bloßer Wortstreit, da der Hauptvertreter der Erwerbungstheorie, Schrenck-Notzing, eine Erwerbung nur auf geeignetem Boden für möglich halte. Es frage sich nun, ob es wirklich Fälle geben könne, wo auch eine geringe angeborene Anlage völlig abgehe. Ein begründetes Urteil könnten nur wirkliche Sachverständige abgeben, d. h. solche, die Hunderte von Homosexuellen nicht nur flüchtig gesehen, sondern genau ihr Tun und Treiben beob-



achtet und so einen möglichst vollständigen Einblick in ihre eigentümliche Psyche gewonnen. Dergleichen Sachverständige deutscher Zunge unter den Schriftstellern über Homosexualität seien kaum ein Dutzend vorhanden. Als solche kenne er zur Zeit nur Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld, Fuchs, Schrenck-Notzing, und Numa Praetorius.

Alle die übrigen, so überaus zahlreichen Autoren seien keine genügenden Sachverständigen. Sie hätten alle nur wenig Fälle gesehen und diese meist in der forensen Praxis. Ihr Material sei ein viel zu geringes und gewöhnlich unter abnormen Verhältnissen beobachtet. Ihr Urteil könne daher nur sehr bedingt maßgebend sein. Auch Krafft-Ebing habe nach und nach die sogenannten erworbenen Fälle für tardive erklärt, in denen die latente angeborene Homosexualität durchgedrungen sei.

Man müsse nun die Fälle untersuchen, wo Wüstlinge zuletzt auf die Homosexualität verfallen seien. Bei der Definition des Wüstlings werde vorausgesetzt:

> Ein starker Geschlechtstrieb, ein rücksichtsloses, oft gewalttätiges Vorgehen in sexuellen Dingen und drittens (aber nicht absolut nötig) das Aufsuchen besonderer Pikanterien vor und während des coitus teils bezüglich der Personen des andern Geschlechts (sehr junge, alte u. s. w.) teils bezüglich des Drum und Dran beim sexuellen Akte selbst, der vielfach variirt werde.

Während perverse Handlungen der Wüstlinge, die gegen das andere Geschlecht gerichtet seien, immerhin mit dem Normalen zusammenhingen, sei ein eigentliches homosexuelles Vorgehen des Roués zunächst ganz unerklärlich, und eine Brücke zum Verständnis homosexuellen F ü h l e n s erscheine zunächst kaum möglich. Trotzdem halte er, Näcke, homosexuelles Fühlen des heterosexuellen Wüstlings nicht für ganz ausgeschlossen. Zu betonen sei aber immer, daß nicht jeder homosexuelle Akt mit echter Homosexualität verwechselt werden dürfe.

Die homosexuelle Handlung könne bloßer Ausfluß des Detumescenztriebes sein, ohne daß dabei die Psyche selbst irgendwie homosexuell denke und fühle.

Bei der sogenannten tardiven Homosexualität sei genau zu untersuchen, ob es sich um Durchbrechen der Inversion handele oder nicht.

Als das wichtigste diagnostische Mittel zur Feststellung der echten Homosexualität betrachte er, Näcke, zur Zeit noch allein den Traum, in dem sich die wahre Natur unverfälscht widerspiegele.

Auch bei den gleichgeschlechtlichen Surrogathandlungen in Pensionaten u. s. w. entwickele sich vielleicht hier und da doch ein gewisser Contrectationstrieb, der durch Anwachsen wohl in einen dauernden Zustand übergehen könne, ohne daß eine eigentliche Veranlagung vorhanden zu sein brauche.

Dasselbe wäre wohl auch beim heterosexuellen Wüstling denkbar, der zu homosexuellen Akten übergehe.

Sei dem aber so, dann handle es sich nur um Gradunterschiede zwischen einem solchen rudimentären Contrectationstrieb und dem ausgebildeten der Homosexuellen.

Alle diese Fragen seien noch nicht geklärt. Die Frage einer wirklich erworbenen Perversion, d. h. ohne alle jede Veranlagung dazu, sei bis jetzt noch nicht als endgiltig entschieden zu betrachten.

Selbst aber, wenn stets eine angeborene Anlage vorhanden sein müsse, so spiele jedenfalls ihr Grad eine bedeutende Rolle. Bei geringer Anlage sei das Milieu bedeutsam; ob und inwiefern die Onanie ein begünstigendes Moment sei, stehe auch noch nicht völlig fest. Gewisse Anomalien der äußeren Geschlechsteile könnten gleichfalls Inversionen zur Folge haben, aber auch hier sei sicher eine angeborene Anlage nötig. Daß je Lektüre über Geschlechts-Perversionen allein Inversion erzeugen könnte, erscheine mehr als problematisch. Auch die Stärke und die Zeit des Auftretens der Libido bei Invertirten unterliege noch vielfach der Diskussion. Wohl mit Recht nähmen Viele an, daß der Geschlechtstrieb bei Homosexuellen kaum stärker als der normale und nicht öfters als der heterosexuelle unbezwinglich erscheine.

Wenn nun jede Homosexualität, auch die tardive, stets angeboren sei, so folge daraus, daß sie kein Laster sei, sondern nur eine andere Betätigung des Geschlechtstriebes, die aber wegen ihres seltenen Vorkommens noch keine pathologische zu sein brauche.

Näcke billigt dann im Allgemeinen die Auffassung von Römer (vergl. Jahrbuch IV) über die Rechtfertigung und den Zweck der Homosexualität. Mit Recht werde gefragt, ob denn der Geschlechtstrieb allein Fortpflanzung bezwecke; ohne Geschlechtstrieb würden eine Menge der nützlichsten männlichen und weiblichen Eigenschaften verloren gehen: Gerade unter den Homosexuellen hätten sich führende Geister befunden, die unendlich mehr für die Welt getan, als wenn sie bloß leibliche Kinder erzeugt hätten.

Halte man aber die Homosexuellen wirklich alle für Entartete, so wäre Schopenhauers Auffassung, daß die Inversion ein geeignetes Ausmerzungsmittel von Degenerierten sei, noch



gar nicht so übel und man könnte dann im Interesse der Gattung nur wünschen, daß recht viele der Entarteten homosexuell und somit meist zeugungsunfähig wären.

Rein naturwissenschaftlich betrachtet, könne man selbst die Päderastie an sich kaum unnatürlicher finden, darum auch nicht unmoralischer als den heterosexuellen Geschlechtsverkehr. In beiden Fällen handele es sich, wie Römer sage, um Abstoßung eines dem Körper unnützen, ja gefährlichen Stoffes, des Spermas, unmoralischer höchstens nur dadurch, daß die Gattung eventuell Einbuße an Menschenzahl erfahre, was sicher nicht immer ein Schaden sei.

Es frage sich nun weiter, ob die Invertirten trotz ihres homosexuellen Denkens und Fühlens an Körper und Geist in der üblichen normalen Variationsbreite sich bewegen könnten.

Näcke führt dann die verschiedenen Meinungen hierüber an. Die große Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt liege wohl einesteils an der oft ungenügenden Erfahrung der einzelnen Schriftsteller, andererseits an Unklarheiten über verschiedene Begriffe. Es handle sich da besonders um die Begriffe: Stigma, Degeneration, Erblichkeit, neuropathologische Anlage, die vielfach sehr subjektiv aufgefaßt würden.

Schwere, d. h. meist eine mehrfache erbliche Belastung, die noch nicht ohne weiteres den Betreffenden zum Entarteten stempele, scheine bei den Invertirten relativ selten zu sein. einfache erbliche Belastung dagegen öfters, jedoch auch bei den Normalen sei sie häufig. Gleichzeitiges Vorkommen der Homosexualität in der Ascendenz und den Collateralen sei merkwürdigerweise selten.

Das Vorhandensein einer leichten neuropathologischen Anlage habe noch nicht Entartung zur Folge, worunter zu verstehen sei, ein Zustand schlechter oder erschwerter Anpassung an ein gegebenes Milieu, meist auf Grund einer angeborenen, bisweilen aber auch erworbenen, abnormen Gehirnconstitution, die sich nach außen hin durch somatische oder (noch wichtiger!) funktionelle Zeichen, Stigmata, kundgäbe. Eine neuropathologische Anlage des Konträren könne auch sekundär entstehen, bedingt durch die schiefe Stellung der Homosexuellen und der damit verbundenen Schädlichkeiten auf Geist und Körper. Man müsse auch beim Homosexuellen eine gewisse Variationsbreite bezüglich der geistigen Gesundheit annehmen und nur von einer bestimmten, erst festzusetzenden Grenze ab von neuropathologischer Anlage reden. Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte und obgleich eingehende umfassende, systematische und besonders statistische Untersuchungen an großem Material zur Zeit noch ausständen,

könne man doch folgern, daß es auch körperlich und geistig völlig normale Homosexuelle gäbe.

Sollte sich deren Zahl als eine nicht unbeträchtliche dereinst herausstellen, so dürfte die Inversion dann einigermaßen mit Recht als normale Varietät des Geschlechtstriebes hingestellt werden. Hierfür spräche auch die ubiquitäre und zu allen Zeiten vorkommende Verbreitung der Homosexualiät.

Immerhin könne man die Homosexualität, da bei den meisten Homosexuellen ein leichter degenerativer Zustand bestehe, als ein — wenn auch nicht schweres — Stigma bezeichnen.

Auch bei sonst gesunden Homosexuellen würde man die konträre Sexualempfindung deshalb als Entartungszeichen ansehen können, weil unter Annahme der Entstehung der Homosexualität auf Grund der bisexuellen Uranlage des Menschen sie entschieden eine gewisse Inferiorität in der Entwickelung des Geschlechtstriebes darstelle.

Der körperlich und geistig gesunde Uranier sei auch völlig zurechnungsfähig; die Ansicht von Moll, der jede Inversion schon als krankhafte Störung der Geistestätigkeit angesehen und behandelt wissen wolle, teile er, Näcke, nicht. Nur bei — wohl sehr selten vorkommender und schwer zu beweisender Libido — ferner beim Vorhandensein einer sehr deutlich neuropathischen Anlage könne von verminderter, (bezw. partieller) unter Umständen aufgehobener Zurechnungsfähigkeit die Rede sein.

Bei der Untersuchung des „dritten Geschlechts“ dürfe man nicht die beliebte moralische Brille aufsetzen, sondern vorurteilslos wie jede andere Naturerscheinung dasselbe betrachten.

Bisher sei es nur wenigen Forschern möglich gewesen, viele Invertirte in ihrer Häuslichkeit, in ihrem intimen Treiben zu studieren. Näcke weist dann auf das Komitee und Dr. Hirschfeld hin, die bereit seien, wirkliche Interessenten in Kreise von Homosexuellen aller Art und Stände einzuführen, um ihnen ein selbständiges und ungetrübtes Urteil über die Homosexuellen zu ermöglichen. Es sei damit quasi eine „Homosexuellen-Klinik“ geschaffen, die zu benutzen vor allem dringend denjenigen zu empfehlen sei, die so leicht über die Invertirten den Stab zu brechen geneigt seien, ohne sie wirklich zn kennen. Denn auch die Kenntnis einiger forensischer Fälle oder einiger Invertirter in der Privatpraxis sei ungenügend, da sie nicht in die wahre Psyche derselben eindringe. Die ganze Frage der Homosexualität sei keine bloße „Modesache,“ sondern eine ernste, psychologische, forense und soziale. Die Uranier seien für den Staat und die Gesellschaft mindestens ebenso nützlich wie die Heterosexuellen, nach gewissen Richtungen hin vielleicht sogar noch brauchbarer.

Auf alle Fälle sei § 175 aufzuheben, der mehr Schaden als Nutzen gestiftet habe. Man lasse die Homosexuellen nach ihrer Weise selig werden und behandle sie gesetzlich nicht anders als die Heterosexuellen. Näcke faßt dann die Ergebnisse seiner Studien in 12 Leitsätze zusammen, unter denen No. 2 u. 3 und ein Teil von 4, die in obigem Referat nicht deutlich zum Ausdruck gekommen sind, erwähnt sein mögen:

„Nr. 2: Die anatomische Theorie der Bisexualität gewinnt zur Erklärung der Inversion immer mehr an Boden und hat zweifellos die Zukunft für sich.

Nr. 3: Alle frühzeitig auftretenden Fälle von Homosexualität und von andern geschlechtlichen Perversionen sind mehr als wahrscheinlich originäre, d. h. angeboren.

Nr. 4: Das scheint aber auch bei der Mehrzahl der sogenannten „Tardiven"-Fälle stattzufinden, obgleich vor allem hier noch weitere Untersuchungen nötig sind —."

In einem Nachtrag teilt dann Näcke mit, es hätten sich ihm zwei Konträre freiwillig vorgestellt. Den einen habe er schon lange als einen tüchtigen, körperlich und geistig absolut normalen Landwirt gekannt, ohne seine Homosexualität zu ahnen. Auch der andere, ein hochgebildeter junger Ingenieur, scheine ihm in der normalen Variationsbreite sich zu bewegen. Beide seien durch Schriften aufgeklärt worden, der Landwirt sei vorher nahe am Selbstmord gewesen. Man sehe daran, wie wichtig es sei, anständige aufklärende Schriften über Inversion, von denen er die von Dr. Hirschfeld verfaßte nennt, zu verbreiten. Viele würden dadurch geradezu vor Verzweiflung und Selbstmord oder der schädlichen Ehe bewahrt.

Für ihn, Näcke, sei es jetzt sicher, daß es ganz normale Homosexuelle gäbe, deren Zahl nicht gering zu sein scheine.

Dem von echt wissenschaftlichem, kritisch und objektiv wägendem Geist durchdrungenen Aufsatz von Näcke ist die Palme unter den wissenschaftlichen Arbeiten aus dem letzten Jahr zuzuerkennen.

Besonders rühmenswert erscheint es, daß Näcke nicht zögert, eine frühere Ansicht aufzugeben, wenn er glaubt, auf Grund besserer Einsicht nicht mehr an ihr festhalten zu können.

In seinem Endergebnisse gelangt nunmehr Näcke im allgemeinen so ziemlich auf den von Dr. Hirschfeld und mir eingenommenen Standpunkt.



Ich wüßte kaum einen Punkt, in dem ich Näcke zu widersprechen hätte. Mit Genugtuung bin ich in dem Aufsatz von Näcke auch der Forderung begegnet, die ich in meiner vorjährigen Erwiderung auf Wachenfelds Buch erhoben hatte, indem ich betonte, daß nur Sachverständige über Homosexualität schreiben sollten und daß als solche nur die gelten könnten, die Homosexuelle kennen gelernt hätten. In der Tat, was würde man auch auf andern Gebieten von Forschern sagen, die über Objekte gelehrte Bücher schreiben, die sie nie gesehen und untersucht haben?

Das Hauptinteresse der Erörterungen von Näcke beanspruchen die Fragen über das Verhältnis der Homosexualität zu der aus Perversität vorgenommenen gleichgeschlechtlichen Handlung, sowie über das Verhältnis der angeborenen und tardiven Homosexualität zur sog. erworbenen. Gerade diese Fragen haben mich schon öfters beschäftigt und bei der Bekanntschaft von Homosexuellen bin ich stets bestrebt, sie an den konkreten Einzelfällen zu prüfen. Wirklich zweifellos erworbene Fälle habe ich noch nicht kennen gelernt. Auf den theoretischen Beweis, daß eine Erwerbung der Homosexualität nicht möglich sei, will ich überhaupt kein Gewicht legen und will auch den in meiner vorjährigen Polemik gegen Wachenfeld — übrigens von Groß aufgestellten und von mir nur gutgeheißenen — Satz: „daß es nirgends in der Natur einen Umschlag von Gefühlen gäbe“ nicht als unumstößliche Wahrheit behaupten, denn vielleicht fände er in der Wirklichkeit in dem einen oder andern Fall doch eine Widerlegung.

Theoretisch läßt sich die Unmöglichkeit des Erwerbs der Homosexualität eher darauf stützen, daß in jedem Menschen die Uranlage bisexuell sei und somit jedes homosexuelle Fühlen im Zusammenhang mit dem angeborenen homosexuellen Trieb stehen müsse, der vielleicht



zunächst verkümmert und fast völlig auf den 0-Punkt gesunken, durch besondere Umstände aber zur Entwicklung gebracht worden sei.

Würde man in diesem Sinne auch stets eine eingeborene Homosexualität annehmen, so ließe sich doch unterscheiden, zwischen Fällen, die in früher Kindheit oder in der Pubertätszeit oder gleich nachher ausgeprägtes homosexuelles Fühlen aufweisen, und solchen, die erst später und nach vorherigem heterosexuellen Empfinden homosexuelle Neigungen zeigen.

Mag man letztere Fälle, welche vielleicht äußerlich das Bild einer Erwerbung bieten, als erworbene oder tardive bezeichnen, so wäre die wichtigere Frage für solche Fälle die, welche Ursachen die Homosexualität erzeugt bezw. geweckt haben.

Mit diesen Fällen haben diejenigen der psychischen Hermaphrodisie, bei denen von vornherein doppeltes Fühlen besteht, nichts zu tun. Beide Arten dürfen nicht verwechselt werden. Von Fällen tardiver Homosexualität kenne ich eigentlich nur einen einzigen, es handelt sich um einen 50jährigen reichen Herrn aus angesehener Familie, der seit etwa 20 Jahren, wie er behauptet, nur homosexuell fühlt und verkehrt, während er früher heterosexuell verkehrte, heterosexuell fühlte, sich verheiratete und Kinder zeugte. Erst nach Überstehung einer monatelangen Krankheit soll sich das homosexuelle Gefühl eingestellt haben.

Hier würde die Erweckung bezw. Erwerbung der Homosexualität wohl einer inneren Entwicklung oder Änderung einer endogenen Ursache zuzuschreiben sein.

Fälle, wo Heterosexuelle durch übermäßigen Verkehr mit dem Weib, durch Übersättigung homosexuell fühlend geworden sind, kenne ich nicht. Wohl mag es vorkommen, daß mitunter Heterosexuelle den homosexuellen Verkehr „probiren“ wollen, um zu sehen, ob er einen

speziellen Genuß verschafft, oder um zu versuchen, dadurch das homosexuelle Fühlen begreifen zu können.

Ein solcher Fall ist mir bekannt. Ein Heterosexueller gab sich zu gegenseitiger Manustupration mit einem Homosexuellen hin, er erklärte sich aber nachher von seiner Neugierde dauernd geheilt.

Die Fälle, bei denen man manchmal am ehesten zweifeln kann, welches Gefühl eigentlich maßgebend ist, liegen bei den Prostituierten vor. Manche, die heterosexuell sind, verkehren doch homosexuell ohne Ekel, ja anscheinend mit Genuß. Allerdings ist es schwer, hier Simulation, Lüge und Wahrheit zu unterscheiden.

Bei gewissen Heterosexuellen spielt der grobsinnliche Detumescenztrieb eine solche Rolle, daß er seine Befriedigung auch im homosexuellen Verkehr findet. Ferner gibt es Naturen, die Handlungen, welche andere abstoßen und anekeln, mit Gleichgiltigkeit vornehmen.

Aber in allen diesen Fällen bleibt das eigentliche heterosexuelle Fühlen unberührt, ebenso wie viele Homosexuelle, trotzdem sie ohne Ekel und mit Leichtigkeit mit ihrer Ehefrau coitieren können, dadurch ihre homosexuelle Empfindung nicht verlieren und der Betätigung ihrer Homosexualität sich nicht zu enthalten vermögen.

Mit Näcke will ich die Möglichkeit nicht bestreiten, daß fortgesetzte Befriedigung des Detumescenztriebes seitens eines Heterosexuellen im homosexuellen Verkehr Ansätze zu homosexuellem Fühlen hervorbringen möge, ebenso wie sich Ansätze heterosexuellen Fühlens bei den verheirateten Homosexuellen vielleicht herausbilden.

Man kann schließlich sogar in jeder Befriedigung des Detumescenztriebs an einer Person einen Ansatz zum Kontrektationstrieb gegenüber dem Geschlecht, dem die Person angehört, finden.

Von Bedeutung wären aber diese Ansätze des homosexuellen Fühlens beim Heterosexuellen nicht.



Denn erstens ist bis jetzt nicht bewiesen, daß sie sich zur völligen Homosexualität entwickeln können, und zweitens, wenn dies möglich sein sollte, so geschähe dies nur in seltenen Fällen.

Denn — und darauf kommt es an — die Hauptmasse der Homosexuellen, wie man ihr in der Wirklichkeit begegnet, wird gebildet durch diejenigen, welche schon in der Kindheit oder zur Zeit der Pubertät oder gleich nachher homosexuell fühlten.

Die Sachlage ist gerade umgekehrt derjenigen, die viele Laien und im Punkte der homosexuellen Erfahrung laienhafte Ärzte annehmen. Regel ist das ausgeprägte, in der ureigensten Natur des Homosexuellen tief eingewurzelte homosexuelle Gefühl; dagegen unbewiesen eine Erzeugung der Homosexualität durch Übersättigung, Wüstlingtum u. dgl.

Sollten solche Fälle noch erwiesen werden, so wären sie nur verschwindende Ausnahmefälle; für die Beurteilung der Hauptmasse der Homosexuellen wären sie daher ohne große Bedeutung.

Bernaldo de Quirós y Ma. cha Llanas Aguilaniedo. La mala vida en Madrid. Madrid, Serra, 1901[1]).

Aus dem hochinteressanten Buche des Verf. sei Folgendes, die Homosexualität Betreffendes, erwähnt. Verf. unterscheiden vorab 1. solche, die sich als anderes Geschlecht fühlen, reine Invertirte, 2. Pseudo-Invertirte, die nur die ihrem eigenen Geschlechte entsprechenden Gefühle haben und Akte auslösen, 3. die Dimorphen, die aktiv oder passiv auftreten, 4. die Polytsexuellen=sexuellen Hermaphroditen Krafft-Ebings. Dann werden näher 19 Uranier beschrieben, mit Kopf- und Körpermaßen, alles

[1]) Auch diese Besprechung rührt in dankenswerter Weise von Medizinalrat Dr. Näcke her.



Prostituierte. Verf. nehmen „geborene“ Invertierte an, viel seltener solche „aus Laster“. Aus beiden Klassen gehen die homosexuellen Prostituierten hervor. Solche gibt es auch in Spanien, den untersten Klassen angehörig. Weiter wird vermerkt, daß das Geschlechtsgefühl nicht immer dem äußeren Habitus entspricht, daß also männlichem Typus weibliche Psyche innewohnt etc. Es sei falsch, die Uranier als Abortiv-Männer hinzustellen, die anatomisch (bez. der Genitalien) den Normalen gegenüber minderwertig wären. In Spanien und speziell in Madrid ist das Volk sehr homosexuell-feindlich gesinnt, wenn gleich jetzt weniger als früher. Verf. beschreiben dann die Feier von Hochzeiten, Entbindungen und Taufen bei Homosexuellen. Die Invertirten huldigen durchaus nicht alle der Päderastie. Auf den belebtesten Straßen Madrids gibt es „Striche“. Manche bedienen sich der Inversion zum Zwecke des Raubes, Diebstahls, ja des Mordes. Auch die Tribadie ist angeboren oder erworben. Häufig ist sie bei Huren und Verbrecherinnen. Auch hier gibt es eine homosexuelle weibliche Prostitution.

Reiffegg, Dr.: Die Bedeutung der Jünglingsliebe für unsere Zeit (Leipzig, Verlag Spohr, 1902. 60 Pfg.).

Einleitung. Die Jünglingsliebe, das ideale Liebesbündnis eines gereiften Mannes mit einem erwachsenen Jüngling, könne sozial von größtem Nutzen werden, wenn man nur, wie einst in den besten Zeiten des alten Hellas, dieser Erscheinung das nötige Licht und die nötige Luft zu ihrer freien Entwicklung geben wolle.

I. Die Bedeutung der Jünglingsliebe für die Erziehung.

Ein guter Lehrer könne nur der sein, der seine Schüler liebe. Wer aus Begeisterung und Liebe für den Jüngling als solchen das schwere Amt übernommen habe, könne die segensreichste Wirkung auf die Bildung des Geistes und des Charakters der geliebten Zöglinge ausüben.

Aber auch das Verhältnis der Zöglinge untereinander könne die in die richtigen Bahnen geleitete Jünglingsliebe aufs günstigste beeinflussen und so erzieherisch wirken.



Würde man wie in Hellas in den Bündnissen der Knaben und Jünglinge etwas Schönes, Herrliches sehen und ihnen durch Anspornen der gegenseitigen Opferfreudigkeit und Hingabe einen festen, immer klarer werdenden Inhalt geben, der das Sinnliche ganz von selbst in den Hintergrund drängte, so würden die im Dunkeln vorhandenen Giftgewächse, in die heute ein solches Verhältnis nicht selten ausarte, überhaupt gar keinen Raum zur Entwickelung haben.

II. Die Bedeutung der Jünglingsliebe in sozialer Hinsicht.

Würde die Liebe der Homosexuellen nicht verachtet, sondern anerkannt, so könnten die homosexuell Veranlagten, anstatt ihr Leben in qualvoller, oft jeder Arbeitsfreudigkeit sie beraubenden Kämpfen hinzubringen, in edler, offener Liebeswerbung um den Geliebten ihr Bestes entfalten und den Geliebten geistig und moralisch erziehen. Die Sinnlichkeit würde in solchen Verhältnissen ganz von selbst sehr in den Hintergrund gedrängt.

Der wirklich von wahrer Liebe beseelte Homosexuelle würde sich gegenüber einem heterosexuellen Geliebten mit geistiger Gemeinschaft edelster Art begnügen und aus seiner Liebe die Kraft schöpfen, sinnlichen Forderungen zu entsagen.

Die Allgemeinheit könnte durch solche Bündnisse nur gewinnen. Durch die Anerkennung der homosexuellen Liebe werde die Stellung der Frauen nicht herabgedrückt, wie man manchmal befürchte.

Da die Homosexualität nicht übertragbar sei, würden keine Heterosexuellen vom Weibe abspenstig gemacht. Wenn aber insofern eine Änderung einträte, als das Weib nicht mehr wie heute so oft das beinahe krankhaft angebetete Ideal auch der besten Männer und infolgedessen nicht selten die grausame übermütige Spielerin mit Männerglück wäre, wenn dagegen wieder ein wenig die echte Weiblichkeit mehr zur Geltung käme, so wäre dies kein Schaden.

Wüßte das Weib, daß es eventuell mit den jungen Männern, wie im alten Hellas, den Mann zu teilen habe, so würde diese Einsicht nicht selten auf den Hochmut manches hohlköpfigen, aber hübschen Weibes heilsam wirken.

Das Weib hätte sogar einen direkten Gewinn, wenn es den zukünftigen Ehemann aus den liebenden Armen des aufopferungsfähigen erzieherischen Freundes anstatt aus den entnervenden der Dirne, wie heute fast immer, empfinge.

III. Die Bedeutung der Jünglingsliebe in der Kunst.

In zahlreichen mustergiltigen Werken der alten Griechen finde sich eine herrliche Verewigung der Jünglingsliebe, ebenso in den Darstellungen der Jünglingskörper zur Renaissancezeit, sowie seitens Künstler der spätern Zeit (Michel Angelo, Sodoma, Dürer, Peter Fischer, Duquesnoy, Canova, Thorwaldsen.)

Heute überwiege in den bildenden Künsten die Darstellung des Weibes in allen nur erdenklichen, bald rein künstlerischen, bald auch mehr die Erweckung der Sinnlichkeit bezweckenden Posen; man scheine zu vergessen, daß der jugendliche Mannesleib zum mindesten ebenbürtig an Schönheit dem des Weibes sei! Mit Freuden seien darum auch von Seite der Homosexuellen die mehr und mehr sich ausbreitenden Licht-, Luft- und Sportbäder zu begrüßen; es sei zu hoffen, daß in ihnen gerade auch bei den „Normalen" wieder mehr Verständnis für die Schönheit des Jünglingskörpers geweckt werde.

Auch in der Dichtung beschäftigten sich die „Führer" ausschließlich mit dem Weib. Doch sei schon eine Anzahl von Ausnahmen zu verzeichnen.

Verfasser führt dann die hauptsächlichsten Vertreter der homosexuellen Belletristik und ihre Werke an. Zum Schluß verficht er die Berechtigung der homosexuellen Belletristik. Auf dem Gebiete der Homosexualität seien noch so viele ungelöste Probleme, daß eine reiche Ausbeute für echte Künstler darin zu finden sei.

Auch die Kunst würde den schönsten Gewinn aus einer allgemeinen Änderung der Anschauungen über die Jünglingsliebe ziehen.

Das von warmem Idealismus erfüllte Schriftchen erwartet mit Recht von der Änderung in der Beurteilung der Homosexualität günstige Folgen für das allgemeine Wohl. Verfasser hegt wohl etwas allzu optimistische Hoffnungen, aber hohe Ideale und weit gesteckte Ziele sind im Grunde kein Schaden.

Gute Früchte könnten allerdings entsprießen aus offenen Bündnissen zwischen Homosexuellen und normalen Jünglingen, bei denen der Homosexuelle unter Überwindung seiner Sinnlichkeit die Förderung des Geliebten in geistiger und moralischer Beziehung erstreben würde.



Natürlich wird nur ein Teil unter den Homosexuellen zu einer aufopferungsfähigen Liebe edelster Art sich aufschwingen können, ebenso wie bei den Heterosexuellen eine derartige Liebe zu den Ausnahmen gehört.

Ich kann immer nur wiederholen, daß man die Homosexualität nicht als höhere, bessere Liebe in Gegensatz zur Heterosexualität bringen darf — was übrigens Verfasser des Schriftchens wohl auch nicht beabsichtigt. Beide haben ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Letztere werden selbstverständlich auch bei der Anerkennung der homosexuellen Liebe nicht verschwinden.

Die Ausführungen des Verfassers in Abschnitt I scheinen mir teilweise etwas gesucht und nicht recht beweiskräftig. Unter dem an und für sich schon nicht besonders zahlreichen Stand der Lehrer und Erzieher werden doch stets nur wenige Homosexuelle sich befinden, so daß nur bei einer verschwindend kleinen Anzahl die Homosexualität die Erziehungsmethode beeinflussen wird, sodann sehe ich nicht ein, warum nicht jetzt schon die homosexuellen Lehrer ihre Empfindung für die männliche Jugend in einer auf selbstloser, edler Liebe beruhenden Behandlung ihrer Schüler betätigen können, ferner glaube ich, daß überhaupt zur Anbahnung eines edlen, vertrauensvollen Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler, sowie zu einer die Individualität des Schülers berücksichtigenden Erziehung nicht unbedingt homosexuelle Lehrer nötig sind, manche Heterosexuellen besitzen dazu die erforderliche Fähigkeit und den guten Willen.

Schrickert, Wilhelm, Dr.: Zur Anthropologie der gleichgeschlechtlichen Liebe. In der Politisch-Anthropologischen Revue. 1. Jahrg. No. 5. August 1902.

Ausführungen anknüpfend an Bloch's „Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis.“ Das wichtigste Ergebnis Blochs sei wohl der Nachweis, daß die physiologischen wie auch patho-

ogischen Erscheinungen des Sexuallebens so alt wie der Mensch seien. Zu allen Zeiten fände man abnorme sexuelle Befriedigungsarten, auch bei den Naturvölkern begegne man ihnen überall.

Schrickert bezweifelt dann die Richtigkeit der Annahme Bloch's, als sei die Homosexualität nicht angeboren. Die beiden Argumente Blochs: „Die Homosexualität sei in fast allen Fällen auf Verführung zurückzuführen und dieselbe sei durch Suggestionstherapie heilbar" seien nicht durchschlagend. Wie komme es denn, frägt Schrickert, daß unter denselben Bedingungen der Verführung die einen so schnell und leicht in homosexueller Richtung reagierten und andere wieder absolut ablehnend sich verhielten? Wenn hier keine Anlage vorhanden wäre, so könnte diese Reaktion nicht so schnell eintreten. „Von selbst" äusserten sich diese Instinkte allerdings nicht. Die angeborenen Dispositionen bedürften der äußeren psychologischen Reizauslösung, der Nachahmung und Verführung, wenn man so sagen wolle.

Natürlich beträfe dies nur das Auftreten der Homosexualität in den jüngeren Jahren. Die Heilbarkeit der Homosexualität sei kein Beweis gegen die Annahme des Angeborenseins. Warum sollten nicht auch angeborene und ererbte Dispositionen im Gehirn durch Suggestion umgeändert werden können. Gerade die von Bloch nachgewiesene Tatsache, daß die Homosexualität eine allgemeine anthropologische Erscheinung darstelle, sei ein Argument dafür, daß sie nicht blos durch Verführung und Nachahmung entstehe, sondern eine natürliche Varietät in der Entwicklungsgeschichte des Geschlechtstriebes bilde. Wie dieselbe körperliche Krankheit oft durch verschiedene Ursachen hervorgerufen werden könne, so seien wohl auch die Geschlechtsverirrungen zum Teil sexuelle Zwischenstufen, zum Teil nachträglich erworbene und zum Teil erbliche Entartungserscheinungen. Welche Form zahlenmäßig überwiege — nach Ort, Zeit und Verhältnissen verschieden — das werde erst festgestellt werden können, wenn man einmal gelernt habe, die einzelnen Fälle mehr in Bezug auf ihre anthropologische Genealogie zu analysieren.

Schrickert mißbilligt sodann die Anschauung von Bloch, wonach die Homosexuellen in Spezialanstalten zu internieren seien und eine gänzliche Aufhebung des Strafgesetzes von den unheilvollsten Folgen begleitet sein würde. Das sei zu schwarz gesehen. Heute sei dieser Paragraph eine Quelle des schändlichsten Erpressertums und aus diesem Grunde trieben sich in in Berlin mehr männliche Prostituirte herum als z. B. in Paris und Rom, ja selbst in Neapel. Was verlangt werden müsse, sei energischer, strafgesetzlicher Schutz der Kinder und Jugendlichen. Sonst widerspräche jener Paragraph dem modernen Rechtsbewußtsein in jeder Hinsicht. Er beschütze weder Eigen-

tum noch Leben, noch die öffentliche Ordnung, und man habe nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß z, B. ein Syphilitischer straflos schweres Unheil anrichten dürfe, demgegenüber die Übel der homosexuellen Vergehungen kaum in Betracht kämen. Im Übrigen möge man die Homosexuellen nach ihrer Façon selig werden lassen. Eine direkte physiologische und psychologische Gefahr böten sie unter sonst gesunden Verhältnissen nicht. Überhaupt sollte man sich darüber klar werden, daß jede Kulturhöhe zugleich eine Decadenz in sich schließe, die durch die große Differenzierung und Variation der Triebe und Bedürfnisse einer solchen Zeit notwendig verursacht werde, man solle auch nicht vergessen, daß die Homosexualität oft genug mit hoher geistiger Begabung und großer Güte des Herzens verbunden sei und in künstlerischer Hinsicht eine psychologische Quelle bedeutender ästhetischer Leistungen sein könne und auch gewesen sei.

In diesen wenigen Zeilen hat Schrickert treffend die Schwächen der Blochschen Argumentation und insbesondere mit Recht den Widerspruch hervorgehoben, der darin besteht, einerseits ausdrücklich die Ubiquität der Homosexualität nach Zeit und Ort festzustellen und andererseits sie als Laster Heterosexueller zu betrachten.

Der Aufsatz von Schrickert beweist, daß Bloch's Ausführungen und das von ihm vorgebrachte Material keineswegs zu der Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des § 175 drängen und keineswegs die für das Bedürfnis einer Aufhebung bestehenden Gründe entkräften.

Eine Bemerkung von Schrickert möchte ich berichtigen.

Wenn er sagt: „Diese Instinkte (die homosexuellen) äußerten sich nicht von selbst. Die angeborenen Dispositionen bedürften der äußeren psychologischen Reizauslösung der Nachahmung und Verführung", so ist dies grundsätzlich nicht richtig.

Bei vielen Homosexuellen sind die ersten gleichgeschlechtlichen Gefühle und Triebe durch den bloßen Anblick gewisser Jünglinge oder Männer geweckt worden, ohne daß irgend eine Verführung oder körperliche Be-

rührung oder irgend ein zur Nachahmung verlockender Vorgang erfolgt ist. Viele Homosexuelle haben schon in frühester Kindheit bei dem Anblick und der Gegenwart gewisser männlicher Personen Gefühle der Wonne und der Anziehung empfunden, über deren Natur sie sich erst später bewußt wurden. Wenn sie dann später homosexuelle Akte vornehmen, so werden bei Vielen hierdurch nicht erst homosexuelle Gefühle hervorgerufen, sondern diese Akte sind Ausfluß des längst bestehenden Triebes, der zu diesen Handlungen endlich mit Gewalt hindrängt. Daß bei manchen Homosexuellen erst durch die Vornahme gleichgeschlechtlicher Akte stärkere homosexuelle Gefühle, die schlummerten, geweckt werden, ist nicht zu leugnen, aber auch hier wird der homosexuelle Trieb nicht erst erzeugt, sondern nur deutlicher zum Bewußtsein gebracht, ebenso wie bei vielen Heterosexuellen erst durch den ersten Verkehr mit dem Weib eine lebhaftere Sehnsucht zu ihm erwacht, während vorher vielleicht nur schwache Dränge bestanden.

Wachenfeld: Zur Frage der Strafwürdigkeit des homosexuellen Verkehrs im Archiv für Strafrecht von Goltdammer. 49. Jahrg. 1. u. 2. Heft.

Der Aufsatz ist eine verkürzte Wiedergabe des zweiten und besonders des dritten Abschnittes des von mir im vorjährigen Jahrbuch eingehend besprochenen Buches von Wachenfeld: „Homosexualität und Strafgesetz."

Das einzig Neue in der Abhandlung ist eine Polemik gegen Groß und dessen Ansicht, „ein Umschlag in der Triebrichtung finde in der Natur nicht statt und die Homosexualität sei wohl stets mehr oder weniger als angeboren zu betrachten."

Eine Inhaltsangabe und eine Kritik des Aufsatzes halte ich angesichts der vorjährigen Besprechung und Widerlegung des Wachenfeldschen Buches für überflüssig und unangebracht.



Kapitel II.

Belletristik der Jahre 1901 und 1902.

I. Männliche Homosexualität.

Anonym: Der Abfall vom Weibe: Studie (Dresden und Leipzig, L. Pierson's Verlag, 1901, Pr. 2 M.) 161 Seiten.

Graf Alfred von Wildenegg war mit seiner Cousine Elsa, die er innig liebte, verlobt; sie hat sich von ihm losgesagt, weil beide nicht zu einander paßten. Dieser Bruch hat Alfred aufs Tiefste erschüttert und den Keim des Hasses gegen das ganze weibliche Geschlecht in ihn gesät.

Sein Freund, Hermann von Trimmerstorff, hat sich in die Zirkusreiterin Claire verliebt, Alfred speist mit Hermann und Claire nach der Zirkusvorstellung im Nachtrestaurant.

Als Alfred am andern Morgen auf sein einige Stunden von der Stadt in wildromantischer Gegend gelegenes Schloß zurückgekehrt ist, kommt ihm die ganze Hohlheit der nächtlichen Unterredung mit Claire zum Bewußtsein.

Das harmlose Gespräch, das Alfred am Tage zuvor mit dem 15jährigen Bruder Hermann's hatte, erscheint ihm angenehmer. Auch der Vergleich der Reiterin mit dem kleinen Kammerdiener, der nur mit dem Rock auf dem nackten Leib bekleidet, schnell dem in aller Frühe zurückkehrenden Grafen den Thee und die Cigaretten bereitet, fällt zu gunsten des Jungen aus.

> „Als so der Knabe die erste Cigarette, um sie zu schließen, zum Munde führte, fiel Alfred Miß Claire wieder ein. Dieselbe Bewegung — und auch sie hatte ihm die Haut an Brust und Schultern sehen lassen — aber natürlich verhüllt. Auf diese Art verhüllt, dachte er, das heißt nichts anderes als: Nur einen Schein von diesem Wunder darfst du schauen, damit du sehnend dann darnach verlangst! Als ob es wirklich jeden Mann reizen müßte, wenn er dieses sülzartig bewegliche Klumpenwunder zu Gesicht bekommt.“ . . .
>
> „Der Mann macht sich zur Arbeit den Unterarm frei und den Hals — das ist logisch. Zwecklos ist nichts. Das Weib geht also — indem sie Brust und Schultern bloßlegt — auch zur — Arbeit. Pfui!“ (S. 30).

Ein junger Bauernbursche, Flori, wird im Streit mit Kameraden in der Wirtschaft durch einen Messerstich verletzt. Alfred, der gerade vorüberfährt, nimmt sich des Verwundeten an und läßt ihn auf das Schloß tragen.

Alfred lebt mehrere Wochen völlig zurückgezogen auf seinem Schloß.

Mit Hermann hat er sich wegen Claire entzweit, da dieser seine Familie verlassen hat und in seiner blinden Leidenschaft mit der Reiterin zusammenwohnt.

> „Alfred lebte still zurückgezogen fern vom Getümmel der Welt. Seitdem das Band mit Elsa gelöst, hatte sich seine ganze Lebensauffassung, seine ganze Weltanschauung in sonderbarer Weise geändert. Auch das Zerwürfnis mit Hermann war ihm nahe gegangen, um so mehr als wieder nur ein Weib daran Schuld gewesen.“ (S. 68).

Alfred widmet sich ganz der Pflege des kranken Flori. Als Flori völlig genesen das Schloß verläßt, empfindet Alfred wieder die Öde seines Daseins.

> „Sein Leben ist nur ein freudloses Abwarten der Sekunde, ein Gaffen in das unendliche Grau. Die Thatkraft der Liebe, die das Unmögliche möglich macht, fehlte, und so sah er sein junges Leben dahingehen — nüchtern und öde“ (S. 70).

Alfred will noch einmal seine frühere Liebe, Elsa, sehen. Im Versteck und von ihr unbemerkt, belauscht er sie mit ihrem Bräutigam auf dem Spaziergang in verliebter Unterhaltung. Aber auch Elsa läßt ihn jetzt kalt.

> „War ja doch Elsa auch nur ein Weib! Wie hatte ihm denn je diese Weiblichkeit gefallen können? Und heute, wo er gekommen war, sich ihr Bild als Jungfrau noch einmal einzuprägen, heute konnte sie ihm nicht mehr gefallen. War er denn verdammt, nie mehr die Wonne zu empfinden, die die Natur dem Liebenden gewährt. Langsam schlich er davon.“ (Seite 74).

Hermann, dessen Leidenschaft für Claire fortdauert, wird durch Alfred über den niederträchtigen Charakter seiner Maitresse dank einer Falle, die ihr Alfred stellt, aufgeklärt und von dem verderblichen Weib befreit.

Hermann's Mutter und dessen Schwester, die hübsche Maya, bezeugen Alfred ihre Erkenntlichkeit. In den Augen von Maya liest Alfred eine wahre Liebe zu ihm, aber er kann sie nicht erwidern, er wird das Gefühl, das er nicht empfindet,



auch nicht erheucheln, er würde Maya einstens doch nur schmerzlicher aus ihrem Traum reißen müssen.

Der alte Peter, den Flori bisher für seinen Vater gehalten, wird bei dem Wildern betroffen und im Kampf mit den Jagdhütern erschossen. Vor seinem Tode erzählt er Flori, daß er nicht sein Vater ist und daß Flori dem ehebrecherischen Verhältnis des Vaters des Grafen Alfred mit Peter's Frau entsprossen.

Auch Alfred erfährt die Abkunft Flori's, dieser ist aber nicht sein Bruder, denn aus alten Briefen hat Alfred die Gewißheit erlangt, daß er selbst die Frucht des Ehebruchs seiner Mutter ist.

Aus den alten Papieren ersieht er auch, daß die bisher von ihm hochgeehrte Frau Trimmerstorff eine der Geliebten seines Vaters war.

Alle diese Enthüllungen verdüstern noch mehr das Gemüt Alfred's; er gibt sich langen Grübeleien hin über Sinn und Zweck des Lebens, über die ungerechtfertigte Unterdrückung der gesunden Sinnlichkeit, durch welche nur Unnatur gezüchtet werde, über die Verkümmerung des Körpers, die Beeinträchtigung der körperlichen Schönheit um des Geistes willen, wodurch nur die Sucht nach Wollust ohne Gefallen erzeugt werde.

> „Und giebt es denn auf Erden keine Liebe, die auch beglückend wirken könnte, ohne ein so niedriges, häßliches Spiel zu sein, ohne ein zeitliches Ziel — die Vereinigung — zu haben, wo nur der Kuß als einziges, nichtentwürdigendes Zeichen. . . . .
>
> Doch wilde Leidenschaft, die unerfüllbar, unerreichbar, weil sie nur geistige Liebe zu körperlicher Schönheit ist, muß selbst den Kuß mit Strenge sich versagen, um nicht zu sinken in den Abgrund, in jenen Pfuhl entwürdigender Unnatürlichkeit, wo doch auch solche Liebe hienieden schon Befriedigung sucht. Dann schwindet schnell der Trieb der Phantasie, der über menschliche Natur sich wollt' erheben; man hat den Geist betrogen, und seinen Leib, dessen Natur man stolz verleugnet, zur Unnatur mißbraucht“ (S. 142).

Alfred verschafft Flori die Stelle eines Försters in seinen Wäldern; so wird er seine Braut heiraten können. Alfred selbst empfindet Zufriedenheit, daß Flori ihm sein Glück verdankt. Sein Gemüth wird wieder ruhig. Die Hoffnung auf ein besseres Sein, auf ein ewiges Fortleben und einen gütigen Gott giebt ihm den Frieden.

Den Grundgedanken seiner Novelle hat Verfasser in einem Vorwort ausgesprochen:



Bei der gänzlichen Verschiedenheit von Mann und Weib an Körper, wie an Characteranlage sei ein bindendes Etwas — die geschlechtliche Liebe — nötig, damit ein gegenseitiges Gefallen zwischen den Geschlechtern möglich sei.

Wirkten nun — meist seelische — Einflüsse dahin, daß ein Mensch die Liebe von sich weise, so könne er auch dem Gegengeschlecht keinen Reiz mehr abgewinnen.

Die übertrieben gehässigen Stellen, wie über Frauenwürde, körperliche Schönheit u. s. w. seien dahin auszulegen, daß, wer die Bahn der Unnatürlichkeit betreten, sich darin gefalle, wenn gleich er vollkommen einsehe, daß diese nie zum Glücke führen könne. Er gefalle sich darin, weil diese Veranlagung — bevor sie in widernatürliche Leidenschaft ausarte — einen eigenen Reiz berge: den Nimbus, daß man durch die Liebe an nichts Irdisches gebunden, höheren Idealen zustrebe, seine volle Kraft für höhere Leistungen verwenden wolle, daß man mit der Lebensleistung eines Durchschnittsmenschen sich nie zufrieden geben könne.

In diesem gemäßigten Falle, wo der Held die Unglückseligkeit seiner Veranlagung erkenne und bekenne, da er die Unerreichbarkeit seiner Ideale einsehe, wolle er (Verfasser) die Beweggründe anführen, durch welche ein Jüngling — besonders, wenn er hierzu neige — zu solchen Ansichten angeleitet werden könne, um zu zeigen, daß, wenn auch nicht die meisten, so doch die wichtigsten dieser Beweggründe von den Eltern ferngehalten werden könnten zum moralischen und physischen Wohl der jungen Generation".

Von unklaren Gedanken erfüllt und mehr von theoretischen Abstraktionen, als von der Wirklichkeit ausgehend verrät das Vorwort Unkenntnis von dem Wesen der Homosexualität. Kein Wunder, daß dieselben Fehler in dem Roman selbst wiederkehren. In unklarer Weise hat Verfasser den „Abfall vom Weibe" seines Helden auf das Ueberhandnehmen von gewissen weiberfeindlichen Ansichten und Anschauungen sowie auf Frauenhaß und bewußte Zurückweisung der Weiberliebe zurückgeführt ohne die Veranlagung des Helden, von der er allerdings im Vorwort spricht, irgendwie zu betonen.

Alfred wird durch Enttäuschung und verschmähte Liebe zu Weiberhaß gebracht und durch das Verhalten des falschen, buhlerischen Weibes, das seinen Freund

umstrickt, noch mehr in seiner Abneigung gegen die Frau bestärkt. Wie diese bösen Erfahrungen eines Heterosexuellen — und als solcher wird Alfred geschildert — den Geschlechtstrieb zum Weib ertöten und homosexuelle Gefühle erwecken können, diese Wandlung der Empfindungen hat Verfasser nicht glaubhaft zu machen vermocht. Allerdings sehr schwer und fast unlösbar erscheint dieses Problem, weil Verfasser von falschen Voraussetzungen ausging, weil er die tardive Homosexualität nur psychologisch begründet, weil er den physiologischen Wiederhall und die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper vernachlässigt. Aber wenn dieses Problem unternommen wurde, dann mußte Verfasser auch tiefer in die Psychologie seines Helden eindringen, seinen Charakter plastischer gestalten, seine frühere Leidenschaft zum Weib näher darlegen.

Deutlicher mußte auch das sich entwickelnde homosexuelle Gefühl hervorgehoben werden und eine unzweideutigere Stellung gegenüber dem aus dem „Abfall“ vom Weib hervorgehenden „Aufstieg“ zum Manne eingenommen werden. Statt dessen bleiben die Empfindungen des Helden zum Manne völlig unbestimmt und nebelhaft, in geziemender Schwäche und Blässe des Gefühls, damit der brave Philister nicht Ärgernis an dem Helden nehme.

Am klarsten tritt die Unwahrheit des Helden am Schlusse hervor: er gewinnt Ruhe und Frieden und entschließt sich zur Entsagung im Vertrauen auf Gott und die Ewigkeit, bei dem Gedanken, Andere glücklich gemacht zu haben, obgleich nichts eine solche fromme, entsagungsbereite Ader in dem Helden verraten hatte.

Aus der Verschwommenheit der Natur des Helden und der schiefen Stellung des Verfassers zur Homosexualität erklärt es sich auch, warum die heftigen Ausfälle des Helden gegen Frauenschönheit und Weiberliebe nicht als aus dem Charakter des Helden entspringend,

sondern als Tiraden des Verfassers selber vom Leser empfunden werden, als Tiraden, durch deren übertriebene Ausdrücke Verfasser die Unnatur und Lächerlichkeit des „Abfalls vom Weibe“ und indirekt das homosexuelle Empfinden, das für ihn nur zum Laster führen kann, stempeln will.

Wenn man den „Abfall vom Weibe“ mit einem andern Roman, der gleichfalls, aber so ganz anders, das allmähliche Erwachen der tardiven Homosexualität darstellt, mit Gide's Immoraliste[1]) vergleicht, wird man so recht den gewaltigen Unterschied gewahr, der zwischen beiden besteht.

Trotz aller dieser Aussetzungen ist andererseits nicht zu leugnen, daß sich interessante, angenehm geschriebene Stellen in dem Buche finden. Ein Kritiker, Otto Flake, spendet in der (inzwischen leider eingegangenen) „Gesellschaft“ vom 1. November 1902 dem Roman direkt Lob. Er sagt: „Überhaupt ist das Künstlerische das Beste am Buche. Durch einen leichten Schleier hindurch scharf gezeichnete Personen.“ Auch er rügt dann allerdings die blos ideale Konstruktion und vermißt eine glaubliche Entwicklung von Extrem zu Extrem in zureichender Plastik.

Bob, A.: Die Geschlechter der Menschen. Roman. (Leipzig, Lotus-Verlag 1901.)

Der Roman beginnt mit einer Unterredung am Biertisch über die Homosexualität. Auseinandersetzungen eines Arztes über das Wesen des Uranismus, Widerlegung der bisherigen Vorurteile, Darlegung des Bestehens sexueller Zwischenstufen und so weiter. Dagegen Vertretung des veralteten Standpunktes seitens des Rechtsanwaltes Andreas Asmus. Der Homosexuelle sei ein lasterhafter Mensch, ein Verbrecher, er gehöre ins Gefängnis u. dgl.

Der Bruder dieses Rechtsanwalts, der junge Schriftsteller Martin Asmus, ist selbst homosexuell, ebenso wie der Vater, der mit Selbstmord endete, homosexuell war.

---

[1]) Siehe weiter unten.

Martin hat vor der Stadt am einsamen Flußufer Stelldichein mit seinem Geliebten, Hans, einem früheren Unteroffizier. In ihrem trauten Gespräch werden sie durch einen dramatischen Zwischenfall gestört. Ein junges Mädchen stürzt sich in den Fluß, um den Tod in den Fluten zu suchen, es wird noch rechtzeitig von Martin gerettet. Das Mädchen, Cäcilia Reuter, die Tochter eines Hofpredigers, ist homosexuell; sie hat ein Verhältnis mit der berühmten Schauspielerin Meta Schwarz. Sie wollte aus dem Leben scheiden, des Kampfes mit ihrer Familie wegen ihres Verhältnisses mit der Schauspielerin müde und den auf den Homosexuellen lastenden gesellschaftlichen Fluch als unerträgliche Last empfindend. Martin bringt sie zu ihrer Freundin. Seither aufrichtige Freundschaft zwischen Martin und Meta. Martin gewährt der Schauspielerin die Einsicht in die Tagebücher seines Vaters, in welchen dieser sein ganzes Seelenleben und Schicksal geschildert hat.

Von Jugend auf war der Vater vom Triebe zum Mann beseelt, er verheiratete sich aber trotzdem, um sich zu „heilen"; seinem Triebe konnte er aber nach wie vor nicht widerstehen, er fiel in die Hände eines Erpressers, der schließlich seinem Sohne Andreas Alles offenbarte. Dieser wies den eigenen Vater auf die Pistole als den einzigen Ausweg und zwang ihn förmlich zum Selbstmord. Der Haß Andreas' gegen die Homosexuellen zeigt sich bald auch gegenüber dem Bruder.

Andreas hat einen Brief von Hans an Martin geöffnet und das Verhältnis zwischen Beiden erraten. Er überrascht früh Morgens Martin in seiner Wohnung und findet Hans, der bei Martin übernachtet, mit letzterem zusammen.

Heftiger Auftritt zwischen den beiden Brüdern. Andreas beschimpft Martin, nennt ihn Verbrecher und droht mit Anzeige. Martin gesteht offen seine Liebe im Bewußtsein der Berechtigung seiner Empfindung und der Innigkeit seiner Gefühle. Als Martin später eine nochmalige Aufforderung seines Bruders, jeden Verkehr mit Homosexuellen aufzugeben und mit Hans zu brechen, zurückweist, zeigt ihn tatsächlich Andreas der Polizei an. Martin läßt Hans in das Ausland entfliehen, er selbst bleibt und wird auch zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Meta wird seine Rächerin.

Andreas ist in sie verliebt und wirbt schon lange um ihren Besitz. Meta bringt ihn dazu, daß er Unsummen für sie verschwendet und daß er schließlich eine Urkunde unterzeichnet, wonach er für 100,000 Mk. Aktien kauft. Diese Aktien sind fast wertlos und gehören einer vor dem Konkurs stehenden Gesellschaft an. Andreas kennt die Sachlage und weiß, daß er sich ins Unglück stürzt, aber nur um den Preis der Unterschrift



wird Meta die seine werden. Liebestoll und halb wahnsinnig vor Begierde unterschreibt er. Meta hält ihr Versprechen; er darf sie hinnehmen.

Andreas hat das Geld zum Ankauf der Aktien nicht besessen, er vergreift sich an fremdem Geld.

Meta hat ihren Zweck erreicht, sie gesteht nunmehr Andreas, daß sie ihn nie geliebt, daß sie sich nur mit Ekel ihm hingegeben.

> „Ich bin von der gleichen Art, wie Ihr Bruder und Ihr Vater, auch ich liebe nur mein eigenes Geschlecht und verabscheue die Berührung des Mannes. Jawohl, ich verabscheue Sie!
>
> Sie haben Ihren Vater in den Tod, Ihren Bruder ins Gefängnis getrieben, weil sie der angeborenen Liebe zum eigenen Geschlecht gefolgt waren. Ich aber habe Sie dahin gebracht, daß Sie dasselbe taten, wie die Beiden, die Sie verdammten. Mein Geschlecht ist männlich, wie das Ihre, und Sie haben mich geliebt.“ (S. 240.)

Andreas versucht noch von seinem Bruder, der inzwischen seine Strafe verbüßt und dessen erstes Theaterstück einen glänzenden Erfolg davongetragen hat, das nötige Geld zu leihen. Martin weigert sich, ihn zu retten.

Auf die Bitten und Fragen Andreas', warum er ihm nicht helfen wolle, schleudert ihm Martin entgegen:

> „Weil hier in uns Beiden sich heute viel mehr gegenübersteht, als nur Bruder und Bruder. Viel mehr als das, zwei Geschlechter der Menschen, die einander feindlich gewesen sind die Jahrhunderte hindurch. Ich gehöre zu denen, die Ihr geknechtet habt, Ihr Dioninge, Ihr Herren der Welt! Ihr habt uns verhöhnt und verachtet. Ihr habt uns aufs Rad geflochten, Ihr habt uns ins Feuer gestoßen, Ihr habt uns lebendig eingescharrt in die Erde. Ihr habt Mitleid und Verständnis zum Märchen werden lassen, und wenn Einer von uns Euch in den Weg gekommen ist, so habt Ihr ihm ins Gesicht gespieen und ihn mit Füßen getreten. Heute aber hat mich das Schicksal zum Herrn gemacht über Einen von Euch, Einen der Geknechteten, über Einen vom Herrengeschlecht. Soll ich Mitleid üben mit dir? Daß du mein Bruder bist, habe ich lange vergessen. Ich bin dir gegenüber nur ein Angehöriger des getretenen Geschlechts, das sich aufbäumt aus Jahrhunderte langer Schmach und Erniedrigung. Soll ich Mißhandlung durch Güte lohnen? O nein, wir sind im Kriege miteinander — Ihr habt ihn proklamiert

> — und wir geben keinen Pardon, wenn einmal Einer von Euch uns zu Füßen liegt und um sein stolzes, elendes Leben fleht. Eine Bestie verschont man nicht, und wie die wilden Bestien habt Ihr unter uns gehaust, habt Euch an unserem Blute berauscht und über unser Todesstöhnen gelacht.“ (S. 255.)

Andreas verübt Selbstmord, indem er sich unter einen Eisenbahnzug wirft.

Cäcilia siecht dahin und stirbt. Sie hätte doch nie mehr Meta liebend in die Arme schließen können, seitdem diese einem Manne angehört. Noch vor ihrem Tod gesteht sie der Freundin, daß Andreas zwischen ihnen gestanden hätte, Alles, was mit einem Manne in körperliche Berührung gekommen, stoße sie zurück.

Martin geht zu Hans nach Amerika, durch sein Theaterstück berühmt geworden und bereichert, einer glücklichen Zukunft im Zusammenleben mit dem Geliebten entgegensehend.

Von dem üblichen, des Kunstwertes entbehrenden Dutzendroman unterscheiden sich „Die Geschlechter der Menschen“ nur durch die Wahl eines etwas ungewöhnlichen Gegenstandes — der Homosexualität. Die Personen sind schablonenhafte Romanfiguren ohne Individualität und Tiefe. In den beiden Brüdern werden in grellen Farben der gute, edle, mit besten Eigenschaften ausgestattete Homosexuelle und der böse, verabscheuungswürdige Heterosexuelle einander gegenüber gestellt, der eine weiß, der andere schwarz gemalt, hie Engel, hie Teufel.

Die Figur des Rechtsanwaltes ist nicht nur oberflächlich und dick aufgetragen, sondern seine Handlungsweise kennzeichnet sich als die denkbar unwahrscheinlichste. Auch der naiveste Leser wird das Benehmen Andreas' gegenüber Martin als völlig unmotiviert, ja geradezu widersinnig empfinden. Wohl wäre es begreiflich, daß sich Andreas von seinem Bruder lossagt, aber daß er ihn ohne jeden zwingenden Grund anzeigt und auf diese Weise die Familienehre und sich selbst einem gerichtlichen Skandal aussetzt, bedeutet die Tat eines Unzurechnungsfähigen und ist nur aus dem Bestreben des



Verfassers erklärlich, um jeden Preis die den Homosexuellen in ungerechter Weise drohende Strafbestimmung und die Grausamkeit der Heterosexuellen zu geißeln.

Die Verurteilung selber erscheint unverständlich. Wo waren denn die Beweise eines strafbaren Verkehrs?

Künstlerische Wahrheit und psychologische Wahrscheinlichkeit sind äußeren Effekten und einer an plumpen Gegensätzen sich genügenden Behandlung der Homosexualität geopfert. Zwar ist anzunehmen, daß der Verfasser es nicht auf Sensation abgesehen hat und daß er wirklich die unglückliche, durch Gesetz und Vorurteil geschaffene Lage der Urninge und die sich daraus ergebenden Konflikte schildern wollte; es ist auch nicht zu verkennen, daß Ernst und Überzeugung aus dem Roman spricht, ja sittliche Entrüstung, die sich z. B. in der oben mitgeteilten, aus dieser Empfindung quellenden wirkungsvollen Entgegnung Martins gegenüber seinem bittenden Bruder zeigt. Trotzdem vermochte Bob nur eine melodramatische, tendenziöse Erzählung und eine zwar gut gemeinte, aber pathetisch aufgebauschte Verteidigung des geächteten Homosexuellen zu geben, während die künstlerische Gestaltung seiner Absichten nicht gelungen ist.

Der Roman wird trotz seiner künstlerischen Mängel und vielleicht gerade wegen derselben in den breiteren Schichten des lesenden Publikums sicherlich gefallen und dort seinen Eindruck nicht verfehlen.

Delacourt, Albert: Le pape rouge. (Paris, Verlag Mercure de France, 1901.)

Der Roman behandelt einen berühmten Abschnitt aus der Florentiner Geschichte: Die Verschwörung des Florentiner Patriziergeschlechts der Pazzi im Einverständnis mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof Salviati gegen Lorenzo und Juliano di Medici, welche mit der Ermordung Julianos im Dom (1478), zugleich aber mit der Niederwerfung der Verschwörer und ihrer Hinrichtung endete.



Eine Reihe homosexueller Szenen und Verhältnisse findet sich in dem Roman vor:

1) Juliano di Medici ist in den schönen Francesco di Pazzi verliebt, er schreibt ihm nach Rom, wo Francesco sich befindet, einen liebeglühenden Brief und bewirkt die Zurückrufung Pazzi's nach Florenz angeblich aus politischen Motiven, in Wirklichkeit aber weil Juliano nicht länger von Francesco getrennt sein will. In Florenz, überhäuft Juliano seinen Freund mit Zärtlichkeit, er hat zwar eine Maitresse, aber

> „die Frauen könnten nur mit dem Körper lieben, sie hätten keine Seele. Die Harmonie zwischen zwei Wesen, deren Eindrücke die gleichen seien, sei allein ästhetisch, die Seele seiner Maitresse könne er nicht nach ästhetischem Gesetz in Schwingungen versetzen, er brauche andere Liebe.“

Um Francesco ganz zu besitzen, wendet Juliano eine List an, er führt ihn eines Abends in die geheime Versammlung weit vor dem Tor von Florenz, wo an verborgenem Orte die wildesten Mysterien des Satanismus und die schwarze Messe auf nackten Frauenleibern gefeiert werden. Francesco muß dem wahnsinnigen Treiben, dem wollüstigen rasenden Gebahren der Teilnehmer beiwohnen. Dank der wüsten Orgie, die sich an die schwarze Messe anschließt, ist Francesco, vom Weine berauscht, im Strudel der entfesselten Wollust mit fortgerissen, widerstandslos der Verführung Juliano's preisgegeben. Aber am nächsten Tage ernüchtert, empfindet er den Sieg Julianos als tiefste Scham und Erniedrigung. Nur der Tod des Medicäers kann das Geschehene sühnen. Von nun an ist Francesco einer der Eifrigsten, der die Verschwörung schürt. Er behält sich vor, mit eigener Hand Juliano zu töten, und führt seinen Entschluß auch durch.

2) In dem Freudenhaus zu Florenz, dem Tempel der Wollust, wo die Sinnlichkeit in jeder Form sich befriedigt — Pazzi wohnt sogar einer Art Vergewaltigung einer Jungfrau durch eine Frau bei, die aus einem halbgeöffneten Zimmer sichtbar wird — verkehrt auch der Erzbischof Salviati. Nachdem er sich der Wollust hingegeben, erfüllt er das Haus mit seinen Wehklagen über seine und die allgemeine Sittenverderbnis und martert sich mit Selbstpeinigungen und Selbstpeitschungen. Salviati, welcher täglich das Fleisch und die Sünde verflucht und in Selbstanklagen und -geißelungen sich versenkt, ist von dem Dämon der Wollust gefoltert und unterliegt ihm fortgesetzt. Sogar während seiner Geißelung vermag er die Sinnlichkeit nicht zu bannen und weidet sich an den körperlichen Reizen des gedungenen Folterknechts, eines schönen Metzger-

65*



burschen. Salviati gesteht selbst zu, daß ihm, aucn wenn die Kirche den Verkehr mit der Frau gestatten würde, trotzdem nicht geholfen wäre, denn er müßte doch den Mann lieben.

3) Die Geliebte von Lorenzo di Medici, Camilla, hat dic Tochter Salviati's, Alessandra, aus dem Kloster entführt, diese will nicht mehr von Camilla lassen. Camilla offenbart dem Bischof das Geschehene und fleht um Verzeihung. Trotz seines Schmerzes über die Verführung seiner Tochter, die er im Kloster vor der Welt geborgen wähnte, gewährt Salviati Verzeihung, denn er kennt die furchtbare Macht der Liebesleidenschaft, die Alle bändigt.

4) Verschiedene kleinere homosexuelle Episoden: So eine Orgie zwischen Weibern, ferner nächtliche Straßenszenen und Sittenbilder,

> „alte Reiche, die mit jungen zerlumpten Handwerkern Geschäfte abschließen, die sie in der nächsten Sackgasse abwickeln.“

Die Menschen der Renaissancezeit mit ihren gewaltigen Trieben und unbändigen Leidenschaften, die kraftstrotzenden Herrschernaturen jener Zeit mit der alle Schranken durchbrechenden, jedem Impuls nachgebenden Sinnlichkeit leben und wirken in dem Roman in plastischer Schönheit.

Die Homosexualität wird als häufige Erscheinung, als notwendiger, charakteristischer Bestandteil der Epoche gezeichnet, mit einem Gemisch von Christentum einer-, von Ursprünglichkeit, Heiden- und Griechentum andererseits. Der Firnis des Christentums führt auch dem Homosexuellen selbst die Worte von Sünde und Laster in den Mund, aber die Urwüchsigkeit und Gewalt der Leidenschaft läßt ihn seinen Trieb als eine natürliche und eingepflanzte Neigung empfinden. Selbst bei dem Normalfühlenden wird der homosexuelle Verkehr nicht so sehr aus den christlichen Anschauungen, aus moralischen Skrupeln heraus verpönt, als vielmehr nur insofern, als er die damals am meisten geschätzten Tugenden, Stolz, Selbstbewußtsein, Männlichkeit beleidigt und Herrennatur und Herrscherinstinkt verletzt. Deshalb gilt auch haupt-

sächlich nur die passive Hingabe als schimpflich, weil sie Demütigung, Besiegung durch einen Andern, Unterwerfung unter fremde Leidenschaft bedeutet. Aus diesem Gefühl entspringt der Haß von Francesco gegen Juliano. Der Mediciäer muß sterben, weil er den stolzen Patriziersohn erniedrigt hat, weil er seinen Willen durchsetzte; der Gedanke an Verleitung zu unmoralischer Handlung, zur Übertretung göttlichen Gebots spielt dabei keine Rolle.

Aus derselben Empfindung tötet sich sogar die Geliebte Pazzi's, die maurische Sklavin Sephora, als sie die Demütigung ihres Herrn errät. Sie will nicht länger Sklavin eines „Sklaven" sein, eines Mannes, der einem andern Mann als Weib diente.

In dem Roman, der sich in dramatisch-spannender Handlung, in charakteristischen, typischen Gesprächen, in farbenprächtigen Gemälden entwickelt, pulsiert eine Wildheit der Leidenschaft, die sich stellenweise — so namentlich in den nächtlichen Mysterien des Satanismus — zum Grandios-Gräßlichen steigert, aber trotz allem sind die Konturen eines Kunstwerkes gewahrt und die ästhetischen Grenzen nicht überschritten.

Essebac, Achille[1]): Dédé. (Paris, Ambert 1901.) Auch in deutscher Übersetzung von Georg Herbert erschienen. (Verlag Spohr 1903).

---

[1]) Außer den drei im Folgenden besprochenen Romanen hat Essebac in dem schon im Jahre 1898 erschienenen Buch „Partenza, Vers la beaute" an zahlreichen Stellen die männliche Schönheit verherrlicht. Das Buch enthält Reiseeindrücke und Beschreibungen von der Riviera und den Großstädten Italiens. Das Homosexuelle tritt nicht direkt hervor, sondern nur verschleiert und dichterisch verhüllt, nichts destoweniger liegt schon in „Partenza" unverkennbares homosexuelles Empfinden vor, das sich in enthusiastischen Schilderungen der schönen jungen Italiener sowie der männlichen Darstellungen der klassischen Kunst äußert. Die homosexuellen Stellen befinden sich S. 50, 100, 103, 113, 144—152, 181, 215, 230 und 261.



Das Stoffliche, die äußeren Begebenheiten des Romans, lassen sich in wenige Sätze zusammenfassen. Die Hauptsache ist der Stimmungsgehalt, deshalb können nur wörtliche Citate einen Begriff von dem Inhalt geben. Ich citiere aus der deutschen Übersetzung, die dem Geist des Originals ziemlich nahe kommt.

Der 15jährige Marcel und der gleichaltrige André Dalio (Dédé), beide Interne in einem Pariser Gymnasium, werden enge Freunde. Dédé erweckt gleich bei seinem Eintritt in die Schule die lebhafte Sympathie von Marcel:

> „Im ganzen Hof war wie ein Leuchten: der Eintritt des kleinen „Neuen" . . . . Das Leid war minder groß, mit solch entzückendem Geschöpf eingeschlossen zu sein, wie ich es an der Hand führte." (S. 13.)

Marcel nimmt Dédé unter seinen Schutz und ist ihm in allem behülflich. Dédé ist bald bei allen Mitschülern beliebt.

Marcel's Sinn für die Schönheit, für die vollendete Form entwickelt sich dank dem Einfluß von Dédé. Aber immer mehr ist es Dédé selbst, der Marcel entzückt:

> „Dédé war die weiche, liebliche Geschmeidigkeit und Haltung selbst . . .
>
> Aber ich liebte ihn!
>
> Ich konnte keinen andern lieben als ihn" (S. 51).
>
> „Wir waren nicht im Banne niederer Genüsse, auf der Suche nach dem Geschlecht. Wir dachten nicht daran, die erlaubte Freude des Sehens unterzuordnen den ganz anders gearteten Freuden, in unserem Fleisch zu fühlen" (S. 58).

Die Schüler organisieren eine Theatervorstellung. Dédé spielt die Hauptrolle in dem Drama. Beschreibung seiner strahlenden Schönheit und Grazie.

Marcel und Dédé finden sich im ersten Kusse.

Beim gemeinsamen Baden hat Marcel Gelegenheit, Vergleiche zwischen der Schönheit seiner verschiedenen Kameraden anzustellen.

> „Dédé vereinigte in vollkommenem Ebenmaß Alles, was an Auserlesenem und Fertigem in Ives und Georges sich fand, die Kühnheit der Formen des Einen in schönem Wechsel mit der fein vollendeten Anmut des Anderen" (S. 93).
>
> „Bei seinem Anblick träumte man unwillkürlich von süßer, zagender Liebkosung, die, ohne allzu deutliche Wallungen zu wecken, lauschen möchte, um all dem bezaubernden Reiz, die vollendeten Formen seiner lichten Ephebengestalt" (S. 94).



Dédé erkrankt, er muß die Schule verlassen, eine Zeitlang verbringt er mit seiner Mutter in Bonn. Zärtlicher, liebevoller Briefwechsel zwischen Dédé und Marcel. Jeder Brief von Dédé ist für Marcel ein Ereignis und eine Wonne.

Aber Dédé's Zustand verschlimmert sich.

Dédé kehrt mit seiner Mutter nach Paris zurück.

Die Knaben sehen sich nach langer Trennung wieder. Marcel besucht oft den kranken Freund.

Er weiß, daß Dédé's Tage gezählt sind, und mehr und mehr wird er sich des Gefühls klar, das ihn ganz erfüllt, der Liebe zu Dédé.

Dédé empfängt die letzte Ölung. Marcel wohnt im Nebenzimmer der heiligen Handlung bei und ein Hymnus auf Dédé's Schönheit, auf die Vollkommenheit seiner irdischen Hülle entsteigt der Seele Marcel's, während der Priester an diesem schönen Körper die kirchliche Handlung vornimmt. Dédé stirbt.

Fünfzehn Jahre vergehen. Marcel sucht Verona auf, die Stätte, wo Dédé seine erste Jugend verlebte und wo sein Grabmal sich befindet. Aber weder in den Jünglingen Veronas, noch in der Atmosphäre der Stadt, auch nicht am Grab Dédé's findet er etwas von seinem Geist; nirgends fühlt er den

> „lieben Schatten, dessen Bild immer seine Augen bereit fand, es zu begrüßen! Nichts rührt sich, nichts gibt Antwort . . . Nichts erinnert sich“ (S. 211).

In Venedig erst zaubert ein junger Gondoliere das Bild Dédé's vor seine Seele.

> „O! Wiederzufinden etwas von Dédé! Wieder aufleben zu sehen seine blühenden Lippen, das Sternenpaar seiner sanften Augen in dem anbetungswürdigen Aquarell seines Angesichts; oder doch wenigstens den Klang seiner Stimme, die unvergleichlich schöne Linie seines Hauptes, stolz sich hebend über dem Beben seines ambraschimmernden Nackens; oder gar das vollkommene Abbild seines Wuchses, die feine Silhouette der seinigen gleichend von ferne“ (S. 224).

Und die Gesänge des Jungen erscheinen Marcel:

> „Dédé's Seele, die von anderen Lippen, denen sie kaum verschieden, zu mir sprach . . . . Ich hätte glauben können, er sei nur größer geworden“ (S. 229).

Abends läßt Marcel auf den Lagunen durch den jungen Gondolier und seine Freunde die Totenhymnen singen.

Phantome und Visionen von Liebe, Sehnsucht und Tod erweckt die Totenklage in Marcel.



Essebac, Achille: Luc. (Paris: Ambert & Cie, 1902.)

Der 14 jährige hübsche Luc Aubry, Sohn kleinbürgerlicher Eltern, der schon als Chorknabe in der Trinité in Paris die Aufmerksamkeit der vornehmen gleichaltrigen Jeannine (Nine) Marcelot und deren Mutter durch seine Grazie und Feinheit auf sich gezogen hat, macht deren nähere Bekanntschaft aus Anlaß eines Wohltätigkeitskonzertes, in welchem Luc als Sänger mitwirkte. Er entzückt alle Zuhörer. Die berühmte Schauspielerin Diah Swindor interessiert sich für den jungen Sänger. Bei ihr lernt Luc den 22 jährigen, schon bekannten Maler Julian Bréard kennen.

Julian hat bisher nur wenig mit Frauen verkehrt, er hatte bei ihnen nur Unverschämtheit oder elende Unterwürfigkeit gefunden. „Er brauchte etwas anderes als Dirnen." Vergeblich hatte er auch nach einem wahren Freund gesucht.

> „Zarte und liebe Jünglingsgestalten um ihn herum, an welchen er, der Jüngling, sich glaubte anschließen zu können, hatten bald sich in die gewöhnlichen mit den törichten Rennen, dem gemeinen Tingeltangel und den stinkenden Wirtshausdirnen beschäftigten Schlingel verwandelt."
>
> „Julian hatte nicht das Glück gehabt, auf seinem Weg einen solchen Freund zu kreuzen, wie ihn seine von Einsamkeit wunde Einbildungskraft erstrebte, den, der dahinschreitet in allen unseren Stapfen, jung mit unser Jugend und noch jung an der Wendung des langen Weges, wo die unerbittlichen Zahlen der Jahre die letzten Strecken anzeigen" (S. 49).

Julian war schon in der Trinité durch den wunderbaren Klang der Stimme des jugendlichen unsichtbaren Sängers ergriffen worden.

> „Der unvergleichliche Zauber dieser jugendlichen, noch in seinem Innern lebendigen Stimme war durch die Erscheinung des herrlichen und überraschenden Wesens ihres kleinen Besitzers übertroffen. Begierig nach einer Freundschaft ohne Grenzen . . . . wollte er seine Augen auf diesem Jüngling ruhen lassen. Wie er in Jeannine eine Liebe auszubilden träumte, in welcher die Sinne vor der Herrschaft des Geistes zurückweichen würden, so träumte er in Luc eine immer junge Freundschaft zu schaffen, Schwester der Liebe, die altert, um von dieser Freundschaft und dieser Liebe, seinem Ideal entsprechend, die Eindrücke, die Freuden, ja die Schmerzen zu empfangen, die er von ihnen erwartete" (S. 52).



Luc Aubry wurde sofort der Freund von Julien. Er erduldete im Voraus das unmögliche Joch der Zuneigung, die sich ihm anbot.

> „Luc wächst heran, seine Schönheit wird männlicher, entschiedener.“

Luc besucht in seinem 16. Jahre das Conservatorium, er will Schauspieler werden. Seine Freundschaft mit Julian dauert fort.

Diah Swindor läßt ihn in ihrem Theater neben sich in einer Ephebenrolle auftreten.

Der schöne Luc erregt die Bewunderung und Begierde mancher Schauspieler. Seine Freundschaft mit Julian setzt sie in Staunen.

> „Sie waren erstaunt, daß Julian und Luc, kräftig und gesund, sich zur Hingabe an die gewöhnlichen hockenden Anbetungen der Männer, der abgelebten Verehrer ihrer Laster, weigerten. Und die gegenseitige Freundschaft dieser zwei sehr schönen Wesen war ein Uebermaaß von Beleidigung dem törichten Stolz ihres Geschlechts“ (S. 109).

Der Erfolg von Luc ist groß. Zum ersten Mal tritt ein Jüngling in einer Ephebenrolle auf. Die Schönheit und Grazie von Luc, sein Talent, der Wohllaut seiner Stimme haben alle Bedenken zum Schweigen gebracht.

Frau Marcelot geht im Sommer auf ihre Villa. Dort läßt sie Figaros Hochzeit aufführen. Luc wird die Rolle des Chérubin spielen. Wochenlang weilt er dort, ebenso wie Julian und zahlreiche andere Gäste.

> „Julian betrachtet Luc und erstaunt über seine Schönheit, die noch mehr hervortritt in der zarten Nachbarschaft des zierlichen und schmachtenden Edouard. Niemals noch sind die Herrlichkeiten dieser jugendlichen Formen so hervorgetreten wie an diesem Abend in den reizenden Gewändern des Chérubin“ (S.209).

Zwischen Nine und Luc ist eine lebhafte Zuneigung entstanden. Sie sind einander liebend in die Arme gesunken. Nine verspricht Luc, ihn nachts in dem einsamen Gartenhäuschen, wo er schläft, zu besuchen. Sie hält ihr Versprechen, beide widerstehen nicht ihrer gegenseitigen Anziehung. Nine giebt sich Luc hin.

Auch Julian ist nicht zur Ruhe gegangen, eine ungestillte Sehnsucht treibt ihn in den Park:

> „Julian bemüht sich, das giftige und reizende Bild von Luc von sich zu weisen. Er kämpft vergeblich gegen das schleichende Gift, das in ihn seit Wochen, Monaten — er gesteht es sich endlich — seit Jahren, ja seit Jahren sich Tropfen für Tropfen eingeschlichen hat und endlich in den Sturm seines Herzens überfließt.

> Die seltene Freundschaft, die seine Adern durchglüht, entfacht in ihm plötzlich den Neid, . . . den Neid? schlimmeres als das . . . die Eifersucht! Die Eifersucht, vor der er sich fürchtet“ (S. 211).

Julian sieht Nine in das Häuschen eintreten und nach langem Verweilen wieder sich herausschleichen. Sein erster Gedanke ist Haß und Rachsucht; er will Luc, der ihm seine Braut geraubt, — es war seit langem bestimmt, daß er Jeannine als Frau heimführen soll, — niederschmettern. Aber Luc's Anblick entwaffnet ihn.

> „Luc sieht zwischen den Thränen seines Freundes die Vergebung leuchten. . . . . . Julian's Augen, in stummer Extase, suchen die Seele des Knaben im Grunde seiner seltsamen Augen und des Freundes müde Lippen drücken auf die brennende junge Stirn die schmerzhafte Verzeihung. . . . Luc giebt ihm die erdrückende Süße seines Kusses zurück, und Julian gebrochen und schluchzend nimmt in Mitte des unsäglichen Schweigens der Nacht die Freuden und den Schmerz der Verzeihung und des Kusses mit“ (S. 234).

Die Umarmung Nine's durch Luc ist nicht ohne Folge geblieben. Nine ist schwanger.

Julian heiratet sie, um sie vor Schande zu retten. Auch ihr verzeiht er die Hingabe an diesen wunderbaren Luc.

> „O, wie die Lippen von Jeannine und ihre Thränen nach den Lippen und den Thränen von Luc schmecken! Wie ist er voll von ihnen, dieser Kuß, wo Julian — der alles weiß — sich erbietet, ihr anzugehören, in den Augen der Welt ihre Ruhe, ihren Frieden zu retten“ (S. 254).

Julian und Nine verweilen Monate lang in Italien; Beide sind anfangs glücklich. Im gegenseitigen Einverständnis bleibt ihre Ehe unvollzogen, völlig rein, um das Werk von Luc unberührt zu lassen. Nine hat eine tiefe Liebe zu Julian gefaßt und dieser gedenkt in Ruhe des geliebten Jungen, dessen Bild ihn nicht verläßt. Aber als sie Beide nach Paris zurückkehren, da gewinnen die uralten, eingewurzelten Vorurteile Macht über Julian; er kann in dem geliebten Knaben nur den Geliebten seiner Frau erblicken.

> „Die Heftigkeit seiner Neigung für ihn kämpfte mit einer gewissen Antipathie, beide unvereinbar, beide unerklärlich.“

Luc bemerkt sofort die Aenderung in Julian, der seine Kälte nicht zu verbergen vermag.

Luc errät die Gefühle von Julian. Er ist verzweifelt. Er fühlt sich vereinsamt, Nine hat er verloren, seine erste Liebe, seine herrliche Freundschaft mit Julian ist im Grunde zerstört,



das Leben ist ihm zur Last. Er vergiftet sich an dem Tag, wo Nine einen Knaben — sein Kind — gebärt. In Julian's Armen, den man kaum Zeit gehabt herbeizurufen, stirbt Luc.

Essebac, Achille: L'Elu (Paris: édition moderne, Ambert, 1902).

Der junge Pariser Pierre Pélissier ist auf Reisen gegangen um das Mädchen, das er mehr begehrt als geliebt hatte und das sich mit einem Andern, Du Hel, verlobt hat, zu vergessen.

An der spanischen Treppe in Rom bewundert Pierre die zahlreichen Modelle, die hübschen Mädchen und die Jungen. Ein 16jähriger Blumenverkäufer, Luigi da Simone, macht einen gewaltigen Eindruck auf Pierre. Sein bescheidenes, artiges Wesen und seine blendende Schönheit fesseln ihn.

> „Pierre schien es, als ob die Welt mit Liebkosungen sich erfüllte, während er seine Blicke auf die Blicke des kleinen Bettlers heftend, unter der Gewalt seiner Schönheit festgenagelt war.“ (S. 25).

Pierres Freund, Jean Bérille, kennt den Jungen, er hat sein Antlitz gezeichnet. Jean erzählt Pierre, daß Luigi so stolz und ehrenhaft sei, daß er sich geweigert habe, von dem berühmten Peterson, dem Photographen der bekannten Aktstudien, sich nackt photographieren zu lassen. Pierre verläßt der Gedanke an Luigi nicht mehr.

Jean führt Pierre zu Peterson. Dort treffen sie eine Anzahl Modelle. Zuerst sehen die sie die schöne Carolina, dann führt ihnen Peterson fünf Jünglinge vor, alle von vollendeter Schönheit. Den 17jährigen Volturno, il typographo, den gleichalterigen Lucio il barbiere, Giovanni il orologiaio, dieser noch herrlicher als die beiden andern, dessen Antlitz der berühmte Professor Paul H.... für die Darstellung der Jungfrau Maria in dem Gemälde in der Neuen Pinakothek zu München benutzte; dann Giovani - Batista, Modell von Beruf, der die kunstvollen Stellungen und Gebärden kennt; endlich Manlio, ein junger Student, wunderbar schön. Pierre glaubt sich bei dem Anblick aller dieser herrlichen Jünglinge, die so natürlich in Schönheit sich bewegen, in das alte Griechenland zurückversetzt.

> „Das freie und leuchtende Griechenland war allein fähig einstmals in seinen Gymnasien, wo Sokrates in der Nähe von Alcibiades über Charmides und Lysis Reden hielt, dieses Schauspiel zu bieten, dessen ergreifende Reinheit nur durch die intensive Schönheit erreicht wurde.“ (S. 63).



Der Diener von Peterson hat Luigi gefunden. Luigi willigt ein, sich nackt photographieren zu lassen, doch nur vor Pierre.

Enthusiastische Schilderung des Jünglings, dessen strahlende Nacktheit sich den bewundernden Blicken Pierre's darbietet. Die Photographien von Luigi in den verschiedenen Stellungen werden nur für Pierre hergestellt werden und die Originalplatten für Niemand anders gebraucht, damit die nackte Schönheit des Jünglings durch kein anderes Auge entweiht werde.

Pierre ist von dem Liebreiz und dem gesamten Wesen von Luigi so entzückt, daß er beabsichtigt, ihn mit nach Paris zu nehmen. Luigi hat früh seine Eltern verloren, mangels der nötigen Mittel mußte er die Studien aufgeben und unter den größten Entbehrungen seinen Lebensunterhalt verdienen.

> „Luigi gehört also Niemand — Luigino, Gino wird der Erwählte von Pierre sein. Und das ist die Morgenröte des Glückes, die in der Seele von Pierre aufsteigt, in einer bisher von Finsternis umhüllten Seele, in welche nur seltene Sterne bisher hineingeleuchtet.“ (S. 84).

Luigi hat ein wenig Chemie studiert und wird Pierre, der sich mit Keramikarbeiten beschäftigt, behülflich sein.

Pierre begleitet den Jungen in seine bisherige Wohnung, eine schreckliche Behausung, wo der elternlose Luigi von einer Dirne, Sanguisuga, deren Leidenschaft er entfacht, gezwungen war, ihren Lüsten sich hinzugeben. Luigi versichert Pierre, daß niemals sein Herz beteiligt war.

Sodann erfährt Pierre näheres über Luigi bei Klosterbrüdern, die den kranken Luigi einst gepflegt. Fra Serafino teilt Pierre mit, welche schwere Vergangenheit Luigi hinter sich hat; das größte Elend mußte er durchmachen, in den schlechtesten, kaum bezahlten Stellungen versuchte er auszuharren; schließlich nahm ihn eine Dirne, Stefanina, durch seine Schönheit gefesselt, zu sich, aber der Stolz des Jungen duldete nicht lange das entehrende Zusammenleben. Als er aber das Mädchen verlassen und trotz seiner Bitten nicht zurückkehren wollte, versetzte ihm die Dirne einen Messerstich. Lange war Luigi krank gelegen, noch jetzt sind die Folgen nicht völlig beseitigt. Alle großen Erregungen müssen ihm erspart und namentlich sexuelle Excesse von ihm ferngehalten werden. Pierre's Liebe zu Luigi steigert sich noch, nachdem er alles erfährt, was der Junge gelitten.

> „Ihre Freundschaft beruhte ganz auf der Freude sich zu sehen und sich gegenseitig anzuvertrauen — sie hielt sich genügend fern von allem krankhaften oder zügellosen Trieb, so daß Pierre weder für sich

noch für die, die ihn kannten, eine Entschuldigung zu suchen brauchte für diese einfache und natürliche Zuneigung zweier Herzen, die entschlossen waren, ganz sich zu kennen, ganz in geistigen Freuden in einander zu verschmelzen und sogar in einer weniger aetherischen Sympathie das discrete, vernünftige und jedenfalls vorurteilsfreie Element einer Zuneigung zu finden, dessen Charakter zu verdächtigen Pierre Niemand das Recht zuerkannte.“ (S. 136.)

Die Sanguisuga hat die Wohnung von Pierre und Luigi ausgekundschaftet; als sie merkt, daß Luigi nicht mehr in seine frühere Behausung zurückkehrt, lauert sie Pierre und Luigi auf Schritt und Tritt auf. Pierre beschließt, Rom sofort zu verlassen, damit Luigi vor der Rache der Sanguisuga sicher sei. Im Augenblick, wo der Zug, mit dem Pierre und Luigi abreisen, abfährt, stürzt eine Frau, die Sanguisuga, auf den Perron. Als sie den Zug, der ihr den Geliebten entführt, nicht mehr erreichen kann, stößt sie sich den Dolch, den sie für Luigi bestimmt, in die Brust.

Pierre und Luigi bringen zunächst einige Zeit auf dem Familienschloß in Savoyen zu. Dann gehen sie nach Paris, wo Pierre in der Nähe seiner Keramik-Werkstätte seinem Liebling eine hübsche Wohnung einrichtet. Das Glück beider ist eine zeitlang ungetrübt.

Aber eine Kokotte, die Maitresse des brutalen egoistischen Du Hel, hat ihr Auge auf den schönen Luigi geworfen. Er vermag nicht ihrem Werben zu widerstehen, seine lang verhaltene Sinnlichkeit zieht ihn zu der wollüstigen Frau. Trotz der Bitten von Pierre verläßt er ihn. Einige Wochen bleibt er fern, dann kehrt er ermattet, bleich, erschöpft und reumütig zu Pierre zurück, der ihm verzeiht. Die Excesse haben Luigi so erschöpft, daß er erkrankt. Als er wieder genesen, begleitet er Pierre und dessen zukünftigen Schwager, Marc, in eine große Gesellschaft.

Dort hört Luigi wie Du Hel über die Schwester von Pierre in beleidigenden Ausdrücken spricht, er straft ihn Lüge, aber spöttisch schleudert ihm Du Hel eine Beschimpfung entgegen, nennt ihn Weib, auf sein Verhältnis mit Pierre anspielend. Schon will Luigi die Hand gegen Du Hel erheben, als Marc, der hinzukommt, dem frechen Du Hel alle seine Verachtung in zündenden Worten entgegenschleudert.

Luigi ist durch diese Scene so ergriffen, daß seine schwache Gesundheit den Todesstoß erleidet.

Er stirbt in Pierre's Umarmung.

In allen drei Werken besingt Essebac die homosexuelle Liebe in ihrer edelen, verklärten Form. Der



sinnlichen Grundlage entbehrt diese Liebe nicht, aber das tiefe Gefühl, die Herz und Gemüt ergreifende Leidenschaft, sind ihr Alles, lassen den grobsinnlichen Trieb nicht aufkommen, erkennen der Sinnlichkeit ohne echte aufrichtige Liebe kein Recht zu.

An der körperlichen und geistigen Schönheit, an der Grazie, Jugendfrische und Plastik des Geliebten entflammt sich diese Liebe in Dédé, Luc und l'Elu.

Indem Essebac teilweise aus dem Schönheitsgefühl und dem ästhetischen Empfinden die Neigung seiner Helden entstehen läßt und eine enge Verknüpfung zwischen Schönheitsdrang und Homosexualität versucht, leitet er die urnische Leidenschaft gleichsam zu ihrer Rechtfertigung und Entschuldigung aus diesem Zusammenhang her.

Tatsächlich erscheint aber auch diese Quelle unzureichend zur Erklärung, warum die Schönheit eines Jünglings die Leidenschaft von Marcel, Julian und Pierre entfacht und die Frau ein ähnliches Gefühl nicht aufkommen läßt.

Bei allen dreien liegt der Grund in ihrer angeborenen homosexuellen Anlage, welche Essebac nicht ausdrücklich betont, aber in der Psyche der Dreien deutlich zur künstlerischen Darstellung bringt.

Bei Dédé tritt die Homosexualität in frühester Jugend hervor mit einer Intensität des Gefühls und des Innenlebens, mit einer frühzeitigen Entwicklung starken Empfindungslebens, wie sie gerade zu der Charakteristik mancher Homosexuellen zählen.

Später als bei Marcel tritt bei Julian die homosexuelle Neigung hervor, die sich seit der Pubertät unter der Sehnsucht nach edler Freundschaft und idealem Geistesbund verbarg.

Julian's Geschlechtsnatur entbehrt des grobsinnlichen Dranges, sein jedes niederen Trachtens, jeder



Gemeinheit abholder Geist strebt nach höheren Genüssen Und weil das direkt Geschlechtliche ihn nicht lockt, stößt ihn andererseits auch das Weib an und für sich nicht ab, ebensowenig wie ihn der Mann an sich oder eine Kategorie von Jünglingen geschlechtlich reizt.

Sein ungestilltes Sehnen konzentriert sich auf den Einzigen, in dem er sein Ideal von vollendeter Schönheit des Körpers und Anmut des Geistes vereint findet.

Beim ersten Anblick dieses Epheben wird sein schlummerndes Liebessehnen geweckt, in der Freundschaft und dem täglichen Verkehr mit Luc entwickelt sich seine ursprünglich unter Freundschaftsenthusiasmus und Schönheitskult verschleierte homosexuelle Natur bis zu sinnlichem Begehren. Seine ideale Anlage, seine veredelte Sentimentalität hindern ihn aber, die Grenzen des bloßen Begehrens zu überschreiten und die Verwirklichung seiner aufkeimenden Wünsche durchzusetzen.

Diese sublimierte Sinnlichkeit läßt es auch begreiflich erscheinen, daß sich Julian mit dem symbolischen Besitz des Geliebten begnügt, indem er diejenige heiratet, die Luc in Liebe umschlang und das Kind des Geliebten, „das Fleisch seines Fleisches“ als das seinige anerkennt.

In dem Charakter von Julian liegt diese etwas eigenartige und sentimentale Befriedigung begründet und in interessanter Weise ist es Essebac gelungen, diese Gefühlsablenkung, in die Julian's überschwengliche Leidenschaft mündet, psychologisch zu motivieren.

Dagegen halte ich den Umschlag in Julian's Verhalten zu Luc am Schlusse des Romans für verfehlt. Die plötzliche Antipathie gegen Luc als den früheren Geliebten Nine's, der Kampf der beiden Gefühle, der gesteigerten Liebesleidenschaft zu Luc und der instinktiv sich aufdrängenden Abneigung, welche über das zwischen Luc und Nine's Vorgefallene sich nicht hinweg zu setzen vermag, würden eine wirkliche Geschlechtsliebe

Julian's zu seiner Frau voraussetzen, während seine Homosexualität und seine fortdauernde Leidenschaft zu Luc eine solche ausschließen.

Bei einer geistig überlegenen und unabhängigen Natur wie Julian können die herrschenden Vorurteile nicht Wurzel schlagen und nicht das Leben vergiften, wenn sie nicht in dem Gefühlsleben der Persönlichkeit einem Widerhall begegnen.

Auch der Held des dritten Romans trägt den Typus des Edelpäderasten, aber jede Unklarheit über die Natur des Gefühls, das ihn erfüllt, jeder Kampf gegen seine Empfindung hat aufgehört.

Pierre hat das volle Bewußtsein seiner homosexuellen Natur erlangt, und in ihr Glück und Zufriedenheit gefunden. Er zieht alle Consequenzen aus seiner Leidenschaft und zögert nicht sein Lebensschicksal mit demjenigen des Geliebten zu verbinden.

Luigi wird durch Pierre's Liebe geadelt und sittlich erhöht, während er das Laster beim Weibe kennen lernte und auch als Opfer dieses Lasters zu Grunde geht.

Alle drei Romane haben mehr lyrischen und poetisch sentimentalen Gehalt als psychologischen. An dem Maßstab der Wirklichkeit darf man die Romane und ihre drei Helden, welche die schönsten geistigen und körperlichen Eigenschaften vereinigen, nicht allzugenau messen. L'Elu ist vielleicht am meisten romantisch mit zum Teil etwas grell romanhaften Ingredienzien.

Die Ueberschwenglichkeit des Gefühls und der oftmals an allzu pathetischem Lyrismus sich berauschende Enthusiasmus führen Essebac an manchen Stellen zu gesuchten Wendungen und verschlungenen Sätzen, in denen die Klarheit des Gedankens leidet, zu Ausdrucksweisen und schwärmerischen Perioden, die zwar musikalisch klingen, aber eine gewisse Affektiertheit verraten und die Verständlichkeit manchmal vermissen lassen.

Aus allen drei Büchern spricht jedoch eine echte Künstlernatur: Das bedeutende, hauptsächlich lyrische Talent Essebac's hat ihn befähigt, drei an Zartheit und Feinheit der Empfindung und poetischem Schwung reiche Werke zu schaffen.

Geissler, Karl Wilhelm: Ganymedes. Ein Künstlertraum in neun Gesängen. (Leipzig, Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr 1902. 282 S.)

Der Dichter verkündet die Aufgabe, die er sich gestellt. Er wolle ein Denkmal eigener Art setzen.

„Klassisch der Stamm, romantisch die Verzweigung
Ein hohes Lied perverser Götterneigung."

Tros, der Stammherr der Trojanischen Könige, hat auf Geheiß des Hohepriesters versprochen, seinen Erstgeborenen dem Gotte Zeus zu weihen. Zeus hat die Absicht, den Königssohn Ganymed später zu seinem Geliebten zu erheben. Schon dem Kind schickt er Zeichen seiner Huld.

Gutklau, der Adler Zeus', bringt dem kleinen Ganymed ein Frauenkleid, herrlichen Schmuck und Tand. Ganymed legt freudig alles an. Von den Nymphen, denen er begegnet, und den Dienerinnen ob seiner Tracht ausgelacht, flüchtet er errötend und weinend zur Mutter. Eine eigenartige Empfindung hat sich seiner bemächtigt, seitdem er die Frauenkleider angelegt. Er fühlt sich wohl in ihnen, als ob „sein Körper zu ihnen gestrebt" und begreift selbst nicht, wie „buntes Zeug und Bänder" ihn so im Innersten mit einem Mal verändert. Kallirrhoe (seine Mutter) findet die Erklärung seiner Gefühle in der alten Sage von den Doppelseelen in deren Körper unzertrennlich „was weiblich und was männlich" gewohnt und die durch die Gottheit getrennt, in falsche Körper sich verloren.

Der Schmuck, den Gutklau dem Knaben gebracht, war Hera's Eigentum. Als die Göttin der Entwendung gewahr wird und die Verwendung des Schmucks erfährt, bricht sie mit Anklagen gegen Zeus hervor.

Sie kann sein Interesse für den Knaben nicht begreifen, dessen Äußeres keinen Helden verspräche, an dem Zeus später seine Freude haben könnte.

Auf Ihre Vorwürfe antwortet Zeus weiter:

„Weßhalb soll ich nicht diesen Knaben lieben,
Da ich doch alle Menschen lieben muß?
Soll meine Huld auf Weiber sich beschränken,
Und, wenn ich liebe, nur ans Zeugen denken."
(S. 126).



Noch sieht Hera einen Ausweg, um den Knaben Zeus zu entfremden, sie will den Mann in ihm wecken. Zeus gestattet ihr den Versuch zu machen.

Hera läßt ein schönes Hirtenmädchen Anthia, dem das Aussehen und die Kleider einer wundervollen Prinzessin verliehen werden, zu Ganymed bringen. Durch die Anmut und die Schönheit des Mädchen wird Ganymed anfangs entzückt und in Liebesworten giebt er seinen Gefühlen Lauf. Aber als der reiche königliche Glanz von Anthia abfällt und er das arme Hirtenmädchen vor sich sieht, erkaltet bald Ganymed's oberflächlicher Enthusiasmus.

Gern läßt er das Mädchen auf seine Bitten hin zu ihrem Geliebten ziehen.

Zeus beschließt sich Ganymed zu nähern. Als Erastes, der Fürst der Phryger, kommt er an den Hof von Tros unter dem Vorwand sich auf der Jagd verirrt zu haben. Er wird gastfreundlich aufgenommen.

Mit innigem Behagen ruht Zeus' Blick während des Mahles auf Ganymed, der sich an seine Mutter schmiegt.

Er erzählt wie in seinem Lande der Jüngling früh einen Freund wählen müsse.

Tros selbst bittet Zeus sich seines Sohnes anzunehmen:

„Daß einzig du, dein Beispiel deine Nähe
Dem Jungen giebt, woran's ihm noch gebricht.
Betracht' ihn doch, sieh seine Sehnsucht brennen.
Dich Vorbild, Führer, Schützer, Freund zu nennen!"
(S. 188.)

Auf Geheiß von Tros leistet Ganymed dem Gast Schenkerdienste:

„Fast möchte man den guten Tros d'rob hassen,
Daß er den Sohn zum Schenkerdienst gedrillt:
Hier ist der Grund, weßhalb in allen Gassen,
Wo immer man in Kneipen Humpen füllt,
Wo Bierphilister um ihr Hirn sich prassen,
Der Kellner als ein Ganymedes gilt,
Im Jammerfrack, mit schmutziger Serviette —
Der Name stinkt nach Trinkgeld, Küchenfette".
(S. 190)

Abends lustwandelt Zeus mit Ganymed im Schloßpark. Ganymed öffnet dem Freund sein Herz, erzählt ihm, wie ein ungestilltes Sehnen ihn erfülle, wie er, der Gottgeweihte, große Dinge erwarte, wie stets sein Blick aufs Hohe, Überirdische gerichtet sei.

Ganymed findet bei Zeus-Erast, dem Geistesverwandten, volles Verständnis.



Nachdem Zeus längere Zeit am trojanischen Hof verweilt, kündet er seinem Liebling an, daß er bald in sein Reich zurückkehren müsse. Er fordert Ganymed auf, ihn zu begleiten, ein Leben voll Pracht und Glanz wolle er ihm bereiten. Ganymedes versichert ihn seiner treuen Liebe, aber so lange die Mutter lebt wird er sie nicht verlassen.

Zeus veranlaßt die Parzen den Lebensfaden von Kallirrhoe abzukürzen. Sie stirbt plötzlich eines Nachts. Bald verläßt der Gott Troja. Vor seinem Weggang erinnert er Ganymed an sein Versprechen, im Fall des Todes der Mutter dem Freund zu folgen. Doch zuerst solle er beim Vater bleiben als Stütze und Trost nach dem schweren Verlust. Wenn aber Ganymed demnächst den Freund ersehne, brauche er nur den benachbarten Berg zu besteigen, und nach dem Freund zu rufen.

Auf Geheiß seines Vaters muß Ganymed als königlicher Hirte die Heerden zur Weide führen. Die ersten Tage verbringt Ganymed glücklich und frei in der herrlichen Natur des Waldes und der Berge zu. Aber bald kommt ihm die Oede und Armseligkeit seiner Beschäftigung und seines Daseins zum Bewußtsein. Von dem Vater trennt ihn eine unüberbrückbare Kluft in Denken und Empfinden; er fühlt sich verwaist und einsam.

Im Traum erscheint ihm Zeus, er ruft ihn zu sich, nicht länger möge Ganymed zögern: „Ein Wort von dir, und dich umfängt die Liebe“. Ganymed gedenkt der letzten Worte von Erast, er eilt auf den Berg, der Adler Gutklau bringt ihm den Lorbeerkranz. Ganymed weiß jetzt, daß Zeus — Erast ihn aufnehmen wird.

Inbrünstig betet er zum Gott.

„Da, plötzlich, fühlt vom Sturm er sich getragen,
Auf weichen Fittichen hebt er ihn sanft empor,
Bis sich zwei Götterarme hilfreich um ihn schlagen,
Ein Göttermund ihm zärtlich raunt ins Ohr:
Willkommen, Seliger! Das Alte ist vergangen,
Und neue Liebe blüht, dich ewig zu umfangen!“
(S. 281)

Das Gedicht endigt mit folgenden Versen:

„O würd' auch uns nach rasch verträumtem Leben
Solch einer Heimkehr grenzenloses Heil
Von einem Gotte, der uns Freund, gegeben —
Kein Pfad dahin erschien' uns übersteil!
Der Wunsch schon wirkt, daß, wir uns höher heben,
Wird ihm Erfüllung oder nicht zu teil:
Wenn freudig wir dem Irdischen entfliehen,
Sind würdig wir, zum Frieden einzuziehen!“
(S. 282)



Das Poem von Geißler ist ein Gemisch von erhaben gedachten Stellen einer- und von Parodie und Travestie andererseits.

Die Liebe von Zeus zu Ganymed wird zwar als eine von Sinnlichkeit nicht freie, aber edle Leidenschaft besungen und die Scenen zwischen den Beiden tragen auch den Stempel aufrichtiger Empfindung und teilweise schöner Lyrik.

In der Schlußstrophe des neunten Gesanges wird sogar die Sehnsucht und Liebe Ganymed's zu dem Gott symbolistisch gedeutet und damit versucht, dem ganzen Gedichte eine symbolistische Bedeutung zu geben, auf die man schwerlich ohne diesen unvermittelten Hinweis gekommen wäre. Auch einige gut beobachtete psychologische Züge in der Entwicklung der homosexuellen Natur Ganymed's sind zu loben wie z. B. seine Freude an Weiberkleidung, seine Abneigung gegen männlichen Sport. In der Hauptsache jedoch entbehrt das Buch eines tieferen Gehalts.

In allzu ermüdender Breite wirken Begebenheiten und Episoden, entrollt mit einem Stich ins Burleske, das oft verblüffend wirkt und zur Frage berechtigt, ob die Wiedergabe der schönen Bildnisse des Zeus von Otricoli und des vatikanischen Ganymed's in dem an Offenbach's Operettenlibretti erinnernden Gedicht am Platze war.

Denn in Offenbachsche Verkleidung sind Geißler's Götter und Menschen gehüllt, bei der das Erhabene und Lächerliche fortgesetzt sich kreuzt und in einander übergeht.

Wenn Geißler ohne höhere Absichten lediglich ein amüsantes Gedicht hätte geben wollen, dann würde man an den anachronistisch-parodistischen Streiflichtern, die er auf heutige Zustände in Heine'scher Atta Troll-Manier wirft und an seiner teilweisen Damenkomikerlyrik ehrlicheren Gefallen finden können.

Jedenfalls würde es gewagt sein, wollte man den „Künstlertraum" Geißler's einen künstlerischen Traum nennen, aber als eine vergnügliche Lektüre kann man das Buch immerhin empfehlen.

Gide, André: L'Immoraliste (Verlag, Mercure de France 1902. 257 S.)

Michel, der Sohn eines früh verwitweten Gelehrten, hat sich in seinem 24. Lebensjahr seinem Vater zu Liebe an dessen Sterbebette verlobt. Er heiratet seine Frau, Marceline, ohne Liebe, aber da er noch kein anderes Weib geliebt hat, „genügt ihm dies als Gewähr des Eheglücks und da er sich selbst nicht kennt, glaubt er ganz sich seiner Frau hinzugeben", er bringt ihr Zärtlichkeit und Achtung entgegen.

Michel hat sich frühzeitig einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt verschafft. Seine Natur war ganz in dem Studium aufgegangen. So hatte er das 25. Lebensjahr erreicht, ohne etwas anderes als Ruinen und Bücher geschaut zu haben, des wirklichen Lebens unkundig. Auf seiner Hochzeitsreise nach Algerien erkrankt Michel schwer an Blutsturz. In Biskra nehmen die Eheleute Aufenthalt.

Dort beginnt Michel's Interesse für die jungen Araber zu erwachen. Zuerst zieht der kleine Bachir, den Marceline in das Krankenzimmer mitgebracht, seine Aufmerksamkeit auf sich. Die kindliche Grazie des Jünglings entzückt ihn. Als Bachir am andern Tage nicht wiederkehrt, empfindet Michel zum ersten Male Langeweile; er läßt den Jungen holen und schaut seinen Holzschnitzereien zu. Bachir schneidet sich in den Finger und lachend leckt er die Wunde ab.

> „Seine Zunge war rosig wie die einer Katze. Ach! welche Gesundheit der Junge hatte! Das also war es, was mich in ihm entzückte." [1]). (S. 39).

Tags darauf nimmt Michel an dem Kegelspiel des Jungen Teil. In Folge der Anstrengung speit Michel in der Nacht wieder Blut. Michel sieht jetzt die Gefährlichkeit seiner Lage ein, sein erster Blutsturz hatte ihn nicht so geängstigt, ihn ziemlich gleichgültig gelassen. Aber er beginnt das Leben zu lieben und faßt den Vorsatz, nunmehr um jeden Preis zu gesunden. Seine einzige Pflicht, sein einziges Ziel soll seine Genesung, seine Gesundheit werden.

> „Für gut war zu halten, gut war zu nennen, alles was mir heilsam war, dagegen mußte alles vergessen, zurückgewiesen werden, was nicht heilte" (S. 43).

[1]) Der Roman ist in der Ichform geschrieben.



Dank der strengen Hygiene und Diäthik, dank der sorgfältigen Pflege bessert sich Michel's Zustand. Er kann wieder mit seiner Frau ausgehen. Wieder interessieren ihn die jungen Araber, denen er begegnet, aber in Gegenwart seiner Frau empfindet er eine gewisse Scham sie anzureden.

Die Genesung Michel's nimmt zu. Bald besucht er die schönen Gärten der Umgebung mit Marceline, dann allein. Alle seine Sinne leben auf in dem herrlichen Klima und der blühenden Vegetation. Den schönen Lassif, den Ziegenhirten, der wunderbar die Flöte spielt, lernt Michel kennen und zahlreiche andere junge Araber. Sie begleiten ihn oft, er gibt ihnen Geldstücke, schaut ihren Spielen zu und läßt sie in seine Wohnung kommen. Als die schlechte Witterung ihn an das Zimmer bannt, sind es die Spiele der Jungen, die allein ihn zerstreuen.

Beim Beginn der heißen Jahreszeit reisen Michel und Marceline nach Sizilien. Michel's Nerven sind gekräftigt, seine kranke Lunge geheilt. Er fühlt sich körperlich und geistig ein anderer Mensch.

> „Es war mehr als eine Genesung, es war eine Vermehrung, ein Zunehmen des Lebens, der Zuzug eines reicheren, wärmeren Blutes in den Adern“ (S. 80).

Er entdeckt in sich den ursprünglichen, urwüchsigen Menschen, den Erziehung und Studium verdeckt hatten. Seine Gelehrsamkeit stört ihn in dem Genuß der schönen Natur, seine bis jetzt geliebten historischen Studien scheinen ihm ohne Beziehung zu seinem Ich.

In Sorrent hat er Gelegenheit, seine neue Kraft zu erproben, indem er seine Frau aus einer Lebensgefahr durch energische Züchtigung eines trunkenen Kutschers rettet.

Zum ersten Male in Italien, besitzt er wieder seine Frau und zum ersten Male mit sinnlichem Genuß. Es war eine eigentliche Hochzeitsnacht.

Michel denkt allmählich wieder an geschichtliche Studien. Aber die abstrakte und kühle Betrachtung der Vorgänge hat keinen Reiz mehr für ihn, die Philologie und Geschichte ist ihm nur noch ein Mittel, um Leidenschaften, um das pulsierende Leben kennen zu lernen.

Er will die letzten Jahre des Gothenreichs studieren. Aber am meisten zog ihn die Gestalt des jungen Königs Athalarich an.

> „Ich stellte mir diesen 15jährigen Knaben vor, der heimlich von den Gothen angestiftet, sich gegen seine Mutter Amalasuntha empört, seine lateinische Kultur verschmäht, die Kultur, wie ein Pferd sein störendes Geschirr abwirft und die Gesellschaft der ungeschlachteten Gothen derjenigen des alten und allzu weisen Cassiodorus vorziehend einige Jahre mit den



rauhen Günstlingen seines Alters ein kraftvolles, wollustreiches und schrankenloses Leben führt, um 18 Jahre alt ganz verdorben, ganz trunken von Ausschweifungen zu sterben.“

„In diesem tragischen Streben nach einem wilden und urwüchsigen Zustand fand ich etwas von dem, was Marceline lächelnd meine „Krisis“ nannte.“ (S. 101).

Michel wird eine Professur im Collège de France angeboten. Er nimmt sie an und lebt noch zuvor einige Monate auf seinem großen Landgut in der Normandie. Die ersten Wochen fühlt sich Michel dort völlig glücklich. Seine innere Unruhe hat sich gelegt, er arbeitet in völliger Ruhe und Zufriedenheit. Marceline ist schwanger, er umgiebt sie mit doppelter Liebe und Zärtlichkeit.

Karl, der Sohn des Gutsverwalters Bocage, ein schöner 17jähriger Bursche, erweckt das Interesse von Michel, der sich mit ihm befreundet und täglich lange Spazierritte mit dem sympathischen Jungen unternimmt.

Im Winter beginnt Michel seine Vorlesung in Paris. Er verteidigt darin seine Anschauung, daß die Kultur, die durch das Leben erzeugt sei, schließlich die Ursprünglichkeit und das Leben töte.

Ein Bekannter, Ménalque, der Individualist, der jeden Zwang, jedes Prinzip haßt und nur seiner Natur folgt, jede Handlung, die er mit Freuden ausführt, als berechtigt betrachtet, bekräftigt Michel in seinen neuen Anschauungen und hilft ihn sich über sich klar zu werden.

Marceline erkrankt schwer in Folge einer gefährlichen Frühgeburt.

Als sich ihr Zustand gebessert, ziehen Michel und Marceline wieder auf das Landgut. Michel meidet möglichst die Gäste, die zum Besuch bei ihm weilen. Die Gesellschaft der ländlichen Arbeiter und der Naturburschen bereitet ihm mehr Vergnügen.

Einer besonders zog ihn an:

„Er war ziemlich schön, groß, kein Tölpel, aber nur durch den Instinkt geleitet, er handelte stets plötzlich und gab jedem vorübergehenden Impuls nach. Vorzüglicher Arbeiter während zweier Tage, betrank er sich am dritten zu Tode.

Eine Nacht schlich ich mich in die Scheune um ihn zu sehen: er hatte sich in das Heu gestreckt; er schlief seinen Rausch aus. Wie lange habe ich ihn betrachtet.



Eines Tages ging er weg, wie er gekommen war. Ich hätte gern gewußt auf welche Wege —" (S. 184).

Karl, der Sohn von dem Verwalter, hat sich verändert.

„Ich sah an Stelle von Karl einen törichten Herrn herein kommen, bedeckt mit einem steifen Hute. Gott! wie war er verändert . . . Als man die Lampe brachte, sah ich mit Ekel, daß er seinen Backenbart hatte wachsen lassen." (S. 187).

Die zwei Söhne des Holzhändlers Heurtevent erwecken Michel's Interesse.

„Sie sahen wie Spanier aus und hatten wildes Blut in den Adern. Sie schienen stolz und ich konnte kein Wort aus ihnen herausbringen."

Dagegen spricht Michel öfters mit Bute, einem Hilfsarbeiter,

„der vom Regiment ganz verdorben — was den Geist anbelangt, denn mit seinen Körper verhielt es sich vorzüglich — zurückgekehrt war." (S. 190).

Mit Vergnügen lauscht Michel den Skandalgeschichten, die er ihm über die Einwohner des Dorfes erzählt, besonders über die Verhältnisse der in schlechtestem Rufe stehenden Familie Heurtevent.

Durch Bute erfährt auch Michel, daß Bocage noch einen Schlingel von Sohn hat, den junge Alcide, der strickelt.

Michel gelingt es mit Hilfe von Bute Alcide beim Wildern zu fassen. Aber statt zu grollen, vergnügt sich Michel damit, gemeinsam mit Alcide die Stricke zu stellen und Wild zu fangen.

Als Bocage erfährt, daß Michel mit den Wilddieben gemeinsame Sache macht, droht er das Gut zu verlassen.

Michel, seiner eigenen Handlungsweise sich schämend, beschließt das Gut überhaupt zu verkaufen. Mit seiner Frau geht er nach der Schweiz. Noch einmal sucht er eine Stütze in der Liebe zu seiner Frau.

Zwei Wochen lang bleiben sie in St. Moritz. Michel zeigt sich immer als der liebevollste, zärtlichste Gatte.

Die Änderung in seinem Charakter schreitet aber fort.

„Jeder Tag weckt in mir das dunkle Gefühl unberührter Reichtümer, welche die Kulturen, die Sitten, die Moral bedeckten, versteckten, unterdrückten". (S. 221)

Die Atmosphäre der ruhigen spießbürgerlichen Schweiz wird ihm zuwider. Im Frühjahr geht er mit seiner Frau nach Italien, wo er neu aufatmet.

Sie besuchen Florenz, Rom, Neapel. Marceline wird durch die fortwährenden Aufenthaltswechsel ermüdet, am meisten ermüdet sie aber die Angst, Michel's Gedanken zu erraten.

„Ich verstehe wohl, sagt sie eines Tages, Ihre Lehre — Sie ist vielleicht schön, aber sie beseitigt die Schwachen.“ (S. 217.)

Michel liebt trotz allem Marceline. Niemals schien sie ihm so schön wie jetzt, wo die Krankheit ihre Züge verfeinert und wie verzückt hatte. Er umgibt sie mit der größten Fürsorge.

Aber sein unbestimmtes Sehnen, sein innerer Drang nach Lust und Leben dauern fort. In Palermo hat er Gelegenheit, mit einem jungen Kutscher, der ihn an die Bahn fährt, zu sprechen.

„Es war ein kleiner Sizilianer aus Catana, schön wie ein Vers von Theocrit, herrlich . . . schmackhaft wie eine Frucht.

„Comè bella la Signora!“ sagte er mit seiner reizenden Stimme, indem er Marceline, die sich entfernte, nachschaute. — „Anche tu sei bello ragazzo,“ antwortete ich, und da ich gegen ihn hingelehnt war, konnte ich mich nicht enthalten, und ihn an mich ziehend, küßte ich ihn. Er ließ es lächelnd geschehen.

„I Francesi sono tutti amanti,“ sagte er.

„Ma non tutti Italiani amati,“ entgegnete ich, gleichfalls lachend. Ich suchte ihn alle die folgenden Tage, aber konnte ihn nicht wieder finden“ (S. 233).

In Syracus weilten sie acht Tage.

„Alle Augenblicke, die ich nicht bei Marceline verbrachte, verbrachte ich in dem alten Hafen.

O der kleine Hafen von Syracus! Geruch des sauern Weines, schmutzige Gäßchen, stinkende Kneipen, wo die Ablader, Vagabunden, trunkene Matrosen sich herumtrieben. Die Gesellschaft der schlimmsten Leute war mir erfreuliche Gemeinschaft. Und was hatte ich nötig ihre Sprache gut zu verstehen, wenn mein gesamtes Wesen sie genoß. Die Brutalität der Leidenschaften nahm in meinen Augen einen heuchlerischen Schein von Gesundheit und Kraft an.

Ach! ich hätte mit ihnen unter den Tisch rollen wollen und dann morgens erwachen . . .

Ich hätte ihnen nachfolgen wollen und in ihren Rausch eindringen . . . Dann plötzlich tauchte Marceline's Bild auf. Was machte sie in diesem Augenblick. Sie litt, weinte vielleicht . . . . Ich stand schnell auf, lief nach Hause“. (S. 235.)

Marceline wird kränker. Michel redet sich ein, sie brauche mehr Licht und Wärme, sie gehen nach Tunis.



Nach langer Reise kommen sie nach Biskra.

Die Jungen, die Michel früher gekannt, sind völlig geändert und in alle Richtungen zerstreut.

Der Eine, Moktir, kommt eben aus dem Gefängnis, wo er wegen Diebstahl eine Strafe verbüßt.

Michel nimmt ihn mit nach Toggourt, wohin er und Marceline weiterreisen.

Michel fühlt, daß die Änderung in seinem Innern immer mehr fortschreitet.

> Seine Liebe zur Kunst und Schönheit schwindet, um „etwas Neuem Platz zu machen.“ „Es ist nicht mehr wie früher die lächelnde Harmonie . . . Ich weiß nicht mehr, welchem finstern Gott ich diene. O neuer Gott! giebt mir die Möglichkeit, neue Rassen, unverhoffte Arten der Schönheit kennen zu lernen“ (S. 245).

In Toggourt bringen Michel und Moktir den Abend in einem maurischen Café zu, Michel giebt sich einer Maurin hin. Als er in das Hotel zurückkehrt, findet er Marceline am Äußersten, sie stirbt in seinen Armen.

Michel läßt sich in El Kantara nieder.

Ein junger Araber hält ihm Gesellschaft. Seine Schwester, welche im Winter in Constantine ihren Leib verkauft, war die ersten Wochen seine Beischläferin. Aber als der Junge sich darüber ärgerlich zeigte, wohl aus Eifersucht, hat Michel zum Teil aus Angst Ali zu verlieren, das Mädchen fortgeschickt.

> „Sie ist nicht darüber bös geworden; aber jedesmal wenn ich sie antreffe, lacht sie und scherzt, daß ich ihr den Jungen vorziehe. Sie behauptet, daß er es hauptsächlich ist, der mich in El Kantara zurückhält. Vielleicht hat sie ein wenig recht“. (S. 257.)

Der Roman bietet großes Interesse. Er stellt den Fall einer tardiven Homosexualität in geradezu meisterhafter Weise dar. Das homosexuelle Empfinden Michel's, welches vor seiner Heirat nicht hervortrat, ist eigentlich nicht erworben, sondern nur geweckt worden. Michel hat niemals das Weib geliebt und auch ohne Liebe seine Frau geheiratet. Sein homosexueller Trieb hat eine bei vielen Homosexuellen charakteristische Färbung, die Richtung auf das Naturwüchsige, Kraftvolle, auf die Typen, welche die größte Gegensätzlichkeit zu bieten vermögen.



Die homosexuellen Momente sind in dem Roman nicht in dem Maße in den Vordergrund gerückt, wie ich dies in meiner Inhaltsangabe getan habe, vielmehr in der Darstellung des gesamten psychischen Werdegangs Michel's, als Teilerscheinungen der in seinem Wesen vorgehenden Änderung eingeflochten.

Gide will seinem Roman einen tieferen Untergrund geben und kleidet philosophische Gedanken, bei welchen deutliche Anklänge an Nietzsche nicht zu verkennen sind, in die Schilderung des Lebensschicksals seines Helden.

Michel kann stellenweise als Vertreter des Individualismus, als Typus charakteristischer Eigenart gelten, der das Recht des Auslebens jeder Persönlichkeit, die Entfaltung jedes nach Schönheit, Kraft und Glück lechzenden Gefühls verkündet, ohne Rücksicht auf die herrschenden Sitten, auch wenn sie dem Landläufigen und Üblichen ins Gesicht schlagen.[1])

Aber diese ganze philosophische Betrachtung ist doch nur Beiwerk, gleichsam um der Empfindungsweise Michel's die Berechtigung zu erwerben, das Odiöse von ihr zu nehmen.

Die Homosexualität von Michel ergibt sich keineswegs als notwendiger Ausfluß des schrankenlosen Individualismus und hat auch nicht als solcher geschildert werden sollen.

Tatsächlich ist es umgekehrt die neue Gefühlsweise Michel's, welche eine andere Weltanschauung in ihm erzeugt.

Die furchtbare Umwälzung, die in einem in den hergebrachten Anschauungen und den Geleisen der Durch-

---

[1]) Hauptsächlich nur diese Bedeutung: „Das Streben nach Freiheit und Wahrheit der ihre Fesseln abwerfenden, ihrer ureigenen Individualität gehorchenden Seele — hebt Lucie Delarue-Mardrus in einer Besprechung des Romans in der Revue blanche vom 15. Juli 1902 hervor.")

schnittsmoral aufgewachsenen Menschen das Erwachen und die Entwicklung des ihm bisher unbewußten homosexuellen Triebes hervorbringen muß, ist es, welche Michel's gesamte Betrachtung der Welt, seinen Gesichtskreis, seine Begriffe von Gut und Böse, von Erlaubtem und Verbotenem, ins Wanken bringt und ummodelt.

Die Metamorphose, die sich in Michel's Natur vollzieht, ist trefflich gezeichnet: Die Andersgestaltung seines ganzen Denkens, Fühlens und Wollens, die sich in den verschiedensten Begehrungen und Handlungen kundgibt, das langsame Abbröckeln des früheren Menschen, der Kampf des gährenden Triebes mit der Anhänglichkeit zu der Gattin und der schließliche Sieg des gleichgeschlechtlichen Gefühls, nachdem sich Michel's Unruhe gelegt, sein unbestimmtes Sehnen endlich den fixen Pol gefunden und ein junger Araber ihn dauernd und reuelos fesselt.

Der homosexuelle Trieb hat sich bei Michel aus Anlaß seiner Brustkrankheit durchgerungen.

Diese Entwicklungsursache scheint tatsächlich in der Wirklichkeit manchmal vorzukommen.

So schildert Krafft-Ebing Fälle von tardiver Homosexualität als Folge von Krankheiten. Mir selbst ist ein solcher Fall bekannt. Der Mediziner wird überhaupt gern dazu neigen, Homosexualität für eine Krankheit, eine krankhafte infolge einer Nervenschwäche zum Durchbruch gelangende Erscheinung zu erklären und von diesem Gesichtspunkt aus wäre auch Michel ein Kranker.

Seine Unruhe, Unbeständigkeit, seine wechselnde Stimmung, seine plötzlichen, seiner früheren Natur widersprechenden Impulse würde ein Mediziner vielleicht gerade als Zeichen von Neurasthenie deuten.

Im Sinne von Gide sollen die Symptome nur die Äußerungen neuer Kraftfülle, neuen gährenden Lebens, keimender Sinnlichkeit sein, aus denen die homosexuelle



Liebe als eine aus der tiefsten Natur von Michel entspringende Empfindung hervorgeht.

In einer Besprechung des Romans im Mercure de France rügt es Rachilde, daß Gide die Homosexualität seines Helden infolge einer Krankheit sich entwickeln lasse und daher nur ein pathologischer Fall vorliege.

Dabei übersieht jedoch Rachilde, daß Gide gerade die Krisis des tardiven Homosexuellen darstellen wollte und deshalb die Homosexualität aus einem bestimmten Anlaß zur Entwicklung gelangen lassen mußte, wollte er nicht entweder einen gewöhnlichen geborenen Homosexuellen schildern, bei welchem dann die interessante Studie der sich ändernden Natur wegfallen mußte, oder einen Heterosexuellen darstellen, der homosexuelle Experimente vornehmen will; in letzterem Falle wäre dann eine ganz andere psychologische Studie in Betracht gekommen.

Die Sprache von Gide ist von klassischer Schönheit: einfach, concis, präcis, ohne unnütze Ausführungen, dabei flüssig, wohllautend, harmonisch. Vieles begnügt sich Gide nur anzudeuten, Pathos, hohle Phrasen vermeidend, Takt, Maß, Geschmack sind bei seinem Stil zu loben.

Der Roman gehört stilistisch und inhaltlich zum Besten der homosexuellen Literatur überhaupt.

Gossez, A. M.: Six attitudes d'adolescent (Verlag „Le Beffroi“ Lille) 1902. Gedichte.

Das Buch von Gossez konnte ich mir leider nicht verschaffen, da dasselbe vergriffen ist.

Ich bringe daher lediglich die im Mercure de France Januarnummer 1902 enthaltene Besprechung des Werkes aus der Feder von Pierre Quillard (S. 180). Quillard berichtet wie folgt etwa: Gossez habe geglaubt, die antiken Epheben wieder aufleben lassen zu dürfen, jene herrlichen Epheben, so schön, daß ihre Liebhaber den harmonischen Abdruck ihrer Körper auslöschten, wenn sie sich auf den goldigen Sand hingestreckt, damit keine Begierde in den Seelen derer erwache, die später den Strand beträten. Gossez habe jedoch den schönen Jüngling in einem andern Land und einem anderen Milieu besungen.



Die Welt habe sich aber seit Achilles und Patroklos geändert und manche damals heroische Leidenschaft würde heute nur noch in krankhaften Gehirnen überleben.

Gossez wisse dies und verstehe es: Das Schlußsonett bringe am besten seinen wahren Gedanken."

Ob Gossez wirklich die homosexuelle Liebe als ein Produkt kranker Gehirne darstelle, kann ich nicht beurteilen, möchte es aber aus dem Bericht von Quillard über die Absicht des Buches „die antiken Epheben wieder in moderner Gestalt aufleben zu lassen" bezweifeln. Es scheint mir, daß Quillard eher seine eigene Auffassung zum Ausdruck bringt, die den Beweis schuldig bleibt, warum in Folge der Änderung der Zeiten und Verhältnisse ein früher gesundes Gefühl als ein krankhaftes zu gelten habe.

Hamecher, Peter: Zwischen den Geschlechtern[1]) (Zürich: Verlag von Cäsar Schmidt 1901).

Zunächst Bekenntnis Hamecher's von seiner eigenen angeborenen Homosexualität, dann Ausfälle gegen die hergebrachte Heuchelei, welche homosexuelle Liebesgefühle in Dichtungen als Freundschaften auslege und besonders auch die Natur der Freundesliebe der alten Griechen verkenne.

Aus der nun folgenden Besprechung homosexueller Werke hebe ich hervor:

Beim Wiener Kitir betont Hamecher sein hellenisches Empfinden und seine lyrische Eigenart; Kitir gäbe nicht die reine Empfindung wieder, sondern lasse aus den äußeren Umständen, die er schildere, die Stimmung entstehen. In seinen Anschauungen über griechische Liebe reiche Kitir Kupffer die Hand. Beiden sei sie die Offenbarung höchster Macht und Schönheit. Kitir gehe sogar noch weiter. Ihm seien die Neuen Hellenen die „Boten einer neuen Zeit, die lenzgewaltig naht voll Kraft und Jugend". Aber er leugne nicht, wie Kupffer, das weiblich-weiche träumerische Empfinden in der Seele des Uraniers.

---

[1]) Der erste Teil des Buches, eine kritische Besprechung einer Anzahl homosexueller oder homosexuellartiger Werke, gehört nicht in die reine Belletristik, da es sich jedoch um ein ausführliches Eingehen auf belletristische Erzeugnisse handelt und da der 2. Teil eine Anzahl von Gedichten enthält, habe ich das Buch an dieser Stelle aufgenommen.



Die homosexuelle Gefühls-Nüance, nicht im Sinne von ausgesprochener Männerliebe, sondern das passive, weiche, träumerische, leise müde Dahingleitende, finde sich bei einem überwiegenden Teil Jung-Wiener Poeten und auch bei verschiedenen anderen Lyrikern jüngerer Dichtung. Bei Dauthendey springe das weiblich Passive ganz sinnfällig ins Auge.

Die unter „Jung-Wien“ gekennzeichnete Poesie sei der Widerspruch der von Kupffer verherrlichten kraftvollen Männlichkeit; der Gegensatz der griechischen Knabenliebe und der Liebe eines Michel-Angelo, Shakespeare, Friedrich II. Das richtige Gegenteil dieser Männer sei auch der verbummelte Fontana, den der junge Wiener Hagenauer in seinem Roman „Muspilli“ einführe. Aber diese Gegensätze würden wenig für die Homosexualität im Allgemeinen sagen, Homosexualität sowie Heterosexualität seien verallgemeinerte Collektiv-Begriffe, deren jeder eine Reihe von Typen nach oberflächlichen, in die Augen springenden Merkmalen zusammenfasse. Daß sich gerade heute die Entartungserscheinungen unter den Homosexuellen häuften, läge einerseits an dem nervösen Charakter unserer suchenden, hastenden und tastenden Zwischenzeit, und zum andern, wohl nicht geringsten Teil an der höchst verächtlichen Stellung der Homosexuellen in der heutigen Kulturwelt.

Ein bedeutungsvolles Wort zum Punkte „Kindererziehung“ spräche Wedekind's „Frühlingserwachen“. Die ganze Brutalität, mit welcher die Kinder sich gegenseitig über die intimsten und heiligsten Angelegenheiten des Menschendaseins unterrichteten, und der Unverstand, mit welchem die Jugendbildner solchen Vorkommnissen begegneten, sei nie eindringlicher, überzeugender und lebensmächtiger dargestellt worden.

In der Weinberg-Scene des 3. Aktes habe der Dichter eine homosexuelle Knabenfreundschaft in herzinnigem, ergreifendem Bilde festgehalten.

Töne zärtlichster Freundesliebe finde Oscar Wilde in seiner Salome.[1])

Ausführungen über die weibliche Homosexualität in den Werken von Pierre Louys, bei Marie Madeleine, Dauthendey usw.

Die Auffassung der Lieblingminne bei Paul Scheerbart sei originell. Fast in jedem seiner Bücher erwähne er sie. Im „Tod des Barmekiden“, dem köstlichen arabischen Haremsroman, trete sie schlechthin als das orientalische Laster auf,

[1]) Wilde's Salome ist jetzt in deutscher Übersetzung im Verlag von Spohr erschienen, ebenso wie die meisten der Lustspiele des englischen Dichters (übersetzt von Pavia und Freiherrn von Teschenberg.)



während sie in den andern Büchern eine tiefere Bedeutung gewinne. Scheerbart sei vor allen Dingen Anti-Erotiker und Weltgeistanbeter. Er sei überhaupt ein Einsamer unter den andern Menschen.

Rückblickend auf die verschiedenen Schriftsteller der Homosexualität bemerkt Hamecher: Jeder scheine andere Abarten der Konträrsexualen vorzüglich beobachtet zu haben. Mit dem bloßen Sammelbegriff Homosexualität komme man nicht aus.

Bei vielen sei Homosexualität eine Krankheit, seelische und physische Ohnmacht, bei anderen außerordentliche Verfeinerung des Gesamtorganismus oder auch schon Suchen nach „parfums nouveaux;" bei anderen wiederum höchste Gesundheit und kraftvollstes Menschentum. Die Neurasthenischen und Krankhaften seien diejenigen, welche die Öffentlichkeit und die Ärzte am meisten beschäftigten.

An den literarischen Essay schließen sich 20 Gedichte Hamecher's an, in denen er Lebens- und Jugenderinnerungen, hauptsächlich aber Liebesgefühle zum Ausdruck bringt, Schmerz bei der Trennung vom Geliebten, Sehnsucht nach verlorenem Liebesglück u. s. w.

Wenn auch manches Gedicht durch besondere Originalität und Vollendung sich nicht auszeichnet, so gewähren doch viele den Eindruck des Selbsterlebten, Selbstempfundenen und haben Schwung und poetischen Rhythmus und erfüllen insofern die Grundbedingung der poetischen Darstellung. Am höchsten schätze ich das Gedicht „In großer Bängniß", in welchem Hamecher die seelische Verfassung des gerichtlich verfolgten Homosexuellen in ergreifender Einfachheit schildert. Das Gedicht erinnert im Tone etwas — und es bedeutet das nur hohes Lob — an Wilde's „Ballad of Reading Goal".

Ich führe einige Stellen aus dem Gedicht an:

Nun kommt auch mir die Stunde voll Leid,
sie werden mich führen wie Gottes Sohn
gebunden, gefesselt, den Menschen ein Hohn,
ein Mensch, dem sein Feind nur noch treu.

. . . .

Ich werde unsäglich einsam sein.
Es gab wohl einmal eine Zeit,
da sehnt' ich mich manchmal nach Einsamkeit,



nach einem Erdwinkel keusch und rein,
wo ich ungestört vom Gafferschwarm
die Tage verträum' in des Liebsten Arm.

. . . .

Bleib fest! halt hoch den heiligen Hort!
Sie schlagen nur den Leib in Banden —
Doch weithin, wie ein Donnerwort,
wirkt deine Liebe mächtig fort
in Herzen, die treulich sich fanden.

(S. 100—102.)

Schalkhaft, lustig, im Tone gut getroffen ist „Groß-stadt-Liebe" die Trennung des Dichters von einem effeminierten städtischen Homosexuellen und seine Sehnsucht nach einem kräftigen Naturburschen besingend.

Wieder andere Klänge enthalten z. B. „An mein Herz" voll frischer Natürlichkeit oder „Neue Kreise", dessen zweiter Teil glühende Leidenschaft atmet.

Keine Lieder mag ich mehr hören
und nie ein Gedicht wieder lesen
Alles ist schaal
von deines Mundes bebenden Reimen
von deiner Stimme süßer Musik.

Wiegend und leicht wie schmeichelnde Verse
ist deines Leibes wogender Rhythmus,
und das Lächeln um deinen Mund
jagt mein Blut
knisternd empor zu tollstem Entzücken.

(S. 104.)

Nach einer Übersetzung in Prosa von Verlaine's homosexuellem Gedicht: „Laeti et Erabundi" aus „Parallèlement" schließt Hamecher mit allgemeinen Erörterungen über Homosexualität (S. 121—133).

Man habe das Angeborene der homosexuellen Neigung bestritten und Bekannte von Hamecher hätten z. B. ihm eingewandt, er habe sich die Sache allmählich angelesen und durch Autosuggestion erworben.

Ein unbefangener Blick in die Natur zeige, wie viele Abweichungen von der Norm und Zwischenstufen vorhanden seien. Die relativ große Anzahl der Homosexuellen beweise, daß es sich nicht um ein unnatürliches Laster übersättigter Lebemänner handele. Kein Gesetz und keine Predigt habe je



vermocht die homosexuelle Liebe auszurotten. Er, Hamecher, habe erst, als sein Liebesempfinden längst ausgeprägt gewesen, Kenntnis vom Uranismus erhalten. Er habe, als er zu dichten angefangen, sich mancher Genüsse beim Weibe gerühmt, nie aber ein solches berührt.

Die Heterosexuellen, soweit sie die Homosexuellen nicht direkt bekämpften, blickten halb mitleidig, halb verächtlich auf die Homosexuellen herab.

Sie seien die Vielen; deshalb aber nicht die Höheren. Ihre Anbetung des Weibes schwände, wenn Schönheit und Jugend der Frau vorüber.

In homosexuellen Verhältnissen käme vielfach ein inniges zärtliches Zusammenhalten vor, wie es bei vielen Heterosexuellen nicht das Gewöhnliche sei.

Hamecher wendet sich zum Schluß an die Homosexuellen: Mit Unrecht hätten sie sich die Enterbten des Liebesglücks genannt. Wenn sie unter Liebe die Hinneigung, das Zusammenstehen und immer innigeres Ineinanderwachsen-Wollen gleichgestimmter Seelen verständen, dann seien viele Menschen, ob homo- oder heterosexuell, vom Liebesglück ausgeschlossen.

„Bemüht Euch, ein Ideal der Lieblingminne in Euch auszubilden," ruft Hamecher den Homosexuellen zu. „Bemüht Euch, durch ernstes Wirken die Achtung der Gegner zu erzwingen. Legt Eure Feigheit ab und bekennt Euch offen und frei zur großen Liebe des Plato. Aber haltet auch Eure Liebe hoch. Dann werden die Gefahren, die Euch umdrohen, von selbst verschwinden".

Diese Schlußbemerkungen Hamecher's sind kluge und beherzigenswerte Worte, die manche Homosexuelle beachten mögen; im allgemeinen tragen aber die Schlußseiten von Hamecher's Buch einen etwas feuilletonistischen Charakter, namentlich mißfällt mir der etwas vulgäre Ton einiger Stellen.

Den bedeutendsten Teil des etwas buntscheckig zusammengesetzten Buches bildet die Besprechung der homosexuellen Literatur. Zwar ist der Gedankengang oft sprunghaft, so daß der Eindruck des Unzusammenhängenden hervorgerufen wird. Auch tritt das rein Persönliche in dilettantischer Weise hervor, ferner stören längere Excurse über Gesichtspunkte, welche für weitere



Kreise wenig Interesse haben, wie z. B. die Ausfälle gegen Brand.

Doch hindert dies nicht, daß der Essay eine verdienstvolle Studie bildet. Zum ersten Mal — abgesehen von der Bibliographie des Jahrbuches — ist das Homosexuelle in der modernen Literatur erforscht: Hierbei entwickelt Hamecher ein kritisches Verständnis, das nicht an der Oberfläche haften bleibt, sondern in die Dichtung tiefer eindringt, und nicht nur das Homosexuelle, sondern das homosexuell Verwandte aufdeckt, nicht nur das grob in die Augen Springende, sondern die Nuancen und Schattierungen zu begreifen versteht.

Ein lebendiger und geistreicher Stil und eine kolorierte Darstellungsweise sind Hamecher eigen. Nur berührt manchmal unangenehm eine gewisse Nachlässigkeit im Stil sowie eine öfters saloppe Ausdrucksweise.

Hamecher hat sich als feinfühliger Kritiker homosexueller Literatur erwiesen.

Wenn er Selbstzucht übt, auf sorgfältigeren Ausdruck, straffere Komposition und logische Durcharbeitung achtet, wird man noch interessante literarisch-kritische Produktionen auf homosexuellem Gebiete von ihm erwarten dürfen.

Eine günstige Besprechung des Buches von Robert Jansen (Köln) findet sich in der Zeitschrift: „Stimmen der Gegenwart“ (Herausgegeben von Beyer und Boelitz. Eberswalde, Verlag Dyck) No. 9. 1901.

Jansen sagt gegen Ende seines Aufsatzes mit Recht: „Mögen wir einen Standpunkt (bezüglich der Homosexualität nämlich) annehmen wie wir wollen, Hamecher zwingt uns, an seine Persönlichkeit zu glauben.“

Kupffer, Elisar v., Auferstehung: irdische Gedichte. 2. Auflage. (Leipzig, Verlag von Max Spohr, 1903).

In dieser Sammlung von 119 Gedichten tragen etwa 25 homosexuelles Gepräge. Dieselben lassen sich in verschiedene Kategorien einteilen:



1. Drei knüpfen an historische Begebenheiten an. Die Gedichte:

a) **Antinous** S. 21: Die Klagen Hadrian's um den toten Antinous.

b) **Der einsame König** (Ein Lied des Hofnarren) S. 62, anspielend auf das Schicksal Ludwigs II. von Bayern.

c) **Der Lieblingsjünger** (Schon in Brand's, „Eigenem," sowie in der Sammlung Kupffer's, „Lieblingminne und Freundesliebe" veröffentlicht) S. 69, Betonung des Gegensatzes zwischen der Liebe von Jesus zu Johannes und der Freundschaft zu den übrigen Jüngern, den im letzten Vers Simon formuliert:

„Uns ist er Freund, doch jenen liebt er"

2. In zwei Gedichten werden die homosexuellen Gefühle durch den Anblick eines Bildnisses geweckt, nämlich in **Wiedersehen** S. 83 (Das Bildnis eines Syrinxspielers in Pompei) und in dem Gedichte **Lebendiges Bild** S. 109.

3. Häufiger gibt die Begegnung mit schönen Jünglingen Anlaß zu homosexuellen Ergüssen:

So in **„Pompejanische Idylle"**, wo auch schon die Erinnerung an die Antike homosexuell wirkt.

Bajanisches Idyll: In dem Krater bei Baja begegnet dem Dichter eine Anzahl schöner Jünglinge; einer besonders weckt seine Aufmerksamkeit.

Im Peristylion (Träumerei) S. 45.

Siciliano (Eine lyrische Skizze) S. 75. In Pompei macht der Dichter die Bekanntschaft mit einem jungen Sicilianer.

Im Kurpark S. 90.

Kreuzt die Schönheit deine Pfade S. 110. Abermals ein schöner Jüngling, dessen Begegnung den Dichter entzückt.

4. Den Geliebten preisen

Hochzeitslied S. 69
Vor der Trennung S. 71.
Im Walde S. 84.
Zwiegespräch mit meinem Herzen S. 85.
Dem Liebenden S. 87.
Im Heim der Liebe S. 89.
Ein Oktobertraum S. 92.
Der Genesende spricht S. 103.

Liebling, wenn du betest
horchet Stern bei Stern
Liebling, wenn du betest,
horcht auch Gott dir gern.



Darum mußt auch danken
du, bin ich gesund
mußt ja sonst erkranken,
schweigt dein süßer Mund.

Was ich auch gelitten,
Wiegt es noch so schwer,
deine lieben Bitten
wiegen ja noch mehr.

Im Eifer der Liebe S. 107.
Ein Liebesbrief S. 115.
In der Märchenstunde S. 128.

5. Zwei Gedichte endlich lassen eine Deutung auf die verfehmte Stellung der Homosexualität in der heutigen Zeit zu:

Ungeweihte Liebe S. 48.

Die andern gedeihen ohne Sorgen,
gehütet, bewacht —
ich aber liebe verborgen
in schirmender Nacht.

Die andern prunken wie Rosen
an ihrem Spalier —
ich aber muß heimlich kosen
im Felde mit dir.

Mit ihrer Liebe sie immer
sich brüsten so laut,
die andern — denn ich bin nimmer,
bin nimmer getraut.

Kommende Zeiten S. 66.

Der Tag bricht an — der Tag der Liebe,
Da sich das Herz zum Herzen findet,
Die Macht der Finsternis entschwindet —
Und kommt er, daß er ewig bliebe!
Der Winter unsrer Welt zerstiebe!

Fluch aller stillen Lüsternheit!
Sie kommt, die neue Zeit!
(erste Strophe.)

Und sinkt die schamerlogene Hülle,
daß wir mit nackten Armen fassen,
wovon wir nicht in Träumen lassen,
dann waltet frei in bunter Fülle
der menscherlöste tiefe Wille.



Es kommt der Tag, der uns befreit —
sie kommt, die neue Zeit!
(letzte Strophe)

In seinen Gedichten besingt Kupffer offen und unverhohlen die Homosexualität.

Kein noch so findiger Kritiker wird bei ihnen den homosexuellen Charakter wegdeuten können.

Kupffer's Weltanschauung, wie sie aus seinem Buch hervorgeht, hat mit den alten Idealen und den alten Göttern gebrochen und in dem Streben nach irdischem Glück und irdischer Schönheit das Ziel des Menschen gefunden. Er kann daher auch nicht die Liebe als sündhaft fühlen, die ihm die Sonne und das Licht seines Daseins bedeutet.

Seine Poesie wie diejenige von Hamecher hat hauptsächlich symptomatischen Wert, sie beweist, daß nunmehr Dichter erstehn, die von der Natürlichkeit ihrer homosexuellen Liebe durchdrungen und das Urteil der Menge verachtend, ihre Gefühle mit derselben Freude und Selbstverständlichkeit poetisch darstellen wie die heterosexuellen Dichter die Liebe zum Weib.

Das Gefühl des Außergewöhnlichen und Verpönten — nur in einem Gedicht, dem herben und bitterschönen „ungeweihte Liebe" kommt letzteres zum Ausdruck — hat der Empfindung der Natürlichkeit der homosexuellen Liebe Platz gemacht.

Kupffer's Gedichte atmen weniger Kraft als Hamecher's Verse.

Die Poesie des letzteren wirkt unmittelbarer, besticht mehr auf den ersten Eindruck hin. Kupffer's Lyrik hat aber eine intimere Anmut, sie besitzt mehr Halbdunkel, mehr Feinheit, leisere, gedämpftere Töne. Bei wiederholter Lektüre erst erschließt sich ihr Reiz, und doch sind die Gedichte weit entfernt von komplicierter oder raffinierter Ausarbeitung, sogar den Vorwurf des Gegenteils möchte

man ihnen machen. Andererseits gelingt manchmal Kupffer ein einfacher, fast volkstümlicher Sang vortrefflich, wie in dem Gedicht: „Der Genesende spricht".

Jedenfalls wird man bei Kupffer ebenso wie bei Hamecher eine Hauptbedingung für den Dichter vorfinden: das Poetisieren von Selbsterlebtem. Ihre Gedichte sind keine poetische Uebungen, kein Spielen mit fremden Gefühlen, sondern Wiedergabe ureigensten homosexuellen Empfindens, welches bei Kupffer in so zahlreichen Variationen wie noch bisher bei keinem Dichter nach poetischer Gestaltung ringt.

Kupffer, Elisar v.: Sein Rätsel der Liebe. Novelle aus der Sammlung Doppelliebe. (Zürich, Caesar Schmidt, 1901).

Der junge Alfred, der auf dem Lande bei seinen Eltern einsam und zurückgezogen lebt, glaubt die schöne Schloßnachbarin Hedwig zu lieben. Hedwig hat Wohlgefallen an dem zarten Jüngling, sie scherzt und plaudert zwar mit ihm, aber Liebe empfindet sie für ihn nicht.

Die Ungewißheit, ob Hedwig ihn liebt, die Qual des vergeblichen Hofmachens, die Angst der Zurückweisung nach dem Geständnis der Liebe und die Scheu vor der befürchteten Demütigung peinigen Alfred.

Baron Roman von Ribberg, der ehemalige Gesandtschaftssekretär, der frühzeitig seinen Beruf aufgegeben, um meistens in Italien zu leben, kommt zu Besuch auf das Schloß. Hedwig empfängt ihn zuvorkommend und mit weiblicher Koketterie. Alfred empfindet Eifersucht und Neid gegen den gewandten weltmännischen Kavalier, und doch macht Roman, der Hedwig ihm entfremdet, einen nicht geringen Eindruck auf ihn.

> „Roman hatte beinahe etwas Geheimnisvolles in seinem Wesen und so gar nicht das gewöhnliche Äußere der galanten Herren von der Gesellschaft, weder war er herausfordernd schneidig, noch burschikos nachlässig, noch geziert." (S. 100).

Und dazu umgab ihn in Alfreds Augen der Nimbus des Vielgereisten, der Italien und den Orient besucht. Alfred, der verlegen bei Seite steht, vermag nur naiv-neugierige Fragen über Rom an Roman zu stellen. Aber Roman schien Alfred und seine frische eigene Art zu fesseln, er wollte ihn näher kennen



lernen. Abends als Alfred traurig dem Tanz zuschaut, frägt ihn Roman, warum er entgegen der Gewohnheit junger Leute seines Alters nicht tanze. Alfred kann selbst keine richtige Antwort finden.

Am Geburtstag von Hedwig sind Roman und Alfred wieder auf das Schloß eingeladen. Roman führt Hedwig zu Tisch, Alfred hat den Mut nicht gefunden, ihm zuvorzukommen, er fühlt sich von Hedwig verlassen und gekränkt.

Abends, als Alfred wieder traurig und verstimmt nicht tanzt, wundert sich Roman, dessen Blicke Alfred schon während des Tisches oft auf sich gelenkt sah, abermals über Alfreds Zurückgezogenheit. Er bittet ihn im Quadrille sein vis-à-vis zu sein. Nach dem Tanz veranlaßt Roman Alfred zu einem Spaziergang in den Garten. Roman bietet Alfred seine Freundschaft an, zartfühlend weiß er sein Inneres zu entziffern.

„Alfred erwarte, daß Hedwig ihm entgegenkomme; er hasse das Kokettieren des Weibes, er möge nicht den Tanz, das Werben, Fliehen und Aufsuchen. Weil die Frauen fühlten, daß er sich ihrem Bann zu entziehen suche, spendeten sie ihm keine Gunst und straften ihn mit Gleichgültigkeit."

Roman klärt Alfred über seine eigne Natur auf:

„Gar manche Übergänge gäbe es in der Natur, es heiße nicht bloß hie Mann — hie Weib. Was oft Mann scheine, sei doch in seinem Empfinden nicht nur das, was man insgemein männlich nenne, sondern auch weiblich.

> „Sie verlangen nach Hedwig, und doch bleibt sie Ihnen gleich fern," sagte Roman, „oder ist es nicht so?
>
> „Ich weiß nicht . . . Ich glaube . . ."
>
> „Lieber Alfred, was Sie eben befremdet, das kenn' ich, ich rede nicht von ungefähr so zu Ihnen. Es gab eine Welt und es gibt auch heute noch eine, in der das nicht so unverständlich seltsam ist. Sie wollen selbst begehrt sein, Sie schätzen und pflegen Ihr Äußeres, und Sie sind noch jung . . . Aber das ist mehr als ein weibliches Verlangen, das ist es, was Ihrem Glück fehlt."
>
> „Ich weiß nicht, was ich von mir denken soll!"
>
> „Daß Sie ein liebenswerter junger Mann sind, der um seiner Vorzüge willen begehrt sein möchte, weil er nun so empfindet, fühlt, weil die Natur ihn so geschaffen hat."
>
> Was Alfred so lange gequält hatte, ward ihm nun verständlich, obgleich ihn die Erkenntnis selbst befremdete.
>
> „Aber was soll ich . . .!"

> „Es ist wahr, Alfred, Sie wären nicht der Erste und Letzte, der an dieser seiner Natur zu Grunde ginge, weil der stumpfe Wahn der Unwissenheit sie hier verfolgt. Wäre Ihnen die Erkenntnis verschlossen geblieben, das Glück wäre Ihnen deshalb doch nicht gekommen, denn die Natur waltet auch blind; und wie Ihr Empfinden Sie bis jetzt meisterte, so würde sie es auch ferner tun. Sie hätten sich eines Tages doch erkannt und dann — dann wäre vielleicht kein Ausweg mehr gewesen. Wie viel Ehen wurden nicht so ein gebrochenes Glück!"

Alfred verzweifelt zuerst an sich und glaubt sich nun für immer unglücklich.

Aber Roman weiß ihn aufzurichten. Er solle mit ihm hinaus in die Welt. Auch er habe gelernt, zu spielen.

> „Ich weiß, viele würden sagen: du solltest lieber sterben, aber ich lache ihrer und lebe und liebe das Leben." (S. 115.)

Roman wird Alfred mit nach Italien nehmen, er ist reich genug für zwei. Getröstet und dem Leben und der Liebe des Freundes gewonnen, fällt ihm Alfred in die Arme.

Roman, der mehr als einmal seine Neigung Unwürdigen geschenkt, ist glücklich, den lang ersehnten, jungen, schönen und ihm ebenbürtigen Freund gefunden zu haben.

Wie in anderen seiner Werke erhebt sich auch hier Kupffer bei der Darstellung eines homosexuellen Problems über die Sphäre des Geschlechtlichen hinaus zu dem seelisch Interessanten und dem allgemein Gedanklichen.

Die Ursache der Homosexualität wird in allgemeinen psychologischen Erklärungen gesucht.

Alfreds Homosexualität, die zwar auf seiner weibischen Artung fußt, kommt doch nur zum Durchbruch, weil seiner Natur der männliche Werbungseifer und die energische Kampfeslust zur Eroberung der Geliebten widerstrebt und weil umgekehrt seine passive Natur in dem Entgegenkommen und der Werbung des Mannes Befriedigung und Ergänzung findet. Zugleich spielt ein anderer Gedanke mit: die Kränkung Alfreds in seinem männlichen Stolz durch das herzlose Kokettieren des

Weibes, die Furcht vor Demütigung, die Angst sich vor dem Weibe zu erniedrigen, die Scheu, ihr Sklave zu sein.

Ähnliche Gedanken und zwar viel deutlicher als hier kommen in Kupffer's Drama „Narkissos" zum Ausdruck. Hier liegen sie mehr zwischen den Zeilen als auf der Oberfläche.

Wenn man von dem allgemein psychologischen Gesichtspunkte absieht und mehr den Maßstab des individuell Psychologischen und Physiologischen anlegt, so erscheint die Homosexualität von Alfred und die Umwandlung seiner Gefühle nicht streng motiviert. Allerdings wird man davon ausgehen, daß Alfred eben zu den unbestimmten, auf der Grenze stehenden Naturen gehört. Alfreds Liebe zu Hedwig macht zwar den Eindruck einer mehr auf Selbstbetrug und Einbildung beruhenden Neigung als einer wirklichen Leidenschaft, aber trotzdem liegt das homosexuelle Empfinden, die Anziehung durch den Mann bis zur Aufklärung durch Roman völlig verborgen. Wenn dann Alfred dem heterosexuellen Gefühl den Rücken kehrt und den homosexuellen Bund mit dem Freund schließt, so überrascht die plötzliche Wandlung. Hedwig und Roman sind mit feinen und sicheren Strichen gezeichnet, namentlich Roman, der selbstbewußte, klarblickende Konträre, der sich mit seiner Natur abgefunden hat und dem es gelungen ist, zu innerer harmonischer Lebensgestaltung und Lebensfreuden sich durchzuringen.

Lecomte, Georges: Les cartons verts (Paris: Charpentier 1901.)

Der Roman spielt in einer Abteilung des französischen Ministeriums und beschreibt in sehr ergötzlicher, talentvoller Weise den Bureaukratismus mit seinen Lächerlichkeiten und Schattenseiten und seinem unheilvollen Einfluß auf die Beamten, sowie das traurige Los, das den Subalternbeamten das Geist und Körper abstumpfende bureaukratische Leben bereitet.

Unter den verschiedenen Beamtentypen, die Lecomte vorführt, befindet sich auch ein Homosexueller, Chargnieu, ein blonder



Vierziger. (Die Stellen, die von ihm handeln, sind auf S. 297, 299—301, 341, 356—361, 386, 458, 497—500.)

> „Fast immer träge und schläfrig, als ob er seine Kräfte wiederherstellen wollte, die sein Laster ihm nahm, saß er in seinem Bureau, einer Schlange ähnlich, die verdaut.
>
> Während der Hundstage fächelte er sich mit der affektierten Grazie einer Coquette an, im Winter wickelte er seine Hände in seine Ärmel, wie eine verfrorene Frau sanft ihre Finger in das laue Obdach ihres Muffes steckt. Auf dem Ministerium brachte er seine Zeit damit zu, wenn er seine Sachen hingeschmiert hatte und nicht schlummerte, seinen blonden zarten Bart zu kämmen, seine Haare zu frisieren, seine Nägel zu glätten, oder sich an niederer obscöner Literatur zu ergötzen.
>
> Seine Stimme und sein weibliches Lachen ertönten schrill in dem Bureau . . . . .
>
> Seine weiche Hand verweilte gern in zärtlichen Berührungen, seine Augen lächelten wie die einer begehrlichen Frau, die sich anbietet, und sein nachlässiger, eckiger, zu Berührungen prompter Körper schien immer, wie der einer Dirne, Kniee und Arme zu suchen, um schmachtend sich niederzulassen . . . . .“

Chargnieu nähert sich besonders gern den ganz Jungen der Abteilung, den Vereinsamten, der Liebe Baren.

> „Er setzte sich neben sie auf ihren Tisch oder zog sie in verlassene Winkel.
>
> Diese Neulinge, fast alle Provinzler und traurig ob ihrer Einsamkeit, fanden die schmeichelnde Freundschaft dieses ziemlich eleganten Kollegen, der ihnen Paris kennen lehrte, angenehm.
>
> Ohne Mißtrauen ließen sie die wollüstigen, mutwilligen Spielereien Chargnieu's über sich ergehen.“

Seit einigen Monaten stellt Chargnieu besonders einem dieser Neulinge nach, einem jungen, jugendkräftigen, nach Liebe lechzenden, vereinsamten Bretagner, Caradec.

> „Chargnieu errät sein Schmachten und seine Begierden. Er schleicht wie eine Schmeichelkatze um den Alleinstehenden. Aber dieser scheint Mißtrauen zu schöpfen. Sein gerader Instinkt weist die liebkosenden Gesten zurück.“

Zur Karnevalszeit findet Chargnieu die gesuchte Gelegenheit. Er bringt einen Abend mit Caradec zu, den er nach Zerstreuung und Vergnügen dürstend auf der Straße getroffen, führt ihn ins Varieté und dann zu sich nach Hause.

Aufgeregt und halbtrunken hat Caradec nicht die Kraft, Chargnieu's Liebkosungen zurückzuweisen, nachher empfindet er aber Ekel und entfernt sich voll Scham.

Aber eines Tages gibt es eine große Neuigkeit auf dem Ministerium. Chargnieu, der seit einigen Tagen fehlte, wurde abends auf einer Bank in den Champs-Elysées in Mitte der Begehung unzüchtiger Handlungen mit einem Manne von der Sittenpolizei ertappt und verhaftet. Um den Skandal zu verhüten, wird ihm die Strafkammer erspart bleiben, aber seine sofortige Entlassung vom Ministerium ist erfolgt.

Die gesamten Kollegen besprechen in sarkastischer Weise das Geschehene und fallen über Chargnieu her.

> „Stille waren nur die Jüngelchen, welche Chargnieu mit seiner zärtlichen Freundschaft verfolgt hatte.
>
> Mit gerötetem, von einem erzwungenen Lachen verzerrten Gesicht hörten sie zu, und von Zeit zu Zeit entschlüpfte ihrer zugedrückten Kehle ein dumpfes Schimpfwort. Sie fürchteten, daß man in diesem Augenblick strenger Moral sich ihrer Gespräche mit dem Gebrandmarkten erinnern könnte."

Als einer der Beamten ein Wort der Verzeihung für Chargnieu einlegen will, wird sein Satz

> „durch die bitteren Worte eines Jüngelchens unterbrochen, der wie üblich, sich unerbittlich zeigte, um über die Schwächen hinwegzutäuschen, deren er sich vielleicht schämte. ‚Schwein . . . eklicher Bock' stieß er aus."

In Chargnieu, wie ihn Lecomte zeichnet, erkennt man den geborenen effeminierten Homosexuellen. Lecomte deutet aber in Wirklichkeit die Homosexualität anders: als den durch notgedrungene Enthaltsamkeit vom Weib auf Abwege geratenen heterosexuellen Trieb.

Lecomte beschäftigt sich an verschiedenen Stellen mit der Gestaltung des Geschlechtslebens der Bureaukratie. Er hebt die mißliche Lage der kleinen Beamten hervor, die arm und von dem sozialen Verkehr mit der Frau abgeschlossen, überdies zu einer gewissen Rücksichtnahme auf ihre Stellung gezwungen, nicht nur meistens auf Befriedigung ihrer Liebes- und Herzensbedürfnisse verzichten müssen, sondern meist auch mangels der nötigen Mittel ihre Sinneslust nicht befriedigen können.

Die fortgesetzte Unterdrückung des natürlichen Triebes schläfere ihn allmählich bei vielen ein, bei anderen aber werde er auf perverse Bahnen gedrängt. Als Beispiel hierfür bringt Lecomte dann hauptsächlich drei Typen: einen, der nur an dem Ankauf und Anblick obscöner Bilder und Photographien seine Freude fände, einen, der die Leidenschaft habe, Liebespärchen in intimer Umarmung auf den öffentlichen Promenaden zu erspähen, und den dritten: Chargnieu.

Die Entstehung seiner Homosexualität denkt sich Lecomte wie folgt: Chargnieu sei als ein junger, kräftiger und demnach von Begierden gestachelter Mann, aber arm und daher ohne Maitresse, einst von irgend einem Lasterhaften verführt worden und selbst dann zum Auflaurer fremder sinnlicher Triebe, die sich nicht befriedigen konnten, herabgesunken.

Für den Zweck des Romans paßt die Schilderung recht gut, indem sie durch ein drastisches Beispiel die Gefahr der Unterdrückung natürlicher Triebe veranschaulichen will. An dem Maßstabe der Wirklichkeit gemessen, dürfte sie aber für den Kenner der Homosexualität wenig glücklich sein.

Mit Recht hat daher schon ein Kritiker des Romans[1]) scherzend hervorgehoben, daß doch nicht alle Homosexuellen Bureaukraten seien!

Lys, Georges de: La Vierge de Sedom (Offenstadt frères. Paris, 1901).

Sedom (Sodom) ist von dem Joch der Elamiter, der fremden Eroberer durch Abram (Abraham) aus dem Thale Mamré, dem Onkel von Lott, der als einziger Fremder in Sedom wohnt, befreit worden.

Bara, der König von Sedom, bietet Abram zum Dank für den errungenen Sieg die unberührte schöne Tochter von Abimaël, des Hohepriesters des Gottes Nabou, die jungfräuliche Maheleth, zur Frau an.

---

[1]) Rachilde in Mercure de France.

Aber Abram schlägt die ihm erwiesene Ehre aus; obgleich seine Ehe mit Sarah, seinem Weibe, unfruchtbar geblieben, wird er mit keiner andern Frau das Ehebett teilen. Naphis, der schöne Adoptivsohn Abrams, verliebt sich in Maheleth, die seine Leidenschaft erwidert. Aber Abimaël will seine Tochter nicht dem Adoptivsohn des Mannes geben, der ihn durch die Weigerung Maheleth als Frau zu nehmen aufs tiefste gekränkt hat. Maheleth soll Noëph, den Wüstling, heiraten, den eigenen Geliebten des Hohenpriesters.

> „Noëph's verweichlichter, von Wohlgerüchen durchsetzter Körper hatte die Wollust von Abimaël erregt. Der ehrgeizige Wüstling hatte gewußt die Leidenschaft des Greises auszunützen und als Preis für seine Gefälligkeiten sich die Ehe mit Maheleth auszubedingen". (S. 122.)

Abimaël freute sich schon, im Ehebette der eigenen Tochter den Geliebten zu besitzen. Naphis hat im Einverständnis mit Maheleth beschlossen, sie zu entführen. Während des Festes zu Ehren des Gottes Nabou und der Feier der Mysterien, denen Maheleth beiwohnen muß, wird es Naphis am besten gelingen, im Gedränge der Menge seinen Plan auszuführen.

Er schleicht sich in den Tempel während der Feier der heiligen Orgie.

> „Im Tempel wohnten die Priester von Nabou . . . Sie brachten die Stunden in der nervenerregenden Atmosphäre des Tempels zu und scheuten sich nicht, den häßlichsten Ausschweifungen sich hinzugeben. Ein junger Sklave, zu ihren Füßen hingebettet, war stets bereit, ihrer Begierde zuvorzukommen und sie zu befriedigen. In dem Allerheiligen, wo sie ohne Frevel eindringen durften, ließen sie Jungfrauen und Jünglinge der Stadt einführen, ... und die Lampen der göttlichen Gebräuche erleuchteten ihre Unzüchtigkeiten.
>
> „Schwankend mit gerötetem Antlitz schreiten die Priester heran, ein jeder gestützt durch einen Epheben, dessen Nacktheit mit Schmuck geziert ist, wie die einer Prostituierten.
>
> Die Neger von Khousk, seit der Wiege entführt, für den Gebrauch der Priester in den Tiefen des Tempels erzogen, haben eine bronzefarbige, glänzende, ölige Haut. Ihre weißen Zähne lachen unter den fleischigen Lippen, die den Rändern einer bluttriefenden Wunde gleichen. Einige zeigen nur rosiges Zahnfleisch und haben zahnlose Kiefer, eine absichtliche Grausamkeit, um ihre Liebkosungen sanfter zu gestalten . . . .



Die Kinder der weißen Race sind dicker, die sitzende Lebensweise, der Luftmangel, die Nahrung, mit der man sie vollpfropft, dunsen ihren Unterleib auf und lassen an ihren Schenkeln fette Falten aufgehen. Einige sind kastriert und verdanken ihrer Verstümmelung eine noch mißgestaltere Wohlbeleibtheit.

Sie helfen ihren Herren sich auf ihrem Ruhelager niederzulegen, häufen Kissen hinter ihre Häupter und lagern sich zu ihnen . . . . .

Die Hand von Abimaël spielt nachlässig in dem blonden, über die schmächtigen Schultern eines schönen Androgynen herunterwallenden Lockenhaar, dessen doppeltes Geschlecht, das seine abgestumpfte Begierde reizt, abwechselnd seine Liebkosungen empfängt und wiedergibt . . .“ (S. 201—203.)

Zuerst führen Tänzerinnen unzüchtige Tänze auf. Dann erscheinen Epheben. „Es sind nicht mehr die der Person des Priesters beigegebenen armen Verstümmelten, aber schlanke, fein muskulierte Jünglinge mit geschmeidigen Gliedern und elegantem Gang. Nichts sticht von ihrer herrlichen Nacktheit ab auf dem geglätteten Elfenbein ihrer glänzenden, durch ölige Einreibungen geschmeidigen Haut. Das Auge des Priesters entzündet sich, ein tierisches Lächeln schleicht über ihre herabhängenden Lippen. Diese Tänzer sind wirklich schön.“ (S. 204.)

Die Tänzer sind blind — seit ihrer Aufnahme in den Tempel geblendet durch glühendes Eisen. Sie führen plastische Stellungen und Tänze vor, die in erotischen Umarmungen und Gruppen enden.

Zum Schluß der Feier will Abimaël noch eine besondere Monströsität zum Besten geben. Die eigene Tochter soll nackt vor aller Augen tanzen. Als er selbst der Widerstrebenden die Hülle vom Körper reißt, stürzt Naphis aus seinem Versteck hervor, die Geliebte zu schützen. Abimaël will den Frechen zuerst dem Tode weihen, aber als er den Halbnackten in seiner strahlenden Herrlichkeit erblickt, „sehen seine gierigen Augen nur noch seine Schönheit.“ Er kennt eine bessere Rache als den Tod, er wird Naphis dem Dienst des Gottes Nabou widmen.

Inzwischen hat Abram vom Gott Israels die Offenbarung erhalten, daß seine Frau Sarah noch fruchtbar werden würde. Gott hat ihm zugleich befohlen, sich und seinen ganzen männlichen Stamm beschneiden zu lassen. Er sendet ihm zwei Engel in Gestalt zweier wunderbar schöner Jünglinge, die Abram zu Lott schicken soll, ihm die Botschaft Gottes zu überbringen.

Die Schönheit der beiden Botschafter erregt die Begierde der Einwohner Sedoms. Sie stürzen vor Lott's Haus und begehren die Fremden. Männer und Weiber gleich stürmisch in ihrem Verlangen, Noëph der Wüstling an der Spitze. Auch der Hohepriester Abimaël gebietet, die Fremden der entfesselten Fleischeslust des Volkes preiszugeben. Als die Menge schließlich das Haus stürmt, entfliehen die Engel mit Lott und seiner Familie durch eine verborgene Türe. Gott aber läßt den Feuerregen über die unzüchtige Stadt hereinfallen.

In den Gewölben des Tempels, wo Naphis als Gefangener schmachtet, gelingt es Maheleth, zu ihm zu gelangen. In enger Umarmung sterben sie in dem Feuerbrand.

Die Homosexualität erscheint in dem Roman als Culminationspunkt eines Lasterlebens Heterosexueller (bei Abimaël und Noeph) und als tierische Begierde eines ganzen unzüchtigen Volkes, sodann überhaupt als unsittlicher Ritus einer heidnischen Religion, die ihren Priestern den gleichgeschlechtlichen Verkehr gebietet und die Tempelprostitution verlangt. In dieser Auffassung bot die Homosexualität dem Verfasser ein willkommenes Mittel für seine auch aus den beigegebenen Illustrationen ersichtliche Tendenz zu grellen Effekten. Denn im Grunde verrät der Roman das Streben nach Sensation, und ein ziemlich hohler Inhalt verbirgt sich unter dem pompös gesuchten und sensationell dekorativen Stil, der allerdings in den Tempelscenen den passenden Stoff zur geeigneten wirksamen Entfaltung findet. Diese profane wollüstige Tempelscene, welche zum Besten des Romans gehört, entrollt die kulturhistorisch hochinteressante religiöse Priesterhomosexualität in einem sinnlichen und raffinierten Gemälde voll Virtuosität und künstlerischem Glanz.

Martino, Ferdinand de und **Abdel Khalek Bey Saroit.** Anthologie de l'amour arabe mit Vorwort von Pierre Louys (Paris: Mercure de France 1902).

Das Buch enthält eine Sammlung morgenländischer Liebesgedichte (84 Nummern) von Dichtern der frühesten Jahrhunderte bis zu solchen der Jetztzeit in französischer Übersetzung.

Sämtliche besingen die Frau, nur zwei sind homosexuelle. No. 29 und No. 61.

Über den Verfasser des Gedichtes No. 29 Moudrik El Chaibani wird in der Sammlung wie folgt berichtet S. 166:

„Er wurde in Bagdad erzogen und blieb dann in dieser Stadt als Lehrer. Seinem Unterricht wohnten nur junge Leute bei, unter ihnen befand sich der junge Amr. Der Dichter verliebte sich in den Jungen, so daß man gezwungen war, ihn von dem Unterricht fernzuhalten.

Aus Gram wurde Moudrik schwer krank, und da sein Zustand sich verschlimmerte, baten die Freunde des Kranken die Eltern von Amr, einen Besuch des Jungen bei seinem Lehrer zu gestatten. Von Mitleid ergriffen, gaben sie die Erlaubnis dazu. Als Amr am Bette des Sterbenden stand, ergriff dieser die Hand, sagte einige improvisierte Verse her und gab seinen Geist auf."

Bei dem Ruf der orientalischen Poesie, als der Dichtung, welche besonders häufig den Jüngling besingt, wundert man sich, daß in der Sammlung die homosexuelle Liebe so spärlich vertreten ist. Es scheint, daß die Herausgeber absichtlich die homosexuellen Gedichte möglichst beiseite gelassen haben. Daß sie aber in der morgenländischen Poesie tatsächlich sehr zahlreich zu finden sind, dürfte auch aus der Notiz über den Dichter Omar Ebn Abdullah Ebn Abi Rabia El Mahzuni S. 83 hervorgehen, in welcher bemerkt ist, daß Omar sich stets weigerte, solche Dithyramben zu verfassen, wie sie so sehr zu seiner Zeit in Ehren standen. „Ich besinge die Frauen und nicht die Männer" pflegte er zu wiederholen.[1])

---

[1]) In der französischen Übersetzung der „Tausend und eine Nacht" von Dr. Mardrus (Fasquelle, Paris) sind zahlreiche homosexuelle hochpoetische Stellen.

Ein unbekannter zur Zeit in Arabien weilender Herr hat mich auf die Übersetzung aufmerksam gemacht und mir zugleich eine Anzahl von Stellen mitgeteilt, wofür ich ihm hiermit danke.

Zur Zeit sind 12 Bände von Mardrus herausgegeben und noch 4 zu erwarten. Nach Beendigung der Veröffentlichung wird es wohl angezeigt sein, das Homosexuelle in den verschiedenen Bänden in dem Jahrbuch zu besprechen. Vorläufig sei angegeben,



Mérejkowsky, Dmitry de: Le Roman de Léonard de Vinci ins Französische übersetzt von Jacques Sorréze (Paris: Calmann Levy 1901) 718 So.

Der lange, grau in grau geschriebene Roman, dessen Wert dem Umfang nicht gleichkommt, entrollt die Lebensgeschichte von Leonardo da Vinci im Rahmen der damaligen historischen und kulturhistorischen Begebenheiten. An zwei Stellen werden die Verdächtigungen erwähnt, wonach Leonardo gleichgeschlechtlichen Verkehr gepflogen haben soll.

S. 230 erzählt der Schüler Leonardo's, Cesare, einem Mitschüler Giovanni, der seinen Meister aufs tiefste liebt und ehrt, über Leonardo's Vorleben:

> „Im Jahre 1476 war Leonardo 24 Jahre alt und sein Meister, der berühmte florentinische Maler Andrea Verrochio 40. Ein anonymer Bericht, worin Beide widernatürlicher Unzucht beschuldigt waren, wurde in einen der runden Kasten gelegt, die sog. Tamburi, die man an die Säulen der Hauptkirchen Florenz hinzuhängen pflegte. Am 9. April desselben Jahres untersuchten die sog. nächtlichen mönchischen Aufseher die Sache und sprachen die Angeklagten frei, aber unter der Bedingung, daß der Bericht erneuert würde, nach der zweiten Anklage am 9. Juni wurden Leonardo und Verrochio für unschuldig erklärt. Niemand erfuhr mehr darüber. Bald darauf verließ Leonardo die Werkstätte von Verocchio und ließ sich in Mailand nieder.
>
> O! gewiß ist es eine schändliche Verleumdung! fügte Cesare hinzu, mit einem ironischen Funken im Auge. Obgleich du noch nicht weißt, Freund Giovanni, welche Widersprüche in seinem Herzen herrschen. Siehst Du, es ist ein Labyrinth, in dem selbst der Teufel sich das Bein brechen würde. Einerseits scheint er Jungfer und andererseits würde man sagen . . . .“

Cesare wird von dem wütenden Giovanni unterbrochen, der seinen Meister warm in Schutz nimmt.

S. 700 Franz I. von Frankreich besucht das Atelier von Leonardo. Der König bewundert das herrliche Portrait der Monna Lisa und glaubt, der Maler habe die Frau leidenschaftlich geliebt.

---

daß die männliche Liebe mit orientalischer Glut und mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihres Gleichen sucht, besungen wird in Bd. 4 S. 87, 91, Bd. 5 S. 10, 20, 137, 138, 139, Bd. 6 S. 216, Bd. 7 S. 240, 241, Bd. 8 S. 21.



Ein Begleiter des Königs raunt ihm jedoch zu, man behaupte, Leonardo habe nicht nur die Joconda nicht geliebt, sondern überhaupt kein Weib . . . . er sei fast Jungfer.

> „Und noch leiser, mit einem anrüchigen Lächeln, fügte er etwas Unzüchtiges über die socratische Liebe Leonardo's und die ungewöhnliche Schönheit seiner Schüler bei.
>
> Franz I. wunderte sich, dann zuckte er mit den Achseln mit dem nachsichtigen Lächeln eines von Vorurteilen freien Weltmannes, der zu leben versteht und die Andern nicht hindert zu leben wie ihnen gut dünkt, da er wußte, daß in dieser Art von Angelegenheiten man nicht über Geschmack und Farben streiten soll".

In dem Roman selber wird Leonardo nicht als Homosexueller dargestellt, nur freundschaftliche Beziehungen zwischen ihm und besonders zwei seiner Schüler, Giovanni und Francesco, werden geschildert, hauptsächlich aber die Verehrung und Liebe dieser Schüler zu ihrem Meister. Die einzige Art Liebesleidenschaft Leonardo's ist die zu Monna Lisa oder vielmehr zu dem Porträt, das er von ihr malt, eine Leidenschaft von idealem eigenartigem Charakter, der jede Sehnsucht nach fleischlicher Annäherung fehlt und die sich mehr auf das Porträt der schönen Frau konzentriert, in welches der Maler ein unmögliches Ideal hineinzulegen strebt.

Leonardo's Natur stellt Mérejkowsky überhaupt als instinktiv dem Geschlechtsverkehr abhold dar.

S. 640 heißt es:

> „Die platonischen Absurditäten der damaligen Zeit erweckten in ihm nur Langweile oder Lachen, er konnte sich nicht enthalten, die schmachtenden Seufzer der himmlischen Liebschaften und die faden Sonette im Geschmack von Petrarka zu bespötteln. Nicht minder fremd war für ihn was die Allgemeinheit Liebe nannte. Indem er kein Fleisch aß, weil es ihn anekelte, enthielt er sich gleichfalls des Weibes; jeder körperliche Besitz in oder außerhalb der Ehe — erschien ihm gemein. Und er entfernte sich davon wie vom blutigen Kampf, ohne sich zu entrüsten, zu tadeln, zu rechtfertigen, indem er das natürliche Gesetz des Liebes- und Hungerkampfes anerkannte, aber selbst nicht daran Teil nehmen wollte, sich einem andern Gesetz von Liebe und Schamhaftigkeit unterwerfend."

Nach Mérejkowskys Roman erscheint Leonardo's Geschlechtsnatur dunkel und rätselhaft.



Manche Züge erinnern an das Wesen eines Edelpäderasten, an den Homosexuellen, der sich seines tiefeigenen Empfindens nicht bewußt ist oder sein Gefühl im Innersten verbirgt.

Ob der historische Leonardo tatsächlich homosexuell war oder nicht, dürfte nicht feststehen, obgleich seine Homosexualität schon oft behauptet worden ist, so kürzlich von dem Kunsthistoriker Muther.

Wünschenswert wäre eine genaue Untersuchung der Frage, deren endgültige Lösung uns z. B. Karsch in seiner tiefgründlichen objektiven Weise bringen möge.

Narkissos: Der neue Werther, eine hellenische Passionsgeschichte (Verlag Spohr, Leipzig) 1902 erschienen.

Gewählt ist die Form des Tagebuchs.

Im Vorwort bezeichnet „Narkissos" als Verfasser des Tagebuchs einen jungen Studenten der Medizin, der Weihnachten 1901 erschossen in seinem Zimmer aufgefunden worden sei.

Das Tagebuch beginnt mit der Wiedergabe eines Antwortschreibens von Professor K. in Wien an den jungen Mediziner.

Er sei ein psychischer Hermaphrodit, bei dem das Gefühl zum eigenen Geschlecht überwiege. Ratschläge streng geregelter Lebensweise, Fernhalten alles Perversen, Anbahnung von Verkehr mit dem Weibe u. dergl. Er solle sich an Professor W. in Berlin wenden, der werde ihn von seiner Krankheit heilen.

Aus Pflicht wird der Student versuchen, sich zu heilen, im Grunde seines Herzens widerstrebt es ihm, wegzuwerfen, „was ihm das schönste und reinste Gefühl" ist.

Schilderung seiner ersten Jugend.

> „Welch seltsame Jugend habe ich erlebt! . . . . Meine Schulzeit ist eine Kette von liebevollsten Hingebungen an angebetete Lehrer und wollüstigen Freundschaften mit erkorenen Wahlverwandten — ein Spiel von Schwelgerei und Entsagung, glühender Eifersucht und begehrlichstem Streben". (S. 14).

Er hat dann Krafft-Ebings Buch gelesen:

> „Nie werde ich den Eindruck von damals vergessen. Längst hatte ich erkannt, daß ich anders geartet sei, wie die übrigen. Und ich glaubte, daß niemals die Jahrtausende vor mir und künftig je einer das empfinden konnte und könnte, was mich erfüllte. Ja, so mochte



wohl auch die vielgerühmte Frauenliebe glühen — nur nicht so sehnend, verzehrend, so ganz innerlich und alles übrige tilgend.

Ich fühlte mich einsam in meiner Sonderart, wie ein Wesen aus einer andern Welt, das irrtümlich auf diesen Erdball geraten ist. Aber der einfachste Instinkt riet mir zur Heuchelei."

Er suchte dann mit Erfolg trotz seines Widerwillens Beziehungen zu Mädchen anzuknüpfen.

„Das war der Anfang der großen und einzigen Lüge, die mein Leben verunreinigte und die mich, den Freigeborenen, zumSklaven gemacht hat."

Der eigentliche Grund, warum er an Prof. K. schrieb, war nicht sich und seine Natur aufzugeben.

„Von der Lüge will ich mich befreien, Reinheit will ich wieder haben, und sollte ich darüber mein Glück verlieren!"

Er wendet sich an Prof. W.

Vier Wochen befindet er sich in Behandlung. Noch kein Erfolg. Er soll alles meiden, was ihn reizen könnte,

„d. h. wohl, ich soll mich von meinen Freunden fern halten, meine Empfindungen der Zuneigung und des Wohlgefallens an ihnen selbst unterdrücken. Nun ich tu' das ja so gut ich kann. Aber ich bin mir nicht klar, ob ich da nicht in eine neue schlimme Lüge geraten bin. Belüge ich nicht mich selbst? Meine Seele schielt weg von dem, was ihr Verlangen ist. Aber ist ein schielender Blick besser als ein aufrichtig voller? Denke ich jetzt wirklich weniger an das Verbotene oder nur heimlicher, unkontrollierter?" (S. 32.)

Inzwischen hat er im Hörsaal der Universität die nähere Bekanntschaft eines Studenten, Alfred P. gemacht. P. ist Philosoph und Aesthetiker. Beide werden enge Freunde, beide schwelgen in Musik und Litteratur.

Die Freundschaft des Studenten mit Alfred P. verwandelt sich allmälig in eine heftige Leidenschaft. Er kann ihn nicht mehr entbehren, nicht mehr vermissen, „die Anmut seiner schlanken Gestalt, den Zauber seiner Bewegungen, seinen Blick, seine liebe Stimme".

Prof. W. hat mit der hypnotischen Suggestion begonnen. Die Hypnose gelingt. Aber noch ist nicht der Grad der Hypnose erreicht, der für die entscheidende Suggestion Erfolg verspricht.

„Der Patient sucht seine Phantasie auf die Frau zu lenken."



> Nachts „quäle ich mein Hirn mit der krankhaften Versinnlichung nackter und halbbekleideter Frauenkörper, aus deren bewegter Schönheit mir ein Reiz erblühen soll. Und oft glaube ich ihre lockende Süßigkeit zu spüren — bis eine edle Jünglingsgestalt, der Blick eines lieben Freundes, das buhlerische Spukzeug in seine finstern Winkel zurückjagt.“ (S. 44.)

Im Grunde gesteht er sich:

> „Ich fürchte, ich bin keinen Schritt weiter, und wenn ich es glaubte, belog ich mich. Die Phantasie einer leidlich geübten malerischen Anschauung kann mir wohl die Körper schöner Frauen vor die Sinne zaubern, eine krampfhafte Anstrengung des Willens kann mich sogar ihren sinnlichen Reiz im Spiegelbild ahnen lassen.“ (S. 48.)

Die Notwendigkeit eines Erfolgs wird dringend, da das Semester zu Ende geht und der Student zu seinen Angehörigen abreisen muß.

Prof. W. wird die entscheidende Suggestion vornehmen.

> „Die entscheidende Suggestion soll mich befähigen, Mann für das Weib zu sein. Meine letzte Nacht in dieser Stadt, die Geburtsnacht meiner Männlichkeit, sie soll mir das erste Abenteuer bringen. Ob jemals in kühnen Zeiten ein irrender Ritter stärkeren Mutes bedurfte, ein Abenteuer zu bestehen? Kann es möglich sein, ein so ganz Anderer zu werden, daß ich das vergesse, was mich jetzt mit Glut erfüllt, daß ich aus meinem Ekel meine Wollust mache?“ (S. 58.)

Die Suggestion mißglückt, die entscheidende Wendung tritt nicht ein. Der Student will nunmehr sich töten.

> „Ich wollte vor der Lüge fliehen, und vor ihr bin ich nur im Tode sicher. Lüge war mein ganzes früheres Leben gewesen. Was ich fühlte, das Beste in mir, mußte ich verbergen, nur gegen mich selbst durfte ich wahr sein.
>
> Und nun — als ich die Wahrhaftigkeit suchte, geriet ich in eine neue, viel größere Lüge; jetzt belog ich mich selbst. Pfui der qualvollen Anstrengungen, meine Seele mit dem zu kitzeln, was sie anwidert! Pfui der erlogenen Hoffnung auf ein neues Leben, in dem ich nicht mehr ich wäre! Ich hatte mich selbst verleugnet; der Tod sollte mir Strafe und Erlösung sein. Das sah ich jetzt klar: als lebender Mensch konnte ich niemals anders werden. Ich will sein dürfen, wie ich bin . . . Wir sind in uns genug runde, volle Naturen. Wir



brauchen nicht weiter zu schaffen, weil wir das Ziel des Geschaffenen sind . . . Wir wollen Gipfel und Grenzen der Menschheit sein." (S. 62 flgd.)

Er will sterben weil er „sich selbst verachtet".

Schon hat er den Revolver in der Hand, da tritt Alfred P. ein.

„Er sah wohl mein Leid, meine Gefahr — mit einem Griff hatte er die Waffe entfernt und glitt an meiner Seite nieder, mit seinen Armen meinen Leib umschlingend."

„Da schwand die ganze Welt und einsam und einzig blieben wir, ein eng umschlungenes Menschenpaar, eine ungeheure, unbegreiflich wundersame Liebe, eine neue Welt." (S. 66.)

Am nächsten Tage muß der Student zu seinen Angehörigen abreisen.

Die zwei Monate Ferien lebt er nur in Gedanken an Alfred und nährt sich von seinen täglichen Briefen, von den Versicherungen seiner Liebe, seiner Treue. Allmählich werden die Briefe seltener und weniger stürmisch.

Als die Freunde sich wiedersehen, ist Alfred's Benehmen geändert. Er zeigt nur freundliche Gleichgültigkeit.

Aussprache zwischen den Freunden. Alfred liebt in seiner Art, aber nicht mit dem lodernden Feuer, der himmelstürmenden Glut des Freundes. In die Liebe des Studenten zu Alfred mischt sich Verachtung, nachdem er die Schmach erlebt, sein Heiligstes weggeworfen zu haben. Und trotz dieser Verachtung geschieht es, daß er sich dem Geliebten völlig hingibt.

„Was nie geschah so lange unsere Leidenschaft neu und stark loderte, ist jetzt in Müdigkeit geschehen; wir sind zusammen in den Schlamm getaucht. Unsere Leiber haben sich beschmutzt. (S. 79.)

„Was ich nur dem Freiesten geben dürfte, dem König, der mit mir die Welt eroberte, um den Thron mit dem Freund zu teilen — ich habe es ihm gegeben in dem Augenblick, da ich anfing, ihn zu verachten. So muß ich denn sterben. (S. 80.)

Der Brief, den der Selbstmörder für seinen Freund zurückgelassen, wird im Anhang mitgeteilt.

Was er ihm zu sagen hat, hat er in eine Erzählung symbolistisch eingekleidet:

Er erzählt ihm die Geschichte eines chinesischen Madarinen, der einer ausländischen Bajadere zu Liebe seinen Zopf abschneidet und nachher, nachdem die Geliebte zur Prostitution zurückgekehrt, sich an seinem Zopf aufhängt.



Den Widerhall der homosexuellen Zwangslage auf einen zartbesaiteten, feinfühligen Uranier hauptsächlich von einer Seite beleuchtend, die Seelenqualen des Helden unter besonderem Gesichtswinkel betrachtend, hebt der Verfasser eine Wirkung unter den zahlreichen unheilvollen Ausflüssen der peinlichen Situation des Homosexuellen hervor: die Last der Lüge und Heuchelei, welche den ideal angelegten, wahrheitsliebenden Uranier bedrückt.

Nicht an der Qual der Nichtbefriedigung sinnlicher Bedürfnisse leidet der „neue Werther", sondern an edleren Leiden. Der Zwang zur Lüge, die Notwendigkeit der Verstellung und Unwahrheit foltert ihn. Nicht deshalb, weil seine Leidenschaft vom Durchschnitt abweicht, fühlt er sich unglücklich, sondern wegen des heuchlerischen Versteckspiels, zu dem er genötigt, wegen der Maske, die er zur Schau tragen muß.

Um dieser Lüge zu entgehen, um Reinheit und Wahrheit zu erlangen, deswegen allein wendet er sich an einen Arzt, unterwirft sich einer „Heilung" versprechenden Behandlung.

Aber er fühlt, daß er nur die Lüge wechseln, daß er seinem Innersten fremde Gefühle an Stelle seiner naturgemäßen Instinkte eintauschen würde.

Deshalb wird bei seiner wahrheitsliebenden Natur auch die Hypnose keinen wirklichen Erfolg erzielen können. Die entscheidende Suggestion, welche ihm eine fremde Gefühlswelt aufdrängen soll, wird an seiner Wahrheitsliebe, an seiner eingewurzelten Eigenart scheitern.

Neben dem Motiv „Haß gegen Lüge und Heuchelei" wird in der zweiten Hälfte und am Ende der Novelle ein anderes Motiv in den Vordergrund gestellt, das Motiv „des Sichselbsttreubleibens". Nachdem die Heilung mißglückt, sind es nicht das Bewußtsein und die Verzweiflung, zur fortdauernden Lüge und Heuchelei



gezwungen zu sein, sondern die Scham und Reue, sich zu einem Versuch der Änderung der homosexuellen angeborenen Natur hergegeben zu haben, welche ein erstes Mal den Helden zur Pistole greifen lassen.

Um den Selbstmordversuch aus diesem Motiv heraus erklärlich zu machen, legt Verfasser seinem Helden eine Verherrlichung seiner homosexuellen Individualität in den Mund, einen Panegyrikus der als höheres Gefühl empfundenen homosexuellen Eigenart. Aber trotzdem erscheint die Begründung des Selbstmordversuchs aus diesem Motiv der Untreue gegen sich selbst unzulänglich.

Noch unbefriedigter wirkt beim Selbstmord am Schlusse die Verwendung des gleichen Motivs, welches dort in etwas anderer Gestaltung auftritt. Der Held tötet sich, weil er seinem hohen Ideal einer wahren Liebe untreu geworden, weil er, nachdem Liebe und Hochschätzung gegenüber dem unwürdigen Freund geschwunden, von dem Taumel vorübergehender Sinnlichkeit ergriffen, zu einem sinnlichen Verkehr ohne echte Liebe sich hinreißen ließ.

Er scheidet aus dem Leben, weil er fürchtet, auch fernerhin nicht die Kraft zu besitzen, dem grobsinnlichen Reiz zu widerstehen und seiner edleren Natur, seiner idealen Lebens- und Liebesauffassung treu zu bleiben.

Der Charakter des Helden ist zwar von vornherein als ein idealer gezeichnet, nichts desto weniger bleibt das ungenügend entwickelte, unvermittelt auftretende Motiv zum Selbstmord überraschend.

In Konsequenz des Hauptgedankens der Novelle und ihrer psychologischen Ausgangspunkte hätte man einen Selbstmord aus Gram über den Mißerfolg des Heilungsversuchs und aus Verzweiflung über das nach kurzem Glück unentrinnbare Zurücksinken in die homosexuelle Zwangslage erwartet, eine Motivierung, die übrigens aus der

symbolischen Schlußerzählung hervorzugehen scheint, in der Novelle selbst aber nicht zum Ausdruck kommt.

Die gerügten Mängel werden aufgewogen durch schöne Vorzüge: interessante Schilderung der Wirkungslosigkeit einer hypnotischen Kur — nicht grob effektvoll, sondern psychologisch begründet — verständnisvolle Darstellung seelischer Stimmungen und feine Schattierung homosexuellen Leids.

Pugnator: Triumph der Liebe. Aus den Papieren eines Geächteten. (Leipzig, Verlag Spohr, 1902).

Die Erzählung ist in Tagebuchform eingekleidet.

Ein Jüngling, Anfangs der zwanziger Jahre, wird von einer innigen, tiefen Zuneigung zu einem elfjährigen Knaben ergriffen. Der Gedanke an das geliebte Kind verläßt ihn nicht mehr.

Er wird mit der Familie des Knaben bekannt. Seine Liebe ist eine völlig reine und ideale.

> „Mein Gebet war nur ein Gedanke des Glücks und ein Wunsch des Heiles für die Zukunft. Ich denke mir, mein Liebling wird älter, reifer an Körper und Seele; seine Liebe, jetzt noch unbewußte Anhänglichkeit an den, der ihm Angenehmes tut, wird bewußtes Hingeben an den Freund, an den Geliebten! Eine Seele, ein Herz werden wir sein, eins in der Arbeit, in der Ruhe, in den höchsten Momenten glühenden Lebens!“ (S. 7.)

Der Jüngling darf mit dem Knaben eine Nacht im gemeinsamen Bett zubringen. Er empfindet unendliches Glück:

> „Und doch, trotz allen Stürmen der Leidenschaft, keine geschlechtlichen Begierden, im Gegenteil würde es mir wie ein mörderisches Verbrechen vorkommen, mein höchstes Heiligtum zu entweihen.“ (S. 15.)

Fünf Jahre vergehen. Der Liebhaber, der vor dem 2. juristischen Examen steht und inzwischen von dem geliebten Knaben getrennt war, sieht ihn als 16jährigen Jüngling wieder. Seine Liebe dauert fort und entbehrt jetzt auch nicht des sinnlichen Charakters.

Um dem schmächtigen und blassen Gymnasiasten, der der Junge geworden, einen Aufenthalt in der Sommerfrische zu ermöglichen, verschafft ihm der Liebhaber das dazu nötige Geld, das er durch Übersetzung der amores Lucian's sich verdiente. Die Veröffentlichung dieser Übersetzung zieht ihm jedoch eine Verfolgung wegen Verbreitung einer unzüchtigen Schrift zu.

Da gelegentlich einer aus diesem Anlaß bei dem jungen Juristen vorgenommene Haussuchung verschiedene Photographien des Knaben mit Widmung gefunden werden, wird er wegen des Verdachts unzüchtiger Handlungen mit einem Knaben unter 14 Jahren verhaftet. Mangels Beweises wird er bald wieder freigelassen, aber seine juristische Zukunft ist zerstört. Er wird Hauslehrer in der Familie des geliebten Walther. Auf alle mögliche Weise sucht er ihm seine Liebe zu erweisen. Der Junge zeigt sich aber kühler wie früher. Die geringsten Zärtlichkeiten des Andern, auch den bloßen Kuß, weist er zurück, und als dieser ihm offen seine glühende Leidenschaft gesteht, vermag ihm der ähnlicher Gefühle unfähige Junge nur Mitleid aber keine Liebe entgegenzubringen. Nach hartem inneren Kampfe findet der Liebhaber die Kraft der Entsagung. Er will glücklich sein im Gefühl seiner Liebe auch ohne Erwiderung.

Ja er bringt es über sich, von Walther sich zu trennen und eine auswärts ihm angebotene Redakteurstelle anzunehmen, welche ihm gestatten wird, für den Geliebten das Nötige zu seiner Unterstützung und seinem Studium zu verdienen.

In einem Nachwort sagt Pugnator, der Verfasser des Tagebuchs sei im Laufe des Sommers 1902 gestorben, die letzten 8 Jahre habe er Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten.

Derselbe habe stets gearbeitet, sich selbst niemals das Geringste gegönnt und nur für den Geliebten gelebt. Diesen habe er studieren lassen und völlig für ihn gesorgt, trotzdem er stets nur kurze Briefe von ihm erhalten. Vor einem Jahre habe der Geliebte sein letztes Examen bestanden und sei in einer Klinik in Wien angestellt worden. Seitdem sei der unglückliche Freund wie abgemattet gewesen und habe oft gesagt, nun dürfe er ruhen, sein Lebenszweck sei erfüllt. Als er erkrankte, habe er absichtlich seinen Walther nicht rufen lassen. In seinem Testament habe er 1000 Mark zum Ankauf eines Hochzeitsgeschenks für seinen Liebling bestimmt. Pugnator schließt mit den Worten: „Unter den vielen Tausenden findet sich vielleicht doch einer oder der andere, der meinen Freund versteht und sich vielleicht beschämt sagt: „Welch ein Mensch, dieser Paria!“

Die Fähigkeit der Homosexualität zu höchster Tugend, aufopfernder Hingabe, selbstlosester Liebe und heroischer Überwindung der Sinnlichkeit wird von Pugnator in einer Weise vor Augen geführt, daß man das Werkchen gleichsam als concretes Beispiel für die Ausführungen betrachten kann, die in dem Schriftchen von



Reiffegg „die Bedeutung der Jünglingsliebe für unsere Zeit[1])“ entwickelt sind. Zeitigt doch das Verhältnis des Helden zu seinem Walther alle die edlen Früchte, die das genannte Schriftchen von homosexuellen Bündnissen erhofft.

Zu diesem Charakter der Novelle steht allerdings der Anfang der Liebe des Helden in Widerspruch, da seine Leidenschaft zu einem 11jährigen (!) Knaben entfacht wird.

Obgleich diese Neigung zu dem Kind als rein und laptonisch geschildert wird und erst gegenüber dem geschlechtsreifen Jüngling einen sinnlicheren Anstrich erhält, so wird doch sowohl der hetero-, als auch der homosexuelle Leser durch diese Liebesergüsse gegenüber einem Knaben unsympathisch berührt, namentlich, weil man den Eindruck gewinnt, als ob Pugnator diese Pädophilie als ein den Homosexuellen gewöhnliches und natürliches Gefühl darstellte.

Tatsächlich ist aber dieses Liebesgefühl zu einem unreifen Knaben regelmäßig den Homosexuellen ebenso fremd, wie die Vergötterung eines unreifen Mädchens den Heterosexuellen.

Walloth, Wilhelm: Ein Sonderling, Roman aus der italienischen Renaissance (Leipzig, Lotus-Verlag) 1901.

Der Roman spielt in der Renaissancezeit am Hofe des Herzogs von Rimini. Die Trauung des Sohnes des regierenden Herzogs, Giovanni Malatesta, mit Francesca soll vollzogen werden. Alle Hochzeitsgäste sind versammelt, nur der Bräutigam wird vermißt. Sein junger Freund und Schützling, der Goldschmied Gaddi, findet ihn im Park von tiefer Gemütserschütterung überwältigt. Nur zögernd hat Giovanni der Verlobung zugesagt, jetzt erfüllt ihn mit Schaudern der Gedanke, ewig an ein Weib gefesselt zu werden. Vergeblich führt ihm Gaddi die Schönheit seiner Braut vor Augen.

> „Er fühle,“ bemerkt Giovanni, „daß er nur zur edelsten Art der Freundschaft geschaffen sei, die Liebe mit ihrer düsteren Extase setze herab, mache den

[1]) Siehe oben Kapitel I.



> Geistvollen dem Dummen völlig gleich. Er könne kaum ausdrücken, wie sehr es ihn anekle, da Liebkosungen verschwenden zu sollen, wo er höchstens achte — nie liebe! Man besinge und male freilich vor allem die Reize des Weibes — er aber finde, daß diese Reize nur in der Einbildung solcher vorhanden seien, die nicht gewohnt seien, tiefer über die Dinge nachzudenken, sondern sich blind ihrem geistlosen Instinkt überließen. Was er von diesen „Reizen" kennen gelernt, habe ihm die Überzeugung beigebracht, der Schöpfer habe im Weib ein untergeordnetes Wesen schaffen wollen. In der ganzen Natur sei stets das Männliche reicher begnadet, als das Weibliche. Am genauesten könnten wir das dort beobachten, wo unser Urteil gewiß nicht bestochen werde — beim Tier! Der Hengst sei gewiß schöner als die Stute, der Löwe schöner als die Löwin, der Hahn schöner als die Henne . . . . ." (S. 15).

Mit derartigen Gefühlen führt er unter heuchlerischer Maske seine Braut zum Altar.

> „Anfangs empfand er seine junge Frau neben sich wie ein ihm völlig fremdes Wesen, wie einen Eisblock, der Kälte auf ihn überströmte, erst als sie von der Feierlichkeit ergriffen leise vor sich hinweinte, fühlte er sich menschlich zu ihr hingezogen. Er fing an sie zu bedauern, weil sie ihn zum Gatten erhalten." (S. 22).

Abends, als er sich mit Francesca in seine Gemächer zurückzieht, werden ihm von seinem Erzieher zwei wertvolle Geschenke dargereicht, die Erzstatue eines antiken Faunes, ein Meisterwerk griechischer Kunst, und eine wertvolle alte Handschrift. Sein aufs höchste gesteigertes Interesse und der ästhetische Genuß lassen ihn seine junge Frau vergessen, welche ihrerseits die künstlerische Begeisterung und die philosophischen Betrachtungen ihres Gatten nicht versteht. Gekränkt zeigt sie ein kühles Benehmen, das Giovanni wieder als Ausfluß weiblicher Anmaßung und Herrschsucht auffaßt. Ihre Schönheit vermag nicht den sich einschleichenden Mißton zwischen beiden zu beseitigen.

> „Er mußte sich gestehen, daß sie schön sei — ihn aber fröstelte bei dem Anblick dieser Schönheit, vergebens suchte er in seinem Innern und suchte nach jenem Funken, der den Mann so gewaltig im Weibe sich verzehren läßt. Je deutlicher er es sich ausmalte, er solle nun diese ein wenig verdrossen emporgezogenen Lippen mit den seinen berühren, desto kälter stieß ihn ein inneres Grauen zurück." (S. 30).



Francesca fühlt, daß ihr Gatte sie nicht liebt; Giovanni gesteht ihr selbst zu, daß er sie nur achte und schätze: In lehrhaftem Ton setzt er ihr auseinander:

> „Ich weiß sehr wohl, daß ich nicht bin wie Andere — ja, ich weiß sogar, ich bin mir selbst ein Rätsel. Meine Neigung zur Melancholie ist so groß, daß sie mir jeden alltäglichen Lebensgenuß verdirbt. Zudem denke ich über „das Weib" anders wie Andere. Mir steht das Weib auf Erden so hoch, das Duldende, Hingebende im Charakter des Weibes flößt mir eine solche Ehrfurcht ein, ich habe so viel Achtung vor der erlösenden Mission des Weibes, daß diese Anbetung in mir jedes Gefühl vor irdischer Annäherung erstickt. Ich sehe in jedem Weib eine Madonna, dessen Leib durch die Liebe entweiht würde." (S. 30).

Francesca dankt ihm spöttisch für diesen Einblick in sein Seelenleben, sie begreift ihn kaum und beginnt an seiner gesunden Vernunft zu zweifeln. Tief beleidigt begibt sie sich in ihre Gemächer.

Die beiden Gatten leben nunmehr völlig getrennt.

Als Francesca sich dauernd vernachlässigt sieht, greift ein stummer Unmut in ihr Platz, der allmählich in verstockten Haß, ja in Verachtung überging. Giovanni gibt sich völlig seinen künstlerischen und philosophischen Bestrebungen hin, die Neigung zu Gaddi übt immer mehr Einfluß auf ihn aus.

> „Tagelang sah der Prinz seinem Günstling beim Arbeiten zu, ritt mit ihm spazieren, musizierte, malte mit ihm, kurz, ging ganz in einem in Kunstgenüssen schwelgenden Leben auf, das durch seine phantastischen Ausschreitungen oft genug bei den nüchtern denkenden Bürgern Rimini's Anstoß, bei dem Adel des Hofes Neid, bei der Geistlichkeit Entrüstung erregte." (S. 50).

Die Geistlichkeit verzieh dem Prinzen seinen „Geist am wenigsten", sein Aufrollen religiöser Streitfragen, seine Ausfälle gegen ein versteinertes Christentum, das „aus den milden Lehren des edlen Christus eine furchtbare Foltermaschine geschmiedet, und des Meisters einfache schöne Worte verdreht habe, um die Unglücklichen noch unglücklicher zu machen" (S. 59). Besonders der Bischof Salviati, welcher darnach strebte, Giovanni von der Thronfolge auszuschließen, um dann um so leichter das Herzogtum dem Papste in die Hände zu spielen, sucht gegen Giovanni den alten Herzog aufzuhetzen. Dieser, welcher nach einer stürmischen Jugend in seinen alten Tagen einer weltfeindlichen Frömmelei verfallen ist, leiht nur zu willig sein Ohr den Einflüsterungen Salviati's und dessen Anhängern. Giovanni's Lebenswandel und

seine freien Anschauungen, für welche ihm jedes Verständnis fehlt, sind ihm ein Greuel. Die Feinde Giovanni's, darunter sein eigener Bruder Paolo, der nur an Weibern und Pferden Gefallen findet und der verlassenen Francesca den Gatten zu ersetzen strebt — stellen den Prinzen nicht nur als einen Phantasten, sondern als einen halb geisteskranken, sogar gewaltsam auf Umsturz sinnenden Menschen dar, sodaß der Herzog seinen Sohn durch den Anführer der Sicherheitswache, den wegen einer blutigen Niederwerfung eines früheren Aufstandes berüchtigten Castoro, im Geheimen überwachen läßt.

Giovanni erfährt durch Gaddi und den Hofnarren, der ihm gewogen, von den gegen ihn gesponnenen Intriguen.

Da sein eigentümliches Verhältnis zu seiner Frau, welches allmählich bekannt wird, und seine Freundschaft zu Gaddi Anlaß zu allerlei Gerüchten geben, versucht Giovanni die Öffentlichkeit über seine wahren Gefühle zu täuschen, indem er eine Liebschaft mit einer Jugendfreundin Emilia, die ihrerseits ihn liebt, simuliert.

> „Ich möchte nicht, gesteht Giovanni ihr aufrichtig zu, für einen Sonderling gehalten werden — nicht für einen Weiberfeind — es ruht nun einmal ein Makel in unserem Zeitalter auf dem, der das Weib nicht für die Krone der Schöpfung hält — und sich daher von ihm abwendet."

Zum Schutz gegen seine Feinde erwächst dem Prinzen eine sichere Hilfe in der Person des Kastellanes Alberto, der sich selbst nebst seinen Truppen dem gefährdeten Fürstensohn zur Verfügung stellt.

Alberto ist Giovanni aufrichtig zugetan, er hat Nachsicht mit den Eigentümlichkeiten und „Schwächen" des Prinzen.

> „Ich hege keine Vorurteile", sagte er, „ich bin selbst ein viel zu großer Verehrer der Kunst, als daß ich einem Schönheitsbegeisterten die Bewunderung körperlicher Formen verübeln sollte — mögen diese nun von einer Seele durchleuchtet sein, welche es auch sei . . . ich habe in Rom als Jüngling oft mit dem göttlichen Michel Angelo geplaudert — ich habe ihm zum Modell gesessen — und seine wunderbaren Reden haben mich über das, was die Geistlichen menschliche Schwächen nennen — o, vielleicht sind's gar keine Schwächen — aufgeklärt, aber schweigen wir von dem, was jeder mit sich und seinem Gott abzumachen hat." (S. 171.)

Seitdem Giovanni sich der Hilfe Alberto's und seiner Truppen sicher weiß, legt er sich noch weniger Zwang an, er hält noch weniger zurück mit seinen freien Anschauungen, seinen



Sarkasmen und Paradoxen. In Kunst und Philosophie schwelgt er mit seinen Freunden, feierlich läßt er das Hauptwerk Gaddi's, Zeus mit Ganymed zu seinen Füßen, zum Entsetzen seines Vaters enthüllen.

> Vergeblich ermahnt ihn der alte Fürst: „Denke an dein Seelenheil, sage dich los von diesen üppigen Tagedieben, die dich zu unerhörten Sinnengenüssen verführen, sage dich los von diesen Bildern, die das Nackte verherrlichen, von jenen Versen, die dem Eros huldigen." (S. 183.)

Seine Feinde werfen ihm Verschwendungssucht, Gotteslästerung, Menschenhaß, Weiberverachtung vor und wollen ihn geradezu als Geisteskranken hinstellen. Giovanni soll endgültig vom Arzt des Herzogs auf seinen Geisteszustand untersucht und dann als Irrsinniger der Freiheit beraubt werden. Das Benehmen des Prinzen gegenüber dem Arzte und die Antworten, die er ihm gibt, betrachtet der Arzt als Äußerungen der Geistesgestörtheit. Der Arzt hatte Giovanni vorgehalten, er habe so gar nichts Ritterliches, Männliches in seiner Lebensführung, fast könne man sagen, sein Denken und Fühlen sei weibisch. Hierauf erklärt ihm Giovanni, „Das, was die Menschheit von ihrer tierischen Rohheit im Laufe der Jahrhunderte befreit habe, sei das Weib; die Liebe zum Weib habe den rohen Urmenschen allmählich zum Kulturmenschen erzogen, ja ihn allmählich mit Weiblichkeit angesteckt, das Menschengeschlecht gehe einer allmählichen Verweiblichung entgegen."

Als der Arzt sich erdreistet, direkt ihn einen Geisteskranken zu nennen, zieht Giovanni das Schwert gegen ihn. Seit dieser Zeit läßt ihn der Herzog auf Schritt und Tritt beobachten und Giovanni weiß, daß er bei der nächsten Gelegenheit seine Gefangennahme und dauernde Einsperrung zu gewärtigen hat. Insbesondere drängen hierzu der Herzog, Giovanni's Gattin und sein Bruder Paolo, sowie Bischof Salviati. Letzterer hat Giovanni schon angekündigt, daß er wegen Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit vor das Inquisitionsgericht gestellt werden soll.

Giovanni beschließt nunmehr, seinen Feinden zuvorzukommen. Während eines vom Herzog veranstalteten großen Staatsfestes, an dem die ganze Hofgesellschaft versammelt sein wird, wollen Giovanni und der Kastellan Alberto mit den besten Truppen den Herzog und seinen Anhang überrumpeln und gefangen nehmen, worauf der Prinz zum Herrscher von Rimini ausgerufen werden soll. Schon ist Alles bereit und Alberto's Truppen, die in den Gärten aufgestellt sind, warten nur auf das Zeichen Giovanni's. Dieser vereitelt aber den Plan, indem er beim Anblick eines unter den Gästen befindlichen Spionen,



der ihn in der letzten Zeit beobachtet hatte, von plötzlicher Wut ergriffen, diesen niedersticht. Alles greift zu den Waffen und die günstige Gelegenheit, ohne Kampf sich der Feinde Giovanni's zu bemächtigen, ist verfehlt. Der Herzog und sein Gefolge ziehen sich zurück, desgleichen Giovanni mit seinen Getreuen. Alberto und Gaddi bestürmen ihn nunmehr, nicht zu zögern und den Kampf zu befehlen. Aber noch schreckt Giovanni vor dem Blutvergießen zurück. Da opfert sich Gaddi selbst auf, um den Kampf herbeizuführen. In Gaddi, der früher mehr aus Eigennutz und Eitelkeit dem Prinzen zugetan war, hat allmählich eine tiefere und edlere Anhänglichkeit sich entwickelt. Allmählich hat bei ihm auch eine gewisse Verweiblichung Platz gegriffen.

> „Er entdeckte in sich eine Art von Hingebung und Verehrung, die ihm dadurch, daß sie eher einen weiblich duldenden, als männlich trotzenden Zug trug, fast erschreckte, obwohl er wußte, daß diese Bewunderung eines edel veranlagten Menschen ihn selbst ehrte. Ihm selbst kam es fast vor, als habe er, der früher leichtsinnig — oberflächlich gewesen — sich allmählich in eine Johannesnatur verwandelt, als sei das Leben wertlos, als hätten die weltlichen Genüsse keinen Reiz mehr für ihn." (S. 200.)

Gaddi bringt sich selbst eine Wunde bei und versetzt Giovanni in den Glauben, er sei von seinen Feinden angegriffen worden. Jetzt, da sein geliebter Gaddi tötlich verwundet worden ist, zaudert der Prinz nicht länger und gibt das Zeichen zum Handeln. Die ganze Nacht wütet nun der Kampf. Die Partei des alten Herzogs wird besiegt. Der alte Herzog selber, Francesca und Paolo fallen, obgleich Giovanni ihren Tod nicht wollte. Der Sieg hat keinen Wert mehr für Giovanni, da Gaddi an seiner Wunde erliegt; er hat nicht mehr die Kraft, weiter zu leben und nimmt Gift. Emilia, seine Jugendfreundin, die ihn leidenschaftlich liebte, teilt mit ihm den Giftbecher. Das Herzogtum von Rimini fällt in die Hände des Papstes, Salviati's Plan ist gelungen; noch hat der Kampf der beiden Parteien Riminis kaum ausgetobt, als römische Soldaten einziehen und sich des Herzogtums bemächtigen.

Die sinnliche Seite der Homosexualität tritt in dem Roman völlig zurück, Walloth hat Alles vermieden, was bei einem heterosexuellen Leser Anstoß erregen könnte.

Die Idealisierung, welche die Liebe Giovanni's erfährt, hindert aber nicht, daß man den Pulsschlag echter und heftiger Leidenschaft fühlt. Eine weit·wichtigere Rolle

als die sinnlichen und die Gefühlsmomente spielt die gesamte homosexuelle Eigenart des Helden. Man kann den Verfasser nur loben, daß er sich nicht auf die Schilderung der geschlechtlichen und sentimentalen Seite der Homosexualität beschränkt hat, sondern die schwierigere Aufgabe, die Darstellung des gesamten Komplexes der eigentümlichen Geistesverfassung eines höher gearteten, aber typischen Uraniers zu lösen versuchte.

In allen Reden und Anschauungen des Prinzen, in seinen künstlerischen Excursen und philosophischen Betrachtungen, überall zeigt sich die homosexuelle Individualität und ein Gemisch männlicher und weiblicher Charaktere:

Der weiblich bewegliche Geist und der männlich tiefere Intellekt, das sensitive Gemüt, die feminine Gefühlsbetonung und die zersetzende Ironie, die aphoristisch-sprunghafte Denkungsart, die lebhafte Phantasie, die künstlerische Begabung, das effektvoll-rhetorische Pathos und der hohe Flug der Gedanken, der Mut und die Kühnheit zu großen Plänen und die Unentschlossenheit im entscheidenden Augenblick, die Schwäche und Zaghaftigkeit, wenn es zu handeln gilt.

Und dann finden sich vor allem die Züge, von denen man nicht sagen kann, welche von ihnen instinktiv aus der homosexuellen Natur hervorwuchsen und welche zwar aus dem Boden der uranischen Veranlagung entspringend, doch zum großen Teil den vielfachen Konflikten, denen die Homosexualität ausgesetzt ist, ihre Entfaltung verdanken: Die pessimistische Weltanschauung, welche aus dem Schmerz und der Empörung über die Mißdeutung und Verachtung der angeborenen und als berechtigt empfundenen Gefühle fließt; die Menschenverachtung, hervorgewachsen aus der Tragik ungerechter Beurteilung und törichter Verdammung, der weltfeindliche Skepticis-



mus, eine Frucht des unverschuldeten Leidens, das sich und die Welt mit Galgenhumor persifliert.

In mancher Beziehung erinnert Giovanni an Hamlet. Wie dieser durch die Last eines furchtbaren Ereignisses aus seinem seelischen Gleichgewicht gebracht, zu grüblerischer Weltbetrachtung und zu tieferem Erfassen aller Dinge gelangt, so wird Giovanni durch das Verhängnis seiner Naturanlage in seinem Innersten aufgerüttelt, unter dem Einfluß seiner verkannten Eigenart und der Feindschaft, der er überall begegnet, zu Sarkasmus und Pessimismus gedrängt, so bildet sich aber auch bei ihm die Fähigkeit aus, allen Dingen den tieferen Sinn abzugewinnen, die Mängel und Fehler, die Schattenseiten bloß zu legen und schonungslos zu geißeln. Rächt er sich doch gleichsam für den Haß seiner Feinde und die Verfehmung seiner Eigenart durch die Zersetzung und Zerstörung aller Vorurteile, durch rücksichtslose Verfolgung von Unverstand und Heuchelei.

So ist Giovanni zugleich ein Vorkämpfer freiheitlicher Ideen, fortgeschrittener Weltanschauung, wie denn überhaupt ein zweiter Hauptgrundzug dieses homosexuellen Romans in dem Kampf gegen Intoleranz, Engherzigkeit und religiösen Fanatismus, in dem Sichauflehnen eines kühnen Geistes gegen ein reaktionäres, in mittelalterlichen Vorurteilen befangenes Milieu zu suchen ist.

Der Roman will des Weiteren noch etwas Anderes sein, nämlich ein Zeitgemälde der Renaissance; in der Schilderung mancher Personen und in zahlreichen äußeren Einzelheiten ist das Colorit der Zeit gut getroffen. Doch habe ich das Gefühl eines gewissen Anachronismus empfangen, insofern die bigotte, kleinbürgerliche Atmosphäre, in der Giovanni's Feinde und Verwandte leben, insofern ihr ausgesprochener Haß gegen jede Geistesfreiheit nicht völlig zu jener gewaltigen Epoche zu passen scheint, wo Kunst und Wissenschaft neu aufblühten, wo Lebensgenuß



und Sinnesfreude ungehemmt sich entfalteten, und selbst ein großer Teil der Geistlichkeit auch über die geschlechtlichen Triebe milder dachte, zu jener Zeit, von welcher noch jetzt Bauten und Gemälde Zeugnis der herrschenden Pracht- und Prunkliebe ablegen.

Die Handlung ist fesselnd und interessant, sie zeigt am Beginn dramatische Intensität und am Schluß wirkungsvolle Tragik, dagegen ist in der Mitte des Romans der Aufbau nicht einwandsfrei.

Der Charakter des Helden wird in verschiedenen Episoden und zahlreichen Gesprächen breitgelegt, ohne daß die etwas zerfließende Handlung fortschreitet.

Manchmal sind die Motive, welche die Personen leiten, etwas unklar, den Haß und die Feindschaft der Umgebung Giovannis müssen wir mehr dem Verfasser aufs Wort glauben, als daß sie eingehender begreiflich gemacht würden.

Oft gewinnt man den Eindruck, als habe Walloth über der eingehenden Schilderung des Helden den Zusammenhang mit dem Ganzen außer Acht gelassen und vergessen, den Faden der Handlung straffer zu ziehen. Das Zerfließen der Handlung paßt andererseits gerade zu der Disharmonie des Helden selbst, vermehrt noch mehr die Empfindung des Zerklüfteten und Zerrissenseins, das den Helden selbst erfüllt. Das schöne Ebenmaß, dem man in Walloth's „Paris, der Mime“ begegnet, fehlt im „Sonderling“; was aber letzterer Roman an Glätte und Formvollendung verliert, gewinnt er an größerer Charakteristik, Gedankentiefe und temperamentvoller Darstellung.

Walloth hat sich derart in seinen Helden hineingelebt, daß er in manchen Stellen, in den Ausfällen, die er seinem Giovanni in den Mund legt, die ästhetische Grenze überschreitet, daß er sich von seinem Temperament zu weit fortreißen läßt und auch in gewissen Ausdrücken und Wendungen einen verfeinerten Geschmack verletzt.

Der Sonderling ist ein ernstdurchdachtes, mit Überzeugung und Kraft geschriebenes Werk, das auch besonders heterosexuelle Leser wegen des eigenartigen homosexuellen Helden mit Nutzen und Interesse lesen werden.

Übersetzungen von Eekhoud's Escal-Vigor und Petronius' Satyricon.

Eekhoud, Georges: Escal-Vigor. Deutsch von Meienreis, Richard Dr. (Verlag Spohr 1902.)

In dem Jahrbuche II S. 275 habe ich ausführlich die Bedeutung dieses schönen Romans hervorgehoben und eine Charakteristik desselben gegeben.

Auch in der recht guten deutschen Übersetzung von Meienreis kann man die Vorzüge des Werkes vollauf würdigen. Wenn auch, wie fast unvermeidlich, die Ursprünglichkeit, die Farbe und das Colorit des Originals in der Übersetzung etwas Einbuße erleiden, so hat doch Meienreis die sehr großen Schwierigkeiten in der Wiedergabe des eigenartigen Stiles und der individuellen Ausdrucksweise Eekhoud's im Allgemeinen sehr glücklich überwunden und im großen und ganzen den urwüchsigen vlämischen Erdgeruch nicht verwischt. Manches ist ihm trefflich gelungen, stellenweise hat er überraschend glückliche, dem Original adäquate Wendungen und Worte gebildet. Besonders gut geraten ist die wilde packende Schlußszene, sowie die in schwungvolle Sprache übertragene Erzählung des feurigen Hirten, in welcher der Held seinem Geliebten das Bekenntnis seiner Leidenschaft ablegt.

Manchmal hätte ich etwas weniger Auflösung des Satzes in Nebensätzchen, mehr die das Original auszeichnende Präzision und Concision gewünscht, auch wäre besser ein allzuöfterer Gebrauch von trockenen Zeitwörtern wie „sein, vorhanden sein“ vermieden worden. Allerdings nur stellenweise — leider gerade auf den ersten Seiten — fallen diese kleinen



Mängel auf. An dem Gesamteindruck ändern sie wenig. Dem glücklichen Übersetzer, der auch Möller's „Nina" dem Deutschen zugänglich gemacht, darf man Dank zollen für die Art und Weise, wie er die nicht leichte Aufgabe gelöst hat, um dem deutschen Publikum die Kenntnis des belgischen Meisterwerkes zu vermitteln.

Tailhade, Laurent: Le Satyricon de Pétrone. traduction, (Paris, Charpentier, 1902).

Der berühmte älteste Roman, in welchem ein Sittenbild des Tiberius und besonders auch die mit einer Selbstverständlichkeit und Kühnheit sondergleichen geschilderten homosexuellen Liebesabenteuer in packendster Realistik entrollt werden, hat in Tailhade's Übersetzung eine unverfälschte vollständige wörtliche Übertragung ins Französische gefunden. Ich habe den lateinischen Text nicht zur Hand; glaube aber annehmen zu dürfen, daß Tailhade Ton, Stil, und Sprache der zahlreichen Typen des Romans völlig richtig getroffen hat. Denn alle eigenartigen und charakteristischen Eigenschaften des Stils und der Sprechweise, die dem Original nachgerühmt werden, (z. B. in Huysmans' „A Rebours" s. 40—42) finden sich jedenfalls in der Übersetzung. Sie scheint mir eine bedeutende Leistung.

Über seine Ubersetzung sagt Tailhade in der Einleitung unter Anderem:

> „Da wo Petronius Kerle sprechen läßt, die aus der Hefe des Volks, des Zuhältertums und des Stellionats zu Reichtum und zugleich zu den „guten Prinzipien" gelangt sind, da wo er reich gewordene Lustknaben in Scene setzt . . . . habe ich für gut gehalten, reichliche Anleihen bei dem modernen Rotwelsch zu machen, das allein Äquivalente für die charakteristische Unterhaltung dieser Burschen enthält.
>
> Ich habe auch nicht versucht, die mißlichen Stellen abzuschwächen und zu modernisieren oder die Unzüchtigkeit mit einem Pflästerchen zu bedecken. Die Heiterkeit und Ruhe in der Schamlosigkeit ist ein



> Zeichen der antiken Kunst, sie glänzt bei Petronius wie in den obscönen Statuen und Farben des Museums zu Pompei .... Ich habe mich bemüht, den „Skandal" des Textes in seiner ganzen Reinheit zu bewahren."

Zum Schluß will ich den Roman von

Hoffmann, V, Das vierte Geschlecht. Roman. (Barmen Wiemann 1902.)

anführen, weil man, nach dem Titel zu urteilen, geneigt sein könnte, Homosexuelles in ihm zu suchen. Tatsächlich enthält er nichts dergleichen.

Unter dem „vierten Geschlecht" will der Verfasser analog dem von Wolzogen aufgestellten, auf gewisse Arten (nicht homosexueller) Frauen bezogenen „dritten Geschlecht" die Sorte von Mann verstanden haben, „der die Frau nicht achtet, seine Kraft, Zeit und Ausdauer lieber verpraßt und sich im gewissen Sinne damit groß tut" (S. 7).

Als Vertreter dieses „vierten Geschlechts" schildert Hoffmann unter andern die beiden Weiberfeinde Wiedemann und Nöhring.

Auf den ersten Blick sollte man glauben, daß beide homosexuell gedacht seien. Wiedemann, der mit Nöhring zusammenlebt, strickt und stopft Strümpfe, kocht, bratet und bäckt.

Nöhring entwirft Zeichnungen für kunstvolle Stickereien und beide können nicht genug ihrem Weiberhaß Ausdruck geben. Trotzdem sind sie nicht homosexuell, denn als eines Tages ein Dienstmädchen des Hauses sich in das Bett von Wiedemann geschlichen, läßt Wiedemann die Gelegenheit zum Besitz des Mädchens nicht vorüber gehen und behält sie als Dienstmädchen bei sich, während auch Nöhring ihre Gunst nicht verschmäht.

Der Roman ist ein seichtes Machwerk, in welchem namentlich der stellenweise geradezu ordinäre Ton und der vulgäre Stil abstößt. Von einer irgendwelchen

tieferen oder geistreichen Schilderung des vom Verfasser benannten sogn. vierten Geschlechts kann keine Rede sein.

Der Titel ebenso wie die Decke mit der karikaturhaften Zeichnung sind nur Mittel um sensationslüsterne Leser anzulocken.

II. Weibliche Homosexualität.

Duc, Aimée: Sind es Frauen? Roman über das dritte Geschlecht. (Berlin W 57. Eckstein Nachf. Verlag). (Ecksteins Moderne Bibliothek 50 Pfg.)

In Genf hat sich eine Anzahl homosexueller Frauen, hauptsächlich Studentinnen zusammengefunden. Im Hause der Studentin Minotschka Fernandoff, die ihre Freundinnen abends um sich versammelt, lernen wir den ganzen Kreis kennen: unter anderem Gräfin Marta Kinzey, das Verhältnis der Gastgeberin, eine polnische Musikstudentin, die als Millionärstochter nur zu ihrem Vergnügen studierte, und die lediglich wegen Minotschka nach Genf gekommen war. Ferner Frau Annie, eine hübsche 30jährige Frau, welche schon nach sechsmonatlicher Ehe gütlich von ihrem Manne sich getrennt hatte.

Die Gastgeberin Minotschka Fernandoff hatte als zwanzigjährige Studentin

> „ihren Leibburschen, einen jungen Juristen, geheiratet, um sich nach 3 Jahren scheiden zu lassen. Sie hatte ihren Zustand vor der Ehe nicht erkannt, und die Ehe selbst mit dem sie über alles liebenden Mann ward ihr ein Greuel. Als sie nach drei Jahren frei geworden, lebte sie wieder auf, heute galt ihr jene Schreckenszeit, ihre sonst so glückliche Ehe, als eine verlorene Lebenszeit.“ (S. 13.)

Bei Bier, Kognak und Cigaretten wird über Ehe, Medizin und die homexuelle Frau lebhaft debattiert.

Bertha Cohn, die Pragerin, erzählt von „der Fritz, die sich verlobt und sogar ihren Bräutigam liebt.“

> „Nun ja“, erwidert Dr. Tatjana, die Ärztin, „so ist sie eben ein normales Wesen und hat sich geirrt bis dahin. Das ist doch nichts Besonderes! Frau Annie, Sie, liebe Minotschka und ich — wir haben uns auch seiner Zeit geirrt, wenn auch im entgegengesetzten Sinn. Sie beide heirateten erst, und ich, ich hatte einen Geliebten — und dann mußten wir alle erfahren, daß wir für den Mann keinen Sinn haben und zum dritten Geschlecht gehören. Bei der Fritz war's umgekehrt!“ (S. 13.)

Die Unterredung erstreckt sich weiter auf die Medizin als Beruf der Frau. Minotschka ist von der Medizin zur Philosophie, Literatur und Kunstgeschiche übergegangen.

> „Nicht die Medizin ist schuld daran," sagt sie, „daß ich im Studium umsattelte, sondern der heutige Stand unserer Wissenschaft, die Unterdrückung unangenehmer Enthüllungen!
>
> Sind die Ärzte nicht unsere ärgsten Feinde, weil sie die Wahrheit nicht im Lichte der Wissenschaft enthüllen? Könnten sie nicht durch die wahren, wissenschaftlichen Tatsachen die Frauenfrage in andere Bahnen lenken, die keine Frauenfrage, sondern eine Frage des dritten Geschlechts ist?"

Minotschka verlangt dann, daß eine ihrer homosexuellen Freundinnen den Mut haben sollte, in einer Doktordissertation den Beweis der Existenz des dritten Geschlechts positiv zu erbringen.

Auch Gräfin Kinzey meint:

> „Gewiß, wir müssen versuchen, uns in der Öffentlichkeit durchzuringen, anerkannt und nicht übersehen zu werden! Der größte Teil des Volkes und der Gebildeten hat keine Ahnung von unserer Existenz, von unseren Bedürfnissen, unserem Menschenrecht. Und doch tragen wir an dem allen selbst die Schuld! Wir treten nicht genug für uns ein, wir verfechten nicht unsere Thesen, wir geben uns nicht frei zu erkennen als Menschen, die weder Mann noch Weib sind. Wir müssen zu jeder Zeit eintreten für unser Selbst, wir müssen uns immer und immer wieder behaupten und nicht zurückdrängen lassen als Kranke oder auf eine künstliche Pose stellen lassen, als gnädigst anerkannte, besonders begabte Frauen, sondern wir müssen zeigen, daß wir Vertreter einer Mischung, eine Menschenspezies sind, die ein Recht auf Berücksichtigung hat, zeigt sie sich doch ausnahmslos als Intelligenz-Elite. Wir können unser Selbst aber nur erfolgreich wahren, wenn wir uns unerschrocken außerhalb des Kreises echter Weiber und Männer stellen, wenn wir nicht heuchlerisch unter falscher Etikette auf dem Lebensmarkt herumlaufen. Schlimm genug, daß man uns zwingt, Komödie zu spielen und als Weib auftreten zu müssen, allem ausgesetzt, was das Weib zu erwarten hat, einrangiert zu werden in die Warenmusterkarte für Männer!" (S. 20—21).



Und Minotschka antwortet:

> „Es ist Pflicht, heilige Pflicht einer jeden von uns, die mit Überzeugung zum dritten Geschlecht gehören, unentschlossene, schwankende Gefährtinnen, deren Zustand wir mit kundigem Auge und dem Gefühl der Zusammengehörigkeit leicht erkennen, die aber nichts von Liebe und Leben wissen, vor der Ehe zu warnen, sie zurückzuhalten, sich und ihren Mann unglücklich zu machen" etc. (S. 21).

So vergehen Stunden in anregenden Gesprächen.

Einige Tage später findet sich der Kreis der homosexuellen Frauen bei einem Glase Bier auf einer Konzertterrasse zusammen.

Zwei fremde Herren, Deutsche, die am gleichen Tisch Platz genommen, ergehen sich über die angeblichen Schattenseiten, die das Studium der Medizin für die Frau nach sich zöge. Das Weib müsse alle weiblichen Reize verlieren, und dann, meint der eine, sei wohl die studierte Frau zur Ehe untauglich, denn sie werde ihr Studierzimmer über ihren Haushalt stellen!

> „Sicherlich"' erwidert Minotschka, „darum heiraten wir auch nicht! Ich bin vollständig Ihrer Ansicht, daß die zartbesaitete, hingebende, weibliche Frau niemals eine Ärztin werden kann oder sonst Bedeutendes im öffentlichen Leben leisten wird. Diese Frauen gehören ins Haus, und werden sich im Hause auch stets am wohlsten fühlen. Bitte, verwechseln Sie uns nicht mit diesen sehr schätzenswerten Frauen, wir bilden eine andere Kategorie." (S. 51).

Und auf den Einwand des anderen Herrn: Die Frau fände dort immer in anderer Weise Betätigung ihrer Kraft, z. B. in der Diakonie, sagt sie:

> „Sie vergessen noch eines, zwei Berufe stehen der Frau jederzeit offen: die Diakonie und — die Prostitution. Der eine, der nur Aufgaben des Ichs, Duldung und Unterdrückung der Individualität auf dem Leidensweg des Glaubens bietet, und der zweite, der den Frauen durch Preisgebung ihres körperlichen Seins ein uraltes Gewerbe sichert, das man ihnen unbeanstandet überläßt . . . . Das ist so ziemlich das Alpha und Omega des Lebens! Und als Mittelding rangiert die Ehe ein." (S. 52).

Die Geliebte von Minotschka, Gräfin Kinzey, muß sich auf eine Zeit lang von der Freundin trennen, infolge des Todes ihres Vaters ist sie genötigt, nach Warschau zu reisen, aber sie ver-



spricht, im nächsten Semester wieder zu Minotschka zurückzukehren.

Diese begibt sich nach Beendigung des Semesters nach München in Begleitung der Schauspielerin Pierette, welche die Bühne verläßt und durch Stundengeben ihr Brot verdienen will.

Pierette ist in Minotschka verliebt, findet aber keine Erwiderung ihrer Leidenschaft; die große gewaltige Liebe zu Marta Kinzey erfüllt noch ganz Minotschka, zu einer Liebelei hat sie weder Zeit noch Lust. Die Abwesenheit der Gräfin dauert an, ihre Briefe werden immer seltener und kühler, eines Tages kündigt sie ihre Verlobung mit einem Offizier an. Verzweiflung Minotschka's. Zwei Jahre vergehen. Der Kreis der einstigen Studentinnen ist in alle Himmelsrichtungen zersprengt. Von der Gräfin hat Minotschka seit längerem nichts mehr gehört.

Der wunde Punkt in ihrer Liebe schmerzt noch immer. Das Leben erscheint ihr zwecklos. Sie will Europa verlassen und in Sidney eine internationale Fortbildungsschule übernehmen, um dann dort ihr Leben zu beschließen.

Vor ihrer Abreise will sie noch ihren Geburtsort Paris wiedersehen.

In Paris besucht sie auch den Père Lachaise: in Gedanken an ihre einstige Geliebte und die Zeit der ersten Liebestage versunken, wandelt sie zwischen den Gräbern. Ein eigentümliches Schicksal fügte, daß sie auf dem Kirchhofe die Gräfin wiederfindet. Sie ist in Trauerkleidung, ihr Mann ist vor 6 Monaten in Davos gestorben. Die Gräfin fleht um Verzeihung, sie habe die Hoffnung nicht aufgegeben, die Freundin wiederzufinden, ihrem Gatten sei sie doch nur Freundin gewesen.

> „Er wußte alles und trotzdem wollte er mich nach außen hin zum Weibe, wollte er in Kameradschaft mein Gefährte sein! O, Minotschka, und wie habe ich trotz seiner Liebe und Güte gelitten, wie fürchterlich rächte mich das Schicksal — an Dir, wenn Du willst! Nein, Frauen unserer Art dürfen nicht heiraten, auch nicht in Freundschaft, das ist gegen jede Natur! Solch eine Ehe ist ein armes, namenloses Verhältnis, eine Fessel, ein Vergewaltigung, ein Frevel, im leichtesten Falle eine entsetzliche Last!" (S. 93—94.)

Minotschka verzeiht.

> „Und dann gingen sie Arm in Arm der Stadt zu, hinaus in die Seligkeit des Frühlings und ihres Lebens!

Das Interesse der Erzählung konzentriert sich auf die Betrachtungen über die homosexuelle Frau, die Ehe



und die Frauenemanzipation überhaupt, sowie auf die Denkungsart der homosexuellen Frauen. Den Kernpunkt dieser Auslassungen, wonach die Individualität jeder Frau zu entwickeln, ihre Fähigkeiten und Bedürfnisse zu berücksichtigen seien und nur die nach ihrem Charakter und ihren Neigungen dazu geeignete Frauen die Ehe eingehen sollten, kann man nur billigen. Mit Recht legt der Verfasser seine Betrachtungen über Frauenemanzipation gerade in den Mund der homosexuellen Frauen, da diese zweifellos schon ihrer Natur und ihrer männlicheren Eigenart entsprechend die typischsten Vertreterinnen der Frauenrechte sein werden.

An der Erzählung ist wenig Stoffliches; die Motive und Handlungen sind nirgends durchgeführt, das Ganze bildet mehr eine Skizze. Der erste Teil wird durch die interessanten philosophischen und sozial-ethischen Gespräche fast ausschließlich ausgefüllt, während dann der zweite Teil die etwas mageren Episoden der Auflösung des Liebesverhältnisses zwischen Minotschka und der Gräfin, sowie die Schilderung der durch diesen Bruch in Minotschka's Seele hervorgerufenen Gefühle der Verzweiflung, der Öde und Wehmut enthält.

Faure, Gabriel: La dernière journée de Sappho: roman. (Paris: Société du Mercure de France 1901).

Dem Roman geht eine Einleitung voran, welche einige allgemeine Bemerkungen über den weibweiblichen Geschlechtsverkehr enthält:

Hinsichtlich dieses Verkehrs herrschten zahlreiche Irrtümer; zum Teil sei die Literatur daran Schuld, die nicht genügend zwischen Laster und Krankheit unterscheide. Man müsse zunächst die Kranken ausscheiden, alle diejenigen, die infolge von Erblichkeit, geistiger Gebrechen oder physischer Anomalie eher zum männlichen Geschlecht gehörten. Diese seien zu bedauern, ihr Leben sei verfehlt, es sei ebenso ungerecht, sie auszulachen, wie einen Blinden oder Buckligen. Für die Lasterhaften sollte man den Namen Lesbierin oder ähnliche beleidigende Ausdrücke vorbehalten. Aber auch unter diesen seien nicht alle gleich verdammenswert. Die, welche aus Gewinnsucht sich leiten ließen,



seien es kaum mehr, als die, welche sich um Geld einem beliebigen Manne hingäben. Die, welche aus Bedürfnis handelten, Gefangene, Nonnen, Mädchen, zu alt und zu häßlich, um einen Geliebten zu verführen, seien fast ebenso sehr zu bedauern, als zu tadeln. Die wahren Schuldigen seien diejenigen, welche aus Perversität dem Lesbismus sich zuwendeten, diese allein verdienten Abscheu und Verdammungsurteil. Glücklicherweise sei diese Kategorie nicht häufig, meist beschränke sich ihr Laster auf befriedigte Neugierde.

Abgesehen von den Hysterischen und Krankhaften ziehe jedes echte Weib die männliche Umarmung den läppischen Zärtlichkeiten der Frau vor.

Der weibweibliche Verkehr hinterlasse stets Enttäuschung und Unbefriedigtsein, er biete nur einen erotischen Betrug sondergleichen.

Man könnte nach dem, was gesagt und gedruckt werde, zu urteilen glauben, daß heute der Sapphismus viele Anhängerinnen zähle. Dies sei ein Irrtum. Der Mann beliebe stets die Frau zu beschmutzen, und die Frauen verleumdeten sich stets untereinander. Nichts sei leichter, als den zärtlichen, etwas demonstrativen Freundschaften lasterhafte Motive unterzuschieben, besonders gefährlich in dieser Beziehung seien die Lesbierinnen, welche überall ihre eigene Verderbnis vermuteten und die unschuldigsten Frauen nach sich beurteilten.

Sappho selbst sei keine Kranke gewesen, sie habe auch Männer geliebt und sei für einen Mann, Phaon, gestorben. Sie dürfte vielmehr den Typus der lasterhaften Frau darstellen, und doch sei sie nicht mit den modernen Lasterhaften zu verwechseln. Abgesehen vom Klima und den besonderen in Lesbos üblichen Gebräuchen habe Sappho Entschuldigungsgründe, die ihren Nachahmerinnen nicht zur Seite ständen. Damals habe das Schamgefühl, wie wir es heute kennen, nicht existiert. Sappho und ihre Freundinnen hätten ihr Laster offen gezeigt. Bei ihrem Tod habe ganz Griechenland getrauert. Überhaupt sei diese antike Liebe zum gleichen Geschlecht oft nur eine Art des universellen Schönheitskultus gewesen. Aber trotz Allem verletze man nicht ungestraft die Natur, und Sappho habe durch ihre eigenen Fehler gelitten. Vielleicht könne man in dieser Beziehung ihm, dem Verfasser, vorwerfen, eine allzumoderne, allzu reumütige, allzu christliche Sappho geschildert zu haben. Dies kompensiere aber dann andererseits die Beschuldigungen der Immoralität, welche einige naive Leute vielleicht erheben würden.

Verfasser schließt dann seine Einleitung mit folgenden Worten, welche den Schlüssel und Grundton seines Romans abgeben:



„Keine hat mehr wie Sappho das Glück erstrebt, sie starb, ohne das Höchste gekannt zu haben. Keine hat mehr wie sie von jeder Wollust gekostet, sie starb ohne das Höchste gekannt zu haben. Keine hat mehr wie sie die Liebe verspottet, welche ein Liebespaar durch alle Fasern ihres Wesens vereinte. . . . Sie starb für diese Liebe, diese Liebe, alt wie die Welt, ewig wie sie, einzige Quelle des wahren Glücks und der höchsten Wollust."

Der Roman: Sappho verzehrt sich in Liebesleidenschaft zu Phaon, der aber ihren Verlockungen widerstanden hat. Nachdem Sappho alle ihre Gelüste und Begierden befriedigt, Mann und Frau, Jungfrau und Jüngling in ihren Armen gehalten, ist sie zum erstenmal von echter Liebe ergriffen. Beim Fest der Aphrodite hofft sie durch ihre Erscheinung und ihr Dichtertalent Phaon zu gewinnen. Vor versammeltem Volk tritt sie auf, strahlend in äußerer Pracht und Schönheit, und trägt ihre letzte Dichtung, einen Hymnus an die Göttin vor. Aber mitten im Gesang hält sie inne, sie hat Phaon, den sie zu besiegen hoffte, in der Menge erblickt, gleichgültig gegen ihren Gesang und ihre Schönheit, glückstrahlend an der Seite seiner Verlobten.

Verwirrt und bestürzt flieht sie in ihre Gemächer, wo sie sich ihrem wilden Schmerz überläßt. Dort wird sie von einer ihrer früheren Geliebten, Rhodope, aufgesucht, die einst von Sappho verführt wurde. Was bei Sappho nur ein Abenteuer unter vielen war, bedeutete für Rhodope eine dauernde Leidenschaft. Sappho hatte sie fortgeschickt, jetzt kehrt Rhodope zurück, wähnend, der Augenblick sei günstig, um ihre Herrin wieder zu erobern. Vergeblich sucht sie die früheren Zeiten in das Gedächtnis der Dichterin zurückzurufen, vergeblich entrollt sie ihre gemeinsame Liebesgeschichte: Wie sie sich beim Bruder der Sappho, dessen Geliebte Rhodope gewesen, in Eresos kennen gelernt, wie Sappho durch ihre Zärtlichkeiten und Schönheit sich einzuschmeicheln wußte, wie Sappho sie dann entführt und beide von Eresos nach Mitylene gewandert, die Freuden der Reise teilend, die Gefahren und Abenteuer gemeinsam bestehend, wie dann angesichts von Mitylene zum erstenmale Sappho in Liebe sie umfangen und ein noch nie empfundenes Glück ihr bescheert. Umsonst fleht Rhodope in glühenden Worten um Liebe, umsonst sucht sie durch Schilderung ihrer früheren Wonnen Sappho's Leidenschaft wieder zu entfachen. Sappho hat alles vergessen und bleibt stumm gegenüber ihrem Schmerz. Sie glaubt kaum Rhodope jemals geliebt zu haben, ein Spielzeug war sie nur, wie alle andern. Als Rhodope halbentblößt sich ihr zu Füßen wirft, jagt Sappho, von einem Gefühl des Ekels ergriffen, das Mädchen fort.

Kaum hat sich Rhodope entfernt, als Phaon Sappho besucht. Er kommt sie zu trösten und ihren Schmerz durch besänftigende Worte zu lindern. Aber Sappho will Liebe, doch diesem Manne gegenüber ist sie machtlos. Ihr Flehen ist vergeblich. Wenn er ihre Liebe verschmähe, möge er sie wenigstens als Werkzeug der Wollust, als Dirne benutzen. Alle Wollust und sinnlichen Reize, die Sappho Phaon bietet, locken ihn nicht, er sehnt sich nur nach einer Liebe, der Liebe seiner Verlobten. Er verläßt die verzweifelte Sappho, um nie wiederzukehren.

In wilder Fieberphantasie ziehen noch einmal vor den Augen Sappho's alle ihre Opfer, alle ihre männlichen und weiblichen Geliebten vorüber, im Traume treten sie an Sappho heran in unnennbaren Umarmungen und wollüstigen Verkettungen miteinander sich vermengend. Im letzten Kapitel eilt Sappho von Verzweiflung und ungestillter Sehnsucht nach Phaon übermannt, auf den das Meer überragenden Felsen, von welchem sie sich in die Fluten herab stürzt.

Das wirkliche Schicksal der geschichtlichen Sappho ist wohl kaum mit Sicherheit festzustellen und der Tod der Dichterin für Phaon, den Faure in seiner Einleitung als geschichtliche Wahrheit hinstellt, ist gerade in den letzten Jahren von wissenschaftlicher Seite in das Reich der Mythe verwiesen worden.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls wird Sappho stets als der Typus einer homosexuellen Frau gelten, deshalb ist es wohl zunächst als seltsam zu erachten, daß Sappho, deren Namen einer der charakteristischsten Bezeichnungen für den homosexuellen weiblichen Verkehr abgegeben hat, als heterosexuelle Heldin geschildert wird.

Als ein Fehler muß es sodann betrachtet werden, daß Faure, wie er es in seiner Einleitung selbst bemerkt, die griechische Sappho allzu verchristlicht hat in ihrer Reue und ihrem nachträglichen Abscheu vor dem homosexuellen Verkehr, und dadurch die Wahrscheinlichkeit des Charakters seiner Heldin getrübt hat. Noch weniger glücklich erscheint der Versuch, das Axiom, daß das höchste Glück in der wahren Liebe, nicht in der Jagd nach der Wollust zu finden sei, in der Geschichte



Sappho's symbolisieren zu wollen und ihre heterosexuelle Leidenschaft in Gegensatz zu ihren früheren Regungen zu stellen. Dabei hat Faure gerade die Leidenschaft Sappho's zu Phaon in solchen glühenden Farben zum Ausdruck gebracht, daß man wenig von einer idealen und edlen Liebe spürt. Besonders in der Szene, wo die liebestolle Sappho Phaon um Gegenliebe anfleht und schließlich zu jeder Wollust sich ihm anbietet, tritt Sappho's Leidenschaft in brünstiger und sinnlicher Weise zu Tage. Umgekehrt finden sich feinere, idealere Züge in der Schilderung des homosexuellen Verhältnisses mit Rhodope. Die Erzählung der letzteren von ihrem früheren Liebesbund hinterläßt einen unleugbaren poetischen Eindruck, ihre Gefühle erscheinen zarter, inniger als Sappho's heftige heterosexuelle Liebesglut.

Der Roman enthält keinerlei psychologische Darstellung der Leidenschaft Sappho's, keinen Einblick in die Entwicklung der Gefühle, das Problem der Homosexualität ist an und für sich von keiner Seite ergründet.

Trotzdem handelt es sich nicht um ein Marktprodukt für das große Publikum, sondern um ein Werk für verwöhntere Leser; der lyrische Erguß, die glänzende Sprache, der poetische Rythmus des ciselierten Stiles drücken ihm ein künstlerisches Gepräge auf, das aber mehr den Charakter gesuchten Raffinements und überkünstelter Berechnung als echte Empfindung verrät.

Janitschek, Maria: Neue Erziehung und alte Moral aus der Novellensammlung Die neue Eva. (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger) S. 109—150.

Seffi ist seit ihrem achten Jahre nach dem Tode ihrer Eltern bei dem Ökonom Steffert gemeinsam mit dessen sieben Söhnen erzogen worden.

Wie ein Junge ist sie aufgewachsen, wie ein Bube von Frau Steffert behandelt worden.

Als sie zum Mädchen heranreift, muß sie, die bisher mit den jüngsten Adoptivbrüdern in einem Zimmer geschlafen, in der



oberen Kammer übernachten. Jetzt erst gewinnt sie Interesse und Bedeutung bei den Buben. Sie besuchen sie Abends, der eine, ein junger Leutnant, küßt sie und drückt ihr die Brüste; von der Mutter ertappt, muß Seffi dafür büßen.

Bald kommt ein anderer der Brüder, Alfred, zu ihr; mit ihm liest sie Stunden lang verbotene Bücher, Casanova, Boccacio, die ihre Einbildungskraft und Sinnlichkeit entflammen. Alfred erzählt ihr auch seinen ersten Geschlechtsverkehr mit einem Weib. Den älteren Fritz forscht Seffi aus, er ist erfahrener als Alfred und kennt schon besser das Weib, er erzählt ihr die tollsten, unflätigsten Dinge.

Eines Abends, als sie wieder mit einander flüsterten, kommt Ruprecht, der ältere Bruder, hinzu. Er jagt Fritz fort und warnt sie vor den Brüdern. Er selbst gesteht ihr seine Liebe. Als sie aber von plötzlicher, wilder Sinnlichkeit gepackt, zur Hingabe ihres Körpers bereit ist, bemeistert sich Ruprecht, denn er kann sie „noch lange nicht heiraten, und sie wird vielleicht ein Kind bekommen —."

> „In der Folge belauerten die Brüder sich gegenseitig und alle naschten an ihr herum, was sie leicht naschen konnten. Sie mit ihrer Jugendfülle und strotzenden Gesundheit, litt wie ein geknebeltes Tier unter diesen brennenden aufstachelnden Liebkosungen. Sie wälzte sich schlaflos in ihrem Bett und verwünschte ihr Magdtum. Das „Kind" war für sie das drohende Gespenst". (S. 142).

Frau Steffert, der Seffis Verstörtheit auffällt und die allerlei Mutmaßungen anstellt, schildert ihr in grellen Farben die Schmach, die ein Mädchen auf sich lädt, wenn es Mutter wird.

Nach solchen Schilderungen schwur Seffi sich, ihre Jungfräulichkeit zu bewahren, und schrieen auch ihre vollen Adern noch lauter nach Erfüllung.

Agathe, eine Nichte des Hausherrn, ein zierliches, blondes Mädchen von 16 Jahren, kommt zu Besuch und schläft in Seffi's Zimmer. In ihr findet Seffi eine Geschlechtsgenossin, der sie ihr Herz ausschütten kann.

> „Sie krochen in ihren weißen Hemdchen abwechselnd eine zu der anderen und tauschten ihre Gedanken über dieses und jenes. Eines Nachts, als Seffi laut schluchzt, will Agathe sie trösten, sie preßte Seffi an sich und umschlang sie innig. In diesem Augenblick wurde Seffi ruhig und schloß die heißen Lider. Ein bleicher, zärtlicher Schein huschte über ihr Gesicht. Brust an Brust schlummerten sie ein." (S. 144).



Alfred bemerkt die intimere Freundschaft der Mädchen und macht seine Mutter darauf aufmerksam.

Er erweckt den Argwohn der Mutter. „Sie machte die Bemerkung, daß Agathe lebhafter, feuriger neben Seffi wurde, daß beide sich unnötig lang in die Augen sahen und mehr als sonst zwischen jungen Mädchen üblich ist, sich Zärtlichkeiten erwiesen, daß die eine die Nähe der anderen suchte und traurig wurde, wenn sie sie missen mußte.

Sie befiehlt, daß Agathe in einem Zimmer allein schlafe. Vergeblich fleht sie Seffi an:

> „Mutter, von klein auf hast du mich dazu angehalten, alle Vorgänge in der Natur ohne Scheu zu beobachten. Du schlugst mich, wenn ich die Augen senkte. Nichts sollte mir erspart bleiben; alle Adern des großen Nervennetzes der zeugenden und nichts als zu zeugen begehrenden Natur hast du mir bloßgelegt. Keine Milderung, keinen Schleier sollte es für mich geben.
>
> Nackt alles sehen und kennen lernen, war dein Wahlspruch, Mutter, ich bin jung und kräftig; eines Tages habe ich selbst das Verlangen verspürt, das jedes Naturgeschöpf in sich trägt. Mein glühendes Liebebedürfnis zu erwidern, haben sich mir junge Arme geöffnet, aber da hast du mir dein Halt zugerufen. Eine Dirne wäre ich, wenn ich der Natur folgte, die du tags vorher als rein und groß gepriesen, und mit Schlägen und Schimpf jagtest du mich aus deinen Hause. Mutter — sie legte die bebenden Lippen an das Ohr der Frau — „du selbst bist's, die mich in die Arme der Freundin getrieben, laß sie mir nun . . . .“ (S. 149).

In den verschiedenen Novellen des Bandes ist ein meist sexuell-perverses Problem behandelt. Das homosexuelle ist nur in der obigen Erzählung berührt.

Der geschilderte Fall hat mit typischer Homosexualität nichts gemein und stellt nur die Ablenkung des heterosexuellen Triebes in Folge der Unmöglichkeit seiner Befriedigung dar. Der Gedanke der Novelle erhellt deutlich aus dem Titel: „Neue Erziehung und alte Moral“, und besonders aus der Schlußapostrophe Seffi's. Die männliche Erziehung Seffi's, die Abhärtung des Körpers

die Unterdrückung des weiblichen Feingefühls und der mädchenhaften Schamhaftigkeit haben eine männliche Sinnlichkeit, eine glühende sinnliche Begierde zur Folge. Die alte Moral verlangt aber Unterdrückung des Fleisches, stempelt den geschlechtlichen außerehelichen Verkehr zur Sünde, die Zeugung des unehelichen Kindes zur Schmach. Dieser Widerspruch zwischen der neuen Erziehung und der alten Moral drängt Seffi auf gleichgeschlechtliche Bahnen, wo sie mit der Stillung ihrer Glut und der Befriedigung ihrer Sentimentalität gleichzeitig Sicherheit vor schmachvollen Folgen findet.

Die Ausführung dieser Gedanken ist nicht frei von Mängeln, denn die Sinnlichkeit Seffi's wird nicht so sehr durch Erziehung als durch die in der Novelle den breitesten Raum einnehmende Verführung und Einwirkung ihrer Adoptivbrüder aufgestachelt, wenn auch ihre Erziehung sie dem Einfluß der erwachenden Sinnlichkeit leichter zugänglich macht.

Die Novelle macht den Eindruck des temperamentvoll Improvisierten, etwas kraß Hingeworfenen, Tendenziösgewollten.

Die Schlußworte Seffis fallen eigentlich nicht aus Seffis Munde, sondern aus dem Munde der Verfasserin, welche mit ihnen die Moral der Geschichte verkünden will.

Keben Georg: Unmögliche Liebe aus: Unter Frauen: Pariser Geschichten. S. 1—52 (Jena: Hermann Costenoble Verlag.) 1901.

Madame Claudine Pron, die Kupplerin und Inhaberin eines geheimen galanten Hauses, wo Lebemänner mit Frauen und Mädchen zusammen kommen, liebt selbst nur ihr eigenes Geschlecht.

> „Nur die frische Sinnlichkeit reizte sie, die ideale Keuschheit, welche fruchtbar wurde ohne den Mann. Ihre Lippen hätten niemals ein Weib berührt, das in ihrem Hause verkehrte und von welchem sie sah, das es durch Wünsche des anderen Geschlechts sich erweichen ließ . . . . . Claudine's Liebe zum Weibe war das Ende und verletzter Stolz der Anfang gewesen.

70*



> Gedemütigt war sie, daß sie trotz ihrer Vorzüge nie ein Mann aus Liebe begehrte. Sie hatte sich keinem aufgedrängt.
>
> Eine vernachlässigte Frau, die gefallen will, schien ihr der Bettlerin gleich, die um ein Almosen bittet. Aber sie wollte sich für jenen ungerechten Zufall entschädigen. (S. 5.)

Im Nachtcaffee erlauscht sie die Unterredung zweier Unbekannten: Höpfner, ein Deutscher, erzählt dem Sänger aus Montmartre, Alexander, seine Liebe zu Lorette, einer Buffetdame eines benachbarten Restaurants, einer Unerbittlichen, die keusch wie der Mond sei.

Claudine sucht Lorette auf und macht ihre Bekanntschaft. Beide bringen einen Abend gemeinschaftlich zu. Claudine entdeckt der unschuldigen Lorette ihre Gefühle. Beim Souper und beim Sekt im Nachtrestaurant überhäuft sie Lorette mit Liebeserklärungen und Liebkosungen. Claudine erreicht ihren Zweck.

> „Lorette fand nicht mehr den Mut, Claudine zu widerstehen, ein lähmend schlaffes Gefühl zwang sie nieder. Zu oft gab ihr Claudine zu begreifen, daß die Liebe weniger zu den Wissenschaften als zu den Künsten gehöre und in keinem Fall zu den Dummheiten. Aus reinster Kindlichkeit war Lorette ein üppiges Opfer geworden. Ihr überlistetes Denken achtete die Verführerin mehr, als eine Entehrte ihren Verführer achtet . . . . Der Kampf war vorbei. Claudine's innige Freundschaft hatte Lorette's ganzes Wesen verändert. Ihr Mangel an Selbstbewußtsein, der sich als Schüchternheit gab, machte alle Stufen geheimer Entwicklung durch. Auch war sie scheu und verschämt vor Männern, dann wurde sie abstoßend. Höpfner kannte sie nicht mehr." (S. 20.)

Lorette wird ihr Beruf lästig, sie gibt ihn auf. Claudine richtet ihr eine Wohnung ein und unterhält sie. Auch Lorette's Äußeres ändert sich allmählich:

> „Claudine war von rücksichtsloser Begehrlichkeit, ihr Temperament war für Lorette vergiftend gefährlich . . . . Lorette's Gesicht mit dem fahlen Teint und den rötlich geschwollenen, schwarz umränderten Augen erhielt für Claudine eine eigene geistige Beleuchtung." (S. 24.)

Lorette erfährt erst nach geraumer Zeit das Gewerbe ihrer Freundin. Sie glaubt zuerst, daß Claudine mit den in ihrem Hause verkehrenden Männern oder wenigstens mit den Frauen sie betrüge. Aber als Claudine ihr schwört, sie liebe nur ihre Lorette, sie habe nie ein Weib berüht, das in ihrem Hause verkehrt

und die „sie in widerwärtiger Umarmung mit Männern gesehen,“ verzeiht ihr Lorette.“

Während des Carnevals trifft Höpfner die beiden Frauen auf dem Maskenball der großen Oper. Er errät das Verhältnis zwischen Beiden und daß Claudine ihm Lorette geraubt.

Höpfner spielt gegenüber Claudine den Verliebten, er versteht es, sie in den Glauben zu versetzen, als begehre er sie leidenschaftlich.

Sie weiß nicht, wer der maskierte Liebhaber ist,

> „aber zum ersten Mal bekam sie einen Verehrer, für den sie nicht Handelsartikel war, sah einen Mann als Gefangenen der Liebe.
>
> Ihr gesunkener Stolz, ihr gebrochenes Selbstbewußtsein richtet sich auf. Durch die unerwartete Anbetung eines Mannes war ihr aufgedrungener Haß gegen das andere Geschlecht erloschen“. (S. 40).

Als sie später in dem Liebhaber Höpfner den Deutschen erkennt, den sie schon früher im Restaurant gesehen und der schon damals „bezwingend männlich, naturkräftig derb auf sie gewirkt hatte,“ setzt sie seinem Werben keinen Widerstand entgegen. Sie erinnert Höpfner an seine unglückliche Liebe zu Lorette. Aber Höpfner versichert ihr, er liebe die Spröde nicht mehr, die jetzt so grausam entstellt, so kränklich verlebt aussähe. Claudine zögert nicht mehr; am nächsten Tag wird Höpfner sie in ihrem Hause besitzen dürfen.

Höpfner hat aus Liebe gehandelt, um sich an Claudine wegen Lorette's Verführung rächen zu können. Sein Freund Alexander setzt Lorette von dem Treubruch ihrer Geliebten in Kenntnis, er wird sie in Claudine's Haus führen, wo sie sich von deren Untreue überzeugen wird.

Höpfner kommt zur versprochenen Stunde zu Claudine. Sie will sich ihm hingeben, als sie entkleidet vor ihm steht, weist er sie jedoch kühl zurück: „Sie sind im undankbaren Alter, Madame! Ich bedauere! Sie gefallen mir nicht!“

In diesem Augenblick tritt Lorette durch eine Seitentür herein.

Höpfner versichert ihr, daß alles nur ihretwegen geschehen sei, ihretwegen, die ihn lieben solle.

Aber als Lorette merkt, daß der Streich einen Racheakt gegen Claudine bedeutete, wendet sie sich erbittert gegen Höpfner:

> „Gehen Sie, Monsieur! Wenn ich Sie bisher geliebt hätte, so liebe ich Sie jetzt nicht mehr! Denn Sie haben als Mann bei Ihrer Rache vergessen: Die Verhöhnte konnte sich nicht wehren und ist — wie ich — ein Weib.“ (S. 51).



Wenn ein Deutscher Pariser Geschichten schreibt, darf natürlich eine möglichst krasse Illustrierung sogen. Pariser Laster nicht fehlen. Und so mußte natürlich die gleichgeschlechtliche Liebe als lasterhafte Neigung und Unmoralität heterosexueller Frauen herhalten und den Anlaß zu der Geschichte der erfahrenen Verführerin, die das schwache junge Mädchen seelisch und körperlich zu Grunde richtet, abgeben.

Zwar springt gar zu deutlich die in unwahrscheinlicher Weise motivierte Umwandlung der leidenschaftlichen Lesbierin in die Augen, die plötzliche Verwandlung der von instinktiver Inbrunst und Begiede zu ihrem eigenen Geschlecht besessenen Claudine in die mannstolle Frau, die sich durch die erheuchelte Liebeserklärung eines jener bisher so verhaßten Männer betören läßt und ihre homosexuelle Glut einfach funkenlos erstickt und mit der Leidenschaft zum Mann vertauscht.

Aber was schadet das, wenn man, wie der Verfasser es tut, diese Änderung in den Gefühlen der Heldin zu einem packenden Schluß- und Knalleffekt bequem verwenden und dabei noch die beleidigte Sexualmoral rächen kann.

Die gerügten Mängel und Unwahrscheinlichkeiten werden diejenigen, welche die Homosexualität nur aus den Büchern kennen und das Angeborensein leugnen, nicht abhalten in Keben's Heldin ein Beispiel ihrer Theorien zu entdecken. Hat doch schon Bloch in seiner Ätiologie der Psychopatia sexualis mit Genugtuung auf Keben's Novelle hingewiesen. Trotz dieser Bedenken gegen die Richtigkeit der Schilderung von Claudine's Charakter und Natur muß die geistreiche Silhouettierung der feurigen Matrone anerkannt und überhaupt die elegante Pointierung und das rasche graziöse Tempo der mit etwas Pariser Esprit gewürzten Novelle gerühmt werden.

•



Marie Madeleine: 1) Sappho 2) Crucifixa. Gedichte aus der Sammlung Auf Kypros (Berlin-Vita.)

Marie Madeleine, die bekannte Dichterin, welche die sinnliche Liebe des Weibes zum Mann in einer Anzahl von Gedichten mit einer glutvollen, ja brünstigen Sinnlichkeit, aber in einer etwas forcierten, gesucht kraftvollen Manier besungen hat, widmet dem homosexuellen Gefühle nur die beiden Gedichte „Sappho“ und „Crucifixa“.

Auch diese beiden Gedichte geben mehr ein künstlerisch gesuchtes, gewollt perverses Gefühl wieder, als empfundene Ursprünglichkeit. Die poesievolle Schönheit der kunstvollen Strophen wird man aber rückhaltslos bewundern können.

Montfort, Charles: Le Journal d'une Saphiste: (Offenstadt Paris 1902).

Aline, welche schon im 10. Jahr als Interne in das Mädchenpensionat gekommen, befreundet sich mit Juliette. Zur Zeit der Pubertät wird Aline's Neugierde durch die Zärtlichkeiten, die sie zwischen den übrigen Schülerinnen bemerkt, erregt und ihre Sinnlichkeit aufgestachelt. Die meisten Mädchen schlüpfen nachts in das Bett einer Freundin, Aline erlauert ihre Küsse und engen Umarmungen.

Auch sie kommt eines Nachts zu Juliette ins Bett und seither schlafen sie stets zusammen.

Das Verhältnis mit Juliette dauert nicht lange, diese verläßt bald die Schule.

Eine neue Schülerin, Mirette, ersetzt sie. Mirette und Aline werden von einer gegenseitigen stürmischen Leidenschaft zu einander ergriffen.

Sie gestehen sich ihre Liebe.

Sie schwören sich ewige Treue.

Mirette bringt auch die Ferien im Hause von Aline zu. Beide schlafen in einem Zimmer, sie leben Tag und Nacht ihrer Liebesleidenschaft.

Doch Aline muß jetzt das Pensionat verlassen und ihr Vater dringt auf Verlobung mit dem reichen Hector. Aline setzt lange dem Begehren ihres Vaters heftigen Widerstand entgegen, endlich gibt sie nach: Aber Mirette wird sie nie vergessen und auch nach der Heirat ihr Liebesverhältnis fortsetzen. Die Brautnacht ist weniger schrecklich verlaufen, als sie



gefürchtet. Sie haßt zwar ihren häßlichen Mann und hat, das Bild Mirette's vor Augen, die männliche Umarmung erduldet, aber Hector hat sich anständig benommen. Der Ehemann entdeckt das Verhältnis seiner Frau mit Mirette, welche die Ferien im Hause zubrachte.

Er verbietet Aline die Freundin wiederzusehen. Im Versteckten verkehren aber beide weiter mit einander. Hector, der sie ausspioniert, erfährt es. Aline muß zwischen ihm und Mirette wählen. Sie verläßt ihren Mann und lebt mit Mirette, die inzwischen aus dem Pensionat ausgetreten, zusammen.

Aus Neugierde, aus Langeweile und nicht zuletzt um Geld zu bekommen — denn sie hat kein Vermögen mehr, ihr Vater ist völlig ruiniert gestorben und ihr Mann gibt ihr nichts — wird Aline die Maitresse eines Freundes ihres Mannes. Mirette darf aber hiervon nichts erfahren. Die gegenseitige Liebe beider Frauen dauert fort.

Mirette erkrankt an hysterischen Nervenkrämpfen, die Leidenschaft und der übermäßige Sinnengenuß töten sie; ihr Körper ist völlig erschöpft, nichts kann sie retten; sie stirbt. Aline's Tagebuch — der Roman ist in dieser Form geschrieben — endigt mit den Worten:

> „Meine letzte Bitte wird sein:
>
> „Frauen, erstrebet als Liebe, nur die einzige und die starke, diejenige, welche die ganze Menschheit beherrscht; die gesunde und ehrbare, die kräftigende und herrliche, weil zeugende, die Liebe des Mannes." (S. 216.)

Ähnliche Ermahnungen enthalten auch der als Vorwort dienende Brief der Heldin.

Sie will einem Freund die Einsicht des Tagebuchs gewähren, damit „seine Maitressen und alle übrigen Frauen sich vor der unsinnigen lesbischen Liebe hüten."

Der Roman entbehrt jeder tieferen Charasteristik, jeder Psychologie, jeder Stimmung und sonstiger künstlerischen Vorzüge. Die Leidenschaft der beiden Frauen wird in behaglicher Pikanterie und Sinnlichkeit geschildert.

Der angebliche moralische Zweck: Warnung und Abschreckung vor dem Sapphismus insbesondere durch die Erzählung des — übrigens in plumper und wohl medicinisch kaum haltbaren Weise — dargestellten Todes einer Lesbierin darf über den Wert des Buches nicht hinwegtäuschen.

Das moralische Pflästerchen, mit dem Montfort das Tagebuch zum Beginn und zum Schluß einkapselt, kann



den wahren Zweck des Romans nicht verbergen, den der bloßen lüsternen Sensation, welchen auch die beigegebenen ans Obscöne grenzenden Bilder veranschaulichen.

Möller, O. W.: Wer kann dafür? Eine sexual-psychologische Schilderung aus dem Dänischen, übersetzt von Dr. Richard Meienreis. (Leipzig: Spohr 1901.)

In einem Vorwort macht der Übersetzer auf die Wichtigkeit der homosexuellen Frage aufmerksam.

Das Problem sei bisher wohl in der französischen Belletristik, kaum aber in der deutschen behandelt worden.

Und doch wäre es eine ganz unangebrachte, ja verderbliche Prüderie, sich hier mit Vertuschen, Verheimlichen und Drüberhingehen immer weiter helfen zu wollen, anstatt Klarheit zu schaffen und der Sache auf den Grund zu gehen.

Viele unglücklichen Ehen und auch die Erzeugung Homosexueller könnten verhütet werden.

Aufklärung und Wahrheit könnten nur Segen stiften.

Es müsse daher als hohe sittliche Pflicht einer wahrhaft volkstümlichen Verlagsanstalt bezeichnet werden, das Dunkel zu lichten und alte Vorurteile zu zerstreuen.

Im vorliegenden Buch werde das Problem der gleichgeschlechtlichen Empfindung mit so feiner, bis in die kleinsten Fasern richtiger Beobachtung, dabei mit solcher Decenz und so hohem sittlichen Ernst behandelt, daß er (Meienreis) es für verdienstlich erachte, dasselbe einem größeren deutschen Leserkreis zugänglich zu machen.

Die Novelle: Dr. Jünger, Astronom von Beruf, und als Verfasser eines erfolgreichen Romans bekannt, kommt als erster Assistent an das Observatorium von Heidelberg. Dort wird er Hausfreund in der Familie eines feingebildeten, liebenswürdigen früheren Offiziers. Die eine Tochter, Nina, ist eine eigenartige Persönlichkeit.

„Sie war alles andere als schön." . . .

> „Es war kurz gesagt etwas — man kann nicht sagen Emanzipiertes, nicht einmal Unweibliches oder absolut Unschönes — über sie ausgebreitet, in Ermangelung eines treffenderen Ausdrucks könnte man sagen: etwas Originelles und Problematisches. Sie würde einen Psychologen mehr interessiert haben, als einen Ballkavalier." (S. 10.)



> „Keine sichtliche Rundung der Brust verriet das Weib, ihre Gesichtszüge waren scharf markiert, und in ihrem Blick lag etwas Festes und Selbstbewußtes, wie man es nur selten bei einem weiblichen Wesen findet". (S. 25.)

Beide, Nina und Jünger, werden aufs engste befreundet; Nina, obwohl sonst verschlossen, gewährt Jünger allmählich einen Einblick in ihr Seelen- und Geistesleben.

Aber ein Etwas ist in ihr, das Jünger nicht begreift und sie selbst gesteht ihm, daß er sie nicht völlig kenne:

> „Ich bin bizarr", sagt sie, „viel mehr als sie ahnen. Ich betrachte Sie als einen Freund. Nicht wahr, so betrachten Sie mich auch? Wir haben so viele Sympathien gemeinsam, und doch würden sie mich nicht verstehen können, wenn ich Ihnen alles erzählte — selbst meine nächsten Angehörigen würden mich am Arm nehmen und schütteln und fragen, ob ich verrückt sei." (S. 29.)

Jünger's freundschaftliche Gefühle verwandeln sich allmählich im Verkehr mit der geistig und seelisch interessanten Nina in Liebe.

Er gesteht ihr seine Zuneigung. Aber Nina liebt ihn nicht. Verzweifelt kündigt ihr Jünger an, er werde fortziehen, sie möge ihn vergessen.

Nunmehr offenbart ihm Nina ihre wahren Gefühle und ihr bisher so sorgsam gehütetes Geheimnis.

Das Unglaubliche, das Seltene an ihr sei . . . ein Weib. Sie liebe eine Freundin. Jünger könne ihr nicht mehr werden, als ein Freund, aber dieser möge er bleiben, sie könne ihn nicht vermissen.

Jünger betrachtet ihre seltsame Liebe als eine Art Krankheit, noch könne ihr Gefühl sich ändern, er hofft auf Heilung.

Wiederum verkehren beide wochenlang in alter inniger Freundschaft weiter, bis endlich Nina glaubt, Jünger zu lieben. Jubelnd schreibt sie ihm: „Ich liebe Sie, ich liebe Sie innerlich."

Aber auch in ihren Gefühlsausbrüchen gegenüber Jünger klingt ihre Neigung für das Weib nach.

> „Ich habe niemals einen Mann geküßt, und doch habe ich so innerlich nach Liebe gelechzt; ich wäre vergangen, wenn ich nicht jemand geküßt hätte. Es ist nicht Schönheit, worauf ich sehe, nein, es ist ein gewisser leuchtender Schein, ein ganz eigener Duft, der über eine Frauensperson ausgebreitet sein kann. . . . . Wenn ich weiter des Nachts träumte, und sie mich im Traume küßte, war ich froh und zehrte davon den ganzen Tag, denn sie gab mir selten mehr als die Hand . . ." (S. 65.)



Jünger glaubte Nina nunmehr für immer gewonnen zu haben, er darf ihr den ersten Kuß auf die Lippen drücken, den sie erwidert, ihn ihrer Liebe versichernd.

Doch nur kurz ist ihr Glück. Nina fühlt bald, daß sie Jünger doch nicht liebe, wie sie den Gatten lieben müßte. Schon ihn zu küssen, wird ihr schwer, sie wird sich bewußt, daß keine Änderung ihrer Natur sich vollzogen hat und daß eine Ehe mit Jünger unmöglich ist:

> „Ich bin unglücklich darüber", schreibt sie ihm, „daß ich Dich nicht liebe. O Gott, so war das nur ein Traum, — ich kann also keinen Mann lieben! Du bist mein bester, mein aufrichtigster Freund, aber nicht mehr; ich kann Dir alles anvertrauen, aber nicht Dich lieben. O vergib, vergib!" (S. 77.)

Noch will Jünger nicht alle Hoffnung aufgeben, ein Jahr lang soll sie seine Braut bleiben. Vielleicht werde dann noch alles gut, sie soll in dieser Zeit „die Freundin nicht mehr sehen, niemanden mit Liebe küssen, bei niemanden Liebe suchen im ganzen folgenden Jahr."

Aber auch das vermag Nina ihm nicht zu versprechen.

> „Sie saß fast eine Stunde ganz still, gleichsam um nachzudenken, dann aber bekam sie auf einmal Kraft zum Sprechen: Nein, Otto, nein, das kann ich nicht, selbst wenn es mein Leben gälte, hörst Du! . . . Nein ich mag das nicht versprechen, denn ich würde es nicht halten können. Du ahnst nicht, was Du verlangst, Du kennst mich doch noch nicht ganz und weist nicht, wie groß die Leidenschaft ist, die in meiner Brust glüht. Du könntest gerade so gut mein Leben fordern, als sie nicht mehr sehen zu dürfen, Du würdest nur mein Leben verbittern, ohne selbst irgend welche Freude davon zu haben. . . . Ich kann wach vor Sehnsucht liegen, halbe Nächte hindurch, wenn die eine oder die andere Dame — in der Gesellschaft zum Beispiel — mir etwas Entgegenkommen gezeigt hat. Ohne ein Weib zu küssen, kann ich nicht leben." (S. 81.)

Beide fühlen, daß Jünger nicht mehr bleiben kann, daß er nur noch unglücklicher werde, wenn er Nina nicht zu vergessen suche.

> „Sie waren „Beide unglücklich, grenzenlos unglücklich". „Sein Leben, seine Zukunft hatte er auf sie gebaut, nichts gedacht ohne sie, alles mit ihr . . . Und sie hatte ihn lieb gehabt, innig lieb. Nur „lieben" hatte sie nicht sagen können! Ein Haarbreit mehr, ein Milli-



gramm mehr in die Wagschale und sie hätte ihn geliebt. — Aber die Natur hatte selbst die Schranke gezogen: sie konnte keinen Mann lieben. —" „Wer faßt sie ganz, die Tragik derartiger Menschenschicksale?! . . ." (S. 84.)

Und doch müssen sie „Tausende solch unglücklicher Geschöpfe an sich selbst erfahren, die ein wunderliches Spiel der Natur in die Welt hinausstieß, wo sie außer den namenlosen geheimen Seelenqualen ihres Innern oft auch noch statt Mitleid die Verachtung und den Hohn ihrer glücklicher gearteten Mitgeschöpfe zu ertragen haben, wenn sie nicht ihre eigenartige Naturanlage, an der sie schuldlos sind, als tiefstes Geheimnis stets in sich verschließen und — zuwider dem ihnen meist innewohnenden Wahrheitsdrang — zeitlebens als lebende Lügen einhergehen." (S. 83.

Jünger scheidet von Nina:

„Zum letztenmal schloß er sie in seine Arme.

„Küsse mich zum Abschied, Du Geliebte!" flüsterte er.

Halb mechanisch ließ sie es geschehen, daß er sie küßte, aber ihre Lippen waren kalt wie die einer Toten.

Er riß sich los.

„Lebe wohl, meine einzige Nina", sagte er, „weine nicht um meinetwillen; Du kannst ja nichts dafür."

„Nein, ich kann nichts dafür, ich kann nichts, ich kann nichts dafür!" Es klang beinahe, wie ein Aufschrei. „O, daß Du ein Weib wärest, damit ich Dich lieben könnte!"

Sie sank zurück und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

So schieden sie." (S. 86.)

Arm an äußeren Geschehnissen und klein an Umfang ist die psychologische Analyse der Novelle um so reicher und der Gehalt an seelischer Feinheit um so größer.

Dem Verfasser ist es gelungen, ein anschauliches und ergreifendes Bild einer homosexuellen Frauenseele zu geben und aus dem Einzelfall typische Züge zu gewinnen.

Nina empfindet die homosexuelle Neigung als natürliche Regung, als Naturnotwendigkeit, aber zugleich unter dem Einfluß der sie umgebenden, anders gearteten Welt kommt ihr das Seltsame, Außergewöhnliche ihrer Leidenschaft zum Bewußtsein und zwingt sie zu tiefstem Ver-

bergen ihrer ureigensten Gefühle. Dieser Zwang zur Heuchelei steht aber im vollsten Widerspruch zu Nina's offenem Charakter, zu ihrem Wahrheitsdrang, ihrem Freiheitsdurst. Und so bewirkt dieser Konflikt zwischen Sein und Scheinen, zwischen Individualität und notgedrungenem Konventionalismus eine Disharmonie in ihrem ganzen Wesen, die sich in ihrem Benehmen, ihrem Denken und Wollen, ja in ihrem Äußern widerspiegelt und zu einer mysteriösen, rätselhaften Persönlichkeit stempelt. Aus der Aufrichtigkeit des Charakters und der Lauterkeit ihrer Gesinnung fließt dann das tiefempfundene Bedürfnis, dem verständnisvollen Freund gegenüber sich von dem Druck des lastenden Geheimnisses zu befreien.

Allerdings zuerst zaghaft und zurückhaltend entquillt das Tiefverborgene ihren Lippen; beschönigend zeigt sie zuerst nur die edleren Seiten ihrer Homosexualität. Später aber wagt sie es, mutig und unerschrocken ihre ganze Seele mit allen ihren geheimsten Trieben und sinnlichen Begehren bloszulegen. Mit dem rückhaltlosen Enthüllen ihrer wahren Natur entschädigt sich Nina gleichsam für das langverhaltene Geheimnis, für das heuchlerische Schweigen, das ihr so lange aufgezwungen.

Zugleich erfleht sie in der freiwilligen Blosstellung ihrer Schwächen ihre Sühne und Entschuldigung für ihre sie beherrschende glühende Sinnlichkeit.

Andererseits aber ist es Stolz und Selbstbewußtsein, das aus ihr spricht, ist es der Durchbruch der vollen Individualität, die ihre Eigenart nicht verläugnet, die sich in ihren Höhen und Tiefen bejaht.

In diesem Bekenntnis offenbart sich das Urwüchsige, Angeborene, Zwangs- und Schicksalsmäßige der homosexuellen Leidenschaft, das Nichtsdafürkönnen, das Nichtandersseinkönnen, welches eine Liebe zu Jünger zu

einer durch ihre Natur bedingten Unmöglichkeit macht, obgleich sie den wie keine andere Person ihr sympathischen, mit ihr geistig harmonierenden Freund schätzt und achtet, obgleich der Wunsch sie beseelt, ihn zu lieben, wenn sie nur könnte.

Hierin liegt die Tragik der Novelle, in der Kluft, die Beide, Jünger und Nina, trotz ihrer gegenseitigen Anziehung und gemeinsamen Sympathien von einander trennt — tiefer, als sonst Mann und Frau —, in der unglücklichen Liebe Jünger's zu einer Frau, deren Natur hoffnungslos Gegenliebe ausschließt, zu einem Wesen, äußerlich Frau und doch keine Frau, die in ihrem Innersten stets ihm fremd bleiben muß.

Der Aufbau ist interessant und fesselnd. Das Ganze zeichnet sich durch eine stimmungsvolle Schlichtheit aus, die namentlich in der Schlußszene ergreifend und überzeugend wirkt.

Liane de Pougy. Idylle Saphique roman (Paris librairie de la Plume 1901. 330 S.)

Annhine de Lys, die berühmte Pariser Courtisane, eine der Königinnen der Halbwelt, hat die Liebe einer jungen, 20jährigen homosexuellen Amerikanerin, Florence Bradfford, entfacht. Florence verschafft sich ohne Weiteres Eingang zu Annhine und gesteht ihr ihre glühende Leidenschaft. Annhine hat nicht die Seele der gewöhnlichen Buhlerin. Zwar verkauft sie ihren Körper dem Manne und läßt sich von einem vielfachen Millionär fürstlich unterhalten, aber ihre Seele strebt nach Höherem, Edlerem; ein ungestilltes Bedürfnis nach wirklicher Liebe, nach Zärtlichkeit erfüllt sie.

Das Genus- und Luxusleben hinterläßt in ihrem Innern nur eine furchtbare Einöde, einen unbegrenzten Ekel zurück, sie lechzt nach Neuem, nach Veränderung.

Annhine ist nicht homosexuell und hat noch niemals von dem „Lesbischen Laster" gekostet. Gerührt und geschmeichelt durch die Anbetung und Vergötterung, die Florence ihr entgegenbringt, durch ihre Leidenschaft, Schönheit und Zärtlichkeit, empfindet sie selbst freundschaftliche, ehrliche Zuneigung zu dem jungen Mädchen. Ihre Seelen harmonieren und verstehen sich. Annhine läßt sich von ihr bewundern und



liebkosen, aber das Ziel ihrer Wünsche, den geschlechtlichen Verkehr, gestattet sie ihr nicht.

Die Freundin von Annhine, Altesse, die energischere, weniger sentimentale, zielbewußtere Courtisane warnt sie, sich nicht von der Leidenschaft Florence's umstricken zu lassen, eine „lesbische Liebe würde ihre schwache Gesundheit, ihre schon kranken Nerven zerrütten, schon viele bekannte Pariserinnen seien an dieser Leidenschaft zu Grunde gegangen."

Florence ist verlobt mit einem reichen jungen Amerikaner, Willy. Sie hat ihrem Bräutigam ihre homosexuelle Natur offenbart und ihn in ihre Neigungen völlig eingeweiht. Er liebt nur ihre schwärmerische Seele, mit ihrem Körper kann sie anfangen, was sie will. Um ihren Bräutigam zu erproben, hat sie vor seinen Augen weibweiblicher Umarmung sich hingegeben; er selbst mag sich dann sinnlich befriedigen mit schönen Frauen, die sie ihm selbst ausgesucht. Bisher war ihr Bräutigam nicht eifersüchtig auf ihre Geliebten, aber das Verhältnis mit Annhine erregt seine Eifersucht, er fühlt, daß Florence eine tiefere Liebe zu der berühmten Courtisane gefaßt hat, er fürchtet, die Seele seiner Braut zu verlieren.

Um Florence Abscheu vor Annhine einzuflößen, bestellt er diese, die ihn nicht kennt, durch eine Kupplerin zu einem Stelldichein, unter dem Vorwand eines heftigen sinnlichen Begehrens. Annhine, die gewöhnlich auf derartige Angebote nicht eingeht — sie hat allen nur erdenklichen Luxus von ihrem Herrn, dem sie in 5 Jahren 4 Millionen kostete — läßt sich doch durch die angebotene Summe von 25000 Fr. für die einmalige Hingabe an den Amerikaner verlocken. Als sie nackt im Bette liegt, ruft Willy seine Braut herein und zeigt ihr ihre angebliche Freundin, die sich einem Fremden verkaufte.

Aber die Wirkung auf Florence ist nicht die erhoffte. Sie bricht mit Willy und verzeiht Annhine.

Beide verkehren inniger, vertrauter als zuvor, aber immer noch kann Annhine keine sinnliche Liebe für Florence fühlen:

> „Ich bin ein ganz einfacher Charakter im Grund" sagt sie zu Florence, „obgleich berühmt und überall gekannt, und niemals, ich schwöre es, habe ich noch das Laster berührt, von dem Du beseelt bist! Du verstehst mich nicht, ich will nicht die Kokette mit Dir spielen, noch weniger Deine Begierde durch meine Weigerung steigern! Sieh, wenn Du meine Hingabe verlangst, bin ich die Deine, nimm mich hin. Es wird die peinliche Fortsetzung sein alles dessen, was ich seit Jahren erduldet. Du bist in mein Leben gekommen in



einem Augenblick des Ekels und des Überdrusses, als ich irgend etwas wollte: etwas Gutes, etwas Wahres, Neues, Besonderes. Da, Florence, hast Du mein Interesse erweckt. Zuerst habe ich Dich ausgelacht, dann hat mich Dein Liebreiz angezogen. Deine Perversität umstrickt mich und stößt mich zurück. Sie erinnert mich zu sehr an das, was mein Beruf ist. Du hast mir neue Horizonte geöffnet, Du scheinst verstanden zu haben, was in mir vorgeht. Ich liebe Dich mit zartem Gefühl, das nichts verderbliches enthält. Deine Worte wiegen mich in seltsamer Weise. Ich bin viel mehr, viel besser die Deine, als auf die andere Art, handele aber nach Deinem Willen, ich werde nicht mehr versuchen, Dir abzuwehren, aber ziehe nicht das zarte Gefühl, das ich für Dich fühle, in den Kot.

Ich will wahr und offen mit Dir sein und nicht untertänig und lügnerisch wie alle Tage und wie mit allen andern."

Bevor Florence Annhine kennen gelernt, hatte sie zahlreiche homosexuelle Liebschaften, zuletzt mit Jane d'Espant, einer vornehmen Dame aus der Gesellschaft. Diese hat eine dauernde Leidenschaft zu Florence gefaßt und will die Geliebte nicht preisgeben. Verzweifelt eilt sie zu Annhine, unter Tränen flehend, ihr nicht die Geliebte zu rauben; Annhine tröstet und beruhigt sie durch die Versicherung, daß ihr Verhältnis mit Florence nicht das sei, was diese glaube, da sie, Annhine, nicht Lesbierin sei.

Auf einem Ball, wo die Schönheiten von ganz Paris erscheinen und auch zahlreiche Lesbierinnen, bringen Annhine und Florence, beide kostümiert, vergnügte Stunden ausgelassener Fröhlichkeit zu. Aber Jane d'Espant hat sie erkannt. Sie hat jetzt die Gewißheit erlangt, daß sie das Herz von Florence verloren hat und von Schmerz und Verzweiflung überwältigt, ersticht sie sich vor den Augen der Geliebten.

Das Ereignis übt eine solche erschütternde Wirkung auf Annhine aus, daß sie erkrankt. Sie muß fort von Paris, ihrem aufreibenden Großstadtleben, dem Einfluß von Florence entzogen werden. Mit ihrer Freundin, Altesse, verweilt sie einige Monate in Italien und Spanien. In verschiedenen Abenteuern sucht sie Zerstreuung, aber der Gedanke an Florence verläßt sie nicht mehr. Nachdem sie wieder nach Paris zurückgekehrt, findet ihr Herz eine Zeit lang in einer heftigen Leidenschaft zu einem ganz jungen Manne Befriedigung. Das Verhältnis ist jedoch nur von kurzer Dauer. Der Geliebte muß auf Befehl seiner Eltern Paris verlassen.



Immer mächtiger wird jetzt ihre Sehnsucht nach Florence und beide treffen sich wieder. Stunden gemeinsamen Seelenaustauschs und innigster geistiger Gemeinschaft verbringen sie nach der langen Trennung, wie zwei Geliebte, die sich endlich wieder gefunden. Annhine kämpft nicht mehr gegen das Gefühl, das sie mächtig zu Florence hinzieht, auch ihre Sinnlichkeit ist erwacht und Alles ist sie bereit der Geliebten zu gewähren. Aber noch fühlt sie eine Art Scham, in dem Hause, wo sie dem Manne käuflich angehörte, sich ihrer schönen, hehren Liebe hinzugeben.

Annhine glaubt sich infolge eines körperlichen nervösen Zustandes schwanger, und als ihr Herr diese Nachricht kühl und mit sichtlichem Unbehagen empfängt, kommt es zwischen Beiden zum Bruch. Annhine schleudert ihm ihren Groll und ihren Haß gegen ihn und die Männer überhaupt ins Gesicht, geißelt seinen Egoismus, der nur das Weib als Werkzeug der Wollust behandelt und jeder wahren Liebe ermangelt.

Annhine erkrankt schwer, sie wird in einem Krankenhaus untergebracht. Florence gelingt es, sie auch dort zu sehen. Beide schmieden Pläne für die Zukunft, sie wollen weit fort von Paris, ganz für sich in wahrer Ehe leben, Florence wird sich mit Willy aussöhnen und ihn heiraten, er wird sich an ihrem geistigen Besitz genügen und ihr Beider Beschützer sein. Florence schreibt auch an Willy, der nach Amerika zurückgekehrt ist, er nimmt mit Freuden die Versöhnung an.

Aber Annhine wird immer schwächer, sie gelobt sich, wenn ihre Schmerzen aufhören und sie genesen sollte, alle ihre Kräfte dazu zu verwenden, Florence von ihrer lesbischen Leidenschaft abzubringen und sie zur wahren Gattin Willy's zu machen. Annhine's Krankheit nimmt jedoch zu, sie stirbt. Florence wird jetzt Willy nicht heiraten, dies ist nun für sie zwecklos, sie telegraphiert ihm, nicht nach Europa zu kommen.

Ein besonderes Interesse bietet der Roman schon deswegen, weil die Verfasserin selber zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Halbwelt zählt, die sie in verschiedenen Exemplaren schildert, zu jenen fast europäischen Berühmtheiten, deren Bilder die Schaufenster in Paris, Trouville, Nizza, Ostende schmücken. Kein Wunder daher, daß man in der Darstellung und der Psychologie der Courtisane den Eindruck der Wahrhaftigkeit empfängt. Mag man auch die Lebensweise derartiger Frauen in sittlicher Beziehung nicht höher



werten als diejenige der gewöhnlichen Dirnen, so erwecken doch die blendenden Eigenschaften des Geistes und Intellectes, wie sie die Heldin Annhine aufweist und von denen Verfasserin selber in ihrem eigenartigen Roman ein glänzendes Zeugnis abgelegt hat, Bewunderung und rufen die Erinnerung an griechische Aspasien wach.

Gewisse Stellen des Buches atmen echt weibliche Zartheit der Stimmung und des Gefühls, seelenvolle Poesie.

Die gewagtesten Situationen und Gefühle werden zwar mit einer Art selbstverständlicher Unverschämtheit und Keckheit geschildert, stets wird aber Brutalität oder andererseits auch pikante Lüsternheit taktvoll vermieden.

Die homosexuelle Natur von Florence ist mit scharfen Augen, denen wohl die Gelegenheit nicht gefehlt hat, ähnliche Wesen in der Wirklichkeit zu beobachten, gezeichnet: Das frühzeitige Auftreten, das Angeborensein des konträren Triebes, der mächtige sinnliche Impuls und die stürmische Exaltiertheit der Leidenschaft und aus dieser fließend die Auffassung der lesbischen Liebe als der zarteren, feinfühligeren, besseren im Gegensatz zu der gröberen, brutaleren zum Mann.

In folgenden Stellen erhält man ein anschauliches Bild dieser homosexuellen Natur:

> „Acht Jahre war ich alt, als ich unbestimmte Triebe verspürte, meine Cousine war schön, ich vergaß zu schlafen, wenn ich sie nachts betrachtete. Des Abends sagte sie ihr Gebet und ich hätte wissen wollen, was sie wünschte, um es für sie von Gott zu erflehen"

und vorher auf die Bemerkung von Annhine:

> „Diese Leidenschaft sei weit über ihr Alter, es müsse denn sein, daß es sich um etwas Instinktmäßiges handele," erwidert Florence: „Es gibt Frauen, die sich zuvor in tausend Pfade verirren, bevor sie den wahren Weg finden, andere haben einen guten Engel, der sie führt und da sie ein Paradies in Übereinstimmung mit ihrer Individualität gefunden haben, bleiben sie darin."



Im Gegensatz zu der geborenen Homosexuellen wird bei Annhine das allmähliche Sicheinschleichen des homosexuellen Gefühls entwickelt: die Schwierigkeit, mit welcher diese Empfindung sich langsam Bahn bricht, das Fremdartige, dem eigentlichen, urwüchsigen Wesen der heterosexuellen Annhine Widerstrebende der lesbischen Liebe und andererseits der perverse Reiz, den Florence auf sie ausübt.

Der Charakter und das Seelenleben von Annhine gewähren ein treffendes Beispiel, wie mühsam und daher — falls überhaupt möglich — wohl selten bei heterosexuellen erwachsenen Frauen sich eine Umwandlung ihres Geschlechtsgefühls vollzieht.

Obgleich Alles Annhine zur Erwiderung dieser für sie perversen Liebe drängt: ihr Bedürfnis nach wahrer Liebe, die Notwendigkeit der liebelosen Hingabe an den ungeliebten Mann, die Sucht nach neuen Reizen und ungekannten Empfindungen, die stürmische Glut und die Vergötterung, der sie bei Florence begegnet, bäumt sich doch im Grunde ihre innerste Natur gegen die sinnliche Preisgabe an die geliebte Freundin auf und tatsächlich stirbt sie auch, ohne ihrem heterosexuellen Wesen untreu geworden zu sein.

Der seltsame Bräutigam und sein Verhältnis zu Florence, welche einer gewissen satirisch-humoristischen Färbung nicht entbehren, sind wohl als sinnbildliche Projektionen der exaltierten Leidenschaft von Florence zu betrachten, als logisch gedachte Folgerung aus dem homosexuellen Empfinden der jungen Amerikanerin, bei welcher nur ein derartiger Verlobter denkbar ist.

Als realistischer Typus aufgefaßt, stellt Willy dagegen einen sexuell Perversen dar, der an der fremden weiblichen Homosexualität Entzücken findet, eine Art hauptsächlich geistiger „Voyeur".



Régnier, Henri de: L'amour et le plaisir. Histoire galante in dem Mercure de France, (Dezember 1901.)

Die Marqese von Rochemaure, welche seit Jahren ein Verhältnis mit dem nicht eifersüchtigen und duldsamen Grafen von Falbin hat, gewährt während dessen Abwesenheit ihre Liebesgunst den Herrn Beaugisson und de la Blanchère, die beide mit ihren Frauen auf dem Schloß der Marqese zu Besuch weilen.

Die Frauen der beiden Liebhaber der Marqese erraten die wahre Sachlage, sie sind aber nicht über ihrer Ehemänner Untreue ärgerlich, denn sie sind verständig genug, um zu wissen, daß „gar viele Männer außer der Ehe ihr Vergnügen suchen."

Während die Herren von Beaugisson und de la Blanchère den ganzen Tag mit der Marqese beschäftigt sind, unternehmen ihre Frauen, Laurence und Amélie, weite Spaziergänge in die Umgegend. Beide lernten sich schon im Kloster kennen, und sind seit Jahren eng befreundet.

Sie stoßen im Walde auf einen Eremiten, der ihnen seine Lebensgeschichte erzählt. Er war Offizier in den Kriegen Napoleon's I.; bei dem Eindringen in ein Kloster hat er nachts eine Nonne besessen, am andern Tage erkennt er an ihrem Bildnis, das er mitgenommen, die Geliebte, die ihm als Gattin von den Eltern verweigert worden war und von ihm seit Jahren vergeblich gesucht wurde.

Seit dieser Zeit ist er Eremit geworden. In dem Bilde der Nonne erkennen die beiden Frauen die Oberin des Klosters, in dem sie erzogen wurden.

Am Ende der Erzählung erwacht die Sinnlichkeit des Eremiten und er will seine Zärtlichkeiten den beiden Frauen aufdrängen, die vor ihm fliehen.

Seit diesem Abenteuer „empfinden die beiden Frauen eine für die andere eine neue Freundschaft, zarter auf Seite von Amélie, lebhafter auf Seite von Laurence."

> „Sie gingen umher, sich um die Hüften haltend oder wenn sie saßen, faßten sie sich die Hände.
>
> Der Liebesgedanke äußerte sich bei ihnen durch unschuldige Liebkosungen, in denen sie die Erregung ihres Herzens stillten. Sie küßten sich bei jedem Anlaß, kitzelten, liebkosten sich. Die Küsse von Amélie waren lang und zaghaft, die von Laurence heftig und kühn.
>
> Beide horchten auf beim geringsten Lärm, beim Geräusch eines fallenden Blattes oder dem Flug eines Vogels."

Die Ehemänner von Amélie und Laurence sind mißmutig und gegenseitig eifersüchtig wegen der Marqese. Jeder möchte sie

allein besitzen. Die demnächstige Rückkehr des Grafen von Falbin veranlaßt die beiden Männer mit ihren Frauen abzureisen.

Amélie und Laurence bleiben am letzten Abend lange allein im Salon sitzen und finden sich in Liebe.

Am andern Tage, als sie in den Wagen zur Abfahrt steigen, drehen sie sich noch einmal um und werfen dem Schloß einen Kuß zu.

> „Sie waren glücklich, war es nicht da, wo sie gelernt hatten, der reizenden Freundschaft, die sie vereinte, das hinzuzufügen, was ihr gewöhnlich fehlt, um sie der Liebe gleich zu machen, das Vergnügen?"

Nicht als Laster oder angeborene Neigung, sondern — wie dies so oft in Frankreich bezüglich der weiblichen Homosexualität geschieht — als unschuldiges Vergnügen zweier Frauen, als Krönung ihrer Jahre langen innigen Freundschaft skizziert Régnier das homosexuelle Empfinden von Amalie und Laurence. Nachsichtig lächelnd teilt er dem Verhältnis der beiden Frauen die schönere, edlere Rolle zu gegenüber der Lüsternheit des Eremiten, der weiten Herzensgastfreundschaft der Marqese und der Untreue der Ehemänner. Aber nicht beweisen und lehren soll die kleine Geschichte, die Régnier selbst „histoire galante" betitelt. Sie will nur eine anmutig-erotische, in vollendetem Stil geschriebene Erzählung im Genre des 18. Jahrhunderts, ein feinfarbiges Gemälde à la Fragonard sein, über das des Verfassers Ironie leicht hingleitet.

Rigal, Henry: Sur le mode sapphique (L'effort).

Das Buch ist im Mercure de France, Oktobernummer 1902 S. 203, angeführt und von Pierre Quillard besprochen. Es ist mir jedoch nicht gelungen, das Werk in Paris aufzutreiben. Ich muß mich daher mit den kurzen Bemerkungen von Quillard begnügen.

Danach handelt es sich um 12 kleine Gedichte mit einem Epigraph von Pierre Lonys:

> „Wenn ein Liebespaar aus zwei Frauen sich zusammensetzt, so ist es vollkommen."



Quillard sagt ungefähr:

„In Wechselstrophen entrollt sich die Liebschaft von Chrysea und Mnaïs in einer sanften ionischen Landschaft; aber es ist das Los liebesgewandter Freundinnen, eines Abends Ermüdung zu zeigen, und weil ein junger und kräftiger Hirte Chrysea betrachtet hat, träumt sie seither von stärkerer und besserer Liebe.

Die Idylle entbehrt nicht einer gewissen wollüstigen Grazie, obgleich man, wenn der Titel nicht wäre, sich irren und glauben könnte, die Liebschaft zwischen Chrysea und Mnaïs spiele sich zwischen einem Mädchen und einem Epheben ab."

Willy, Claudine à l'Ecole (Paris: Ollendorf. Titelbild von E. della Sudda).[1])

Claudine, die 15jährige Tochter eines in seine Studien vertieften Gelehrten, wächst heran völlig sich selbst überlassen, sie schildert die Eindrücke ihres letzten Schuljahres und ihrer Examenszeit.

Intelligent, aufgeweckt, geistreich, aber ausgelassen, respektlos und mutwillig wie ein Junge überschüttet sie alles, Mitschülerinnen, Lehrer und Lehrerinnen mit gleichem Spott, humorvoller Ironie und Skepticismus.

An der der Vorsteherin der Schule beigeordneten Lehrerin, der hübschen 19jährigen Aimée Lanthenay findet Claudine großen Gefallen, ihre Gegenwart erfüllt sie mit Entzücken, sie läßt sich von ihr englische Privatstunden geben, nur um sie öfters sehen und küssen zu können.

Aber die Vorsteherin, die häßliche, rothaarige Frl. Sergent liebt selbst Aimée und veranlaßt sie mit Claudine zu brechen.

Frl. Sergent und Aimée werden intime Freundinnen. Sie schlafen in einer Stube und sind unzertrennlich. Selbst während der Schulstunden, wenn sie sich nicht beobachtet glauben, lachen und kichern sie miteinander wie zwei verliebte Turteltauben.

Sogar in den Pausen schließen sich beide ein.

> „Oft schon ist das Paar von plötzlich eintretenden Schülerinnen überrascht worden", (erzählt Claudine), „aber man fand sie so zärtlich umschlungen oder so

[1]) Die drei Romane von Willy über Claudine enthalten auch Schilderungen männlicher Homosexualität, besonders der zweite Band „Claudine à Paris"; die Darstellung weiblicher homosexueller Gefühle überwiegt aber, deshalb die Aufnahme unter die Rubrik der weiblichen Homosexualität.

vertieft in ihrem Geflüster oder Frl. Sergent ihre kleine Aimée mit so vieler Hingabe auf ihrem Schoß haltend, daß die Dümmsten davon bestürzt waren und auf ein „Was wollt Ihr noch“ von der Roten, schnell fortliefen, entsetzt durch das wilde Runzeln ihrer dichten Augenbrauen. Ich wie die andern bin oft plötzlich eingedrungen, und sogar ohne Absicht manchmal; die ersten Male, wenn ich es war und sie allzunahe aneinander waren, stand man schnell auf oder man gab vor, die aufgelöste Haartracht der Andern in Ordnung zu bringen, schließlich haben sie sich nicht mehr wegen mir Gewalt angetan. Dann hat's mir keinen Spaß mehr gemacht.“

Die Schwester von Aimée, die junge Luce, ist Mitschülerin von Claudine. Aimée behandelt sie schlecht. Luce stellt sich unter den Schutz von Claudine und verliebt sich in sie. Luce sucht alle Gelegenheiten, um mit Claudine allein sein zu können, sie drängt sich an sie heran, streichelt sie, „schließt fast ihre grauen Augen und öffnet ihren kleinen frischen Mund,“ aber sie reizt Claudine nicht.

„Diesen Morgen“, berichtet Claudine, „habe ich sie weich geschlagen, weil sie mich in der Scheune küssen wollte, sie hat nicht geschrien und fing nur an zu weinen, bis ich sie tröstete, indem ich ihr die Haare streichelte.

Ich habe ihr gesagt: Dummes Ding, Du wirst schon Zeit genug haben, diesen Überfluß an Zärtlichkeit später zu stillen, wenn Du in die Normalschule eintreten wirst. Du wirst keine zwei Tage dort sein, als schon zwei „dritten Jahres“ sich wegen Dir, ekelhaftes Tierchen, entzweit haben werden.

Sie läßt sich mit Wollust beschimpfen und wirft mir Blicke des Dankes zu.“

Schließlich richtet Luce einen Brief an Claudine, indem sie um ihre Liebe fleht. Aber Claudine liebt nicht „Menschen, die sie beherrscht“. Sie gibt Luce den Brief in tausend Stücken zerrissen zurück.

Gegenüber Aimée und Frl. Sergent wird Claudine manchmal recht frech und ausgelassen. Einmal kommt es zur Aussprache zwischen der Vorsteherin und Claudine. Frl. Sergent:

„Unsere Beziehungen haben gleich schlecht begonnen. Es ist Ihre Schuld. Sie haben sich voll schlechten Willens gezeigt gleich von Anfang an und Sie haben meine Zuvorkommenheiten zurückgewiesen. Sie hatten mir jedoch intelligent und hübsch genug geschienen, mich zu interessieren, die ich weder Schwester noch Kind habe.“



(„Beim Teufel, denkt Claudine, wenn ich je gedacht hätte . .! Man kann mir nicht deutlicher erklären, daß ich ihre kleine „Aimée“ gewesen wäre, wenn ich gewollt hätte. Nun! nein, es sagt mir nichts, selbst wenn ich zurückdenke. Und doch, auf mich wäre Fräulein Lanthenay eifersüchtig zur Stunde. Welche Komödie!“)

„Es ist wahr, Fräulein,“ erwiderte Claudine. „Aber notwendigerweise hätte es eine schlechte Wendung genommen, wegen Frl. Lanthenay; Sie haben einen solchen Eifer entwickelt ihre Freundschaft zu gewinnen und diejenige zu zerstören, die sie mir etwa entgegenbringen konnte. — — Lange bin ich deswegen wütend gewesen, verzweifelt sogar, weil ich fast so eifersüchtig bin wie Sie . . . Warum haben Sie Aimée genommen? Ich habe soviel Leid gehabt, ja, da seien Sie zufrieden, es hat mir viel Leid getan . . . Aber ich habe gesehen, daß sie nicht an mir hielt, an wem hält sie? Ich habe auch gesehen, daß sie wirklich nicht viel wert war: es hat mir genügt. Ich habe gedacht, daß ich genug Dummheiten machen würde, ohne die zu begehen, den Sieg über Sie davon zu tragen.“

Das letzte Drittel des Buches ist ausgefüllt mit der höchst amüsanten Beschreibung des Examens, den Claudine aufs glänzendste besteht.

Willy: Claudine à Paris (Paris, Ollendorf).

Claudine kommt mit ihrem Vater nach Paris. Sie erneuern Bekanntschaft mit einer alten entfernten Verwandten. Deren Enkel Marcel, ein 17jähriger Junge, wird bald der beste Kamerad von Claudine.

Marcel sieht aus, wie ein Mädchen in Hosen. Claudine beschreibt ihn wie folgt:

„Blonde Haare, ein bischen lang, den Scheitel auf der Rechten, ein Teint wie der von Luce, blaue Augen einer kleinen Engländerin und nicht mehr Schnurrbart wie ich. Er ist rosig, spricht sacht, mit einer besonderen Art seinen Kopf ein bischen auf der Seite zu halten, indem er zu Boden schaut — man möchte ihn aufessen.

. . . . Er ist angezogen wie das Bild eines Modejournals. Und dieser Gang, dieser wiegende und rutschende Gang! Diese Art sich umzukehren, indem er sich auf einer Hüfte herumbiegt. Nein, er ist allzu schön.

Marcel frägt Claudine über ihre Schulzeit und insbesondere über ihre Freundinnen aus, sie hat ihm von Luce gesprochen und er sofort eine homosexuelle Liebschaft erratend, möchte Nähe-



res wissen. Marcel hat einen schönen gleichalterigen Freund, Charlie Gonzalès. Claudine erblickt dessen Photographie in Marcel's Zimmer. Mit Feuer und Begeisterung spricht Marcel von seinem Freund, rühmt seine weiße Haut, seine schwarzen Haare, seine so reizende Seele.

Auf seine Lobeshymne antwortet ihm Claudine:

> „Ich verstehe, Sie sind seine Luce" nnd als Marcel erschrocken auffährt, „Ja, seine Luce, sein Spielzeug, sein Liebling, was! Man braucht Sie nur zu sehen, gleichen Sie denn einem Manne? Das ist es also, warum ich Sie so hübsch fand!"

Claudine versichert ihm dann, daß sie ihn necken wollte, ihm aber keine Unannehmlichkeiten bereiten werde.

> „Es gibt viele Dinge, die ich sehr gut im Stillen betrachten kann."
>
> Allerdings, „diese kleinen Vergnügungen heißt man bei Mädchen „Spielereien von Schülerinnen," aber wenn es sich um Buben von 17 Jahren handelt, ist es fast eine Krankheit."

Später muß Claudine Genaueres über die Liebe von Luce Marcel erzählen, mit wollüstiger Neugierde und perversem Interesse möchte er Einzelheiten über die Leidenschaft von Luce erfahren.

Seinerseits berichtet er über sein Verhältnis mit Charlie. In der Schule lernte er ihn kennen. Zu Charlie allein, der durch seine Schönheit und Eleganz unter den übrigen schmutzigen und unordentlichen Schuljungen hervorragte, fühle er sich hingezogen. Beide verstanden sich bald. Als jedoch dem Vater Marcel's ein Liebesbrief Charlie's an seinen Sohn in die Hände geriet, wurde Charlie von der Schule fortgeschickt, doch das Verhältnis der beiden Jungen dauert fort.

Marcel zeigt Claudinen einen Brief Charlie's mit Beteuerungen schwärmerischer Liebe und heroischer Freundschaft, vermengt mit Exkursen über die homosexuelle Litteratur und die berühmten geschichtlichen Freundschaften.

In Paris begegnet Claudine zufällig Luce. Diese ist völlig verändert und lebt als die glänzend unterhaltene Maitresse eines alten alleinstehenden Onkels.

Luce hat Claudine nicht vergessen, ihre Liebe zu ihr lodert aufs Neue auf und wieder ist sie im Begriff ihre Zärtlichkeiten Claudinen aufzudrängen. Aber diese stößt sie zurück und eilt trotz ihrer Bitten davon.

> „Es ist nicht das erste Mal, daß diese unverbesserliche Luce mich in Versuchung zu bringen trachtet und nicht das erste Mal, daß ich sie schlage. Aber eine

> Erregung hat mich ergriffen. Eifersucht vielleicht, ein stummer Groll bei dem Gedanken, daß diese Luce, welche mich anbetete, mich auf ihre Art anbetet, sich frohgemut einem alten Sünder hingeworfen hat. Und Ekel, Ekel gewiß!"

Der Vater von Marcel, Renaud, ein überlegener Weltmann von 45 Jahren, gewinnt Interesse für die eigenartige Claudine, die ihrerseits in Renaud den ersten Mann findet, der ihr Achtung und Liebe einflößt. Sie verlobt sich mit Renaud.

Willy: Claudine en ménage (Paris Ollendorf 1902).

Claudine hat sich mit Renaud verheiratet, sie hat nichts von der schüchternen, mit Scheu den Geheimnissen des Ehelebens entgegensehenden jungen Frau. Sie liebt ihren Gatten geistig und körperlich. Wie zwei gute Kameraden sprechen sie beide über ihre Vergangenheit und über ihre intimsten Regungen.

Beide besuchen den Geburtsort Claudine's und die Schule von Frl. Sergent. Durch Schülerinnen erfährt Claudine, daß das Liebesverhältnis zwischen den beiden Lehrerinnen fortdauert.

Mit Wehmut gedenkt Claudine der Schulzeit und der treu-ergebenen Luce, eine Sehnsucht beschleicht sie nach dieser, die sie so schlecht behandelte und im Grunde doch geliebt hat. Neue Schülerinnen haben die früheren ersetzt. Eine besonders, Helène, gefällt Claudine. Sie hätte leichtes Spiel sie zu gewinnen, mit Lust pflückt sie den Abschiedskuß auf ihren Lippen.

In Paris geht Claudine nur mit Widerwillen in Gesellschaft, aber ihr Mann, der reiche und bekannte Schriftsteller, kann sich nicht völlig zurückziehen. Claudine wird von verschiedenen Männern umworben, alle lassen sie kalt, aber sie ist „auch nicht für Frauen".

Sie liebt mit allen ihren Sinnen ihren Mann und doch beschleicht sie ein Gefühl des Unbefriedigtseins.

Claudine lernt eine schöne Engländerin, Frau Rezi Lambrock, kennen, die Eindruck auf sie macht. Sie befreunden sich, Claudine mit ihren kurzgeschorenen Haaren, ihrem jugendlichen knabenhaften Aussehen gewinnt das Herz der Engländerin.

Renaud errät die gegenseitige Anziehung der beiden Frauen.

> „Wegen meines abgeschnittenen Haares und meiner Kälte gegen sie, sagen die Männer: „Sie ist für Frauen."
>
> Denn, es ist sinnfällig: wenn ich nicht die Männer liebe, muß ich die Frauen begehren, o Einfältigkeit des männlichen Geistes!
>
> Übrigens scheinen mir die Frauen — wegen meines geschnittenen Haares und meiner Kälte gegenüber ihren



Gatten und Geliebten — zur gleichen Ansicht wie sie hinzuneigen.

Ich habe in der Richtung nach mir hübsche neugierige Blicke aufgefangen, verschämte und flüchtige Errötungen, wenn ich einen Augenblick meine Augen auf der Grazie eines sich darbietenden Halses ruhen lasse."

Er ist aber nicht eifersüchtig, im Gegenteil er frägt Claudine über ihre Gefühle für Rezi aus, er will wissen, wie weit ihr Verhältnis gediehen ist.

Solche Zärtlichkeiten und sexuelle Spielereien zwischen Frauen seien bedeutungslos.

Und doch ist Renaud wegen Marcel's Homosexualität betrübt und bekümmert.

„Immer dasselbe Lied, meine Liebe. Mein reizender Sohn mitrailliert mit neogriechischer Literatur einen Jungen aus guter Familie. Du sagst nichts mein Kind? Ich, ich sollte daran gewöhnt sein! Leider! aber diese Geschichten packen mich mit einem solchen Grauen. Warum? (frägt Claudine).

Renaud springt auf.

Wie, warum?

Warum, wollte ich sagen, mein lieber Großer, lächeln Sie, angelockt fast billigend bei dem Gedanken, daß Luce mir eine allzuzärtliche Freundin war? bei der Hoffnung, ich wiederhole es, bei der Hoffnung, daß Rezi eine glücklichere Luce werden könnte?

— Es ist das nicht dasselbe!

— Gottlob nein, nicht ganz.

— Nein, es ist nicht dasselbe! Ihr könnt alles Euch erlauben, ihr Frauen. Es ist reizend und es ist ohne Bedeutung.

— Ohne Bedeutung . . . ich bin nicht Ihrer Ansicht!

— Doch, ich behaupte es! Es ist zwischen Euch, hübsche Tierchen eine, wie soll ich sagen, eine Tröstung für den Verkehr mit uns, eine Abwechselung, die Euch beruhigt.

— O?

— . . . oder wenigstens euch entschädigt, das logische Suchen nach einem vollendeten Partner, nach einer Schönheit der euren ähnlicher, in der sich eure Sensibilität und eure Schwächen sich abspiegeln und wiedererkennen. Wenn ich es wagen würde (aber ich wage es nicht), würde ich sagen, daß gewisse Frauen die Frau brauchen, um ihren Geschmack für den Mann zu bewahren."



Claudine's Neigung zu Rezi wird trotz ihrer Liebe zu Renaud immer heftiger und entwickelt sich zur sinnlichen Leidenschaft. Sie kämpft eine Zeit lang mit sich selbst, widersteht aber schließlich nicht mehr. Sie wird den Bitten Rezi's folgen und sich ihr hingeben. Aber Beide wissen nicht, wo sie in Ruhe ihre Liebe bergen können. Bei Rezi laufen sie Gefahr von deren eifersüchtigem Gatten überrascht zu werden, bei Claudine ist die neugierige Dienerschaft störend.

Schließlich veranlaßt Rezi Claudine ihren eigenen Gatten zu bitten, einen Zufluchtsort für sie zu finden. Renaud, der alle Phantasien Claudine's gutheißt, der auch die intimsten sexuellen Beziehungen zwischen den beiden Frauen mit entschuldigendem und fast freudigem Lächeln ansieht, besorgt ihnen ein Logis, wo sie sich nachmittags treffen können. Er selbst gibt Rezi den Schlüssel. Später begleitet er selbst die Frauen in ihr Liebesnest, tändelt mit Rezi, macht geistreiche Anspielungen auf die Liebesszene zwischen den Frauen, die folgen wird u. s. w.

Claudine empfindet selbst für ihren Mann Scham und dann besonders Eifersucht, daß Renaud sich so vertraut und freundschaftlich mit Rezi benehme.

Claudine ist eine Zeit lang krank. Während ihrer Genesung begibt sie sich eines Tages von einem Verdacht getrieben in die Wohnung ihres früheren Stelldicheins mit Rezi. Sie findet dort Renaud und Rezi zusammen. Beide hatten sie hintergangen. Claudine ist zuerst unerbittlich gegen Renaud. Sie reist nach ihrem Heimatsort und will ihren Gatten nie mehr wiedersehen. Doch bald besinnt sie sich auf seine bittenden und zärtlichen Briefen hin eines Andern.

Sie verzeiht ihm, er hat ja doch nur mit Rezi gemacht, was sie selbst mit so wenig Unterschied mit ihr gemacht hat.

Nach Paris will sie aber nicht zurück. Renaud soll zu ihr, zu seinem liebenden Weibe kommen, die nicht weiter ohne ihren geliebten Gatten leben kann.[1])

---

[1]) Alle drei Romane von Willy sind auch in deutscher Übersetzung erschienen und zwar von Georg Nördlinger (Verlag von G. Grimm, Budapest 1902.)

Die obigen Citate sind fast alle von mir übersetzt. Die Übersetzung von Nördlinger ist nicht schlecht, aber, wie mir vorkommt, etwas vergröbernd, nicht immer die exakte, allerdings schwer zu treffende Nüance des Originals wiedergebend.

Die Ausstattung, d. h. namentlich das äußere vulgäre Deckenbild des 3. Bandes paßt nicht zu dem Geist des Originaltextes und würde auf ein ordinäres Machwerk hinweisen.



In Claudine hat Willy eine Frauengestalt von seltener Individualität und Urwüchsigkeit geschaffen, ultramodern und doch von natürlicher Weiblichkeit und Frische, eine wilde Pflanze, die in einer Treibhausluft aufgewachsen wäre.

Das instinktmäßige, triebartige Handeln, das Nachgeben allen Regungen und Begehren, das lebhafte Fühlen und persönliche Empfinden charakterisiert dies kraftvolle Wesen, die Claudine ist.

Hauptsächlich im ersten Roman „Claudine à l'école" lebt das prachtvolle Exemplar des angehenden Weibes in dem Ungestüm seiner Triebe, seiner Aufrichtigkeit und Verschlagenheit, Offenheit und Tücke.

Die Homosexualität spielt in allen drei Romanen eine nicht unbedeutende Rolle. Die Zeichnung des männlichen Homosexuellen „Marcel" ist klar und einfach. In Marcel begegnet man dem typischen Effeminierten und geborenen Homosexuellen, dessen weibische Veranlagung in Gang, Bewegung, Sprache, Neigungen, Charakterzügen deutlich sich ausprägt. Claudine (und Willy) hält ihn für einen Kranken und Degenerierten. Eigentümlich ist die verschiedene Auffassung, welche Willy (durch den Mund Claudine's und Renaud's) über die weibliche und männliche Homosexualität ausspricht. Während Marcel's Neigung Krankheit heißt, werden die geschlechtlichen konträren Handlungen der Weiber reizende Spielereien ohne Bedeutung genannt. Eine verschiedene Beurteilung der männlichen und weiblichen Homosexualität wird auch tatsächlich im allgemeinen in Frankreich gemacht. Wenn auch die weibliche Homosexualität nicht die Duldung erfährt, die Renaud ihr zukommen läßt, und immerhin als Laster betrachtet wird, so begegnet sie doch nicht dem harten Verdammungsurteil, dem die männliche Homosexualität anheimfällt.

Selten läßt man die Entschuldigung der Krankhaftigkeit gelten und spricht einfach von abscheulicher Moralität des Homosexuellen.

So bemerkte mir letzthin ein heterosexueller Franzose, als ich ihm das schöne Buch eines der gefeiertsten weltbekannten französischen Schriftsteller rühmte, mit einer Miene der Verachtung: „ich liebe X nicht und dann ist er ein Mann von scheußlichster Moralität, ich habe es von einem seiner Kollegen bestimmt erfahren, er ist „für Männer“ und, denken Sie sich, er ist nicht einmal aktiv, sondern passiv.[1])“

Bei Willy erscheinen die homosexuellen Gefühle der Frauen nicht als lasterhaft, ebensowenig sind diese Weiber als Kranke oder Vertreterinnen einer besonderen Menschenklasse, als sexuelle Zwischenstufen aufgefaßt. Die homosexuellen weiblichen Neigungen sind vielmehr als natürliche Empfindungen normaler Personen, als natürliche Gefühlsvarietäten betrachtet.

Deshalb zeigen alle Weiber, die in den Romanen auftreten, Hang zu Liebeleien mit ihren eigenen Geschlechtsgenossinnen, sie lieben Mann und Frau, wie sich die Gelegenheit trifft. Aus des Verfassers liebevoller Darstellung leuchtet sein halb ernsthaftes, halb spaßhaftes Vergnügen an diesen „Spielereien“ hübscher Frauen hervor, das ihn aller Wirklichkeit zum Trotz in jeder Frau ein zu conträren Zärtlichkeiten neigendes Weib erblicken läßt.

Obgleich Claudine als normale Frau gedacht ist, bietet doch die gesamte Darstellung ihres Charakters das Bild der psychischen Hermaphrodisie.

---

[1]) Der betreffende Schriftsteller — eine Zierde der französischen Literatur — soll tatsächlich homosexuell sein und steht wenigstens ziemlich allgemein in diesem Ruf. Seine Romane verraten echt weibliches Empfinden und eines seiner Werke behandelt eine — wenn auch verschleiert dargestellte — homosexuelle Liebe.

Schon in der Schule liebt sie mit stürmischer, plötzlich entfachter Leidenschaft Aimée Lanthenay und zwar nicht aus entgleistem Trieb, oder unbestimmtem Drang der Pubertätszeit, da sie die Bewerbungen der Männer ausschlägt, weil gerade diese Liebhaber ihr mißfallen.

Später tritt ihre Neigung bei der Bekanntschaft mit Rezi unwillkürlich wieder hervor, auch hier nicht infolge Verführung, Überdruß am Mann oder sonstigen äußeren Ursachen, denn sie liebt gleichzeitig ihren Mann aufrichtig und findet bei ihm völlige sinnliche und geistige Befriedigung. Ja selbst ein gewisser sadistischer Zug tritt in ihrem Benehmen gegenüber Luce hervor.

Den seltsamsten Teil der drei Romane bildet die Darstellung des Verhältnisses zwischen Claudine und Rezi und die Stellung Renaud's zu demselben.

Mancher Leser wird sich vielleicht entsetzen ob dieses Ehemanns, der seine Frau auf den Weg von Lesbos hinlenkt und ihre homosexuelle Liebschaft beschützt. Der juristisch und strafrechtlich Geschulte wird vielleicht in Renaud den schweren qualifizierten Kuppler verurteilen, der die mit homosexuellem Treiben complizierte Unzucht seiner Frau duldet und begünstigt. Auch abgesehen von solchen moralischen Erwägungen wird man doch der amüsanten Gestalt des eigentümlichen Ehemanns den Mangel künstlerischer Wahrscheinlichkeit vorwerfen können.

Allerdings mag man sein Verhalten aus seiner einmal gegebenen milden Anschauung über weiblichen conträren Verkehr erklären und aus dem Motiv, durch Ablenkung des Gefühls auf homosexuelle Bahnen gefährlicherem Ehebruch seiner Frau mit einem Mann vorzubeugen.

Aus dem gegenseitigen Ehebruch beider Ehegatten, der trotzdem das Eheglück nicht stört, und ihrer Wiedervereinigung nach kurzer Trennung kann man auch eine Lehre der Nachsicht und des Vergebens gegenseitiger

Untreue und Fehler herauslesen, eine Moral für duldsame Eheleute, wonach milde Beurteilung ihrer Fehler unerbittlichem Groll vorzuziehen, und verträgliches, ja glückliches Zusammenleben als Preis verständnisvollerer Einsicht erworben und erhalten wird. Aber alles dies berechtigt nicht zu dem Lob, das z. B. Rachilde im Mercure de France dem Buch spendet.

Das Dreigespann Claudine, Rezi, Renaud würde eine vertieftere Analyse erfordert haben, eine Charakteristik, die die seelischen Wandlungen der Persönlichkeiten dem Verständnis näher gebracht hätte.

Alle drei Bücher sind in dem Geist eines Schlingels von einem Mädchen geschrieben, das mit hervorragendem Talent, mit ungemeiner Beobachtungsgabe, Verve und Temperament seine Eindrücke und sein Milieu zu schildern verstände.

Alles saust und braust dem ungestümen Charakter der Erzählerin entsprechend in impressionistischen Bildern, manches grotesk verzerrt, vor dem Leser vorüber, namentlich in Claudine à l'école, dem besten der drei Romane.

In Claudine à Paris wird der Ton etwas ruhiger, während der 2. Teil von Claudine en Ménage mit der Schilderung des von dem Ehemann geduldeten homosexuellen Verhältnisses der beiden Frauen in die paradoxe Farce ausartet.

Das Schwelgen in ungewöhnlichen, psychologischen Variationen und Combinationen, eine gewisse Sucht zu verblüffen und Willy's Vorliebe zu geistreichem Spott und Ironie (wovon er in dem Figaro unter dem anderem Pseudonym [1]) „l'Ouvreuse" seit Jahren glänzende Proben abgelegt hat), stempeln Claudine en Ménage zu einem zwar psychologisch interessanten, aber künstlerisch minderwertigen Roman.

---

[1]) Der wahre Name von Willy ist Gauthior-Villars.



Kapitel III.

Besprechungen des Jahrbuches*).

1) Ärztliche Zentral-Zeitung (Wien) 13. Dezember:

Darlegung des Wesens der Homosexualität, die leider von Vielen noch in das Gebiet der willkürlichen und lasterhaften Ausschweifungen verwiesen werde, ein Standpunkt, den unglücklicherweise auch noch die Strafgesetze einer Anzahl von Staaten teilten. Daran anknüpfend Hinweis auf das die Beseitigung der Strafe gegen die Homosexualität bezweckende Komitee und Hervorhebung der wichtigsten Aufsätze des Jahrbuchs.

Zahlreiche hübsche Holzstiche schmückten vorteilhaft das Werk und förderten wesentlich das Verständnis des interessanten und anregenden Inhalts. Das Jahrbuch möge unter den Ärzten und Juristen die weiteste Verbreitung finden und die edlen Zwecke des Komitees wirksam fördern.

2) Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung 15. Januar 1903.

Besprechung von Hanns Fuchs in ähnlichem Sinne wie die weiter unten erwähnte der Politisch-Anthropologischen Revue.

3) Archiv für physikalisch-diätetische Therapie in der ärztlichen Praxis (Herausgeber Dr. Ziegebrock), 15. Juli:

Die Jahrbücher werden als außerordentlich lehrreich, in anthropologischer wie rein praktischer Hinsicht gleich wertvoll bezeichnet. Mehr noch, wie seine Vorgänger, enthalte Band 4 eine geradezu überwältigende Fülle von Material, das zur Beleuchtung der sexuellen Zwischenstufen und damit auch zur Klarlegung normal-physiologischer Zustände von unendlichem Werte sei. Erst die Abweichungen von der Norm, studiert und beobachtet, wie sie hier vorlägen, erschlössen das Verständnis der sogen. normalen Vorgänge. Die Norm sei keine feste und das „Abnorme" habe tausendfältige Beziehungen zur Norm.

Sodann wird hervorgehoben die geradezu mustergiltige Ausstattung des Buches und die Fülle der tadellosen Abbildungen.

---

*) Wo der Jahrgang der Besprechung nicht angegeben ist, rührt sie aus dem Jahr 1902 her.

4) **Berliner klinische Wochenschrift**, 18. August (Besprechung von Posner):

Auch wer, wie Referent, der Bewegung bezweckend die Aufhebung des § 175 zurückhaltend gegenübertrete und keineswegs so weit gehe, jeden verkommenen Päderasten als Gegenstand des Mitleids und als Objekt rein psychiatrischer Betrachtungsweise anzusehen, werde anerkennen müssen, daß das intimere Studium der Frage mancherlei Neues und Wichtiges gefördert habe und daß jedenfalls in der Beurteilung des Einzelfalles dem Arzt ein entscheidendes Wort gebühre. Von diesem Standpunkte aus werde man die Berechtigung anerkennen müssen, alle auf das Thema bezüglichen Ergebnisse sorgfältig zusammenzutragen und als Material für das etwa reformbedürftige Strafgesetz zu sichten.

Von den Aufsätzen hebt Referent die Arbeit von Neugebauer sowie diejenige von Karsch hervor. Er bezweifelt, daß die Homosexualität von Johannes von Müller völlig sicher erwiesen sei.

Das Jahrbuch halte sich von sensationeller Aufbauschung und Erregung von Lüsternheit fern; wer sich für das Gebiet interessiere, werde mancherlei Stoff zum Nachdenken und zum Studium finden.

Rezensent scheint der unrichtigen Meinung zu sein, daß die Päderastie oft als eine lasterhafte Gewohnheit heterosexueller Wüstlinge sich darstelle. Verkommene Päderasten können sehr wohl homosexuell geboren sein, und werden auch oft von Geburt an homosexuell sein. Die Homosexuellen, welche das Prädikat „verkommen" verdienen, verdienen dasselbe nicht wegen ihres Treibens, sondern wegen gröblicher, sittlicher Mängel oder häßlicher Charakterfehler.

5) **Berliner Morgenpost**, 26. Juli (Zwischen den Geschlechtern, von Conrad Alberti):

Alle Welt nähme an, es gäbe zwei fest abgegrenzte Geschlechter; Die Natur schaffe niemals nur Extreme; auch bei den Geschlechtern seien Zwischenstufen vorhanden. Referent streift dann die Frage der embryonalen Doppelnatur des Menschen. Der homosexuelle Trieb sei in der natürlichen Organisation der Conträren begründet, ein freier Wille komme dabei nicht in Betracht. Die Bestrafung der angeborenen Neigung daher eine Ungerechtigkeit und die Bestrebungen des Jahrbuchs zu billigen.

Mit Recht lege das Jahrbuch besonderen Wert auf den Nachweis der Homosexualität bei historischen Persönlichkeiten.

Vor Einem aber wolle er, Referent, warnen, nämlich nicht jedes Produkt eines Schriftstellers als eine persönliche Beichte aufzufassen. Nichts reize den Künstler mehr, als sich in fremde Gefühle hineinzuversetzen und sie darzustellen. So sei auch Goethe nicht homosexuell gewesen, weil er manchmal ähnliche Töne habe erklingen lassen.

Der Schlußbemerkung von Alberti stimme auch ich im allgemeinen und speziell hinsichtlich von Goethe bei, jedoch wird man bei manchen Schriftstellern und Dichtern aus der Art und Weise, in der sie die Homosexualität darstellen, aus ihren das innerste Herzensbedürfnis verratenden Ergüssen, in vielen Fällen die homosexuelle Natur des Dichters selbst erraten, z. B. bei Platen.

6) Deutsche medizinische Presse, Nr. 18:

Eine Nebeneinanderstellung der Hermaphroditen und Homosexuellen, wie sie im Jahrbuch erfolge durch Aufnahme der Arbeit von Neugebauer erscheine zwar agitatorisch recht geschickt, die medizinische und juristische Stellung beider sei jedoch grundverschieden. Die Zwitter hätten für ihren nur scheinbar perversen Trieb eine anatomische Grundlage, ihr Wunsch einer Änderung ihres Standesamts würde kaum auf behördlichen Widerstand stoßen. Bei Homosexuellen fehle jede anatomische Stütze, wenigstens habe noch Niemand die einst behauptete Endigung der Nervi erigentes bei Homosexuellen nachgewiesen; immerhin seien sie als kranke oder mindestens abnorme Menschen zu betrachten und ganz energisch müsse gegen das auch in Jahrbuch IV hervortretende Bestreben protestiert werden, die homosexuelle Liebe als etwas Natürliches und demnach mit der heterosexuellen Liebe Gleichberechtigtes hinzustellen.

Referent mißbilligt deswegen einige Sätze von Römer sowie von Praetorius, namentlich wendet er sich gegen meine Auffassung, wonach es keine Schande sei, wenn die idealere Seite der Homosexualität zur Entwicklung gebracht würde.

Referent meint: Zu einer weiteren „Entwicklung“ der Homosexualität nach irgend einer Richtung beizutragen, scheine ihm nicht gerade erstrebenswert zu sein. Vom ärztlichen Standpunkte aus erscheine es vielmehr geboten, die Homosexualität nicht zu fördern, sondern ihr in jeder Weise zu steuern.

Strafgesetze seien allerdings hierzu nicht das rechte Mittel. Man möge § 175 aufheben, da namentlich § 51 die Homosexuellen



kaum straffrei mache. Man möge aber nach Aufhebung des Strafgesetzes aus öffentlichen Mitteln Heilstätten für Homosexuelle errichten, um auch den Unbemittelten die Möglichkeit einer Heilung zu bieten. Eine öffentliche Anerkennung der Berechtigung der krankhaften Triebe der Homosexuellen sei dagegen nicht zu wünschen.

Eine Behandlung der körperlichen Hermaphrodisie im Jahrbuche halte ich entgegen der Anschauung des Rezensenten für gerechtfertigt; denn die körperliche Hermaphrodisie hat den Charakter der sexuellen Zwischenstufe mit der Homosexualität gemein und bildet einen der zahlreichsten Ringe in der Kette, welche das rein männliche mit dem rein weiblichen Geschlecht verbindet.

Übrigens kommen auch bei manchen Homosexuellen anatomisch dem entgegengesetzten Geschlecht entsprechende körperliche Merkmale vor, namentlich bei den Androgynen und Gynandern, die Rezensent nicht zu kennen scheint.

An meiner Auffassung, daß eine Entwicklung der Homosexualität nach der idealen Seite hin, kein Schade sei, halte ich auch jetzt noch fest. Denn für die Homosexuellen, die nicht geheilt sein wollen und die, die nicht geheilt werden können, (die Mehrzahl wohl) ist es immerhin besser, daß eine Veridealisierung ihres Triebes stattfindet, als daß sie lediglich in dem grobsinnlichen Genuß völlig aufgehen.

7) Deutsche Medicinische Wochenschrift Literatur-Beilage, Nr. 6 1903. Besprechung von Eulenburg:

Das außerordentlich sorgfältig und geschickt redigierte „Jahrbuch IV" erfreue sich wieder eines reichen und in mannigfaltiger Weise interessierenden Inhalts. Unter andern wird hervorgehoben die sehr vollständige und erschöpfende Bibliographie, dagegen die Widerlegung von Wachenfeld kaum als durchweg überzeugend bezeichnet.

8) Deutsche Praxis, Zeitschrift für praktische Ärzte, 25. November:

Es sei ein großes Verdienst des Herausgebers auf einem Gebiet Wandel zu schaffen, auf dem die medizinische Wissen-

schaft in erster Linie berufen sei, Klarheit zu schaffen und Grundsätze herbeizuführen, vor denen der Jurist Halt zu machen habe. Die „stattliche Reihe hervorragender Mitarbeiter" wird hervorgehoben und die „geradezu splendide Ausstattung" des Jahrbuchs rühmend anerkannt.

9) Frankfurter Neueste Nachrichten 27. September.

Zweck des Komitees und der Jahrbücher werden auseinandergesetzt. Es verdiene hohe Anerkennung, daß sich eine Schar von Männern zum Kampf gegen die in Deutschland verbreitete Unkenntnis und gegen die schreiende Ungerechtigkeit zusammengetan hätten. Die Jahrbücher zeugten von tiefer Sachkenntnis, enthielten eine Menge von ernstem und wissenschaftlichen Beweis- und Aufklärungsmaterial. Es sei zu hoffen, daß sie im Laufe der Zeit die bestehenden Vorurteile beseitigten, sie seien ein eminent sittliches Unternehmen.

10) Freistatt. Kritische Wochenschrift für moderne Kultur (München), 4. November. (Besprechung von Hanns Fuchs):

Würdigung der Aufsätze des Jahrbuchs. Referent wünscht Sonderabdruck des „schönen" Aufsatzes „Homosexualität und Bibel" sowie meiner Widerlegung des Buches von Wachenfeld. Unter den kleineren Abhandlungen zählt Referent diejenigen des norwegischen Gelehrten sowie von Merzbach zu den bedeutendsten. Jeder, der nicht mit dem festen Willen, seinen gegnerischen Standpunkt zu behalten, an die Lektüre der Jahrbücher herangehe, werde in ihnen eine Fülle von Anregung und Belehrung finden. Und da ein so törichtes Wollen doch wohl selten sei, würden die Jahrbücher erfolgreiche Pioniere werden für eine Zeit, in welcher jeder Individualität, solange sie der Allgemeinheit nicht schädlich sei, Existenzberechtigung zuerkannt werde.

11) Die Gegenwart, 24. Januar 1903:

Ruhige Entschiedenheit und sympathischen jeden unzüchtigen Gedanken ausschließenden Ernst rühmt Rezensent auch an Jahrbuch IV. Eine tunlichst vollkommene, alle Winkel erleuchtende Aufklärung tue not. Handele es sich um eine Naturanlage, so sei die Strafe unhaltbar. Den Beweis für die Existenz dieses Naturtriebes führe das Jahrbuch in ziemlich bündiger Weise. Möge man ihm auch widerstrebend folgen, sogar, wie Rezensent, jedes freundliche Wort nur sehr widerstrebend niederschreiben — Gerechtigkeit über Alles: Das Jahrbuch überzeuge am Ende, weil es erschüttere und rühre. Zu viel Ehrlichkeit, zu viel Mut und Wissen sei darin.

12) Juristische Wochenschrift 15. August 1902: Besprechung von Kuhlenbeck.

Kuhlenbeck bespricht das Buch von Bloch und wendet sich zugleich gegen die Bestrebungen des Komitees und des Jahrbuchs.

Homosexualität sei Entartung, die das Volk vergifte; Bestrebungen zu Gunsten sexueller Zwischenstufen wagten mit einer selbst dem Altertum fremden Schamlosigkeit das Haupt zu erheben, obwohl schon der Apostel Paulus die Widernatürlichkeit der Homosexualität als eine der schlimmsten Früchte der verfallenden heidnischen Civilisation gekennzeichnet habe. Zahlreiche neuere Produktionen unterstützten diese Bestrebungen.

Gegenüber den Forschungen von Bloch sei die Lehre des Angeborenseins sexueller Perversitäten nicht mehr haltbar.

Die Aufhebung des § 175 würde nur die betreffenden Vergehen vermehren. Eine zweckmäßige Strafe sei zu verlangen; auch der Entartete müsse die Folgen seiner Handlungen tragen.

Zum Schlusse hofft Rezensent, daß die seiner Zeit durch die lex Heinze aufgerollte gesetzgeberische Frage betreffend die obscöne Litteratur nicht für immer erledigt sein möge.

Gegenüber den jeder objektiven Würdigung baren, von subjektiver blinder Abneigung erfüllten temperamentvollen Ausführungen des Rezensenten glaube ich auf irgend welche Bemerkungen verzichten zu können.

13) Das Kleine Journal 28. Juli (Besprechung von Dr. Merzbach).

Dank hauptsächlich den Bestrebungen des Komitees könnten die Homosexuellen ausrufen: „La vérité est en marche". Die Homosexuellen müßten ganz straflos bleiben. Diese edlen Bestrebungen unterstütze das Jahrbuch aufs nachdrücklichste. Günstige Besprechung der einzelnen Arbeiten. Gelegentlich der Widerlegung von Wachenfeld's Buch tadelt Referent gleichfalls, wie ich es getan, daß Wachenfeld und auch Bloch, dessen „Beiträge zur Aetiologie der psychopathia sexualis", eine herbe Kritik herausforderten, vom grünen Tisch aus die Homosexuellen beurteilten. Wer die Homosexuellen verstehen wolle, der solle unter sie treten und sie als Menschen und vor allem als sehr brauchbare Menschen kennen lernen, die weder anders Denkende zu bekehren sich unterfingen, noch Gelüste à la Sternberg heterosexuellen Angedenkens, an den Tag legten.

Man habe in dem Jahrbuch ein großes, bedeutungsvolles, wissenschaftliches Faktum vor sich, an dem auch die praktische



Jurisprudenz nicht länger achtlos vorübergehen könne. Die Revision des Strafgesetzbuches stehe ja bevor. Also videant praetores!

14) Kleine Presse: 22. Juni.

Das Jahrbuch mit seinem großen ärztlichen und juristischen Material sei dazu angetan, die Frage, ob nicht § 175 grausam für die abnorm Veranlagten sei, wachzuhalten. Die Ansicht, daß die Gesetze auf die Normalmenschen zugeschnitten sein müßten, werde so bald nicht schwinden, besonders wegen der Befürchtung einer Verwirrung des natürlichen Gefühls im Falle der Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs.

Aber die gerechtere Auffassung, daß bei der Verletzung des § 175 meistens Unglückliche, krankhaft Veranlagte und nicht etwa nur verächtliche, verdorbene Lüstlinge in Betracht kämen, gewinne doch wohl immer mehr an Boden, und dazu trage auch das Jahrbuch seinen Anteil bei.

17) Medizinisch - Chirurgisches Centralblatt (Wien) 26. September (Besprechung von Dr. Segel).

Über die Bestrebungen des Komitees und des Dr. Hirschfeld gäbe es wohl unter den Gebildeten der ganzen Welt nur ein Urteil, gelte nur ein Wunsch: daß nämlich der mit den edelsten Mitteln geführte Kampf gegen Gesetze, die vor der Wissenschaft und Humanität längst nicht mehr bestehen könnten, bald von Erfolg gekrönt sein mögen. Referent meint dann, es sei um so betrübender, daß die meisten Beiträge, mit wenigen Ausnahmen, namentlich mit Ausnahme der exakt wissenschaftlichen Arbeit von Neugebauer nicht auf der Höhe ihrer Mission stünden. Namentlich gelte dies von den historischen Arbeiten des Jahrbuchs, auf die besonderes Gewicht zu legen gewesen wäre. Die einen befriedigten nicht durch das Skizzenhafte, Unvollendete ihrer Art, die anderen ermüdeten durch eine Unsumme von Details, die wohl in einer Monographie, nicht aber in einem der Propaganda und Belehrung dienenden Werke am Platze seien. Immerhin läge ein Stück ehrlicher Arbeit vor, von dem er, Referent, laut wünsche, daß es nicht vergeblich getan worden sei.

Es ist nicht meine Sache den Wert der Aufsätze des Jahrbuches zu verteidigen. Die Aufsätze sollen der Propaganda und Belehrung dienen, aber in erster Linie sollen sie wissenschaftlichen Charakter aufweisen und durch diesen Charakter der Wissenschaftlichkeit und Wahrhaftigkeit wirken. Diesen Eigenschaften begegnet

man aber gerade in hohem Maße bei Karsch's Aufsätzen, die allerdings nicht immer eine sog. leichte Lektüre sind und — glücklicherweise — es auch nicht sein wollen und sollen.

18) Medizinische Reform: Wochenschrift für soziale Medizin 9. August. Zur Sociologie der konträren Sexualität von M. Eichhorn.

Die öffentliche Meinung betrachte leider immer noch die Homosexualität als Verirrung und Zeichen von Dekadenz.

Ungerechtigkeit des § 175. Die Konträrsexuellen, wenn auch nicht gleichartig, so doch vollkommen gleichberechtigt gegenüber den normal Empfindenden. Die geschlechtlichen Anomalien beruhten teils auf physiologischer Zwitterbildung, teils auf erblicher psychischer Veranlagung. Verfasser teile nicht die Auffassung Blochs, der die Homosexualität für eine von Verführung herzuleitende Erscheinung betrachte.

Verfasser hebt die Nachteile des § 175 hervor und verlangt volle Gleichberechtigung und gleiche Behandlung der Homo- und Heterosexuellen. Er bespricht dann günstig das Jahrbuch.

Dasselbe bringe eine ganz außerordentliche Fülle wertvollen und interessanten wissenschaftlichen Materials, sowie eine Anzahl vortrefflicher Illustrationen. Es sei noch mehr als seine Vorgänger mit seiner Reichhaltigkeit und wissenschaftlich objektiven Darstellung in hohem Grade geeignet, bei Ärzten und Laien die noch bestehenden, zum großen Teil auf Unkenntnis beruhenden Vorurteile zu zerstreuen.

Die Popularisierung der Bestrebungen des Jahrbuchs und des Komitees sei im sozial-medizinischen Sinne wünschenswert und notwendig.

19. Mercure de France. Mainummer 1902. Henri Albert, der über die deutsche Literatur berichtet, bringt S. 543, 544 eine Kritik über Niemann's homosexuellen Roman „Zwei Frauen“ (vgl. Jahrbuch III S. 454) und sagt bei dieser Gelegenheit in ironischem Ton:

> „Es scheint, daß das „Problem“ der sexuellen Inversion die Deutschen sehr interessiert. Denn sie sind gewahr geworden, daß es da ein „Problem“ gäbe und, da man es lösen mußte, haben einige Gelehrte das Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen gegründet, das schon seinen dritten Jahrgang aufweist. Es ist ein Fort-

schritt in dem Sinne, daß die Schamhaftigkeit nicht mehr bei der geringsten Anspielung erschrickt und daß man beginnt, „davon" sprechen zu können."

Albert läßt sich dann ziemlich abfällig über Niemann's Roman aus. Allerdings, sagt Albert, sei es in Deutschland schwer von der homosexuellen Leidenschaft zu reden.

„Die deutsche Sprache hat keinen erotischen Wortschatz. Man müßte lateinisch sprechen. Es gibt wohl die reizende Redensart „Warme Brüder", aber die „warmen Schwestern" hatten bisher nicht von sich reden machen. Niedliches Land, wo die Unkenntnis für Unschuld gehalten werden kann."

Henri Albert scheint die reichhaltige homosexuelle deutsche Belletristik nicht zu kennen. Die weibliche homosexuelle Literatur ist allerdings in Deutschland weit spärlicher vertreten als in Frankreich, und zwar wohl hauptsächlich deswegen, weil infolge der Bestrafung der mannmännlichen Liebe und ihrer größeren sozialen Bedeutung das Interesse in Deutschland mehr auf sie als auf die konträre Liebe des Weibes gelenkt ist. Ferner darf man nicht vergessen, daß der Franzose dank seiner Vergötterung des Weibes auch bei der anomalen Leidenschaft der Frau, die er mit nachsichtigem Blicke betrachtet, sich durch den Reiz und die Anmut des weiblichen Geschlechts angezogen fühlt, während der heterosexuelle Franzose mannmännlichen Liebesäußerungen gegenüber sich im allgemeinen noch ablehnender und unduldsamer verhält als der Deutsche.

20) Neues Leben: Anarchistisch-sozialistische Wochenschrift 26. Juli. Ein Emancipationswerk der Kulturbestrebungen von R. Hartmann.

Die Bestrebungen der Konträrsexuellen setzten sich in aufsteigender Linie fort. Beweis hierfür sei das 4. Jahrbuch, das zweifellos bedeutsamste der bisher erschienenen.

Referent hebt die Wichtigkeit des Aufsatzes von Neugebauer hervor, bezeichnet denjenigen von Fuchs als gediegen, doch stimmt er dessen Ausführungen nicht bei, insbesondere hält er



auch ein momentanes Allzuviel in der homosexuellen literarischen Produktion nicht für einen Schaden. Die meisten übrigen Aufsätze werden noch erwähnt.

Das Unternehmen der Herausgeber verdiene von Erfolg gekrönt zu werden. Der sachliche, ruhige und wissenschaftliche Ernst, mit dem die Fragen behandelt würden, müsse Jedem imponieren und trage zur Beweiskräftigkeit viel bei. Freilich finde man täglich, daß immer wieder die Märchen von der Übersättigung und Widernatürlichkeit auftauchten. Homosexualität lasse sich aber nicht erwerben.

Das Komitee möge in der Veröffentlichung populärer Broschüren wie z. B. des Schriftchens „Was muß das Volk vom dritten Geschlecht wissen" fortfahren. Jedem Einzelnen sei zu wünschen, daß er sich mit diesem Gebiet bekannt mache. Die Jahrbücher seien sehr geeignet dazu.

21) **Politisch-Anthropologische Revue.** Wochenschrift für das soziale und geistige Leben der Völker. Dezembernummer. Besprechung von **Hanns Fuchs.**

Es gäbe kaum einen anderen Aufsatz, der so wie der von Neugebauer in so vorzüglichster Weise die Kenntnis des für den Gynäkologen und Gerichtsarzt gleich wichtigen Gebietes des Zwittertums vermittle.

Der Rat von Merzbach, die Homosexuellen sollten sich als mundus in mundo ihr Dasein zimmern, erscheint Rezensent richtiger und humaner als die Forderung von Dr. Fuchs: die Errichtung von Humanitätsanstalten zum Zweck der Heilung der Konträren.

Wahre Humanität bemühe sich doch, jeder Individualität, die der Gesellschaft nicht schädlich sei, Existenzmöglichkeit zu schaffen, ohne aus der Welt ein großes Krankenhaus zu machen.

Die übrigen Arbeiten werden lobend besprochen.

Für jeden, der sich mit der homosexuellen Frage beschäftigen wolle, und das solle jeder Gebildete tun, brächten die Jahrbücher eine Fülle von Material. Möge man sich auch mit einigen Einzelheiten nicht einverstanden erklären, vornehme Sachlichkeit werde niemand diesen Büchern absprechen können.

22) **Das Recht.** 10. September. Besprechung von Rechtsanwalt Dr. **Fuld** (Mainz).

Vielleicht werde der Umfang des 4. Jahrbuchs (fast 1000 Seiten!) schon genügen, um die wissenschaftlichen Kreise mit der Überzeugung zu erfüllen, daß die Bewegung, welche sich mit der

Stellung der Gesetzgebung zu dem homosexuellen Problem befasse, nicht mehr unterschätzt werden könne. Rezensent könne das von hervorragender Seite geäußerte Bedauern darüber, daß anscheinend die Publikationen über die homosexuelle Frage zu einer ständigen Erscheinung in der Literatur würden, nicht teilen. Das Jahrbuch IV., dessen vornehme Ausstattung wohltuend berühre, halte an der streng ernsten Behandlung des Problems fest.

Fuld will in dem Weglassen der Zeitungsausschnitte einen Fortschritt sehen, man vermeide so den Schein der beabsichtigten sensationellen Verwertung von Pikanterien.

Von den Aufsätzen hebt Fuld hervor: die von Karsch, Römer und Praetorius. Von Karsch sagt er, daß er durch die Fülle des von ihm behandelten Materials in Erstaunen setzte.

Fuld erkennt zwar den historischen und literar-historischen homosexuellen Studien eine kulturhistorische Bedeutung zu, er würde es aber für verfehlt halten, wenn auch in den ferneren Bänden denselben ein gleicher übermäßig großer Raum gewidmet würde. Er meint, das Jahrbuch würde dadurch den Charakter der Aktualität zum Teil einbüßen, der ihm doch unbedingt gewahrt werden müsse.

Erfreulich sei es andererseits, daß die psychologische Seite des Problems immer stärker betont und die psychische Frage immer mehr vertieft werde; es dürfte dies mit der Zeit doch dazu beitragen, daß die Anschauung, welche Homosexualität lediglich unter dem Gesichtspunkt des Lasters betrachte, mehr und mehr erschüttert werde.

Der Ansicht von Fuld bezüglich der Zeitungsausschnitte vermag ich nicht beizutreten. Das Jahrbuch hat wohl schon zur Genüge bewiesen, daß es nicht Sensation bezweckt und wird diesen Verdacht wohl nicht zu fürchten brauchen. Im vergangenen Jahre sind die Zeitungsausschnitte lediglich des Platzmangels wegen fortgeblieben. Die Zeitungsausschnitte veranschaulichen in besonders deutlicher Weise, welche Rolle die Homosexualität im täglichen Leben spielt, sie führen drastisch vor Augen die Bedeutung und Wichtigkeit der Homosexualität in der Wirklichkeit sowie die Notwendigkeit der Reformbedürftigkeit des § 175; sie tragen dazu bei, den Charakter der Aktualität dem Jahrbuch zu wahren, den Fuld selbst — und mit Recht — für erforderlich hält.

Darüber, ob nicht im Jahrbuch IV den literarhistorischen Arbeiten ein allzu großer Raum eingeräumt worden ist, läßt sich streiten.

23) Reichs-Medizinal-Anzeiger, 26. September. Besprechung von Rohleder (Leipzig):

Das Jahrbuch sei allen gebildeten Homosexuellen bekannt. Wer wissenschaftlich auf dem Gebiete der Homosexualität, ja der vita sexualis überhaupt, arbeite, begrüße stets den neuen Jahrgang mit Freuden. Auch der 4. Band biete eine reiche Fülle von Abhandlungen aus der Feder wissenschaftlich hochstehender Autoren, was dem Werk seinen wahren Wert verleihe. Die beste wissenschaftliche Arbeit des Jahrbuchs sei diesmal die von Neugebauer verfaßte, außerordentlich fleißige und gründliche auch in Bezug auf ihr Quellenstudium.

Die Forderung von Fuchs: die Errichtung von Humanitätsanstalten zur Behandlung der Konträren werde wohl noch lange nicht erfüllt werden. Diese Anstalten würden wohl auch nicht den gewünschten Erfolg aufweisen, denn die homosexuelle Liebe würde in einem solchen Sanatorium in Folge des notwendigerweise intimen Verkehrs der Homosexuellen und der Unmöglichkeit völliger Isolierung wahre Orgien feiern. Der Aufsatz „Homosexualität und Bibel“ nötigt dem Rezensenten „die vollste Hochachtung vor der Wahrheitsliebe und dem Verständnis des Verfassers für die homosexuelle Frage“ ab.

Die Arbeit von Katte nennt Rohleder „sehr interessant“, doch sieht er in der Erklärung „die Natur solle durch liebende Führung den idealen Fortschritt der Menschheit steigern“ eine zu gewagte Explicatio pro domo. Alles in Allem bilde auch der 4. Band eine Fundgrube mancher Gebiete der vita sexualis, sich würdig seinen Vorgängern anschließend.

24) Schmidt's Jahrbücher der Medizin, Augustnummer. Besprechung von Möbius:

Erwähnung der Aufsätze. Allen, die sich für die psychologisch und praktisch sehr wichtigen Fragen des geschlechtlichen Zwischenreiches interessierten, sei dieser neue Band angelegentlich empfohlen.

25) Sozialistische Monatshefte. Besprechung von Otto Kiefer.

Anerkennende Anführung der Aufsätze und ihrer Hauptgedanken. Bezüglich der Abhandlung von Katte sagt Kiefer: Katte, der bereits im Band II in ungemein freimütiger Weise seine eigene, für den feingebildeten Homosexuellen fast typisch

zu nennende Autobiographie veröffentlicht habe, bringe diesmal einen nicht gerade tiefsinnigen Aufsatz über den Daseinszweck der Homosexuellen. Es wäre ein dankbares Unternehmen, dieses Thema vom modern philosophischen Standpunkt einmal beleuchtet zu sehen.

In den Jahrbüchern handle es sich um tiefernste Bestrebungen, die noch viel zu wenig in weiteren Kreisen bekannt seien, zum Schaden vieler tüchtiger Glieder des deutschen Volkes, die schwer litten unter dem Drucke veralteter Rechts- und Moralanschauungen.

26) Schwäbische Tagwacht, 15. Juli:

Unter denjenigen Menschen, die über das geltende Recht in Deutschland sich zu beschweren Grund hätten, ständen nicht an letzter Stelle die männlichen Homosexuellen. Geächtet von den weitesten Kreisen ihres Volkes, ewig Gefahr laufend, für die Betätigung eines ihnen keineswegs unnatürlich vorkommenden Triebes in das Gefängnis zu kommen, erstrebten diese Kreise und mit ihnen auch viele andere, denen die wissenschaftliche Erkenntnis höher als die veralteten Scheinmoralsysteme sei, diejenige Gleichberechtigung vor dem Gesetz, die ihnen andere Länder wie Frankreich seit bald hundert Jahren gegeben hätten und die ihren ohnehin glücklosen Zustand wenigstens zu einem relativ erträglichen gestalten würde. Hieran anknüpfend macht Rezensent auf die Bestrebungen des Komitees aufmerksam und führt den Hauptinhalt der wichtigsten Aufsätze des Jahrbuchs an.

Man sehe aus dem Bericht, um welch ernstes Werk es sich handle; unbefangenen Wahrheitsforschern — und die solle es doch auch im „frommen" Schwaben stellenweise noch geben — könne die Lektüre nur empfohlen werden.

27) Die Umschau, 1. Januar 1903. Besprechung von Dr. Mehler:

Die bei Besprechung des 3. Jahrbuchs gerügten Mißgriffe seien im 4. Band vermieden. Rezensent gibt dem Wunsch Ausdruck, daß durch die Versendung von Fragekarten an Ärzte die Feststellung der Anzahl der Homosexuellen wenigstens in einer Stadt approximativ ermöglicht würde.

Die Versendung von Fragekarten an Ärzte könnte kaum einen praktischen Wert haben, da außer wenigen Ärzten die Mediziner so gut wie keine Homosexuellen kennen und die große Mehrzahl der Konträren sich niemals einem Arzt anvertraut.



28) Vossische Zeitung, 4. Juli:

Man möge über die Bestrebungen des Komitees günstig oder ungünstig denken; mit dem „Jahrbuch", welches das vorzüglichste Kampfmittel des Komitees sei, könne man sich zufrieden geben. Es trage viel dazu bei, die einschlägige Frage zu klären.

Die Aufsätze von Neugebauer, Fuchs, Merzbach, Karsch und Praetorius werden erwähnt. Die Arbeit von Fuchs sei die wertvollste; psychologisch interessant seien die Selbstbekenntnisse zweier abnorm veranlagter Männer.

28) Die Welt am Montag (2. März 1903). 1: Beilage. Sexuelle Zwischenstufen von Johannes Gaulke.

Die bisherigen Theorien über die Ursachen der Homosexualität, wonach sie ein Endprodukt eines lasterhaften Lebenswandels, oder psychopathische Erscheinung oder Vorsichtsmaßregel der Natur zur Verhütung der Übervölkerung sei, seien unhaltbar, desgleichen auch die Theorie der Supervirilität. Als superviril könne man überhaupt jeden — ob homo- oder heterosexuell — Menschen bezeichnen, der sich von der Tyrannei des Geschlechtstriebes frei gemacht habe. In der Kunst könne die Supervirilität — die die Unterdrückung der mit der künstlerischen Produktion aufs innigste verknüpfte Geschlechtsliebe zu ihrer Voraussetzung habe — kaum als ein Vorzug betrachtet werden.

Krafft-Ebing, Moll und die Jahrbücher hätten das Wesen der Homosexualität festgestellt. Sie sei nicht Krankheit, nicht Laster, sondern auf eine Störung des fötalen Entwicklungsprozesses zurückzuführen.

Erörterung des Aufsatzes von Neugebauer. Das körperliche Scheinzwittertum sei sehr wichtig auch für die homosexuelle Frage, ebenso wie ein physisches gäbe es ein psychisches Zwittertum.

Sodann Hinweis auf die Aufsätze von Karsch und Römer. Viele Handlungen und Werke berühmter Männer seien erst verständlich, wenn man ihre Naturanlage, ihr Liebesleben kenne. Der Uranismus habe in der Kulturgeschichte eine größere Rolle gespielt, als man bisher geahnt.

Bei der Homosexualität sei zu fragen: ob die Homosexuellen als Schädlinge der Gesellschaft zu betrachten seien oder nicht. Jedes sentimentale Raisonnement darüber sei zwecklos und irreführend.

Aus den Taten vieler Uranier der Geschichte sähe man, daß sie, ebenso wie die Heterosexuellen, auf allen Gebieten



Großes geleistet und Gutes gestiftet hätten; andere dagegen, wie z. B. Elagabal oder Papst Alexander II. hätten es an Ruchlosigkeit mit jedem Normalgeschlechtlichen aufgenommen.

Es würde sich lohnen, auch diesen Erscheinungen einmal nachzuforschen, bisher habe man vorwiegend nur von außerordentlich tüchtigen und guten Neigungen in der Geschichte gehört. Vom objektiven Standpunkt sei unbedingt daran festzuhalten, daß die Art des Geschlechtsempfindens — ob hetero- oder homosexuell — nicht den Wert eines Individuums bestimme.

29) Wiener klinische Rundschau, No. 34.

Die Idee, ein Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen herauszugeben, habe nicht nur eine glänzende Verwirklichung erfahren, sondern auch ihre Existenzberechtigung dadurch bewiesen, daß schon der IV. Bd. dieses eigenartigen und interessanten Unternehmens vorliege. Jahrzehntelanges Unrecht solle gesühnt werden durch die Erkenntnis, welche leidenschaftslose wissenschaftliche Forschung gebracht. Dazu habe das Jahrbuch mächtig beigetragen und sein Herausgeber Dr. Hirschfeld, der furchtlose und wackere Kämpe für Recht und Wahrheit.

Der IV. Band enthalte eine große Reihe bedeutsamer Beiträge. Die Aufsätze von Neugebauer, Karsch, Fuchs, Römer werden dann angeführt.

30) Wiener medizinische Presse, 1. März 1903.

Das Jahrbuch IV biete eine Fülle bemerkenswerter Abhandlungen dar, die hauptsächlichsten werden angeführt.

31. Zeitschrift für Psychiatrie; Bd. 59. Besprechung von Näcke.

Pünktlich, wie immer, sei auch wieder das Jahrbuch erschienen, abermals mit einer Reihe interessanter Arbeiten und meist vorzüglichen Holzschnitten in vornehmster Ausstattung.

Näcke gibt dann den Inhalt der einzelnen Aufsätze in kurzen Worten wieder.

Einen Glanzpunkt des Ganzen bilde sicher die genaue Bibliographie und die ausgezeichneten Kritiken von Praetorius, die um so wertvoller seien, als er selbst viele Homosexuelle kenne.

32) Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Januar 1903. Besprechung von Dr. Guttmann.

Hervorgehoben wird: Die Ausführlichkeit, zum größten Teil strenge Wissenschaftlichkeit der Arbeit.

Es sei ein trauriges Zeichen von der Interesselosigkeit des Reichstags, daß nur ein einziger Abgeordneter der Aufforderung



des Komitees, persönlich Homosexuelle kennen zu lernen, um sich ein Urteil zu bilden, nachgekommen sei.

Das Verbot des Vertriebs der Volksschrift im Kolportagehandel seitens der Polizei tadelt Referent entschieden, da die Schrift wegen ihres ernsten Tones allen der Frage bisher Fernstehenden zu empfehlen sei.

Es sei zu hoffen, daß endlich die Erkenntnis sich Bahn breche, daß es sich um eine nicht durch Strafen aus der Welt zu schaffende Naturanlage handele.

33) 1. Beilage der Charlottenburger Zeitung: Neue Zeit und Charlottenburger Intelligenzblatt. 14. Jan.
2. Berliner Börsen-Courier 15. Juni.
3. Die Feder: Halbmonatsschrift für die deutschen Schriftsteller und Journalisten, 1. August.
4. Frankfurter Zeitung, 31. August.
5. Kraft und Schönheit: Zeitschrift für vernünftige Leibeszucht, Septembernummer.
6. Magdeburger General-Anzeiger, Unterhaltungsblatt, 22. Juli.
7. Die medizinische Woche, 25. September.
8. Medico: Medizinische Wochenrundschau, 25. Juni.
9. Naturistischer Gesundheitsrat, 15. August.
10. Pikanterien No. 54.
11. Unser Hausarzt: Monatsschrift für Gesundheitspflege, Jugenderziehung und Lebenskunst, Oktobernummer.
12. Straßburger Post.

Diese Zeitungen und Zeitschriften führen die Aufsätze des Jahrbuchs unter Anerkennung ihrer Bedeutung oder Hinweis auf ihren Inhalt an. Meistens wird betont, daß, wer noch an dem Vorhandensein und der kulturellen Bedeutung des dritten Geschlechts gezweifelt habe, durch die Lektüre dieses 1000 Seiten starken, reich illustrierten und trefflich ausgestatteten Bandes eines Andern belehrt werde.

In allen Besprechungen wird anerkannt, daß es sich um ein Werk handele, das nicht nur vom rein wissenschaftlichen, sondern vom allgemein psychologischen Gesichtspunkt größte Beachtung verdiene.

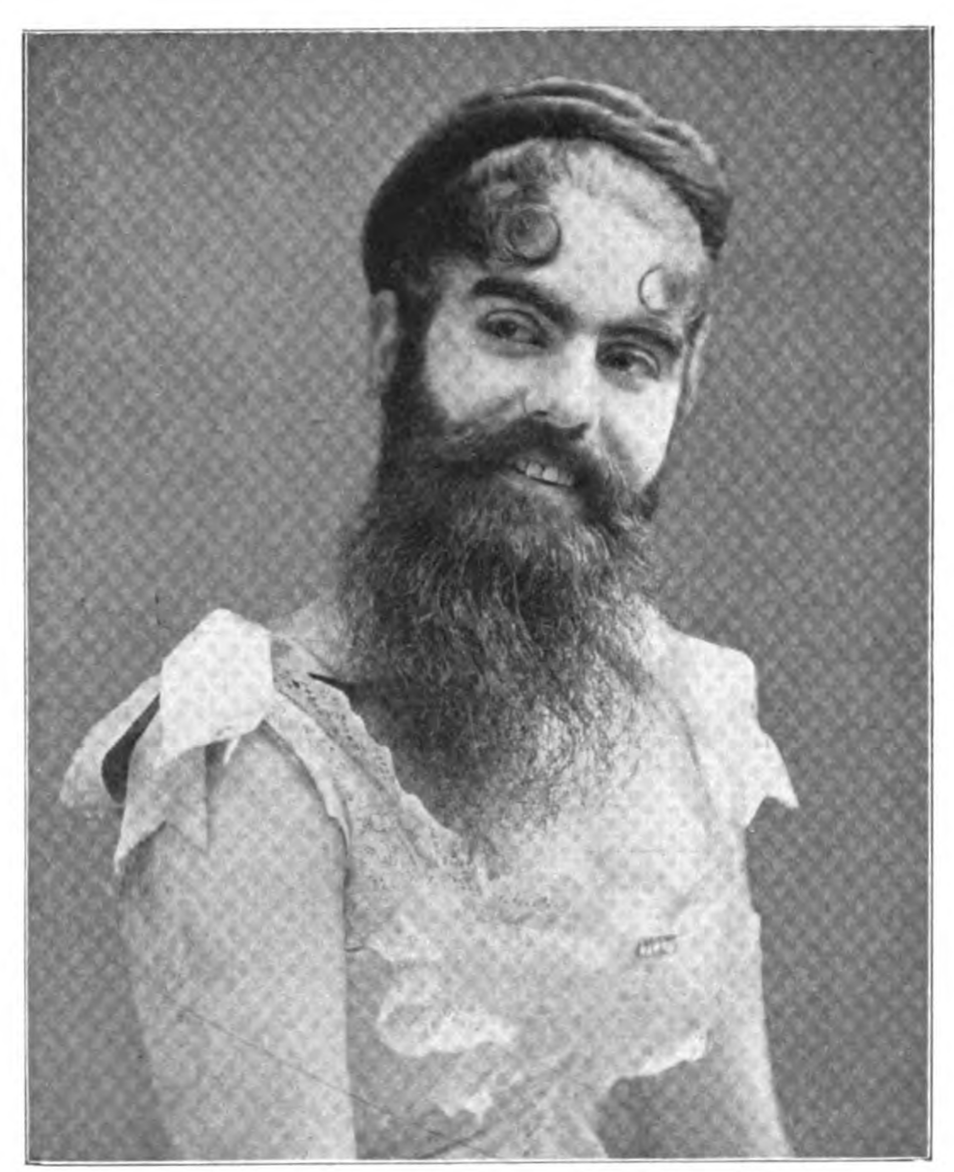


Die Zeitschrift Medico fügt noch hinzu, daß das Studium des Jahrbuchs zweifellos dem Komitee neue Freunde und überzeugte Anhänger zuführen werde, die das Komitee in dem Bestreben unterstützen, den § 175 abzuschaffen, unter dem die Homosexuellen schwer und, ärztlich-wissenschaftlich betrachtet, ungerecht zu leiden hätten.

34) Breslauer Morgenzeitung. 23. März 1903.

Die Kruppaffaire habe Veranlassung gegeben, mit größerem Nachdruck als je zuvor die Abschaffung des § 175 zu verlangen. An der Existenzberechtigung — auch der moralischen — der Homosexuellen werde man nach den aufklärenden wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr zweifeln können und den Bestrebungen des Komitees sympatisch gegenüber stehen müssen.

Der 4. Bd. des Jahrbuchs enthalte eine Fülle wichtigen, wissenschaftlichen Materials ohne jede Beimischung sensationeller oder auf die Lüsternheit von Laien spekulierender Einzelheiten.



Compliments of
Mrs Annie Elliott

Annie Jones-Elliot
geb. 1873 in Maison, W.-Virginia, gest. 1902 in New-York.

Die Homosexualität im Russischen Strafgesetzbuch

von

Vladimir Nabokoff,

Professor des Strafrechts an der kaiserlich russischen Rechtsschule zu St. Petersburg.[1])

I.

Bei der Festsetzung des dogmatischen Begriffs der widernatürlichen Unzucht machen sich die Juristen einer allzu großen Prüderie schuldig. Von Rosshirt ab, welcher im Jahre 1821 in seinem Lehrbuch die Sodomie vollständig aus dem Grunde übergeht, weil es sich dabei um eine zu schmutzige Materie handele, bis zu Neklindoff, (Handb., I 435) welcher vorschlägt, über Bestialität und Päderastie ebenso einen Schleier zu werfen, wie über alle Schamlosigkeiten überhaupt, von denen der Apostel Paulus den Christen nicht zu sprechen rät, berührt die große Mehrzahl der Schriftsteller nur vorübergehend und im

[1]) Wir danken Herrn Professor von Nabokoff für die freundliche Überlassung seiner so vortrefflichen Ausführungen, welche einen Teil eines viel beachteten Vortrags über Sittlichkeitsdelikte bilden, den der berühmte russische Rechtsgelehrte in der juristischen Gesellschaft zu St. Petersburg hielt. Der russische Urtext — unsere Übersetzung stammt von Herrn v. Nabokoff selbst — erschien in der juristischen Zeitschrift: „Vestnik Prava" (Dez. 1902.)



Falle äußerster Notwendigkeit die rechtliche Charakteristik dieser Formen der Unzucht. Daraus entspringen die ungeheuren, oft fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche der Praxis bei Feststellung des Tatbestandes in einzelnen Fällen erwachsen, umsomehr als alle Gesetzbücher, welche über diese Unzucht Bestimmungen enthalten, immer zu allgemeine und zu unbestimmte Definitionen von ihr geben. Bis in die jüngste Zeit und zwar bis zur Veröffentlichung des Buches von Dr. Wachenfeld „Homosexualität und Strafgesetz", gab es überhaupt keine monographische rechtliche Literatur der Frage. Für Rußland hat aber dieses Thema eine besondere Wichtigkeit. Unsere Strafgesetzgebung behandelt bis zur letzten Zeit die Bestialität und die Päderastie mit ganz besonderer Strenge, und wenn die erstere aus dem neuen Strafgesetzbuch von 1903 (22. März) weggefallen ist und die Päderastie mit einer milderen Strafe bedroht wird, so wurde der Tatbestand der letzteren in Vergleich zum bisher geltenden Recht einer viel eingehenderen kasuistischen Ausarbeitung unterworfen. —

Schon unsere ältesten kirchlichen Gesetze behandeln die Strafbarkeit der Päderastie. In der weltlichen Gesetzgebung finden wir die ersten Bestimmungen hierüber in den Kriegsartikeln Peter des Großen, wo eine grausame Körperstrafe für die „Mischung des Menschen mit dem Vieh" und auch für den „Knabenschänder" festgestellt wird. Wird dabei Gewalt angewendet, so soll das Urteil auf Todesstrafe oder lebenslängliche Galeerenstrafe lauten. Der „Svod Zakonow" von 1832 enthielt schon andere Strafbestimmungen: Rutenstreiche und Deportation für Päderastie, sowie für Bestialität; für gewaltsame Päderastie — die Katorga.

Aus der Mittelperiode sollte hervorgehoben werden, daß im Jahre 1785 der Senat einen berühmten Ukas, den Fall Banze-Kasper betreffend, erließ, welcher die



Bestialitätfälle dem sog. Gewissenstribunal zuwies, damit letzteres solche Fälle „mit allerlei Nachsicht und barmherziger Milde“ behandle, „indem die bei solchen Fällen vorkommende Selbstvergessenheit fast jede Art Wahnsinn übertrifft, und deshalb müssen auch solche Albernheiten, welche sich zu Zeiten bei der ungebildeten Menschheit einschleichen und mit grenzenloser Unkenntnis des einzelnen Wesens verbunden sind,“ dem Gewissenstribunal zuständig sein.

Das geltende Strafgesetzbuch 1845[1]) (Uloshénié) bestimmt in den Artikeln 995—997 (Ausgabe 1885), daß der des widernatürlichen Lasters der Männerliebe „Überführte“ der Deportation nach Sibirien unterliegt. Wurde Gewalt gebraucht oder war das Opfer minderjährig oder blödsinnig, so trifft den Schuldigen Katorga (Deportation mit schwerer Zwangsarbeit) von 10—12 Jahren. Die Bestialität wird bestraft mit Deportation nach den entferntesten Gegenden Sibiriens. Nachdem im Jahre 1900 die Deportation zum Teil aufgehoben wurde, tritt nun an ihre Stelle im Falle der ungeschärften Männerliebe Zuchthaus von 4—5 und bei Bestialität von 5—6 Jahren ein. — Nach der „communis opinio“ einheimischer Gelehrten versteht die „Uloshénié“ unter „Männerliebe“[2]) den widernatürlichen Coitus zwischen Personen männlichen Geschlechts und zwar per anum. Soweit die Theorie. Dagegen sprach sich im Jahre 1869 der Senat (als oberster Kassationshof) dahin aus, daß er den § 996 (gewalttätige Sodomie) in Fällen anwenden ließ, wo ein

---

[1]) Für deutsche Leser sei es bemerkt, daß bis jetzt das Strafgesetzbuch von 1845 in der Ausgabe vom Jahre 1885 in Kraft steht. Am 22. März dieses Jahres (1903) erfolgte die Bestätigung eines neuen Strafgesetzbuches, jedoch wird sein Inkraftsetzen einer noch unbestimmten Zukunft vorbehalten.

[2]) Der betreffende Terminus „Mujelojstwo“ heißt wörtlich „Mannesbeischlaf“.

Weib von einem Manne widernatürlich (per anum) genotzüchtigt wurde. Diese Entscheidung erfolgte, weil das Gesetzbuch unzüchtige Handlungen gegen das Weib als solche nicht bestraft (sie können eventuell nur als Injuria mit verhältnismäßig unbedeutender Arreststrafe geahndet werden), und ferner, weil die beschriebene Handlung nicht unter den Begriff der Notzucht fällt. Daraus erhellt auch, daß in Fällen, wo solcher widernatürlicher Coitus ohne Gewalt vorliegt, der Senat die Bestimmungen über einfache Sodomie nicht anwenden läßt.

Die Grenze zwischen Versuch und Vollendung wurde vom Senat nicht gezogen. In der Theorie herrscht darüber ein Streit. Nach Neklindoff fallen bei freiwilliger Sodomie Versuch und Vollendung zusammen, zur Vollendung genüge schon der Anfang des erotischen Akts. Toinitsky hingegen meint, daß die Tat mit der intrusio membri in anum vollendet, ein Versuch dagegen juristisch undenkbar sei. Die Motive zum neuen Strafgesetzbuche stimmen, was den Moment der Vollendung betrifft, Toinitsky bei und erblicken das versuchte Verbrechen im Versuche der intrusio membri.

Über den Tatbestand der Bestialität herrschen freilich Kontroversen, auf die ich hier nicht weiter eingehe, da im neuen Strafgesetzbuche dieses Verbrechen definitiv aufgehoben ist.[1])

Ganz anders ist es im Strafgesetzbuche der Sodomie ergangen. Die freiwillige Sodomie zwischen Erwachsenen ist strafbar. Der Entwurf der ersten, zweiten und dritten Lesung bestimmte Gefängnisstrafe bis auf ein Jahr; die vierte setzte ein Minimum von drei Monaten fest. Die Entwürfe der ersten und zweiten Lesung nahmen aus: Sodomie mit einem Knaben unter 12 Jahren und mit

[1]) Dieses Wegfallenlassen der Strafe fand allgemeine Zustimmung. Es erhoben sich dagegen bloß vereinzelte Stimmen.

einem Minderjährigen von 12 bis 16 Jahren, gegen dessen Willen oder auch mit dessen Znstimmung, allein unter Mißbrauch seiner Unschuld. In beiden Fällen tritt Zuchthaus (bis zu fünf Jahren) ein. Zu den qualifizierten Fällen gehören: die Sodomie mit Verletzung eines Abhängigkeits-Verhältnisses oder mit einer genötigten (im Sinne des Gesetzes) Person. Der Versuch ist in allen Fällen strafbar.

Einige Veränderungen wurden im Entwurfe der vierten Lesung vorgenommen. Hier wurde dasselbe System angenommen wie bei strafbarer Unzucht mit Personen weiblichen Geschlechts.

Die Sodomie zerfällt in voluntaria (Gefängnisstrafe); violenta, zu welcher die S. mit einem Knaben unter 12 Jahren oder mit Verletzung eines Abhängigkeit-Verhältnisses oder mit einem Genötigten gehört; in allen diesen Fällen wird mit Katorga, nicht über 8 Jahr, gestraft. Bei S. nec violenta nec voluntaria ist die Strafe Zuchthaus nicht unter drei Jahren.

Der Vergleich zwischen der dritten Lesung und den ersten zwei zeigt ein deutliches Streben, die Strafbarkeit der S. zu erhöhen: noch weiter geht die vierte (angenommene) Lesung. Hier wird, wie gesagt, für die freiwillige einfache S. ein Minimum von drei Monaten Gefängnisstrafe aufgestellt. Die Altersgrenzen sind weiter gerückt: statt 12, werden 14 Jahre aufgestellt. Die S. mit einem Knaben unter 14 Jahr wird immer mit Katorga bestraft, auch wenn gar keine Gewalt oder selbst Mißbrauch der Unschuld vorliegt (z. B. mit einem Kyneden) vorliegt. —

Der Tatbestand ist derselbe wie im geltenden Recht: coitus per anum zwischen Männern. Da das neue Strafgesetzbuch mannigfaltige, ebenfalls sehr strenge Bestimmungen über unzüchtige Handlungen mit Personen weiblichen Geschlechts enthält, so fällt jeder Grund weg,



die früher erwähnte und zwar mit Unrecht erweiternde Auslegung, nach welcher gewaltsame S. auch da angenommen wird, wo ein Weib contra naturam vergewaltigt wurde, weiter beizubehalten.

Den Motiven zufolge, genügt zur Vollendung die Intrusio membri. —

II.

In der Frage der strafrechtlichen Behandlung der S. kann die einschlägige — allerdings überaus reichhaltige und interessante — medizinische Literatur leider nur von geringem Nutzen sein, denn unter den Medizinern herrscht eine große Meinungsverschiedenheit über diese Frage. Der Jurist, der Willens wäre in dieser Materie dem Arzte zu folgen, würde sich sicherlich in der großen Menge der sich durchkreuzenden Beobachtungen und Folgerungen verirren. Aber wenn auch diese Kontroversen wegfallen würden, — wenn wirklich die medizinische Wissenschaft zu bestimmten festen Sätzen gelangt wäre, — so würde dadurch die rechtliche Seite der Frage doch keine hellere Beleuchtung erfahren.

Nehmen wir nun mit der Mehrzahl der Forscher das an, was wohl am wahrscheinlichsten ist, daß der Uranismus zuweilen eine pathologische (einerlei, ob angeborene oder erworbene), zuweilen eine nicht pathologische (lasterhafte) Erscheinung sei. Als Merkmal einer solchen Erscheinung dürfte die Tatsache dienen, daß bei pathologischem Uranismus die Neigung zum Weibe so gut wie ausgeschlossen und der normale Koitus dadurch geradezu unmöglich oder wenigstens im höchsten Grade peinlich wird; dagegen bei lasterhaftem Uranismus die Neigung zum andern Geschlecht sowie die Möglichkeit des normalen Koitus besteht. Einen solchen Unterschied will Wachenfeld annehmen, indem er die erste Species konträre, die zweite nicht konträre Homosexualität benennt. Welche Folgerung wird nun aus



diesem Unterschied gezogen? Nach Wachenfeld soll nur die nicht konträre Homosexualität, d. h. der lasterhafte Uranismus strafbar sein. Was dagegen die konträre H. betrifft, so will er hier einen der Unzurechnungsfähigkeitsgründe des § 51 des St.-G.-B., nämlich eine geistige Störung, sehen, welche als Exkulpationsgrund für den pathologischen Urning dienen soll.

Aber einmal ist diese Möglichkeit der Anwendung des § 51 im hohen Grade bestreitbar. Für andere Gesetzbücher, und namentlich für das Russische, wäre sie ausgeschlossen. Und zweitens: soll der konträre Urning unzurechnungsfähig sein, so trifft ihn keine Strafe auch wenn der Verletzte ein Minderjähriger ist, oder Gewalt angewendet wurde, was natürlich nicht annehmbar ist.

Es erhellt hieraus, daß diese ohnehin bestrittene Grenze zwischen pathologischem und lasterhaftem Uranismus den juristischen Standpunkt garnicht fördert. Auf diesem Standpunkte bleibend werden wir uns überzeugen, daß die richtige Antwort auf die Frage außerhalb des Gebietes der Medizin zu suchen ist. Und zwar werden wir vom kriminalpolitischen Standpunkte zum Ergebnis gelangen, daß es viel mehr Gründe für die Straflosigkeit der (freiwilligen) S. als für ihre Strafbarkeit gibt.

Vor allem unterliegt es keinem Zweifel, daß die rechtliche Begründung der Strafe hier auf große Schwierigkeiten stößt. Den vollständigsten Versuch einer solchen Begründung finden wir bei Wachenfeld. Der erste Grund, auf den er verweist, ist die Forderung der Sittlichkeit, welche der Staat beschützen soll. Derselbe Grund wird von den Verfassern der Motive zum russischen Entwurf angenommen, indem sie meinen, die S. soll verfolgt werden als eine naturwidrige Handlung, als ein leider weit verbreitetes Laster, dessen Bekanntwerden durch Entdeckung des einen oder des anderen Falles die öffentliche Sittlichkeit verletzt und deshalb Ahndung durch das



Gesetz erheischt. Dem stimmt auch bis zu einem gewissen Grade Prof. Vladimirof bei, indem er die Unsittlichkeit der widernatürlichen Unzucht darin erblickt, daß dadurch die Selbstachtung des Menschen preisgegeben wird. Die anderen von Wachenfeld herbeigezogenen Gründe sind so offenbar nicht stichhaltig, daß eine ausführliche Widerlegung wohl unterbleiben mag. So sagt er u. A., der Staat möge strafen im Interesse des allgemeinen Wohles, in Anbetracht der damit verknüpften physischen und psychischen Schädigung der Personen, die mit einander S. begehen, und auf den Einwand, daß hier eine freiwillige Gesundheitsschädigung vorliegt, antwortet er: „der Staat muß das Mittel gebrauchen, das ihm zu Gebote steht, und durch die Aufstellung des Strafgesetzes zu verhüten suchen, daß gesunde Untertanen psychisch und physisch verderbt werden". Es ist leicht sich vorzustellen, in welche Lage der Staat geraten würde, wenn er ein so eingebildetes Recht gegen Raucher, Morphinisten, Ätheromanen, abgesehen von den nützlichen Professionen — wie Telephonisten, Kohlengräber, Drucksetzer — u. s. w. in Anwendung bringen würde. Der letzte Grund, obgleich vom alten Feuerbach eingeflößt, klingt fast wie ein Kuriosum und jedenfalls wie ein schreiender Anachronismus: ‚der Mann, welcher geflissentlich homosexuellen Akten den Vorzug gibt, bekundet nicht nur eine Geringschätzung des normalen Verkehrs, sondern auch eine Verachtung des ehelichen Lebens. Hierzu aber kann der Staat, der die Ehe sanktioniert und ihre Heilighaltung wünscht, nicht schweigen". In dieser Hinsicht könnte der Staat dann auch mit Fug und Recht die überzeugten und eingefleischten Hagestolze bestrafen! —

Es bleibt also schließlich nur der erste Grund übrig. Es ist zweifellos, daß die S., wenn sie die öffentliche Sittlichkeit verletzt, tatsächlich verfolgbar und strafbar sein soll. Das Halten eines Bordells für Urninge, die männ-

liche Prostitution, die Ausübung des Koitus vor Zeugen, u. s. w., alles das muß natürlich im Namen der öffentlichen Sittlichkeit streng gerügt werden. Aber bei der S., gewissermaßen intra muros, darf von öffentlicher Sittlichkeit nicht die Rede sein. Jenes „Bekanntwerden", von dem die russischen „Motive" sprechen, geschieht doch gegen Wissen und Willen der Beteiligten, sie können also dafür nicht verantwortlich gemacht werden.

Was nun die Strafbarkeit der S. als einer höchst unsittlichen und ekelhaften Handlung betrifft, so führt eine solche Ansicht zu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Es entsteht nämlich die evidente Frage, warum bloß die S., und zwar im Sinne des coitus per anum, strafbar sei, man muß zum Schluß kommen, daß, da vom sittlichen Standpunkt die Befriedigung des Geschlechtstriebes nur in der Ehe und zwar nur auf natürliche Weise erlaubt ist, jede außereheliche und zwischen Eheleuten jede unnatürliche Befriedigung strafbar sein muß. Wenn man jedoch einwendet, die S. sei ekelhafter als andere Ausschweifungen, so ist das erstens Sache des subjektiven Empfindens, und zweitens sind auf einem solchen Gebiete derartige Unterscheidungen kaum durchführbar. Wenn man endlich auf die große Verbreitung der S. hinweist, so ist eine solche Assertion ziemlich fraglich, insbesondere was den coitus per anum betrifft [1]).

Somit ist die Begründung der Strafbarkeit der freiwilligen S. höchst zweifelhaft. —

Weiter muß bemerkt werden, daß in Bezug auf diese Handlung dem Gesetze eine Alternative gestellt wird, nämlich: S. soll entweder eine genaue Definition oder aber die bloße Benennung enthalten. Der erste Weg ist schwierig: es können unmöglich ins Gesetz solche unreine und widerliche Details eingetragen werden. Der zweite,

[1]) Siehe darüber **Moll**, conträre Sexualempfindung. 3. Aufl. S. 238.



den die meisten Gesetzgebungen einschlagen, gibt aber der Praxis keinen Fingerzeig. Es ist bekannt, welche Schwankungen und Misverständnisse der Ausdruck „widernatürliche Unzucht“ in der deutschen Literatur und Gerichtspraxis hervorrief. Ich habe schon erwähnt, daß unsere Praxis S. in Fällen annahm, wo mit einem Weibe per anum coitirt wurde, und es ist nicht ausgeschlossen, daß in der Zukunft die Frage auftauchen wird, ob diese Auslegung endgiltig aufzugeben sei. Ohne in weitere Einzelheiten einzugehen, will ich nur bemerken, daß für die Beibehaltung dieser heutigen Auslegung ziemlich wichtige Gründe angeführt werden können.

Es ist klar, daß alle Schwierigkeiten, welche bei der Definition des Tatbestandes der S. entstehen, erhöht werden, wenn das Gesetz nicht nur die vollendete, sondern auch die versuchte Tat straft.

Diese Betrachtungen berühren die theoretische Stellung der S. im Strafgesetze.

Sie müssen selbstverständlich auch für die qualifizierte S. gelten. Dieselbe dürfte nicht aus dem allgemeinen Begriff der strafbaren Unzucht (attentat à la pudeur) ausscheiden und sollte also keinen selbständigen Teil bilden.

Noch deutlicher und ganz überzeugend sind die Einwände, die man in Bezug auf die Aufgaben und Zwecke der Strafrechtspflege (Kriminalpolitik im E. S.) gegen die Strafbarkeit der einfachen S. anführen kann.

Es fragt sich nämlich: welchen Zweck verfolgt man und was erreicht man, wenn man den Urning auf fünf bis sechs Monate, ja auf ein Jahr, ins Gefängnis steckt? Den Abschreckungs-Zweck? Aber von der Abschreckung kann hier weniger als irgend wo anders die Rede sein. Den Zweck der Genugtuung der verletzten öffentlichen Moral? Aber einmal wird die öffentliche Moral wohl schwerlich dadurch befriedigt, daß aus Hunderten von

Urningen nur wenige Individuen zur Rechenschaft gezogen werden; zweitens verläuft in solchen Fällen die Gerichtsverhandlung von Anfang bis zu Ende unter absolutester Ausschließung der Öffentlichkeit, sodaß sie aus dem Fazit der öffentlichen Aufmerksamkeit ausscheiden; und drittens stellt man einen solchen Zweck auf, so muß vor allem festgesetzt werden, daß der Abscheu, welchen die Gesellschaft den Urningen entgegenbringt, gleichbedeutend ist mit der Forderung des Eingreifens der Strafjustiz: für die gebildeten Schichten der Gesellschaft ist die Möglichkeit einer solchen Gleichstellung mindestens fraglich.

Was endlich den Verbesserungszweck, den des heilsamen sittlichen Einfluß, betrifft, so dürfte eine Meinungsverschiedenheit über die Unerreichbarkeit dieses Zweckes — insbesondere was den Gewohnheits-Urning angeht — kaum herrschen. Die Verbesserung ist nämlich im gegebenen Falle der Abgewöhnung vom Laster oder der Heilung von der Krankheit gleich, und wenn man ins Auge faßt, wie selten selbst das Streben der Therapie in diesen Fällen — sogar bei dem leidenschaftlichen Wunsche des Patienten zu genesen —, mit Erfolg gekrönt wird, so erhellt von selbst, daß das Gefängnis einen derartigen heilenden und erziehenden Einfluß gewiß nicht bietet.

Indem also der Staat den Urning straft, gibt er ungerecht, zwecklos und unnütz Geld und Kräfte aus, die auf eine zweckmäßigere Weise verwendet werden könnten.

Man darf weiter die unendlichen Schwierigkeiten des Prozesses in solchen Fällen auch nicht unterschätzen. Wird öffentliche Anklage angenommen, so begegnet schon die Feststellung des Tatbestandes — insbesondere, wenn der Versuch strafbar ist — großen Hindernissen. Welch weiter Anlaß für Chantage, für Erpressung, wenn man bedenkt, daß der Beweis hier naturgemäß sehr selten auf unwiderleglichen Tatsachen beruhen kann. Welche Ge-



legenheit für Feinde, durch üble Nachrede den Gegner zu vernichten! Es liegen ganz augenscheinliche Beispiele auf der Hand . . . .

Wachenfeld erwidert freilich, daß aus diesem Grunde doch niemand daran denkt, den Ehebruch und die Unzucht mit Kindern straflos zu lassen — aber dieser Einwand ist ein reiner Sophismus. Wenn die Schwierigkeit der Feststellung des Tatbestandes und die leichte Möglichkeit der Erpressung als einziges Argument gelten würden, so hätte Wachenfeld recht. Aber dieses Argument erscheint nur als Verstärkung anderer, nicht minder überzeugender Gründe.

Soll man noch darauf hinweisen, welche große Schwierigkeiten und wohl auch welchen großen Schaden die Notwendigkeit der Herbeiziehung der Polizei zur Erhebung der Anklage bereitet? Oder auch auf die Unmöglichkeit des öffentlichen und die Schwäche des geheimen Prozesses, durch welchen es dem Angeklagten unmöglich wird, sich vor den Augen der Gesellschaft von dem vielleicht unverdienten Verdachte zu reinigen? Und endlich auf eins der größten Übel, auf die tatsächliche Nichtanwendung des Gesetzes, auf den zufälligen und unregelmäßigen Charakter der Repression, welche den Einen trifft und den Anderen, den seine Stellung und seine Beziehungen schützen, schont? Auf alles dieses hinzuweisen, hieße von allgemeinen bekannten Tatsachen unseres sozialen Lebens sprechen.

Zum Schluß noch zwei Worte über eine Befürchtuug, welche ausgesprochen wird, wenn der Vorschlag, die Strafbarkeit der S. aufzuheben gemacht wird. Man sagt: würde eine solche Aufhebung nicht einer offiziellen Sanktionierung des Lasters gleichkommen und eine noch größere Verbreitung desselben hervorrufen?

Die Antwort ist nicht schwer: wie das Gebiet des Strafrechts mit demjenigen der Sittlichkeit nicht zusammen-

fällt, so berührt die Aufhebung oder die Einführung von Verboten auf einem Gebiete nicht im Mindesten das Andere. Das einfache stuprum, die Sodomia ratione generis (Bestialität) waren im Russischen St.-G.-B. bis jetzt strafbar; im neuen St.-G.-B. fällt die Strafe weg. Soll das heißen, daß diese Handlungen dadurch eine offizielle Sanktion fanden?

Gewiß nicht! Ferner: wenn der Wucher durch das Gesetz von 1893 in Rußland strafbar wurde, kann man daraus folgern, daß der Wucher bis dahin sich einer offiziellen Sanktion erfreute? Auch ohne jegliches Strafgesetz wird die Sodomie in den Augen des gesunden und normalen Teils der Bevölkerung immer und überall als das gelten, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich als ein abnormer, häufig pathologischer Akt, dessen Verbreitung von dem Vorhandensein oder dem Wegfallen der Strafdrohung durchaus nicht abhängt.



Aus den Aufzeichnungen eines Geistlichen.*)

Non intratur in veritatem nisi per caritatem.

Ehe ich in die Seelsorge hinaustrat, hatte ich schon Kenntnis bekommen, daß verschiedene Männer sich nicht zum Weiblichen, sondern zum Männlichen in ihrem sexuellen Empfinden hingezogen fühlen. Die erste Belehrung hierüber empfing ich von meinem Vater. Mein Vater war sehr kräftig, äußerst viril, er hatte 3 Frauen und mit zweien von diesen 9 Kinder gezeugt, also nicht im entferntesten etwa selbst irgend wie homosexuell veranlagt. Aber mein Vater war ein wahrhaft freisinniger Mann, der auch anderen Menschen, die nicht wie er veranlagt waren, Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Der Fall Zastrow-Corny war vorgekommen. Vater besprach abends im Familienkreise mit meinen älteren Brüdern diesen Fall; ich durfte zuhören. Bei dieser Gelegenheit schilderte er uns einen seiner Jugendkameraden, der sich einigemal in junge Burschen verliebt hatte. Ich war Sekundaner, als ich durch mehrere Tage auf dem Heimweg von einem feinen Herrn belästigt

*) Um auch in diesem Jahrbuch allen vier Fakultäten das Wort zu geben, bringen wir obige Mitteilungen eines katholischen Priesters, die in ihrer menschenfreundlichen schlichten Art für sich sprechen. Es erfüllt uns mit Genugtuung, daß nach wie vor eine beträchtliche Anzahl sowohl katholischer, als auch evangelischer Pfarrer unseren Bestrebungen vollste Sympathie entgegenbringen.
Der Herausgeber.

wurde, der mir auf offener Straße seine Liebe bekannte und mich um Gegenliebe anflehte. Ich machte, aufgebracht hierüber, meinem Vater Mitteilung, der mir ernst sagte: „Sei nicht voreilig in deinem Urteil über einen Mann, den du weder genauer kennst, noch infolge deiner Unerfahrenheit richtig beurteilen kannst.“ Und nun sprach Vater eingehender mit mir über „anders veranlagte“ Menschen.

Auch der Herr Professor, bei dem ich Pastoralmedizin hörte, hatte über dieses Thema zwar kurz, aber gerecht und leicht verständlich gesprochen.

Ich war erst kurze Zeit in der Seelsorge, als ich wegen Erkrankung meines Herrn Prinzipals die sonntägliche Christenlehre übernehmen mußte. Ich sprach zu den Christenlehrpflichtigen davon, daß sie herzhaft zu mir kommen sollten, wenn ich in irgend einer Angelegenheit ihnen behilflich sein könne durch Rat oder Tat. Einige Zeit darauf meldet sich bei mir ein 17jähriger Christenlehrpflichtiger mit der Bitte, mir ein Anliegen vortragen zu dürfen. Durch freundliches Entgegenkommen hatte ich wohl sein Vertrauen gewonnen, denn gar bald legte er die Befangenheit ab und teilte mir (außerhalb der Beichte) folgendes mit:

„Nach dem Tode seines Vaters wäre er zu seinem seit $1^1/_2$ Jahren verheirateten Schwager gezogen, der Mechaniker sei; er selbst sei Lehrling in einer Engros-Handlung. Vor einigen Wochen habe nun sein Schwager, der stets sehr zärtlich gegen ihn gewesen sei, sein Bett in sein Schlafzimmer übertragen lassen mit der Angabe: „Meine Frau bedarf des Nachts der größten Ruhe, da sie bald ihrer Niederkunft entgegen sieht.“ Schon in der ersten Nacht habe sein Schwager ihn mit Küssen überhäuft und da er selbst vom ersten Augenblick, da er diesen Mann sah, ihn seiner männlichen, schönen Gestalt wegen lieb gehabt habe, so hätte er sich dieses Küssen



nicht nur gefallen lassen, sondern selbst innigst erwidert. Sein Schwager gestand ihm, daß er ihn stets sehr lieb gehabt und daß er sich schon lange danach gesehnt habe, ihn in seine Arme schließen zu können. So habe sich zwischen beiden ein inniges Verhältnis herausgebildet. Jetzt empfinde er in all seinem Glück doch Gewissensbisse, da er sich sagen müsse: „Ich betrüge meine Schwester."

Durch meine Belehrung wurde er getröstet und zu dem Entschluß bewogen, das Haus seines Schwagers zu verlassen. Auf Wunsch des Jünglings ersuchte ich den Schwager, mich zu besuchen. Er kam; in der Tat der Mann war schön und kräftig gebaut, machte einen sehr guten Eindruck durch sein festes, männliches und doch bescheidenes Wesen. Wir besprachen die Sache. Bemerkenswert ist seine Auslassung gleich zu Beginn des Gesprächs: „Mein junger Schwager erzählte mir von Ihnen; ich weiß, daß Sie mich verstehen werden; ich habe zu Ihnen volles Vertrauen."

Dieser Mann hatte bis zu seiner Verheiratung keinen sexuellen Verkehr mit Frauenzimmern, hingegen leidenschaftliche Jugendfreundschaften. Seine Frau habe ihm, da er sie kennen lernte, gut gefallen, jedoch eigentliche Liebe habe er gegen sie nicht empfunden, während sie in ihn stark verliebt gewesen sei. Durch das Reden seiner Verwandten und in der Meinung für sein ziemlich großes Hauswesen mit Gesellen und 2 Lehrlingen müsse er eine Frau haben, hatte er sich zur Ehe entschlossen. Seinen jungen Schwager habe er stets lieber gehabt wie seine Braut und jetzige Frau. Er habe sich aber nichts merken lassen.

Der Jüngling zog zu einer achtbaren Familie, hatte von da an jedes Zusammensein mit seinem Schwager unter vier Augen gewissenhaft gemieden, obschon, wie er mir später bekannte, dieses ihm ungemein schwer gefallen war.



Seine Schwester gab einem sehr zarten Knaben das Leben, starb leider selbst wenige Stunden darauf. Das Kind wurde nur einige Tage alt. Sein Schwager hatte sich eine Haushälterin genommen, war fest entschlossen, nicht mehr zu heiraten. Da eines Sonntags findet sich der Jüngling wieder bei mir ein und gesteht mir unter Tränen, daß sein Schwager ihn täglich brieflich und mündlich bestimme, zu ihm zu ziehen — er könne ohne ihn nicht mehr leben —. Und als ich an den Jüngling die Frage richtete: „Was willst du tun"?, da sagte er: „Ich möchte gleich heute zu ihm, ich habe ihn auch so lieb". —

Er zog zu seinem Schwager und als ich nach einem Jahr diese Stadt verließ, wohnten sie noch beieinander.

Die Verwaltung einer großen Pfarrei mit Fabrikbevölkerung wurde mir übertragen. In der Schule hatte ich im 8. Schuljahr einen Knaben, der „anders war", als die übrigen Knaben. Durch sein feines, mädchenhaftes Gesicht bildete er einen großen Gegensatz zu seinen vier übrigen Brüdern, obschon er mit diesen unverkennbare Familienähnlichkeit hatte. Seine Mutter beklagte sich einmal bei mir: „Ach, daß ich lauter Buben habe; ich hätte gern auch ein Mädchen gehabt". Der Knabe, welcher fleißig in der Schule und auch nach Verlassen der Schule arbeitssam und gesittet war, wurde von seinen Kameraden wohl gelitten. Eines Sonntags gegen Abend mache ich einen Spaziergang im nahen Walde. Ich bemerke in einiger Entfernung meinen ehemaligen Schüler; er war allein, schien traurig zu sein. Ich rufe ihn herbei, knüpfte mit ihm ein Gespräch an, und was bisher bei mir nur Vermutung war, fand ich nun bestätigt — dieser Knabe, völlig unschuldsvoll und unverdorben, empfand homosexuell. — Zwei Jahre hindurch konnte ich ihn beobachten — er führte sich stets tadellos.

Ich kam in eine Amtsstadt. Ein unverheirateter Mann von 28 Jahren, der stets durch sein weibisches Wesen aufgefallen, heiratet ein sehr wohlhabendes Mädchen. Nach 3 Monaten ist Unfriede im Hause, denn bei der letzten Einquartierung hat der junge Ehemann Freundschaft mit einem Soldaten geschlossen und dieser, nachdem er vom Militär entlassen, hat Wohnung bei seinem Freunde genommen. Die arme, betrogene Frau zeigt ihren Mann an. Der Prozeß wurde jedoch niedergeschlagen. Die Frau verließ ihren Mann und der Freund blieb im Hause. Man hörte damals nur eine Stimme: „Der hätte nicht heiraten und so seine Frau betrügen sollen.“ —

Ein junger Mann aus sehr feiner Familie, bei der Post angestellt, kommt auf Wunsch seiner Mutter zu mir, um mir folgendes außerhalb der Beicht zu bekennen und um Rat zu bitten. Depeschenträger und Briefträger, mit denen er täglich in seinem Berufe verkehren muß, regen ihn sexuell ungemein auf, lassen in seinem Herzen Gelüste entstehen, die ihn, da er sie nicht befriedigen kann, zu maßloser Onanie drängen. Da mir sein Nervensystem recht zerrüttet erschien, weise ich ihn an den Arzt. Einige Wochen vergehen, er kommt wieder. Die Mittel des Arztes haben nicht geholfen. Versuch eines Coitus bei einem öffentlichen Mädchen, den er auf Rat des Arztes unternommen, war völlig gescheitert. Trost und Rat wurde ihm gespendet. Nach einigen Wochen kommt er freudestrahlend zu mir und erzählt, er habe jetzt einen Freund, den er innig liebe, der ihm aufrichtig zugetan sei, der wie er fühle und empfinde, der ihm gesellschaftlich und beruflich gleich stehe. Wie doch diese Freundschaft oder, richtiger gesagt, diese Liebe, diese erwiderte Liebe den jungen Mann umgestaltete! Sonst mißmutig, verzagt und schwermütig, jetzt voller Freude am Leben und im Beruf!

In der Nähe wohnte ein etwa 50 Jahre alter Herr. Er hatte eine Person zur Führung seines Hauswesens. Den Sohn eines Handwerkers in der Nachbarschaft hatte er studieren lassen und derselbe war bereits in der Oberprima; in allen Klassen war dieser Jüngling stets Primus gewesen. Als ich in jene Gegend kam, fiel mir das öftere und zärtliche Zusammensein dieses Herrn und seines Schützlings auf. Seine frühere Wirtschafterin schied aus dem Dienst; an ihre Stelle trat eine Frau, die auch auf dem Gymnasium einen Sohn hatte. Da Herr Z. sich um diesen nicht kümmerte, aber seinem Liebling nach wie vor offene Gunstbezeugungen gab, wurde diese Frau aus Neid angestachelt, den Herrn Z. und seinen Liebling zu belauschen, zu beobachten und endlich bei der Polizei anzuzeigen. Herr Z. legte ein offenes Geständnis ab, wurde zu 2 Jahren verurteilt. Sein Schützling erhielt 4 Wochen und mußte die Schule verlassen. Kaum war Herr Z. aus dem Gefängnis entlassen, so suchte er seinen Liebling wieder auf. Jetzt weilen beide in fernen Landen. Weder Strafe noch Vernichtung seiner gesellschaftlichen Stellung konnte also diesen Mann von seiner, wie er bei Gericht auch offen eingestand, von frühster Jugend an empfundenen Neigung abbringen.

Ein junger Schornsteinfegergeselle, der in der Schule einer meiner besseren Schüler war, kommt eines Sonntags zum Besuch. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß dieser homosexuell fühlt und stets so gefühlt hat.

Ein junger Bauer in meiner Pfarrei hat ein großes Hofgut von seinem Vater geerbt. Jetzt dringt die Verwandtschaft darauf, daß er heiraten müsse. Man sucht ihm eine Braut aus, die nicht nur reich, sondern auch kernig und gesund war; eine wirkliche „Schönheit vom Lande“. Sie voller Lebenslust und Üppigkeit; er still und fast schüchtern. Das Brautpaar wird nach den Hochzeitsfeierlichkeiten in der Nacht durch Burschen in's



neue Heim geführt. Nach der Verabschiedung von den jungen Burschen sagt er zur jungen Ehefrau: „Muß noch nach dem Vieh sehen.“ Fort ist er, kehrt erst am nächsten Morgen heim und gesteht offen: Ich kann mit meiner Frau nicht in einem Zimmer schlafen! Die ganze Nacht hatte er im Walde zugebracht. Alles Zureden und Bitten half nicht, der junge Bauer blieb dabei: „Ich kann mit keinem Frauenzimmer in einen Verkehr treten“. Die junge Bäuerin hält sich an den Großknecht. Nach einigen Wochen sind beide verschwunden, tauchen jenseits des großen Wassers auf. Die Ehe wurde als ungültig erklärt, da sich herausstellte, daß der junge Bauer gar nicht die Absicht gehabt hat, eine Ehe zu schließen, bei der Frage des Geistlichen nicht einmal „Ja“ gesagt, sondern nur „so einen Ton“ hervorgebracht hatte. Schnell verkaufte der junge Bauer sein Gehöft, nur um nicht mehr heiraten zu müssen.

Ein junger Handwerksgeselle, der ehemals mein Schüler war, wird krank. Ich besuche ihn und erkenne, daß unglückliche Liebe diesem jungen Menschen am Herzen nagt. Sein Busenfreund hatte sich von ihm gewendet und sich verlobt. Ich sagte diesem Jüngling, daß er sich ein großes Ziel setzen solle; im Streben nach diesem Ziele werde er diese unglückliche Liebe überwinden lernen. Er setzte sich das Ziel und ist heute Leiter einer großen Fabrik. Seine Liebe zum Genossen seiner Jugend ist nicht erloschen, wenn auch zurückgedrängt. Einmal, aber nur kurze Zeit, konnte er glücklich einen jungen Buchhalter lieben. Der Tod trennte diese innigen Bande. Wie doch diese aufrichtige Liebe über das Grab hinaus fortdauert!

Zeitungsausschnitte.

Vorbemerkung des Herausgebers: Mehrfachen Anregungen entsprechend bringen wir dieses Jahr wiederum eine Auswahl von Zeitungsausschnitten. Wir sagen denjenigen Lesern, welche uns solche übermittelten, verbindlichsten Dank und bitten, uns auch weiterhin einschlägige Notizen aus der Presse mit möglichst genauer Quellenangabe zu senden. Wenn auch diese kurzen Mitteilungen — meist im üblichen Reporterstil gehalten — gewiß nicht Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit erheben können, so haben wir ihnen dennoch in diesem Archiv einen Platz eingeräumt, weil sie ein recht anschauliches und unmittelbares Bild von Ereignissen und Situationen gewähren, die ohne die Vorkenntnis sexueller Zwischenstufen kaum richtig erfaßt werden können. Wir haben uns auch dieses Mal auf Stichproben beschränkt und hauptsächlich solche herausgegriffen, wo Frauen für Männer oder Männer für Frauen gehalten wurden bezw. in der Rolle des anderen Geschlechts vorübergehend oder dauernd lebten, ferner Fälle von Erpressungen und Selbstmorden, welche sicher oder mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit durch die conträre Sexualempfindung bedingt wurden.

Eine Frau als Mann verkleidet! Einen gar seltsamen Fang machte vor kurzer Zeit der Gendarm Katzbichler von Pasing auf seinem Patrouillengange nach Holzapfelkreut. Schon seit längerer Zeit bemerkte er einen jungen, mittelgroßen, bartlosen Mann, in einen schwarzen Sackanzug gekleidet, mit schwarzem, steifem Hut, Stehkragen und schwarzer Kravatte angetan, der sich Tag für Tag in dem Gehölze bei Holzapfelkreut herumtrieb. Endlich lief er dem Gendarmen in die Hände, der ihn auch sofort kontrollierte. Der Bursche gab an, er heiße Max Berr, sei Schneidergeselle und zur Zeit, da außer Stelle, bei seinen Eltern in Haid-

hausen. Der Gendarm sah sich den Kunden genauest an und — stutzte. Nach eindringlichem Befragen gab der Bursche auch zu, kein Mann, sondern die stellenlose 19 Jahre alte Kellnerin Sophie Berr von hier zu sein. — Die „Herrenimitateuse" wurde verhaftet und stand vor dem Schöffengerichte, angeklagt einer Verübung des groben Unfugs, begangen durch Tragen von Männerkleidern, eines Weiteren der falschen Namensangabe und der Arbeitsscheu. Die Angeklagte erscheint im Frauenstrafgewande und macht genau den Eindruck, als wenn man — einen Mann in Frauenkleider gesteckt hätte! Die Berr hat männliche Gesichtszüge, männlichen Gang und Bewegungen. Ihr Kopfhaar ist à la Fiesco kurz geschnitten, hinter den Ohren abrasiert und verläuft nach vorne zu einem kleinen Scheitel, den zu beiden Seiten niedliche „Sechser" umrahmen. — Sie fühlt sich in der Frauenkleidung sehr unbequem, da die Röcke keine — Hosentaschen haben, und sie die Gewohnheit hat, die Hände in die Tasche zu stecken. Unumwunden gesteht sie zu, seit längerer Zeit auch bei Tage, meistens aber zur Nachtzeit, in Männerkleidung in und außerhalb der Stadt herumspaziert zu sein, und will auf diesen Einfall dadurch gekommen sein, daß ihr der Friseur den „Tituskopf" zu kurz geschnitten hätte. In Wirklichkeit hatte die Berr von der Polizeibehörde wiederholt Arbeitsauftrag bekommen, den sie nicht befolgte, und wollte auf diese Weise der bevorstehenden Strafe entgehen. Charakteristisch bei der ganzen Sache ist, daß niemand der Berr, selbst auf offener Straße ansah, daß sie ein Weib sei. Nach längerer Verhandlung wird die Berr wegen der genannten Übertretungen zu einer 30tägigen Haftstrafe verurteilt; von der Anschuldigung einer Verübung des groben Unfugs, begangen durch Tragen von Männerkleidern auf Straßen und öffentlichen Plätzen, wird die Berr freigesprochen. Das Gericht ging hierbei von der Erwägung aus, daß es überhaupt fraglich ist, ob das Tragen von Männerkleidern durch Frauenzimmer unter den Paragraphen des groben Unfugs fällt und strafbar sei; man könne höchstens einen groben Unfug dann für gegeben erachten, wenn die betreffende Person öffentliches Ärgernis durch ihre Handlungsweise hervorgerufen habe. Dies sei aber bei der Angeklagten, die man allgemein für einen Mann hielt, nicht zutreffend, es fehle deshalb das Moment des § 360, Ziff. 11 des R.-Str.-G.-B., das eine Bestrafung bedingt, und sei deshalb die Angeklagte von diesem Reate freizusprechen gewesen. (Münchener N. N.)



Einer Meldung des Moskauer Korrespondenten der „St. Pet. Ztg." zufolge, ereignete sich dieser Tage ein kurioser Vorfall in der gynäkologischen Klinik, wo sich eine weibliche Person an Professor Snegirew mit der Bitte um Erteilung einer Bescheinigung darüber wandte, daß sie, obgleich auf den Namen Marie getauft, doch mehr Anrecht auf einen männlichen Namen erheben dürfe. Nach vorgenommener wissenschaftlicher Expertise erwies sich die Annahme der Petentin denn auch als vollkommen gerechtfertigt, und wurde ihr, oder vielmehr ihm, die gewünschte Bescheinigung erteilt.

Sechsundzwanzig Jahre als Mann verkleidet. Aus Anlaß einer beim Wiener Landesgericht durchgeführten Untersuchung kam vor einigen Tagen die überraschende Tatsache, daß eine jetzt 42 Jahre alte Frauensperson seit ihrem 16. Lebensjahre, also durch 26 Jahre, als Mann verkleidet und als Fabrikarbeiter beschäftigt war, zur Kenntnis der Behörden. Marie Kneidinger benützte von ihrem 16. Lebensjahre an, als sie sich selbst überlassen war und als Fabrikarbeiterin keine Beschäftigung finden konnte, ihr männliches Aussehen dazu, um als Fabrikarbeiter Beschäftigung zu finden. Die Verkleidung gelang und sie leistete in einer Fabrik in Fünfhaus die schwersten Dienste eines männlichen Arbeiters. Nun geschah es, daß ein junges Mädchen, eine Arbeitsgenossin, sich in den vermeintlichen Mann verliebte. Marie Kneidinger, die als Josef Kneidinger gemeldet war, heuchelte Gegenliebe, verschob aber den Termin der Heirat jedesmal mit einer anderen Ausrede. Ein Streit, der zwischen dem „Liebespaare" entstand, führte zu einer strafrechtlichen Untersuchung und damit auch zur Entdeckung des Geschlechts des „Josef Kneidinger". (Bresl. Generalanzeiger.)

Amsterdam, 17. Nov. In der Kinkerstraat wohnt seit Jahren ein junges Mädchen, das nunmehr als junger Mann durch die Straßen flaniert. Als Mädchen führte der junge Mann dort jahrelang ein Kurzwarengeschäft und gab dabei noch Unterricht an einer Sonntagsschule. Beim Kaffeeklatsch blies er stets die erste Flöte. Man kann sich das Entsetzen der Kaffeeschwestern ausmalen, als sie zur Entdeckung kamen, daß „sie" ein „er" war, der ihnen jetzt im hellen Sommerüberzieher und Schlapphut Fensterpromenaden macht. Gleichzeitig kündigte „er" öffentlich seine Verlobung mit einer seiner früheren intimen Freundinnen



an. Diese Vermummung, welche wohl ein gerichtliches Nachspiel haben dürfte, wurde schon von der Geburt des Knaben an durchgeführt. Eine Verwandte hatte den Eltern eine bedeutende Geldsumme in Aussicht gestellt, falls das zu erwartende Kind ein Mädchen sei; diesem sollte nach zurückgelegtem 23. Lebensjahre das Geld ausbezahlt werden. So wurde denn der Knabe als Mädchen eingeschrieben. Kaum hatte er aber das 23. Jahr hinterm Rücken, als er auch die Mädchenröckchen ablegte und in Männerkleider schlüpfte. Seine früheren Freundinnen behaupten, er habe in keiner Weise Veranlassung gegeben, anzunehmen, daß er kein Mädchen sei.

Wieder eine Frau, die als Mann gelebt hat. Ein merkwürdiger Fall einer Frau, die sich als Mann verkleidet hat und überall als Mann gegolten hat, ist soeben wieder einmal in New-York durch den Tod der Betreffenden bekannt geworden. Miß Karoline Hall, die Tochter eines Bostoner Millionärs und Architekten, hatte im Auslande Kunst studiert und sich als Malerin einen gewissen Ruf erworben. Vor zehn Jahren schlug sie ihren Wohnsitz in Mailand auf, wo sie Josephine Boriani kennen lernte, die dort an der Kunstschule war. Beide Frauen wurden intim befreundet, und als Miß Hall später männliche Kleidung anlegte, galt Signorina Boriani als Frau Hall. Bewunderung für Rosa Bonheur hatte die erstere dazu geführt, männliche Kleidung und Gewohnheiten anzunehmen. Sie konnte so gut rauchen, trinken, schießen und jagen wie die Männer und galt überall als Bonvivant und guter Kerl. Als Graf Cassini war sie in der besten Pariser und Londoner Gesellschaft bekannt. Sie jagte und spielte Golf in England, besuchte die Cafés in Paris und war in Italien Dilettant. Als sie sich mit Signorina Boriani auf der „Citta di Torino“ als „Mr. und Mrs. Hall“ von Genua nach New-York einschiffte, wurde sie während der Reise so krank, daß der Arzt gerufen werden mußte, der ihr Geheimnis entdeckte. Sie räumte ein, daß sie eine Frau wäre, bat ihn aber darum, es vor den Mitreisenden zu verheimlichen, wozu der Arzt seine Einwilligung gab. Die Krankheit verschlimmerte sich aber schnell, und als das Schiff in den New-Yorker Hafen einlief, starb sie.

(Düsseldorfer Neueste Nachrichten.)

Ein 82jähriger Greis in Frauenkleidung. Der Greis, den wir im Bilde bringen, hat beinahe sein ganzes Leben lang Frauen-



kleider getragen. Als junger Bursche zog er sich bei einem unglücklichen Sturz eine so schwere Verletzung am rechten Oberschenkel zu, daß ihm das Bein abgenommen werden mußte. Als er geheilt war, schämte er sich, mit dem hölzernen Stelzbein vor den Leuten herumzugehen und zog deshalb Frauenkleider an,



durch welche sein Gebrechen mehr verhüllt wurde. Der Greis, welcher jetzt 82 Jahre alt ist, trägt nun die Frauenkleider beinahe 70 Jahre lang. Er lebt in Freienwalde, in Preußisch-Schlesien und heißt Clemens Jung. Von den Ortsbewohnern wird er „die alte Clementine“ genannt. Seinen Lebensunterhalt verdient er sich

durch Spinnen und Aufspulen für die Weber. Da diese Arbeiten schlecht bezahlt werden, so kann er sich im Tage bei fleißiger Arbeit 16 Heller verdienen. In seiner freien Zeit spielt er mit seiner Harmonika auf, und die kleinen Geschenke, die er dafür erhält, reichen hin, seine bescheidenen Bedürfnisse zu decken. Da er jetzt schon zu alt ist, um in die eine halbe Stunde weit entfernte Kirche von Freienwalde zu gehen, hat er sich in seinem Hause einen kleinen Altar errichtet. Unser Bild ist nach einer Skizze gezeichnet, die uns von einem Leser unseres Blattes, der sie kürzlich bei einem Besuche in Freienwalde entworfen hat, freundlich übermittelt worden ist. (Illustriertes Wiener Extrablatt.)

Un homme-femme. On cherche un cambrioleur et l'on retrouve une cambrioleuse. — Une perruque qui tombe mal à propos. La concierge de l'immeuble sis au numéro 1 de l'avenue de l'Alma voyait entrer, hier matin, dans le vestibule, un individu, âgé d'une vingtaine d'année, qui s'engagea dans l'escalier de service. — Vous vous trompez d'escalier, cria la concierge. — Cela n'a pas d'importance, répondit le visiteur en continuant de monter. Inquiète, la brave femme prévint son mari, qui, croyant avoir, affaire à un cambrioleur, se hàta de fermer la porte de la rue. Puis il monta jusqu'aux chambres de bonnes: mais il n'aperçut pas le prétendu cambrioleur. Il constata seulement que la porte de la chambre de Mlle Félicie Witte, camériste chez le général Logereau, locataire de l'immeuble, était fracturée. La concierge, pendant ce temps, montait la garde dans le vestibule. Au même instant, une jeune et jolie femme, grande, blonde, descendait le grand escallier. La concierge l'interpella et lui demanda ce qu'elle désirait. — Cela ne vous regarde pas, ma brave dame, répondit l'autre avec hauteur. En cet instant, le concierge, qui redescendait, annonçait à sa femme le cambriolage qu'il venait de constater. — Va chercher les agents, ajouta le concierge, moi je surveillerai mademoiselle, pendant ce temps. Quelques minutes plus tard, l'inconnue était conduite au commissariat de police des Champs-Elysées. Elle se défendit d'avoir jamais commis un méfait de quelque nature qu'il fût. Mais, dans l;ardeur de sa défense, sa perruque blonde glissa et tomba à terre, et l'on se trouva en présence d'un jeune homme, que la concierge reconnut aussitôt pour son visiteur du matin. Fouillé, il fut trouvé porteur de trois bagues, d'une montre de dame en or et de divers bijoux apparte-



nant à Mlle Witte. Il avait, en outre, un rasoir, un revolver et une pince-monseigneur. Il déclara se nommer Alexis Duteurtre, âgé de vingt-deux ans. Ce jeune homme, qui appartient à une honorable famille, habitant une grande ville du Nord, a refusé de faire connaitre son domicile. Il a été envoyé au Dépôt, par les soins de M. Prélat, commissaire de police des Champs-Elysées.

(Le Journal, Paris.)

Ein merkwürdiger Mensch. Der 19 Jahre alte Kellner Wilhelm Hans Julius Sch. ist wegen Diebstahls angeklagt; er räumt die ihm zur Last gelegten Straftaten reumütig ein und bittet um milde Strafe. Der Staatsanwalt beantragt wegen dreier einfacher Diebstähle 10 Monate Gefängnis und 2 Jahre Ehrverlust; der Gerichtshof erkennt auf 8 Monate Gefängnis, rechnet dem Angeklagten aber 6 Wochen auf die erlittene Untersuchungshaft an. Der Angeklagte hielt sich im Oktober vorigen Jahres in Hamburg auf, um sich eine Stelle auf einem Schiffe zu suchen; er logiert bei Leuten, zu denen ihn sein auswärts wohnender Vater gebracht hatte, der auch sein Logisgeld bezahlte. Eines Tages fand Sch. in einem Schranke, der in seinem Zimmer stand, zwei Sparkassenbücher über 2700 Mk.; er nahm diese Bücher heraus und hob in mehreren Raten eine Summe von ungefähr 500 Mk. bei der Sparkasse. Für dieses Geld kaufte er sich Frauenkostüme, die er anzog und damit auf die Straße ging. Der Angeklagte ist anscheinend ein abnorm veranlagter Mensch, der die eigentümliche Neigung hat, sich wie ein Frauenzimmer zu kleiden und in dieser Kleidung umherzustreifen. Trotzdem er auf die Sparkassenbücher genug Geld haben konnte, hat er noch obendrein seiner Logiswirtin ein Paar silberne Löffel, zwei wertvolle Andenken, gestohlen und für 2 Mark verkauft. Das Erkenntnis des Gerichts ist oben mitgeteilt.

(Zweite Beilage zu No. 12 der „Neuen Hamburger Zeitung".)

Frauen in Männerkleidung. Es ist im Grunde genommen merkwürdig genug, daß das Gesetz, wenigstens in Deutschland, das Tragen von Männerkleidung bei Frauen hauptsächlich und beinahe ausschließlich aus Gründen der Moral mit Strafe bedroht, während die überwiegende Mehrheit derjenigen Frauen, die es vorgezogen haben, in der Kleidung des starken Geschlechts durch das Leben zu gehen, dies aus dem Grunde taten, weil sie glaubten, sich damit den Kampf ums Dasein zu erleichtern. Das



englische Gesetz sieht die Sache vom rein praktischen Standpunkte aus an, und deshalb fällt das Vergehen hierzulande nur unter die Kategorie des Betruges. Strafe ist aber hier wie dort, und das ist schließlich auch nur in der Ordnung, denn wenn jeder in diesem Punkte seinen eigenen Wünschen und Neigungen folgen wollte, so wüßte schließlich — um auch einmal einen weniger geistvollen Ausdruck anzuwenden — mancher Mann gar nicht mehr, wer mancher Mann wär, und das würde doch in vielen Fällen zu argen Weitläufigkeiten führen. Der eklatanteste Fall in dieser Beziehung wird natürlich aus dem Lande berichtet, wo alle eklatantesten Fälle passieren, aus Amerika. In New-York starb vor kurzem eine Dame, die dreißig Jahre lang in Männerkleidung umhergegangen ist, ohne daß auch nur ihre nächste Umgebung eine Ahnung davon hatte. Sie starb im Alter von sechzig Jahren, und als nach ihrem Tode das Geheimnis bekannt wurde, war ganz Neuyork erstaunt, zu hören, daß der wohlbekannte Bürger und eifrige Tammany-Politiker „Mr.“ Murrey Hall ein Weib war. Selbst ihre adoptierte Tochter war auf das höchste überrascht, ihren Vater nach seinem Tode von einer so gänzlich neuen Seite kennen zu lernen. Das Beste aber ist, daß — so unglaublich es auch klingen mag — „Mr.“ Murrey Hall zweimal verheiratet war und mit beiden Frauen sehr glücklich gelebt haben soll. Mr. Murrey Hall war der erste Teilhaber einer großen Neuyorker Firma und hinterließ ein Vermögen von 250 000 Kronen, nachdem sie große Summen bereits bei Lebzeiten für wohltätige und politische Zwecke geopfert hatte. Bei Wahlen war sie einer der eifrigsten Agitatoren, und sie soll bei der Niederlage des Tammany-„Boß“ ganz untröstlich gewesen sein. Auf ihrem Sterbebette bekannte sie, daß sie die Verkleidung nur aus dem Grunde getragen habe, um besser Geld verdienen zu können, und der Erfolg hat gezeigt, daß es ihr damit ernst war. NB. Auf ihrem Landgute in der Nähe der Stadt Oswego, am östlichen Ende des Ontariosees, lebt der im ganzen Bezirke wohlbekannte „Herr Dr.“ Mary Walker, eine Frau, die seit vierzig Jahren nur Männerkleidung getragen hat. Vor einiger Zeit wurde durch Zufall das Geheimnis verraten, aber sie kümmert sich nicht darum, sondern führt das freie Herrenleben, das ihr sehr zusagt, ruhig weiter, ohne daß irgend jemand daran Anstoß nimmt. Sie kann reiten, schießen, fischen, pflügen und ist ein sehr leidenschaftlicher Raucher. Auch in Großbritannien sind verschiedene bemerkenswerte Fälle vorgekommen, die man für

unglaublich halten könnte, wenn sie nicht gerichtskundig wären, so daß jeder Zweifel ausgeschlossen erscheint. In dem Kohlengrubendistrikte Merthyr Tydvil in Wales entlief vor einigen Jahren ein vierzehnjähriges Mädchen und legte, in der Erwartung, so besser und schneller Arbeit zu finden, Männerkleidung an. Sie hatte sich darin auch nicht getäuscht, denn unmittelbar darauf arbeitete sie als Kohlenbursche in einer der Gruben und bezog das für ein vierzehnjähriges Mädchen hohe Gehalt von 15 Schilling pro Woche. Sie mietete sich ein bescheidenes Zimmer, und alles wäre ganz schön gewesen, wenn sie nicht bei ihrer Wirtin durch ihre „Reinlichkeit" — ein schönes Kompliment für das sogenannte stärkere Geschlecht — Argwohn erregt hätte, worauf diese sie aus dem Hause wies. Diese Erniedrigung war für ihre zarten Nerven zuviel, und sie wurde bald darauf so krank, daß sie in ein Hospital ging, wo sie selbstverständlich ihr Geheimnis preisgeben mußte. In einer großen Stadt im Norden Schottlands lebt ein in der Geschäftswelt hochangesehener Herr, von dem man sagt, daß er kein Herr sei, sondern eine Dame. Sie (oder er?) erscheint bei allen öffentlichen Funktionen, ihre Kleidung und ihre Manieren als Mann sind tadellos, und ihr Geschlecht war umso leichter zu verheimlichen, als sie nicht nur eine außerordentlich sonore, tiefe Stimme besitzt, sondern auch einen — Schnurrbart, um den sie mancher Gymnasiast beneiden dürfte. Vor dem Maryleboner Polizeigerichte hatte sich vor einiger Zeit eine Frau zu verantworten, die 46 Jahre lang unentdeckt und unbeargwohnt in Männerkleidung umhergegangen war. Catherine Coombe erzählte bei der Verhandlung ihre interessante Lebensgeschichte. Sie war mit sechzehn Jahren einem Manne angetraut worden, den sie nicht liebte, und benutzte daher die erste beste Gelegenheit, ihm davonzulaufen, und um nicht per Polizei zurückgeholt zu werden, legte sie Männerkleidung an. Mehrere Jahre war sie als Lehrerin in einer angesehenen Schule in London tätig und nahm später eine Stellung als Koch auf einem Dampfer der Pacific and Orient-Linie an, die sie zwei Jahre lang behielt. Auf dem Schiffe machte sie die Bekanntschaft einer vornehmen vermögenden Dame, entdeckte sich ihr und lebte vierzehn Jahre lang mit ihr zusammen. Als sie hörte, dass ihr Gatte gestorben war, kehrte sie nach London zurück, nahm dort erst eine Stelle als Ladengehilfe in einem großen Handlungshause an, wo sie fünfzehn Jahre blieb, um dann wieder auf den Dampfer zurückzukehren, auf dem sie



früher als Koch gedient hatte, diesmal jedoch als Maler und Lackierer. Von da ab scheint sie jedoch das Glück verlassen zu haben, denn es ging ihr immer schlechter, bis sie zuletzt in einem Armenhause Unterkommen suchen mußte, wo sie in ihrer Angst vor dem unvermeidlichen Bade ihr Geheimnis der Verwaltung enthüllte.

Frauen in Männertracht sind in Paris auch außer der Karnevalszeit durchaus nicht selten, gehen aber im Alltagsleben gewöhnlich unbemerkt vorüber, weil der Grund zu der Vermummung meistens in einer sonst nur dem stärkeren Geschlechte zukommenden Beschäftigung, nicht etwa in Abenteuerlust liegt, und stehen in dieser Beziehung auf gleicher Stufe mit den in der Kleidung von ihren männlichen Berufsgenossen nicht zu unterscheidenden Fischerinnen an den Küsten des Atlantischen Ozeans und den Schnitterinnen des Val d'Illiez (Wallis). Übrigens finden sich Beispiele solcher Frauen auch in gebildeten Ständen. Die Gattin des Forschungsreisenden Dieulafoy, die diesen in Männerkleidung nach Persien usw. begleitete, erschien auch nacher bei amtlichen Festlichkeiten im Kreise der Akademiker im Zylinder und mit dem Bande der Ehrenlegion im Knopfloche ihres Fracks. Bekannt ist ferner die Tracht der vor zwei Jahren verstorbenen Malerin Rosa Bonheur, deren Werke nicht allein einen hervorragend männlichen Charakter besitzen, sondern die sich auch bis zu ihrem Lebensende männlich kleidete, bei ihrem Aufenthalte in Paris häufig als Reiter ein munteres Pferd tummelte und im blauen Malerkittel und Schlapphut im Freien Skizzen aufzunehmen pflegte. Auch eine Pariser Schriftstellerin, eine Faktorin in einer Buchdruckerei und verschiedene ähnliche besser gestellte Frauen treten stets unter männlicher Maske auf. Man meint, wenn derartige Bräuche sich verallgemeinerten, würde eine große gesellschaftliche Verwirrung entstehen, die ein polizeiliches Einschreiten erfordern könnte. Der „Petit Parisien" hat daher, wie der „Köln. Ztg." aus Paris berichtet wird, Erkundigungen eingezogen, inwieweit die gedachte Vermummung gestattet sei. Ein höherer Präfekturbeamter erklärte in dieser Beziehung nur die jährlich zum Karneval erneuerte Polizeiverordnung über die Stunden für maßgebend, während deren die Verkleidung auf offener Straße erlaubt sei. Wenn aber eine Person versichere, daß sie einen Anzug alltäglich trage, und wenn dieser der landläufigen Tracht entspreche, sei nicht einzusehen, weshalb man sie verhindern



könne, sich nach ihrer Art und nach den Bedürfnissen des Standes zu kleiden. Andernfalls müßte man auch das geistliche Gewand verbieten, weil sich darin womöglich eine Ähnlichkeit mit einem weiblichen finden lasse. Es gäbe Fälle, wo Frauen in der Tracht von Maurern, Fuhrleuten usw. arbeiteten, und in solchen Fällen drücke die Polizei ein Auge zu. Im Kabinett des Präfekten gab man die Antwort, daß die vorliegende Frage streng genommen nur noch durch eine Polizeiverordnung vom 16. Brumaire des Jahres IX (7. November 1800) entschieden werden könne, welche die Genehmigung zu den damals sehr häufigen Vermummungen von einem ärztlichen Zeugnis abhängig macht, daß der Bewerber oder die Bewerberin der besonderen Tracht aus Gesundheitsrücksichten bedürfe. Mit der Zeit habe man aber Ausnahmen hiervon gemacht, so bei Aurore Dupin (George Sand), Rosa Bonheur und Marguerite Bellanger, der Margot Napoleons III., die die Eifersucht der Kaiserin erregt habe. Früher seien die Gesuche um die Erlaubnis zum Tragen von Männerkleidern überhaupt häufiger gewesen; seit Einführung der an das stärkere Geschlecht erinnernden Kleidung für Radfahrerinnen aber scheine die Sucht der Frauen nach sonstigen männlichen Trachten immer mehr abgenommen zu haben. („Wiener Fremdenblatt".)

Frauen — als „Ehemänner". Der Fall des „weiblichen Politikers" Murray Hall in New-York, der Frau, die dreißig Jahre als Mann gelebt und deren Geschlecht erst nach ihrem Tode bekannt geworden war, wird noch immer in englischen Blättern vielfach besprochen. Am Merkwürdigsten erscheint dabei die Tatsache, daß „Mr." Hall zweimal verheiratet gewesen ist. Und doch steht, wie ein englisches Journal erzählt, dieser Fall durchaus nicht so vereinzelt da. In den Gerichtsarchiven von Taunton, der Hauptstadt der englischen Grafschaft Somerset, findet sich ein Bericht aus dem November 1746, demzufolge eine Frau Namens Mary Hamilton angeklagt war, weil sie sich mit vierzehn verschiedenen Frauen hatte trauen lassen. Ihre letzte „Gattin" war Mary Price, die, nachdem sie die gegen sie verübte Täuschung entdeckt hatte, ihren weiblichen Gatten verhaften ließ; und sie legte gegen ihn vor Gericht Zeugnis ab. Der Fall war so ungewöhnlich, daß die richterlichen Beamten kaum wußten, welche Strafe sie verhängen sollten. Sie waren jedoch einstimmig der Meinung, daß die Gefangene „eine ungewöhnlich ruchlose Schwindlerin" wäre. Als solche wurde sie dazu verurteilt, „öffent-

lich in Taunton Glastonbury, Wells und Shipton Mallet gepeitscht und sechs Monate eingekerkert zu werden", was noch eine sehr mäßige Strafe für jene Zeit strenger Urteile bei den leichtesten Vergehen war. 35 Jahre später starb in London eine Frau Namens Mary East, deren Leben einen seltsamen Roman darstellte. Erst sechzehnjährig, wurde sie mit einem jungen Mann verheiratet, durch dessen Verbrechen sie kurz darauf für immer von seiner Gesellschaft befreit wurde. Er wurde gehängt. Durch ihre Erfahrungen mit ihm war sie aber so angeekelt, daß sie nichts mehr mit den Männern zu tun haben wollte. Da sie ein Mädchen traf, deren Liebe ähnlich schlecht angebracht gewesen war, kam sie auf den Gedanken, daß sie Beide als Mann und Frau zusammen leben könnten. Sie losten, wer von ihnen die Rolle des Gatten annehmen sollte, und da das Los Mary East traf, nahm sie sofort Männerkleidnng an und die Heirat wurde wie üblich gefeiert. Das Paar lebte sehr glücklich zusammen, und da sie in einem Rechtsstreit zehn Tausend Kronen gewannen, konnten sie es wagen, ein Gasthaus zu begründen. Dieses gedieh unter ihrer Leitung sehr gut. Erst nach dreißig Jahren wurde „die Frau" krank und starb. In dieser Zeit gebrauchte eine skrupellose Frau, die das Paar in seiner Jugend gekannt hatte, ihre Kenntnis, um von dem „Gatten" viel Geld zu erpressen. Gegen die Erpresserin wurde ein Verfahren angeordnet, in dessen Verlauf die erwähnten Einzelheiten ans Licht kamen und großes Aufsehen erregten. Mary East, deren Männername James How war, starb im Jahre 1781 im Alter von 64 Jahren. Vor einigen Jahren erzählten amerikanische Blätter die romantische Geschichte von Alice Brown. Derselben war ein Legat von 180.000 Kronen hinterlassen worden, das jedoch nur im Falle ihrer Heirat ausbezahlt werden sollte. Obgleich sie das Geld sehr gern in ihren Besitz bekommen wollte, konnte sie sich nicht entschließen, einen Gatten zu nehmen, und sie traf mit einem befreundeten Mädchen das Abkommen, daß dieses das entgegengesetzte Geschlecht vorstellen und sie heiraten sollte. Die Trauung wurde richtig in New-York vollzogen, und nach Vorzeigung des Trauscheins wurde das Vermächtnis ausgezahlt. Die Täuschung wurde erst entdeckt, als die Erbin starb. Auch bei einem Fischer in der Bretagne fand man nach seinem Tode, daß er dem schwachen Geschlecht angehört hatte. Es ging ihm sehr gut, er besaß eine kleine Bootflotte und hatte eine beträchtliche Summe als Notgroschen zurückgelegt. Er genoß aller Achtung und war bei seinem Tode Witwer. Er war tat-

sächlich zweimal verheiratet gewesen und hatte ein halbes Jahrhundert sein wirkliches Geschlecht verbergen können; Niemand hatte geahnt, daß er eine Frau war, noch dazu eine die Frauen geheiratet hatte.

Kostroma. Mit der sonderbaren Bitte, seine Frau für einen Mann zu erklären, wandte sich dieser Tage ein Bauer aus dem Kreise Kologriw an die Kostromatische Gouvernements-Medizinalverwaltung. Wie die Zeitung „Russkoje Slowo“ berichtet, glich die vor der Behörde erschienene Frau ihrer Kleidung nach tatsächlich einem Manne: sie trug Männerhosen, ein Männerhemd, hohe Wasserstiefel und war auch wie ein Mann frisiert. Nach der ärztlichen Besichtigung der jungen, einem hübschen Knaben gleichenden Frau, vermochte die Medizinal-Verwaltung das Gesuch des Bauern nicht zu erfüllen und erklärte, daß seine Frau wirklich eine Frau sei. Mit diesem Bescheid wollte sich das Bäuerlein indessen nicht zufrieden geben und behauptete eigensinnig, daß er es wohl am besten wissen müsse, wie es mit seiner Frau bestellt sei. Weiter erzählte er, daß seine Frau trotz vierjähriger Ehe kinderlos sei und, wie die Dinge lägen, auch kinderlos bleiben werde. Des Zeugnisses bedurfte der Bauer, um beim Konsistorium eine Trennung seiner Ehe beantragen zu können.

Von einem Kopenhagener Maskenball. Unser Kopenhagener dt.-Correspondent schreibt uns: In einem hiesigen Verein wurde dieser Tage ein großer Maskenball veranstaltet. Unter den Anwesenden, von denen nicht jeder gerade zur Elite der Gesellschaft gehörte, zeichnete sich besonders eine als Pierrette costümierte deutsche Dame durch ihre Schönheit und Anmut aus. Niemand vermochte ihren Reizen zu widerstehen, und die Herren wetteiferten um einen Tanz mit der entzückenden Dame. Prüde war die schöne Pierrette gerade nicht, denn sie erwiderte jede zarte Liebkosung und drückte ihre Tänzer sehr zärtlich an sich. Die vielen Eroberungen der Pierrette erregten jedoch die Eifersucht der anderen Damen, von denen eine, die das Treiben jener scharf beobachtete, bald die unliebsame Entdeckung machte, daß die deutsche Dame während des Tanzes die Brusttaschen der Herren untersuchte und sich ihre Brieftaschen aneignete. Über diese Frechheit entrüstet, machte sie einen Polizeiagenten auf ihre Entdeckung aufmerksam. Nachdem dieser sich von der Richtigkeit der Sache überzeugt, führte er die junge Dame auf

die Wache, wo Pierrette untersucht wurde. Groß aber war das Erstaunen der Polizei, als die schöne Deutsche sich als ein — Mann, ein Buchbindergeselle Namens Alois Embusch entpuppte. Man fand in seinem Besitz mehrere Portemonnaies. Er gestand, eine ganze Reihe Taschendiebstähle verübt zu haben. Der schöne Buchbinderjüngling wird sich nun auf eine längere Gefängnisstrafe gefaßt machen müssen. Berl. L.-Anz.

Der weibliche Rittmeister. Eine eigenartige Scheidungsklage wurde in Wien von einem Ingenieur gegen seine jugendliche Gattin eingeleitet. Als Scheidungsgrund führte der Kläger Untreue seiner Gattin an, und als Beweis schloß er der Klage ein Bild bei, auf dem seine Gattin in Husaren-Uniform neben einem Rittmeister photographiert erscheint. Der Kläger, der gegenüber der Rennweger Kaserne wohnt, bemerkte, als er kürzlich nach Hause kam, daß seine Frau rasch einen Gegenstand zu verstecken suchte, und er entriß ihr das erwähnte Bild. Zur Rede gestellt, gab die Frau an, daß sie „aus Jux" sich mit dem ihr von einer Freundin vorgestellten Rittmeister photographieren ließ und gleichfalls „aus Jux" das Kostüm eines Rittmeisters wählte. Sie erblickte in dieser Handlungsweise nichts Bedenkliches, da auch die anderen dem Rittmeister bekannten Damen sich in gleicher Weise photographieren ließen! Der Gatte faßte die Sache jedoch nicht als „Jux", sondern als bittern Ernst auf und erhob deshalb gegen seine Gattin die Ehescheidungsklage.

(Charlottenburger „Neue Zeitung".)

Eine Ballettänzerin — ein Mann. Man telegraphiert uns aus Ofenpest unterm 16. d. M.: Das „Budapester Morgenblatt" berichtet: Vor einigen Jahren wurde bei der königlichen Oper eine junge Tänzerin aufgenommen, die sich bald ob ihrer Anmut und Bescheidenheit allgemeine Sympathien erwarb. Die Tänzerin zeigte vor wenigen Tagen Spuren von Geistesstörung und mußte deshalb in die Leopoldfelder Irrenanstalt gebracht werden. Bei der Untersuchung durch Professor Salgo stellte es sich heraus, daß die junge Tänzerin männlichen Geschlechts sei. Die Anzeige über den Vorfall wurde an die Behörden erstattet.

Das männliche Dienstmädchen. Das Blumenmädchen Maria Kral, eine vierschrötige, ältere Dame, war, wie aus Wien berichtet wird, vor dem Bezirksgerichte Leopoldstadt der Über-



schreitung des Züchtigungsrechtes gegenüber einem männlichen Dienstboten angeklagt. Seit zwei Jahren steht der 66jährige ehemalige Schneidergehilfe Josef Wolf bei ihr im Dienste und verrichtet alle Arbeiten, welche gewöhnlich zu den Obliegenheiten einer Magd gehören. Er führt die Kinder spazieren, räumt die Zimmer auf, putzte Schuhe und Kleider usw. Auch in anderer Beziehung gleicht er den weiblichen Dienstboten. Er pflegte gern, wenn er vom Einkaufen kam, mit anderen Dienstmädchen und Nachbarinnen zu tratschen und ließ sich dabei auch über seine Gnädige aus. Als Frau Kral davon hörte, zog sie den Peppi zur Rechenschaft und versetzte ihm einige Ohrfeigen. Die Züchtigung war aber derart, daß Wolf zehn Tage im Spital liegen musste. Die Angeklagte gab an, sie habe im Zorn so gehandelt, weils Dienstmadl an' so an' Tratsch g'macht hat. Richter: War er denn bei Ihnen im Dienst? — Angeklagte: Der Peppi ist noch bei mir. Er ist unser Dienstmadl. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär Dr. Danninger: Besteht wirklich ein Dienstverhältnis wie mit einer Magd? — Angeklagte: No ja, er hat alles g'macht. — Der als Zeuge vernommene Josef Wolf erzählte weinend, er habe wenig zu essen bekommen und die Gnädige war sehr streng mit ihm, obwohl er seine Sachen gut machte. — Richter: Sie sollen über die Frau getrascht haben? — Zeuge: Da müssen die Weiber her; die müssen sagen, daß i net trascht hab'. I geh' sonst bis zu die Stufen vom allerhöchsten Tron! — Der Richter verurteilte die Angeklagte zu 24 Stunden Arrest, indem er annahm, daß sie das ihr zustehende Züchtigungsrecht überschritten habe. Charl. Neue Zeit.

Maria Karfiol. Aus Pilsen, 4. d., wird uns berichtet: Heute wurde am hiesigen Bahnhofe der Pilsen-Priesener Bahn von einem Wachmann eine Frauensperson angehalten, welche durch ihr scheues Wesen die Aufmerksamkeit der Passanten erregte. Sie wurde zur Ausweisleistung aufgefordert und auf die Polizeiwachstube gebracht. Dort wurde schließlich constatiert, daß man es mit keiner Frauensperson, sondern mit einem Manne zu tun habe. Im Verlaufe des Verhörs wurde die Tatsache festgestellt, daß der 19 Jahre alte Mann seit seiner Geburt als weibliches Wesen erzogen und auf den Namen Maria Karfiol getauft und in den Matrikeln eingetragen wurde. Er ist nach Bukowa bei Breznitz zuständig und seit zwei Jahren bei dem Grundbesitzer Gustav Themmel bei Brüx als Dienstmagd beschäftigt, wo er alle



weiblichen Arbeiten verrichtete. Sein Arbeitsbuch lautet gleichfalls auf den Namen „Maria Karfiol“. Auf Befragen gab er an, daß er von seinen Eltern stets als Mädchen erzogen wurde, alle weiblichen Handarbeiten erlernt und dann einen Dienst als Magd angenommen habe. Er ist von großer Statur, hat ein ganz glattes, mädchenhaftes Gesicht, trägt seine langen Haare in einen Zopf geflochten und bewegt sich in den Frauenkleidern ohne allen Zwang. Er raucht und trinkt nicht und meidet jede Begegnung mit dem weiblichen Geschlechte. Er behauptet ferner, daß nur seine Eltern sein Geschlecht kennen, daß diese ihm seit jeher den Umgang mit Knaben verboten haben und ihn nur Frauenkleider tragen ließen. Den Grund hierfür wußte er nicht anzugeben. Maria Karfiol wurde nun in Männerkleider gesteckt und schließlich des langen Zopfes beraubt. Morgen wird er in Begleitung eines Wachmannes in seine Heimat escortiert, wo festgestellt werden wird, ob seine Angaben auf Wahrheit beruhen. (Neues Wiener Tagbl.)

Weibliche Soldaten. Vor kurzem ging die Meldung durch die Presse, daß in dem Kampfe der Filipinos gegen die Amerikaner eine kühne Tochter der Insel Luzon an der Spitze einer bewaffneten Schaar ins Feld gezogen sei und den Amerikanern mehrere Gefechte geliefert habe. Sie hat sich aber nicht lange im Felde behauptet und ist jetzt eine Gefangene der Amerikaner. Sie ist nicht die erste Frau, die seit den Tagen Jeanne d’Arcs die Waffen für ihr Vaterland ergriff. Die deutsche Geschichte kennt mehrere Beispiele aus der Zeit der Freiheitskriege, und auch die Vereinigten Staaten haben eine solche Heldenjungfrau aufzuweisen, die als Frank Thompson während des Bürgerkrieges mehrere Feldzüge mitmachte, in der Schlacht in der Wildnis verwundet wurde, und kürzlich als Gattin von L. H. Seelye starb. Eine der sonderbarsten und berühmtesten dieser Kriegerinnen war wohl Dr. James Barry, die als General-Inspektor der englischen Militär-Lazarete im Jahre 1865, 75 Jahre alt, starb. Fräulein Anne Barry war eine Verwandte Lord Fitzoy Sommersets, und dessen Einflusse hatte sie es zu verdanken, daß sie nicht wegen ihrer wiederholten Verstöße gegen die Disciplin aus der Armee entlassen wurde. Um die Vorschriften kümmerte sie sich wenig, und ihre scharfe Zunge brachte sie häufig in Conflict mit den Behörden und einzelnen Offizieren. Einmal geriet sie mit einem Adjutanten in Wortwechsel, und da damals noch Duelle an der Tagesordnung waren, zögerte „Dr. Barry“ keinen Augenblick,

sich ihrem Gegner mit der Pistole in der Hand zu stellen. Das Duell verlief zwar unblutig, verschaffte Dr. Barry aber Ruhe vor den Hänseleien der jungen Officiere. Sie tat Dienst in England, Indien, Canada u. s. w. und starb in London eines plötzlichen Todes. Daß sie eine Frau gewesen, war nur wenigen bekannt, und auch ihr Grabstein verrät es nicht. (Berl. L.-Anz.)

Weil er sich in Frauenkleidern nächtlicher Weise auf den Straßen herumzutreiben liebt, kommt der Artist Welzel wiederholt mit der Polizei in Konflikt. Vorgestern stand er aus derselben Veranlassung wegen groben Unfugs vor der achten Strafkammer des Landgerichts I. Der Gerichtshof stellte sich auf den Standpunkt, daß das Tragen von Frauenkleidern durch Männer nicht ohne Weiteres, sondern nur dann als grober Unfug anzusehen sei, wenn den Straßenpassanten leicht erkennbar sei, daß in der weiblichen Kleiderhülle ein Mann stecke. Dies sei bei dem Angeklagten allerdings nicht der Fall, vielmehr habe dessen Figur und Gesicht etwas weibliches an sich. Erwiesen sei aber durch die Beobachtungen eines Schutzmanns, daß der Angeklagte auf der Straße sich genau so gerirt habe wie eine öffentliche Dirne, er auch mit männlicher Begleitung in den Tiergarten hineingegangen sei, was den Kontroldirnen bekanntlich überhaupt verboten ist. Bei dieser Sachlage verurteilte der Gerichtshof den Angeklagten zu sechs Wochen Haft. (Vorwärts.)

Der Kammerdiener im Spitzenkleid. Eines schweren Vertrauensbruchs hat sich der Diener Eugen Bartels schuldig gemacht, der sich unter der Anklage des Diebstahls vor der ersten Ferienstrafkammer des Landgerichts I zu verantworten hatte. Bartels stand seit kurzer Zeit in den Diensten des Kommerzienrats B., als dieser mit seiner Familie eine Reise nach dem Süden unternahm, ohne den Angeklagten mitzunehmen. Er verlebte nun beschauliche Tage, von häufigen Vergnügungen unterbrochen. Am 7. März sollte ein Maskenball im Hotel zum König von Portugal stattfinden. Der Angeklagte hatte das Verlangen, daran teilzunehmen, aber keine Mittel, sich eine so kostbare Maskengarderobe leihen zu können, wie er sie zu haben wünschte. Da kam er auf eine verwegene Idee. Die Hausdame, die in Abwesenheit der Frau Kommerzienrätin den Hausstand führte, hatte den Schlüssel zum Kleiderschrank in Verwahrung. Der Angeklagte wollte auf dem Maskenball als elegante Dame auftreten. In Ab-



wesenheit der Hausdame nahm er den zum Kleiderschrank gehörigen Schlüssel fort, öffnete den Schrank und nahm unter dem Inhalt eine Auslese vor. Es waren nicht die schlechtesten Stücke, die er aussuchte und mit auf sein Zimmer nahm. Als er einen der kostbaren Spitzenröcke anprobierte, zerriß dieser. Der Angeklagte brachte ihn nach dem Aufbewahrungsort zurück, die übrigen Sachen brachte er nach der Wohnung seines Freundes des Masseurs D., wo er sich auch am Abend des Maskenballes ankleidete. Nach durchschwärmter Nacht zog er sich wieder in der Wohnung seines Freundes um und ließ die Damenkleider dort. Nach einigen Tagen entdeckte die Hausdame, daß die Kleider fehlten. Sie machte der Kriminalpolizei Anzeige. Als ein Beamter den Angeklagten verhörte, gab dieser an, wo er die Kleider gelassen und wozu er sie benutzt hatte. Man ließ die Garderobe holen. Die Kleider sahen bös aus, sie waren teilweise zerrissen und beschmutzt. Der Angeklagte entschuldigte sich vor Gericht damit, daß er auf dem Maskenball angetrunken gewesen sei und in diesem Zustande die Kleider nicht so habe in Acht nehmen können, wie er es gewollt. Durch die Beweisaufnahme wurde festgestellt, daß die Sachen einen Wert von über 2000 Mark gehabt hatten und nun fast wertlos geworden waren. Als der Staatsanwalt eine Gefängnisstrafe von drei Wochen wegen Diebstahls beantragt hatte, erhob der Angeklagte den Einwand, daß er doch unmöglich wegen Diebstahls verurteilt werden könne, denn er habe doch nicht die Absicht gehabt, die Kleider zu behalten. Nur aus Nachlässigkeit habe er verabsäumt, diese rechtzeitig wieder an Ort und Stelle zu bringen. Seiner Ansicht nach könne er nur wegen Sachbeschädigung verurteilt werden. Der Gerichtshof trat dieser Ansicht bei. Es liege kein Diebstahl, sondern Sachbeschädigung vor und deshalb sei der Angeklagte mit einer Gefängnisstrafe von vier Monaten zu belegen, denn seine Handlungsweise erfordere eine strenge Sühne. (B. Morgenpost.)

Ein Mannweib. Das Spital Lariboisière in Paris beherbegt augenblicklich einen Patienten, der in Männerkleidern sich zur Aufnahme meldete, als Monsieur Paul ins Aufnahmeregister eingetragen wurde, sich aber alsbald als Weib entpuppte. Monsieur Paul ist von Beruf Fuhrmann. Seit Jahren übt er dieses Handwerk aus, ohne daß je irgend jemand hinter ihm ein Weib vermutet hätte. Seine Kollegen versichern, daß er die Peitsche schwingen kann, wie jeder richtige Fuhrmann, und auch Fluchen und

Schimpfen wie ein solcher. Und doch ist „Monsieur Paul“ ein Weib, allerdings ein Weib von riesigen Körperformen, groß und stark wie ein Mann und in jeder Beziehung von männlichem Charakter. Ihre ganze Person zeigt männlichen Habitus, breite ausgearbeitete Hände, kräftigen Biceps und einen scharfgeschnittenen, trotz des Fehlens des Bartes durchaus männlichen Gesichtsausdruck. Monsieur Paul ist ein Findelkind. Von braven Fuhrleuten gefunden und angenommen, hat sie ihre ganze Kindheit — sie ist 25 Jahre alt — bei den Pferden zugebracht. Da ihr der Beruf ihres Adoptivvaters gefiel, hat sie, als sie ins reife Alter trat, Männerkleider angelegt und die Peitsche in die Hand genommen. Kein Mensch ahnte, daß der junge Fuhrmann ein Weib sei. Im Augenblick, wo sie ins Spital eintreten mußte, war sie bei einem der größten Pariser Rollfuhrwerkunternehmer bedienstet. Seitdem ihr wirkliches Geschlecht entdeckt ist, lebt sie in steter Angst, ihr Lohnherr werde sie nicht mehr zurücknehmen wollen.

---

17 Jahre ein Mädchen und dann ein — Mann. Dieses seltsame Ereignis trug sich in Kratsch (Schlesien) zu. Auf dem dortigen Dominium diente seit längerer Zeit eine Magd Auguste Kl. Kürzlich wurde sie krank, und bei dieser Gelegenheit stellte der Arzt fest, das „Auguste“ ein männliches Wesen sei. Die Person ist nach dem „Niederschl. Anz.“ armer Leute Kind aus dem Bunzlauer Kreise und als Knabe auf den Namen „August“ getauft worden. Da das Kind jedoch zart und schwächlich blieb, wurde es von den Eltern als Mädchen groß gezogen. Als die Eltern starben, kam es zur Pflege zu einer Verwandten. Vor der Einsegnung wurde im Taufregister der Name „August“ in „Auguste“ umgeschrieben. Später vermietete sich das angebliche Mädchen als Magd. Jetzt hat der Siebzehnjährige die Unaussprechlichen angezogen, den Namen „August“ angenommen und dient als Schäferknecht. (Oberländer Volksblatt.)

Eine bulgarische Amazone. Aus Tirnowa wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: Auf meiner Rückreise von der Schipka-Feier mußte ich mich ungezwungenerweise zwei Tage in Grabovo aufhalten, weil es dort weder Wagen noch Pferde infolge des großen Bedarfs für das Fest augenblicklich gab, die mich die 45 km lange, noch eisenbahnlose Strecke nach Tirnowa hätten befördern können. Als ich endlich einen Wagen erhalten hatte und eben die letzten Abmachungen mit dem Besitzer traf, betrat

ein Mann das Zimmer, der die Kleidung der bulgarischen Bauern trug, und an dem mir außer seinem bartlosen Gesichte die für einen Bauern außergewöhnlich kleinen Füße auffielen. Unter der nationalen Pelzmütze schaute kurzgeschnittenes schwarzes Haupthaar hervor, und die Brust schmückte eine Reihe von Medaillen, die für die Teilnahme an dem russisch-türkischen und dem bulgarisch-serbischen Kriege verliehen worden waren. Der Wagenbesitzer, der den Ankömmling als einen alten Bekannten begrüßte, raunte mir zu: „Das ist kein Mann, sondern eine Frau." Nun wurde meine Neugierde rege, und ich knüpfte ein Gespräch mit der interessanten Person an. Sie hieß Ivanka Marcova und war aus Rula bei Widdin gebürtig. 1877 war sie, als Mann ververkleidet, in die bulgarische Legion eingetreten und hatte mit dieser den Schipkapaß verteidigen helfen, weshalb sie jetzt auch der Schipka-Feier als Veteran mit beigewohnt hatte. Nach dem Feldzuge verheiratete sie sich mit einem Bauern ihres Heimatsortes. Als aber der Krieg mit Serbien ausbrach, litt es sie nicht länger daheim. Sie lief ihrem Manne davon und trat wieder in die bulgarische Armee ein, mit der sie die Schlacht bei Slivnitza mitmachte. Ihr Mann ließ sich infolge dieser Extravaganz von ihr scheiden, und seitdem trägt sie nur Männerkleidung. Ihr Gesicht zeigt angenehme Formen, doch sind die Züge hart, und die Haut ist von vielen Falten durchfurcht. Da sie darüber klagte, daß der Stadtpräfekt von Grabovo ihr nur 1 Frank Zehrgeld gegeben habe, der doch für ihren fünf Tage beanspruchenden Rückmarsch nach ihrem Heimatsorte nicht ausreichend sei, so schenkte ich ihr eine Kleinigkeit, wofür sie mir in freilich unmilitärischer Weise die Hand küssen wollte. (Charlottenb. Neue Ztg.)

The Male Patti. Chaque soir paraît, à dix heures, sur la scène des Ambassadeurs, une chanteuse américaine qui, successivement vêtue d'une robe de bal, de la mantille espagnole ou du travesti, sait prendre les diverses attitudes cenvenables — tour à tour hautaine, souriante ou désemparée. Elle a une belle voix de soprano, qui ne serait pas déplacée sur nos premières scènes lyriques. Elle conaît l'art des roulades et nuance ingénieusement ses intonations. Elle sait être sentimentale, ardente, effarée, suppliante, dédaigneuse, attristée, ou ioveuse. Ses gestes traduisent ces multiples états de l'âme et du cœur avec une élégante précision. Vraiment, c'est une artiste à qui l'on voudrait un public moins superficiel que celui qui dissipe

son temps dans les music-halls. Elle a eu ce public à New-York et dans toutes les grandes villes américaines, lorsqu'elle remplit, dans un opéra intitulé 1492, le rôle de la reine Isabelle. On l'appela à cette occasion: la nouvelle Patti. Elle eut un grand succès, qui la suivit ensuite, dans toutes les grandes villes d'Europe, où elle se fit entendre. Peu à peu, un bruit, qui se répandit, contribua a augmenter encore ce succès par le mystère qu'il répandit sur la personnalité réelle de cette chanteuse émérite. Le nom même, sous lequel on la connaissait — Stuart — donnait de la consistance à ce bruit. Un manager facétieux fit précéder et suivre ce nom de deux points d'interrogation. Nouvelle pâture à la curiosité . . . . Mais tout se sait et l'on sut . . . . On sut que dans la vie civile, en dehors des planches, Stuart était un jeune homme . . . . Mais l'on ne sut rien de plus, car Stuart se satisfait d'atteindre à la notoriété — il ne refuserait point la gloire — sous la forme empruntée d'une grande artiste, et til tient à n'être, dans le privé, et sous sa forme réelle — la forme masculine — qu'un brave garçon — très simple, trés doux, d'une parfaite correction d'allure, et qui n'a que deux objets pour son amour: sa mère, comme tout homme de cœur, et l'argent, comme un Américain qu'il est. C'est de sa bouche même que nous tenons ce trait de sa personnalité. Nous sommes dans sa loge, simple chambre blanchie à la chaux, éclairée de becs de gaze. «Stuart» est assis devant sa glace et il se préoccupe d'accroître l'éclat noir de ses yeux. Mlle Blanche, son habilleuse, ajoute à ses cheveux noirs, qu'il vient de peigner en bandeaux, une méche étrangère pour parfaire l'illusion. Et elle s'étonne de le sentir si différent de son entourage et indifférent à beaucoup de petites joies qui ont du prix pour ses camarades. — O! monsieur Stuart, dit-elle, il n'aime rien, il n'aime personne. — O! si, réplique-t-il . . . ma mére et l'argent. C'est qu'il lui doit beaucoup à sa mère. Comme nous lui demandions si la qualité féminine de sa voix était acquise ou lui était naturelle, il nous répondit, avec un grand accent de conviction: C'est la voix de ma mère; e'était une célèbre chanteuse italienne. Elle a perdu sa voix quand je suis né. A ce moment, un papillon grisé de lumière, heurte le mur blanc. Mlle Blanche veut le tuer. Mais Stuart, avec une mine effrayée, s'écrie: O! mon Dieu! Faut pas tuer! C'est nouvelle pour moi . . ., nouvelle! Il est haletant et il suit d'un regard inquiet et doux le papillon sur la muraille. Puis, soudain rieur, il appelle une chanteuse pui sort de la loge

voisine. — Bianca, Bianca, venez ici, Bianca! Et, s'adressant à nous: Bon camarade! Bianca! Bon collègue. Pas jalouse. O! plus jalouse comme les autres. Et bon caractère! Une drôlerie . . . et Mlle Biana s'enfuit. C'est son tour de chanter . . . Après, ce sera celui de Stuart. Il faut se hâter. — Quelle robe on va mettre ce soir à monsieur? la rose? la blanche? questionne Mlle Blanche. — Stuart est en train de mettre son corset. La metamorphose s'accomplit. — La jaune, répond-il. — Et le voici, bientôt après, vêtu a'une luxueuse robe en soie paille garnie de tulle bouton d'or. Une guirlande de roses rouges descent de l'épaule gauche et va se perdre dans la tulle. Stuart est depout et observe l'effet de son maquillage dans une glace à main. Satisfait, il nous tend la glace. — Un cadeau, dit-il. Une Vérité en étain, de Vibert. Je l'ai reçu hier d'une grande artiste. — Il nous dit un nom, mais aussitôt: Ne le dites pas. Des cadeaux, j'en reçois tous les jours — et il nous montre ses doigis chargés de bagues de prix. Mais je n'aime pas qu'on parle de ces choses . . . . C'est du cabotinage . . . . Parlez de ma voix. J'aime mieux! Mlle Blanche a disparu. Elle revient avec un verre d'eau fraîche. Stuart le boit d'un trait. — C'est tout ce que je prends avant de chanter. Il faut que je sois à jeun. Je dîne à minuit. — Quelques heures après, en effet, Stuart est assis dans un restaurant de nut. A voir ce jeune homme simplement vêtu, quoique avec une grande correction, on ne se doute pas qu'il vient de s'exhiber sur les planches et lorsqu'on s'entretient avec lui, sa conversation empreinte de naïveté, d'émotion, son allure discrète, tranche avec l'idée que l'on se fait d'ordinaire d'un . . . cabotin. — Quand nous quitterez-vous, monsieur Stuart? — O! bientôt, répondit-il; je passe tous les étés à New-York . . . avec maman. (Le Petit Bleu de Paris.)

Baltimore. Er war eine „Sie". Bekleidet mit einem netten schwarzen Anzug, zierlichen Halbschuhen und einem modischen Strohhut wurde heut Morgen „Herr Herman S. Wood", eigentlich Fräulein Lola A. Sawyer, im Polizeigericht vorgeführt. Sie soll unter Vorspiegelung falscher Tatsachen sich Geld verschafft haben. Die Angeklagte wurde bis zu einem Verhör, das am nächsten Mittwoch stattfand, festgehalten. Sechs Jahre lang wußte Fräulein Sawyer sich als Mann auszugeben. Sie spielte ihre Rolle ausgezeichnet, rauchte Cigaretten, beteiligte sich an männlichem Sport, kurz Niemand ahnte, daß sich

unter den Herrenkleidern ein weibliches Wesen verbarg. Erst durch ihre Heirat mit Frau Ernestine L. Hauck, einer 35 Jahre alten Wittwe mit zwei Kindern, wurde ihr wirkliches Geschlecht ruchbar. „Herr Wood" hatte bei der Wittwe mehrere Monate gewohnt und vor einer Woche fand die Hochzeit des sonderbaren Paares statt. Letzte Nacht erschien die jung verheiratete Wittib ganz bestürzt bei dem „Rev." Anthony Bilkousky, welcher die Trauung vor einer Woche vollzogen hatte und erzählte dem Geistlichen, daß ihr Gatte eigentlich nicht „der Artikel" sei, den sie gesucht habe. Der angebliche Mann sei entweder geschlechtslos oder ebenfalls eine Frau, jedenfalls nicht so beschaffen, wie ihr verstorbener Erster. Der Geistliche setzte den Polizeikapitän McGee in Kenntnis, welcher heute die Wohnung des Paares, No. 719 N. Eutaw Str., besuchte. Der Pseudo-Gatte behauptete Anfangs steif und fest, daß er ein Mann sei, seine Frau wisse nicht, was sie schwätze, als aber der Polizeikapitän schließlich verfängliche Fragen an „Herrn Wood" richtete, brach diese zusammen und legte das Geständnis ab, daß er eigentlich eine „Sie" sei und Lola A. Sawyer heiße. Lola stammt aus North Carolina und ist 22 Jahr alt. Vor sechs Jahren will sie durch ein Betäubungsmittel besinnungslos gemacht und dann vergewaltigt worden sein. Sie gab einem Kinde das Leben, das jetzt ihre Mutter in North Carolina in Gewahrsam hat. Um ihre Schande zu verbergen, legte sie Männerkleider an und kam nach Baltimore. Hier hat sie in verschiedenen Berufen als „Mann" gearbeitet, ohne daß in Bezug auf ihr Geschlecht Verdacht geschöpft worden wäre. Da sie der Wittib während der Brautzeit 100 Strl. entlockt hat, erfolgte auf Grund dessen ihre Verhaftung.

Entdeckung einer Lasterhöhle. Dem Chef des Detektivkorps der Budapester Polizei Dr. Koloman Krecsányi ist es gelungen, im Hause Tabakgasse Nr. 36 eine Lasterhöhle zu entdecken. Es ist dies der Kaffeeschank des Arpád Róna, in welchem allabendlich unsittliche Orgien gefeiert wurden. Die mächtige Firmatafel des Kaffeeschanks trägt die Aufschrift: „Muster-Kaffeeschank und Speisehalle". Bei der Polizei wurde noch im Laufe des verflossenen Monats die Anzeige erstattet, daß dieser Kaffeeschank eigentlich eine Lasterhöhle sei. Die Polizei konstatierte alsbald die Richtigkeit der Anzeige. Der Kaffeeschank hat zwei Zimmer. Das erste dient als Speiseraum, das zweite ist ein Hofzimmer, welches durch eine Glaswand und einen Peluche-Vorhang vom

ersten getrennt ist. Hier hielten sich die Stammgäste auf, junge Leute, meist vagierende Handlungsgehilfen, Raseurgehilfen, Zigeunermusikanten etc., und ältere Herren, von denen einige sogar im öffentlichen Leben eine Rolle spielen sollen. Diese Gesellschaft der „Eingeweihten" hielt sich stets im zweiten, verhängten Zimmer auf, und wenn ein Fremder dasselbe betreten wollte, so verstellte ihm der Cafétier mit den Worten den Weg: „Pardon, drinnen hält eine geschlossene Gesellschaft ihre Sitzung!" Die polizeiliche Beobachtung eruierte die eigentliche Natur der „geschlossenen Gesellschaft". Die Männer nennen sich alle mit Mädchennamen. Der Kellner hieß „Niobe", während der Cafétier den klangvollen Namen „Koronás Aranka" trug. Die Übrigen hießen: Trilby, Ibolyka, Melanie, Biri, Beatrix, Prémes Zsuzsi, Idue, Czigány Aranka, Margit etc. Es wurden häufig Teeabende veranstaltet. Bei solchen Anlässen wurde der Schank geschlossen, damit die Orgien nicht gestört würden. Die jungen Leute zogen Frauenkleider an, schminkten und parfümierten sich, und es wurde bis in den späten Morgen getanzt. Einem Detektiv gelang es, sich in die Gesellschaft einzuschleichen, wo er den Namen „Ella" erhielt. Der Kellner, „Fräulein Niobe", gab den neuen Mitgliedern Unterricht. Samstag Nachts versammelte sich die Gesellschaft wieder zu einer Soirée. Das Hofzimmer wurde mit Blumenguirlanden geschmückt und die jungen Leute legten ihre schönsten Damenkleider an. Als die Gesellschaft beisammen war, drangen die Detektivs durch die Hoftür in den Raum, wo gerade ein Coupletvortrag der Niobe auf dem Programm stand. Die Polizei verhaftete acht junge Leute und überführte sie zur Stadthauptmannschaft des VII. Bezirks. Sechs alte Herren, zur Ausweisleistung aufgefordert, legitimierten sich. Die Polizei erstattete der Staatsanwaltschaft über den Fall Bericht, gegen den Cafétier wurde die Strafuntersuchung eingeleitet. Zugleich wurde die Bezirksvorstehung ersucht, demselben die Gewerbelizenz zu entziehen.

(Neues Pester Journal.)

Eine Lasterhöhle. Vor dem Strafbezirksgericht kam die Angelegenheit des „Muster-Kaffeeschanks" (Minta-kávécsarnok) in der Tabakgasse zur Verhandlung, in welchem die Polizei im heurigen Frühjahr unsittlichen Umtrieben auf die Spur kam. Es waren dreizehn Angeklagte vorgeladen, die ohne Ausnahme leugneten, irgend etwas Strafbares auch nur gesehen zu haben. Interessant war der Bericht Koloman Szakáll's, der Rechtshörer und



gleichzeitig Angestellter der Detektivabteilung ist. Szakáll gab zu Protokoll, daß er, um das Treiben in jenem Café aufzudecken, eine zeitlang allabendlich in jenem Café erschienen sei und bemüht war, das Vertrauen der betreffenden Gesellschaft zu gewinnen, was ihm nach einiger Zeit auch gelang. Er habe zwar allerlei sehr Verdächtiges gemerkt, sei jedoch niemals Zeuge eines wirklichen Vergehens gewesen. Es entspann sich nun eine erregte Debatte zwischen dem Verteidiger Dr. Alexander Vaiß und dem staatsanwaltlichen Bevollmächtigten Dr. Gölz. Dr. Vaiß hielt nämlich die Eigenschaft Koloman Szakáll's als Rechtshörer unvereinbar mit seiner Detektivtätigkeit und beantragte, daß von der Mitwirkung Szakáll's in dem vorliegenden Prozeß dem Universitätsrektor Mitteilung gemacht werde. Nachdem der staatsanwaltschaftliche Bevollmächtigte hierauf nicht eingehen wollte, erklärte Dr. Vaiß die Anklage als unbegründet und bat um ein freisprechendes Urteil. Diesem Verlangen wurde auch entsprochen und die Angeklagten freigesprochen. (Neues Pester Journal.)

Eine eigentümliche Entdeckung wurde dieser Tage in Paris gemacht. Dort hat ein Original das Zeitliche gesegnet, nicht ohne, seinem sonderbaren Charakter entsprechend, der Welt eine originelle Überraschung zu hinterlassen. Der Bureaudiener Marius ist gestorben, eine bescheidene, witzige und allen Pariser Journalisten bekannte Persönlichkeit, die in den meisten Zeitungsredaktionen der Hauptstadt ein- und ausging. Marius war klein und bartlos; man war stets über sein Alter im Zweifel, wenn man ihn sah. Der ehemalige Kammerpräsident Burdeau brachte ihn in der Redaktion des „Soir“ als Bureaudiener unter. Dann kam er am Evècle an. Zuletzt diente Marius bei der Sportzeitung Auteuil - Longchamps. Gestern fand man ihn tot in seinem Bette. Man glaubte erst an einen Selbstmord, wozu man bei der Eigenart des Verblichenen nicht unberechtigt war. Aber der Gerichtsarzt stellte fest, daß Marius im Alter von 62 Jahren eines ganz natürlichen Todes gestorben sei, und hierbei kam er auf die unerwartete Entdeckung: Marius war eine Frau!

(Charl. Neue Zeitung.)

Ein Mann als — Jungfrau von Orleans. Ein neues Reizmittel für Theaterbesucher glaubt der St. Petersburger Schauspieler Glagolin gefunden zu haben, der für die nächste Zeit sein Auftreten als — Jungfrau von Orleans ankündigt und sein Vor-



haben eingehend begründet. Es bedürfe keines weiblichen Künstlers, um die Kriegerin von Orleans zu verkörpern. Auch ein Schauspieler, sofern er ein wirklicher Künstler sei, könne ohne Beeinträchtigung der Wirkung die Rolle spielen. Sarah Bernhardt, die die Kunst der Hosenrollen auf ihre höchste Höhe und zum Selbstzweck geführt hat, fand also ihren Meister.

(Berliner Morgenpost.)

Brüssel. Ein ganz sonderbarer Fall beschäftigte das hiesige Civilgericht. Die 18jährige Marianne Z. aus Bouchout war dieses Jahr vom Lande nach Brüssel gekommen und hatte im Großstadtleben erkannt, daß sie die Weiberröcke zu Unrecht trug. Sie tauschte sie daher mit der Kleidung des stärkern Geschlechts um. Alsbald aber wurde sie darauf aufmerksam gemacht, daß es dazu gewisser Förmlichkeiten bedürfe. Sie beauftragte daher mit diesen einen Rechtsbeistand, und das Gericht sprach ihr mit reichlicher Begründung vorgestern das Recht zu, auch ferner in Männerkleidern anzutreten. Wie der Irrtum auf dem Standesamt in Bouchout entstanden ist, muß noch ermittelt werden. Die Eltern des zum jungen Manne gewordenen Mädchens können wegen Verjährung der Sache nicht mehr belangt werden. (Köln. Zeit.)

Die gefälschte Rieke. Eine merkwürdige, aber wahre Geschichte hat sich im Südwesten Berlins zugetragen. Die dort wohnende Witwe R. suchte eine Aufwärterin. Noch am selben Tage stellte sich eine jugendliche Maid vor, die, obwohl sie sogenannte Titusfrisur trug, wegen ihres angenehmen Auftretens angenommen wurde. Sie ließ sich Rieke rufen, machte alles, selbst die Wäsche, zur vollsten Zufriedenheit und hatte nur den einen Fehler, daß sie mit Zimmerherren der Frau R. anbändelte. So ging das mehrere Wochen weiter, bis der eine Mieter vertraulich erklärte, daß er bestimmt glaube, überhaupt kein Mädchen vor sich zu haben. Ein Zufall kam der Erfüllung des Geheimnisses zu Hilfe. Rieke, die nicht bei Frau R. schlief, erzählte nämlich, daß sie zum Maskenball gehe wolle, und war auf ausgesprochenen Wunsch bereit, sich in ihrem Kostüm zu präsentieren. Als das in ziemlich leicht geschürztem Kleide geschah, sagte man ihr auf den Kopf zu, daß sie gar kein Mädchen sei. So war es in der Tat. Der verkappte junge Mann tat gar nicht beleidigt, gab lachend sein Geheimnis preis und meinte, daß er das Experiment nur unternommen habe, weil er in seinem Berufe als

Maler absolut keine Arbeit finden konnte. Natürlich wurde der talentvolle Jüngling in Weiberkleidern sofort an die frische Luft gesetzt. (Charl. Neue Zeit.)

Der erste weibliche Romeo. Alles schon dagewesen! Sarah Bernhardts unlängst verkündete Absicht, den Romeo zu spielen, die so großes Aufsehen erregte, hat auch nicht mehr den Vorzug der Originalität. Die Saturday Review erinnert an einen heute längst vergessenen weiblichen Romeo. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erregte der Romeo der Charlotte Cushman großes Aufsehen. Die Kritik und das Publikum waren einig über den glänzenden Erfolg. Die mutige Schauspielerin war eine Amerikanerin. Sie war in Boston geboren, wurde zuerst zur Opernsängerin ausgebildet, wandte sich dann aber dem Schauspiel zu und hatte ihre ersten großen dramatischen Erfolge in London. Ihre Glanzrollen waren die Lady Macbeth, Kardinal Wolsley und Romeo. Ihre erste Romeodarstellung fand im Haymarket im Jahre 1846 statt. Die Schwester der Charlotte Cushman war ihre Partnerin als Julia. Über die Aufführung schrieb ein angesehener englischer Kritiker: „Es war ein ungewöhnlicher Triumph, Romeo gab ihrer Leidenschaftlichkeit und der männlichen Kraft ihres Stiles freie Hand. Als Liebhaber übertraf sie in der Glut der Liebe alle männlichen Schauspieler, die ich in dieser Rolle gesehen habe. In der Szene mit dem Mönch übertraf sie Charles Kean. Alles Übertriebene und Unvernünftige in Romeos Verhalten war vergessen in der Glut seiner Liebe, und das Publikum wurde zu der stürmischsten Erregung hingerissen."

Ein Rätsel. Die in Kiew erscheinenden Blätter teilen einen rätselhaften Vorfall mit. In der Glasfabrik in Boguslawka war ein junger Pole Namens Vincenz Szuljakowski als Packmeister angestellt, der sich in der ganzen Gegend großer Beliebtheit erfreute. Am 27. Mai 1901 vermählte er sich mit einer jungen Landsmännin, einem Fräulein Szygielska aus Congreßpolen, und dem in glücklichster Ehe lebenden Paare wurde ein reizendes Knäblein geboren. Vor einigen Tagen nun machte Vincenz Szuljakowski zu Pferde einen Weg in den nächsten Ort, wobei er von dem scheugewordenen Tier aus dem Sattel geworfen und eine lange Strecke am Boden geschleift wurde. Schwer verwundet und bewußtlos wurde er in den nächsten Edelhof gebracht und ein Consilium von vier Ärzten an sein Krankenlager berufen,

76*



wobei sämtliche vier Ärzte zu ihrer größten Überraschung konstatierten, daß der vor ihnen liegende junge Ehemann — eine Frau ist. Der Vorfall, der bis zur Stunde noch nicht aufgeklärt ist, wurde der Behörde zur Anzeige gebracht.

Elbing. („Herr Pieske“.) Am Sonntag wurde hier ein „Mann“ festgenommen, der sich Martin Pieske nannte. Er wurde später wieder freigegeben. Wie sich nun herausgestellt haben soll, ist die Person kein Mann, sondern eine Frau Marta Pieske. Es ist wahrscheinlich, so schreibt die „Elb. Ztg.“, jenes Mannweib, das in Westpreußen schon sehr viel von sich reden gemacht hat. Sie war die Frau eines Offiziers und Großgrundbesitzers, der früher im Kreise Pr.-Stargard ansässig war, aber durch die tollen Streiche seiner Frau von der Scholle vertrieben wurde. Frau Pieske hatte von jeher eine besondere Vorliebe für Hosenrollen. Ihre pikanten Abenteuer haben in Danzig und in der Provinz viel Gesprächsstoff geliefert, aber sie auch mit dem Strafgesetz wiederholt in Widerspruch gebracht. Als dann gar noch das Geld ausging, sank Frau Pieske mehr und mehr und kam ins Gefängnis und Zuchthaus. Nach einem schwer bewegten Leben fand man sie auf einem Dorfe wieder. Sie war einem Bauern monatelang ein treu ergebener und fleißiger Knecht gewesen, als sie es sich gelüsten ließ, ihre Kunstfertigkeit auf dem Klavier zum besten zu geben. Dadurch erweckte sie Verdacht, und die Folge war ein weiteres Umherirren. „Herr Pieske“ scheint übrigens am Ende seiner wechselvollen Laufbahn angelangt zu sein. Was er seinen Kräften zumutete, war mehr, als sie auszuhalten vermochte. Der Todeskeim soll bedenklich an ihm nagen. Das Mannweib, das sein wirkliches Geschlecht geschickt zu verbergen weiß bei den vielen Leibesuntersuchungen, die es über sich ergehen lassen muß — u. a. verlangt jede bessere Herberge von zweifelhaften Personen eine gründliche Untersuchung, damit Ungeziefer ferngehalten wird — dürfte keine geborene Verbrechernatur sein. Erst handelte es aus Übermut und dann, als es sich auf abschüssiger Bahn befand, aus Not.

„Herr Pieske“, das bekannte Mannweib, das im Januar in Elbing seine Gastrollen gab, stellte sich heute in Männerkleidern und Schirmmütze der Elbinger Strafkammer vor. Marta Pieske ist am 23. Mai 1860 als Tochter des Rittergutsbesitzers Gronert zu Gellnitz (Kreis Berent) geboren und hat ein bewegtes Leben



hinter sich. Ihre Eltern sind gestorben, ebenso ihr Ehemann der Gutsbesitzer Oskar Pieske, von dem sie geschieden war. Frau Pieske erklärte, daß sie im Elternhause als Knabe erzogen worden ist. Sie hat viele Tage ihres Lebens Gefängniskost genossen. U. a. hat sie wegen Diebstahls zwei Jahre und wegen Betruges drei Jahre Zuchthaus verbüßt. Am 26. März ist Frau Pieske von der Danziger Strafkammer wegen verschiedener Betrügereien, die sie in Danzig und Pr. Stargard verübt hat, zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Wir haben damals über „Herrn Pieske" und seinen abwechselungsreichen Lebenslauf Näheres erzählt. Bevor „Herr Pieske" nach Elbing kam, war er vom 16. September bis Januar d. Js. bei Herrn Fabian in Kalthof als Knecht tätig gewesen. Weil dessen Besitzung niederbrannte, verlor „Herr Pieske" seine Stellung und geriet aus Not wieder auf die Bahn des Verbrechens. Unsern Lesern sind die Taten des „Herrn Pieske", der sich unter allerlei märchenhaften Erzählungen bei dem Schuhmacher Friedrich Mater (Äuß. Mühlendamm) Unterkunft zu verschaffen wußte, gewiß noch in Erinnerung. Am 21. Januar besuchte Pieske den Schuhmacher Franz Hoffmann, um auch diesen mit Bezug auf die vermeintliche reiche Erbschaft zur Hergabe von Essen und Nachtquartier zu bestimmen. Hoffmann hat sich über den Verbleib der Erbschaft sehr abgemüht, hat aber nichts erfahren können. Die Gerichtsverhandlung gestaltete sich sehr amüsant, selbst die sonst so ernsten Richter konnten ein Lächeln nicht unterdrücken. „Herr Pieske" bekam eine Zusatzstrafe von 1 Jahr Zuchthaus und 150 Mark Geldstrafe oder 20 weitere Tage Zuchthaus zudiktiert.

Kischinew. Eine verkleidete Dame mit Gymnasialbildung als Eisenbahnarbeiter. Wie dem „Kiewljanin" aus Kischinew geschrieben wird, wurde dieser Tage auf einer Station der Südwestbahnen die abenteuerliche Laufbahn eines „Wächters" aufgedeckt. Vor ungefähr vier Jahren trat in den Dienst der Südwestbahnen als gewöhnlicher Arbeiter ein junger, hübscher Bursche, der sich Alexander R—ski nannte. Er arbeitete in einer Artel und lebte mit den Mitgliedern der Artel in den gemeinschaftlichen Kasernen und teilte alle Beschwerden des Dienstes mit seinen Kameraden. Durch seinen Fleiß und seine Anstelligkeit erwarb sich R—ski in kurzer Zeit das Vertrauen und die Achtung seiner Vorgesetzten, die ihm bald einen Aufseherposten einräumten. Auch in dieser Stellung kam R—ski in vorbildlicher Weise seinen Verpflichtungen



nach und avancierte nach einem Jahre auf einen höheren Posten, durch den er eine Vertrauensstellung einnahm. Zum Erstaunen aller Bekannten des vermeintlichen jungen Mannes stellte sich nun vor einigen Tagen heraus, daß sich unter der einfachen Kleidung des Oberaufsehers eine Dame verbarg — die Tochter eines Gouvernements-Sekretärs Namens Alexandra Alexandrowna R—skaja; sie hatte den vollen Kursus eines Mädchengymnasiums absolviert und dabei eine Prüfung in der lateinischen Sprache bestanden, durch die sie das Recht erhalten hatte, in das Medizinische Institut für Frauen zu treten. Nach Absolvierung des Gymnasiums bekleidete Frl. R. längere Zeit den Posten einer Lehrerin an einer Landschaftsschule und verschwand dort eines Tages völlig spurlos. Da alle Nachforschungen erfolglos verliefen, glaubte man allgemein, daß die Lehrerin verunglückt sei. Gegenwärtig hat sich der Eisenbahnarbeiter wieder in eine Dame verwandelt und wird sich wohl für die Metamorphosen vor Gericht zu verantworten haben. Das russische Blatt betont nachdrücklich die Wahrheit des Mitgeteilten und erwähnt noch zum Schluß, daß die junge Dame durch Familienverhältnisse unglücklichster Art zu ihrem mehr als originellen Schritte veranlaßt worden ist.

(Lodzer Zeitung.)

Der Wasserseppli. Im Schwarzwald lebt ein Original, das außerhalb der Amtsbezirke Triberg und Waldkirch wenig bekannt geworden ist, von dem aber mancher mit Interesse hören wird: der Wasser- oder Marketenderseppli. Droben auf den Höhen des Walds, in der Gegend seiner Heimat, Niederwasser im Amt Triberg, nicht nur, sondern im ganzen Tale der Elz, von deren Ursprung bis zum Dorfe Buchholz unterhalb Waldkirch, im Simonswälder und im Glottertal, ist er gut bekannt und auf allen Höfen gern gelitten. Josef Weber, so heißt der Mann, der der Glücklichste weit umher ist — er fällt schon auf durch sein Gewand und sein eigenartiges Gebahren. Bei der Arbeit trägt er sich vollständig wie eine Frau. Man meint, eine Bauernmagd aus der Gegend seiner Heimat vor sich zu haben. Wandelt er auf der Straße, so ist er dessen nicht zufrieden; eine blaue Zwilchhose, weit genug, hat er über den Rock her angezogen. Frauenstrohhut und Frauenkittel fehlen indessen auch da nicht. Einen blauen großen Zwilchsack, den er halbteilig über die Achsel hängt, führt er dann stets mit sich. Wenig Male trägt er Schuhe, fast immer ist er barfuß. Aus seinem starkknochigen, runzeligen, sonnverbrannten Antlitz

strahlt unendliche Zufriedenheit und Sorglosigkeit. Große runde Ohrringe sollen sein Haupt verschönen. Seine Stimme ist nicht die eines Manns, noch eines Weibs; sie ist ein Zwitterding zwischen beiden, aus welchem Umstand und seiner Vorliebe zu Frauenkleidern manche schließen, daß er weder Weib noch Mann sei. Der Wasserseppli ist geboren im Jahre 1834. Der Schule entlassen, zog er von der Höhe seiner Heimat herab durch die Täler des Schwarzwalds, das Elztal, Glotter- und Simonswäldertal. Die Wanderlust hatte ihn mit einem Male so ergriffen, daß er es in der Folgezeit an einem „Platz" mehr wie eine Woche nicht mehr aushielt. Und seit jener Zeit wandert der Seppli umher. Ein paar Tage sägt er Holz, dann wandert er wieder ein wenig, um dann wieder kurze Zeit Holz zu sägen. Wenn er bei der Arbeit ist, so waltet er fleißig und eifrig seines Amts. Die Leute bewirten ihn zum Zeichen ihrer Zufriedenheit, allerdings oft auch aus Mitleid, mit seinem liebsten Genußmittel auf dieser Erden, dem Kaffee; Wein und Bier verschmäht der Seppli. Und trotzdem er schon so viele Jahre wandert, hat man noch nicht gehört, daß er Kaffee, noch sonst etwas gebettelt hätte; er nimmt mit Freuden, was man ihm gibt, aber zum „Heischen" gibt er sich nicht herab, wie man ihm auch nicht nachsagen kann, daß er seiner Heimatsgemeinde auch nur einen Pfennig Kosten gemacht hätte. Der Seppli hat von seinem Vater ein stark ausgeprägtes Rechtsgefühl überkommen. Man hat noch nie erfahren, daß er irgendwo etwas entwendet oder Jemand sonst etwas zu Leid getan hätte. Dagegen ist er oft schon bei seiner Arbeit auf den Höfen in hohem Maße aufgebracht worden, wenn er sich in seinem Rechte verletzt glaubte, grad wie sein Vater, der sich dann in diesem Stadium durch einen „Kreuzsackrä" Luft machte und der deshalb auch hie und da „Kreuzsackrä" genannt wurde. Der Seppli denkt eben: Recht wider Recht. Leute, die ihm freundlich begegnen und insbesondere ihn mit „Seppli" anreden, hält er für brave, redliche Leut; solche, welche nicht freundlich mit ihm verkehren, hält er für bös und bleibt ihnen gegenüber verstockt. Stadtleute liebt er nicht, ist höchst mißtrauisch gegen sie und nur mit Unbehagen spricht er mit ihnen, während alle Kinder seine Freunde und Vertrauten sind. Auf seinen Zügen durch die Dörfer begleiten ihn die letzteren scharenweise, und da hat er Arbeit genug, jedem Red und Antwort zu geben. Die Diener von der heiligen Hermandad fürchtet er, weil ihn einmal einer, der ihn nicht kannte, „für ins Hüsle" mitgenommen hat. Glücklicherweise



aber durfte der Seppli alsbald wieder ins Freie. Im Übrigen ist er mit den Ordnungswächtern noch alleweil gut ausgekommen, weil er niemand behelligt und auch niemand Ärgernis an ihm nimmt. Jedesmal, wenn er in seinen Geburtsort kommt, zeigt sich ein schöner Zug seines Gemüts. Er versäumt nie, dort auf den



Wasserseppli als Mann auf der Wanderschaft.

Friedhof zu gehen und das Grab seiner Mutter aufzusuchen. Sonst geht er jeden Sonntag, sei er, wo er wolle, in den Gottesdienst. Der Seppli hat überhaupt ein weiches Herz und eine große Anhänglichkeit an seine Bekannten ist ihm eigen. Als ihm der Erzähler seiner Zeit die Neuigkeit brachte, Altbürgermeister

und Landtagsabgeordneter Blattmann im Glottertal sei auch gestorben — 16. Juli 1901 — da ergriff es den Seppli sehr und weinerlich ließ er sich aus: „So, so, de Burgermeister isch gstorbet; a wa, i hane guat kennt. Wenns mers nu au gestert z'Buechholz scho gsait hätta — i bi bi der große Greth und bim



Wasserseppli als Frau bei der Arbeit.

Vogtsbur gsi — so wär i gwiß a d'Lücht. I hane fescht gern gha un han scho viel Kaffee trunka beim Burgermeister. Des isch mer jetzt net recht".

(A. d. Monatsbl. d. Bad. Schwarzwaldvereins von Josef Ruf-Waldkirch.)

Mariée à une femme. Mme Ernestine E. Ranck s'est mariée ily a quelques semaines. Le mariage a été celébrè à Baltimore. Jusqu'ici rien d'extraordinaire; car on se marie tous les jours à Baltimore. Mais où la chose devient peu ordinaire c'est que le marié était une femme, Lotta Sawyer. Miß Sawyer porte des vétements masculins depuis plusieurs années déjà. Mme Rank, dès qu'elle s'est apercue de la supercherie, a déposé une demande en annulation de mariage. Le juge Wright a signé un ordre pour que cette affaire soit jugée par les tribunaux. Dans sa demande, Mme Ranck déclare qu'elle est veuve, a des enfants et a été mariée à Lydia Sawyer le 15 juin dernier par le révérend Anthony Bilkowsky, et que ce n'est que deux jours après la cérémonie qu'elle a découvert que son mari était une femme. Mme Ranck ajoute dans sa demande que l'accusé aavoué l'avoir trompée. Cette demande est faite contre Lotta A. Sawyer ou Lydia Lotta Sawyer, connue sous le nom d'Hermann G. Wood. Un cas semblable ne s'est jamais présenté devant les juges et le code est muet en ce qui touche un mariage entre deux personnes du même sexe. (La Fronde, Paris.)

Ein Verbrecher als Stubenmädchen. In der Wohnung des Direktors der Anglo-österreichischen Bank in Budapest, Lukacs, erschienen mehrere Detektives, und einer derselben machte der Frau des Hauses die überraschende Mitteilung, daß ihr Stubenmädchen, das schon seit mehreren Wochen bei ihr bedienstet war, kein Mädchen, sondern ein Mann und noch dazu ein schon wiederholt bestrafter und von der Polizei eifrig gesuchter Verbrecher sei. Als das „Mädchen" unter einem Vorwande in den Salon gerufen wurde, verhafteten die Detektivs sofort den verkleideten Verbrecher. (Morgenpost.)

Der Fall, daß eine Frau den größten Teil ihres Lebens als Mann zugebracht hat, ist jüngst wieder in London aufgedeckt worden. Die jetzt sechsundsechzig Jahre alte Person erschien am 2. März unter der Anklage eines Betrugs vor Gericht und zwar in Männerkleidung und machte folgende Angaben über ihren bisherigen Lebenslauf: Nachdem sie einige Jahre als Lehrerin beschäftigt war, ging sie nach Birmingham, und beschloß dort, sich als Mann zu verkleiden, weil sie so besser durchs Leben zu kommen hoffte. Sie diente zunächst zwei Jahre auf einem großen Dampfer als Schiffskoch und wurde dort mit der Dienerin



einer Dame bekannt. Sie „heiratete" dieses Mädchen und lebte vierzehn Jahre lang mit ihr zusammen. Dann kehrte der „Gatte" nach London zurück, wo dann später bei einer Aufnahme der Person in ein Krankenhaus ihr wahres Geschlecht entdeckt wurde. Der „Lancei" knüpft an diese merkwürdige Lebensgeschichte einen geschichtlichen Rückblick. Außer solchen Romanhelden wie die unsterbliche Rosalinde gibt es noch mehrere geschichtliche Beispiele von Frauen, die fast ihr ganzes Leben als Mann verbrachten. Eine davon war Christina Davis, die im Jahre 1739 starb, nachdem sie viele Jahre im 2. Dragonerregiment, das später wegen seiner Grauschimmel den Namen der „Schottischen Grauen" erhielt, gedient hatte. Sie war 1667 geboren und hatte in sehr jungem Älter einen Mann Namens Welsch geheiratet. Eines Tages wurde ihr Gatte zwangsweise zum Heere eingezogen und nach Holland gesandt. Christina verkleidete sich daraufhin selbst als Mann und ließ sich bei einem Infanterie-Regiment einschreiben, um ihrem Manne nachzufolgen. Nach vielen Abenteuern, unter die auch ihre Teilnahme an der Schlacht von Landen fiel, wurde sie verwundet, gefangen genommen und dann wieder ausgewechselt. Sie geriet weiterhin in einen Liebeshandel, um deswillen sie ein Duell auszufechten hatte, ließ sich später bei der Kavallerie anmelden und machte die Belagerung von Namur mit. Nach dem Frieden von Rijswick kehrte sie nach Irland zurück, ohne ihren Gatten gefunden zu haben. Sie hatte sich aber an das Soldatenleben derart gewöhnt, daß sie bei der nächsten Kriegserklärung wieder in das Heer eintrat. Nach der Schlacht von Blenheim fand sie, als Wache bei den Gefangenen befohlen, endlich ihren Gatten wieder, der sie seit Langem für tot gehalten hatte. Sie beschlossen nun, sich als Brüder auszugeben und weiter beim Heere zu bleiben. Bei Ramillies wurde sie schwer verwundet und dabei wurde ihr Geschlecht entdeckt. Ihr Gatte fiel bei Malplaquet, aber sie heiratete später noch zweimal. Nach ihrem Tode wurde sie mit militärischen Ehren begraben. Zwei andere Mannweiber, die vor etwa zweihundert Jahren viel von sich reden machten, waren Anna Bonney und Mary Read, die ein Seeräuberleben führten. Eine andere Frau erwarb unter dem Namen James Barry den medizinischen Doktorgrad und machte eine glänzende Carrière als Militärarzt, ihr Leben wurde später der Gegenstand einer Novelle „einer modernen Sphinx". (Hannov. Courier.)



A Young Woman as Garçon de Caffé. On Sunday last, says the "Français", the commissary of police of the Palais-Royal received the visit of a young waiter from a café who came to lodge a charge against a young woman, Jeanne D——, aged twenty-six, who had left his home, taking with her a number of bracelets, rings, earrings and brooches, which belonged to him. "What were you doing with all that jewelry, which you could not wear?" asked the commissary. The waiter who seemed confused by the question, stammered a vague reply and went off. Jeanne D—— was soon arrested and taken before the commissary. When the charge was read over to her, she cried, "I like that. Do you mean to say that she had the cheek to charge me?" Surprised at this reply, the magistrate questioned his prisoner as to her relations with the garçon de café. "Garçon de café", exclaimed Jeanne D——, "why Monsieur le Commissaire, she's my eldest sister, Marie Duval, aged twenty-eight years. She found herself without a situation six months ago, so she cut her hair, got a waiter's costume and was engaged in a number of cafés on the boulevards." The commissary of police sent for the "soi-disant" Ernest Portier, who, confronted with her sister, had to admit the truth of her statement and withdrew the charge she had made. She will be prosecuted for wearing male costume.

Ein Mann in Frauenkleidern wurde am Montag nachmittag gegenüber dem Hause Waterloroufer 17 aus dem Landwehrkanal aufgefischt. Der Tote, ein kräftiger Mann in der Mitte der 30er Jahre, mit einem leichten Anhauch von blondem Schnurrbärtchen, war vollständig wie eine Dame gekleidet, an seinen Fingern befanden sich eine große Anzahl zierlicher Ringe, welche sich jedoch später als unecht erwiesen. In seinen Taschen fanden sich vor: Ein Deckel von einem Gummistempel in Uhrform, zwei „Hundertmark-Blüten", zwei alte Tombakuhrketten, das Werk einer alten Spindeluhr, Hausschlüssel und „Drücker", neun kleine Schlüssel an einem Ringe und ein leeres schwarzes ledernes Portemonnaie. (Berl. Morgenztg.)

Seltsame Metamorphose. Daß eine Person bis zum 26. Lebensjahre für ein Mädchen gehalten wird, sich aber dann als Mann entpuppt und als solcher weiterlebt — dieser wohl einzig in seiner Art dastehende Fall wird aus Guben gemeldet. Aus der Anna K., die von Geburt an für ein Mädchen gehalten



wurde und herangewachsen in dortigen Fabriken gearbeitet hat, ist ein Albert K. geworden, der sich jetzt nach Berlin begeben hat, um hier als Mann seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

(Berl. Morgenztg.)

Eine amerikanische „Gesellschaftsdame". Eine in Peoria (Vereinigte Staaten) erscheinende Zeitung schreibt: Vor ungefähr einem Jahre arrangierte in Peoria mit den Prominenten, welche jede Gelegenheit benutzen, die ihnen zum Glänzen geboten wird, eine Frau Katharine Howe einen sogenannten Völker-Karneval, dem sie den Namen „Kirmes" beilegte. Katharine imponierte durch eine edle Dreistigkeit namentlich den Blaustrümpfen, die ein Ideal in ihr erblickten. Obgleich sie mager war wie ein Windhund und häßlich wie eine Vogelscheuche, machte sie mit ihrer Maulfertigkeit doch Furore. Daß sie gerade kein sauberes Pflänzchen ist, zeigte sich, nachdem sie ihren faulen Zauber ausgespielt hatte. Pümpe, die sie angelegt, wurden einfach nicht bezahlt, und Männer, die ihre Rechnungen präsentierten, wurden von der schneidigen Katharine mit Flüchen traktiert, die einem Schweinetreiber alle Ehre gemacht haben würden. Es stellte sich auch heraus, daß sie Branntweine trinken konnte, wie ein Matrose. Katharine ist kürzlich im Staate New-York wegen verschiedener Krummheiten verhaftet worden, und bei der Untersuchung hat es sich herausgestellt, daß sie ein Mann in Frauenkleidern ist und eigentlich Hennes heißt.

(Berliner Lokalanzeiger.)

Musketier Bertha Weiß. Die Geschichte der Völkerkriege und Revolutionen verbucht so manche Namen streitbarer und heldenmütiger Frauen. Frankreich hat eine Jeanne Hachette und Jeanne d'Arc; aber die meisten Beispiele haben die Völker germanischer Zunge aufzuweisen. Aus dem Kriege von 1870/71 ist mir dagegen kein Beispiel bekannt geworden, das eine deutsche Frau gegeben hätte, was wohl daran liegt, daß die Entscheidung auf Frankreichs Boden ausgefochten wurde. Dennoch hat es an romantischen Abenteuerinnen nicht gefehlt, welche sich diese Zeit zu nutze machten. Von einer solchen Kreatur soll im folgenden berichtet werden. Es ist Bertha Weiß. Ich bemerke gleich, daß man den Namen dieses Weibes im Soldatenhabit in der Geschichte deutscher Regimenter vergeblich suchen wird. „Musketier" Weiß war eben keine Heldenjungfrau, sondern eine

— Hochstaplerin. Aus diesem Grunde schien es angezeigt, ihrer nicht in „Lied und Heldenbuch“ Erwähnung zu tun. Angesichts des Schwindels der Familie Humbert, worin ja wieder eine Frau die „Seele“ des Ganzen bildet, dürfte aber doch auch der „Fall Weiß“ für Zivil und Militärs großes Interesse bieten. Ich schöpfe meine Darstellung aus den mir vor mehreren Monaten über-



Musketier Bertha Weiß.

lieferten Tagebuch-Aufzeichnungen eines Rheinländers, der nach dem Kriege in seiner Heimatprovinz zunächst als katholischer, sodann als protestantischer Geistlicher gewirkt und nicht mehr unter den Lebenden weilt. „Es war gegen Anfang des August 1870 abends um die elfte Stunde. Wir saßen, wie (leider) so oft, in einem Wirtslokale, uns bei Bier, bei Sang und Dampf unter-

haltend und amüsierend, als plötzlich die Wirtsstube, welche allmählich leer geworden — da Mitternacht herannahte —, sich wieder mit neuen Gästen, und zwar mit marschfertigen Soldaten, füllte. Auch wir an unserem Tische waren munter geworden und schwatzten und plauderten, wie man zu sagen pflegt, dem Teufel das Ohr ab und auch wieder an. Ich hatte soeben in der größten Begeisterung eine Erzählung von meinen Erlebnissen in der Schweiz (1861—1867) beendet, als ein junges bartloses Bürschchen von kleiner Statur — seiner Uniform nach, in der er steckte, dem 29. Regiment angehörend — auf mich zuschritt und mit seinem zarten Stimmchen mich also anredete: „Wie ich soeben aus Ihrer Erzählung vernehmen konnte, haben Sie in der Schweiz in Einsiedeln studiert. Bitte, sagen Sie mir doch, in welchem Jahre dies war?" Als ich ihm hierauf die Jahre nannte, sagte er rasch: „Ei, da sind wir Studiengenossen! Auch ich habe in Einsiedeln studiert, und zwar zwei Jahre, und zwar zu derselben Zeit!" Und meine Hand nehmend und schüttelnd, wollte er sofort Smollis mit mir trinken auf unsere alte Studiengenossenschaft. Obschon ich eben noch ziemlich in Eifer und Hitze war, quasi das übliche „Bierfieber" hatte, hatte mich der „Kamerad" doch plötzlich stutzig und kaltblütig gemacht. Etwas mißtrauisch frug ich denn nach seinem werten Namen. Er nannte ihn „Bernhard Weiß". Als ich ihm hierauf bedeutete, daß ich nicht die Ehre hätte und mich nicht besinnen könnte, einen Studienkollegen dieses Namens gehabt und gekannt zu haben, sagte er rasch und ohne sich irre machen zu lassen: „Das sei leicht möglich; es seien daselbst so viele Studenten gewesen, daß man alle nicht habe kennen können. Allein, er habe in Einsiedeln studiert und, nach meiner Angabe, zu derselben Zeit wie ich. Er sei ja in Au', einem kleinen Dörfchen bei Einsiedeln, geboren, also ein Schweizer." Dabei nahm er wieder das Glas zur Hand und stieß mit mir und meinen Bekannten an. Mit mir aber trank er Smollis. Da er mir so zudringlich und zugleich doch so artig und freundschaftlich entgegenkam, ließ ich mich denn auch bald herbei, und nun tranken wir fröhlich zusammen . . . ." „Bernhard" Weiß kam von dieser Nacht an vier Wochen lang täglich in das Elternhaus des Gewährsmannes, aß und trank am gleichen Tische und wußte sich rasch bei der Mutter des neugewonnenen Kameraden einzuschmeicheln. Mit einer Schwester musizierte der fremde Musketier oft, wie mir dieselbe mitgeteilt hat. Seine Stimme war nicht zart, aber heiser;

doch fiel das weiter nicht auf, da junge Männer ja oft diese Stimme besitzen. Er kam wohl nur des Bruders wegen. Traf er ihn aber nicht zu Hause, so setzte er sich zu Mutter und Tochter, um zu plaudern. Der jungen Dame war der Mensch zuwider und sie sträubte sich gegen eine Unterhaltung mit ihm. Doch die gutmütige Mutter bat dann immer, Mitleid mit dem „armen Kerl" zu haben; denn sie meinte, er sei so zart und sie glaube nicht, daß der die Kriegsstrapazen aushalte, sondern im Felde bleibe. Es ist richtig, der dick- und rotwangige „Avantageur" war als Soldat klein und nicht schön von Gestalt. Das völlig bartlose, rundliche Kinn und das weibische Stimmchen fielen aber weiter nicht auf, weil der „Kerl" in Uniform steckte und so manchem jungen, schmächtigen Offiziersaspiranten ähnlich schien. Zwar war dem Scharfblick der Schwester nicht entgangen, daß Musketier Weiß für einen Soldaten sehr unordentlich aussah, und daß er immer zwischen den Brustknöpfen eine dicke Partie von Briefen und Notizbüchern verwahrte. Und der Bruder notiert an einer Stelle: „Ich erinnere mich, daß mir seine ziemlich wogende Brust auffiel, als wir einmal zusammen die „Karthause" hinaufgingen . . . „Kerl, was hast Du immer für eine dicke Brust," sagte ich damals arglos zu ihm, „stopfst Du Deinen Rock vorne mit Baumwolle aus, um Dir ein Ansehen zu geben?" Er lächelte ziemlich verlegen und erwiderte gefaßt: „Gelt, ich gäbe einen famosen Feldwebel!" Dabei klopfte er triumphierend auf die Brust, als ob das, was er gesagt hatte, ein ganz Besonderes sei . . . Nichtsahnend lenkte ich das Gespräch weiter." Nach vier Wochen verabschiedete sich Weiß, indem er vorgab, wieder „ins Feld" gehen zu wollen. — Es mochte nun seitdem etwa der gleiche Zeitraum verflossen sein, als er mir eines Sonntags wieder begegnete. Unter lauten Freudenbezeigungen drückte er mir die Hand und begann abermals neue Kriegsabenteuer zu erzählen. Nun war er wieder täglich bei mir, bis er nach mehreren Wochen endgiltig Abschied nahm, um „nach Frankreich" zu gehen. Diesmal begehrte er sowohl von mir, als von meinem Freunde Sch . . . . ein Andenken. Wir wußten nicht recht, was wir ihm geben sollten. Er verlangte aber von mir ein Messer und von Sch . . . . ein Notizbuch. Ich kaufte ihm das Gewünschte; und Sch . . . . lief er bis aufs Bureau nach, um ja des ihm Versprochenenen gewiß zu sein. Meine Mutter gab ihm noch Trauben und ich Briefbogen, damit er uns bald von Frankreich aus schreiben sollte. Er nahm alles und zog ab. — Es vergingen



Tage, Wochen, Monate — mein Freund ließ nichts von sich hören . . . . Ein preußischer Artillerieoffizier erzählte zuerst einem Freunde von einer Abenteuerin und lenkte mich auf „Bernhard“ Weiß. Wohl hatte ich schon in Romanen und Erzählungen ähnliche Auftritte eines Weibes als Soldat geschildert gefunden. Aber hier in der Person unseres „Bernhard“ eine solche Vagantin leibhaftig vor Augen gehabt zu haben, das vermochte ich noch immer nicht zu glauben. Doch endlich lieferten auch Koblenzer Lokalblätter Biographien jener sonderbaren „Heldin“, und ich mußte mich nun wohl oder übel mit der traurigen Tatsache abfinden, daß mein Freund „Bernhard“ Weiß ein — Frauenzimmer gewesen sei . . .“ Der Drang, als Abenteuerin berühmt zu werden und sich einen Namen zu machen, gleichzeitig Schwindeleien damit zu verbinden, ließ Bertha Weiß — dies war ihr rechter Name — Soldat werden. Sie war — so lauteten wenigstens übereinstimmend die Recherchen — keine Schweizerin, sondern sie stammte aus Ostpreußen. Ebenso war Bertha niemals im Kriege gewesen, obschon sie es gewünscht hatte. Sie soll nämlich im Griffemachen mit dem Zündnadelgewehr und überhaupt im Dienste nicht stramm genug gewesen sein, weshalb ihr der Hauptmann Spitz der Kompagnie das Ausrücken ins Feld nicht gestatten wollte . . .“ Rätselhaft bleibt für uns aber doch alles. Wie war es bloß möglich, daß das Weib in Uniform gesteckt und im Truppenteil als löhnungsberechtigter aktiver Soldat eingereiht werden konnte? Sie mußte doch zuvor mit ihrem wirklichen Namen, Geburtsort und Daten in die Stammrolle und Kompagnieliste gesetzt werden. Da ist, wenn die Vermutung ausgeschlossen bleiben soll, als sei ein Mitwisser des Betruges im Spiele gewesen, nur die Annahme möglich, daß Bertha Weiß echte, aber gestohlene oder glaubhaft gefälschte Heimatspapiere auf ihren nom de guerre beigebracht hat; es wäre denn, man hätte infolge der Kriegswirren und der damit verknüpften Truppenverschiebungen jene peinliche Kontrolle außer Acht gelassen, was immerhin plausibel erscheinen könnte. Nachdem der Weiß aber dieser Coup d'affaire, der zweifellos von ihrem ausgesuchtesten Raffinement Zeugnis ablegt, gelungen war, vermochte sie auch unbekümmert um Entlarvung den echten Soldaten zu spielen. Ja, und als nach Koblenz gefangene Franzosen gebracht und dort in einem Barackenlager festgehalten wurden, da avancierte das sprachenkundige Weib flugs zum Korporal, was trotzdem erst recht rätselhaft bleibt, da doch unter den Rheinlands-

söhnen gewiß gar mancher des französischen Idioms mächtig gewesen sein müßte . . . Aber hören wir weiter. Vom Rhein war die Weiß in ihre Heimatsprovinz gegangen. In Königsberg, Gumbinnen u. a. O. hatte sie sich in der Uniform eines Feldwebels als Inhaber des Eisernen Kreuzes ausgegeben, weswegen sie mehrere Male in Haft genommen wurde. Hierbei war auch ihr Geschlecht entdeckt worden. Nach verbüßter Haft ging Bertha Weiß ins Schlesische hinein. Mit dem Soldatenspielen war es jetzt in Friedenszeiten nichts mehr. Also verlegte sich das raffinierte Weib auf einen anderen Schwindel. Sie besaß die Kühnheit, im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Breslau nicht nur Eingang zu finden, sondern sich sogar als — Laienbruder aufnehmen zu lassen . . . Indessen hielt das nicht lange. Ende 1871 verschwand sie, um fortan in der Schweiz den Kuttenschwindel zu versuchen. Und so begegnet man ihr zunächst unter dem Namen „Lebeuf" in Einsiedeln, wo sie seit dem 21. Juni 1872 im Benzingerschen Verlagshause in Kondition war. Natürlich ging sie auch bald im Kloster, wo sie sich dank dem günstigen Umstande, daß der Pater ein Sohn und Bruder jener Koblenzer Familie war, leicht Zutritt hatte verschaffen können, aus und ein. Ja, es dauerte nicht lange, da hatte sie dort selbst als „Bruder" Aufnahme gefunden, weil man der festen Meinung war, daß „Lebeuf" ein guter Freund meines Koblenzer Gewährsmannes und mit diesem wohlbekannt sei. Doch auch hier konnte eine Entlarvung nicht ausbleiben. Sie soll dann noch in Bern u. a. O. der Schweiz aufgetaucht sein, wurde aber schließlich in St. Gallen verhaftet und auf längere Zeit kaltgestellt. Seitdem hörte man nichts mehr von der Abenteuerin, bis 1878 aus Zeitungsnotizen bekannt wurde, daß sie Ende Januar gestorben war.

(Nach einem Artikel: „Aus dem Leben einer deutschen Vagantin" von Ernst Kreowski (Berlin) mit dessen Zustimmung aus der Beilage der Berliner Morgenpost.)

Eine tolle Karnevalsgeschichte erzählt die „Tribuna" vom letzten Maskenball im Eldorado zu Rom. Ein Student, der in einer Parodie auf Mascagnis „Iris" die Rolle einer japanischen Tänzerin ganz großartig verkörpert hatte, war über seinen Erfolg im Mädchengewande so erfreut, daß er die Frauenkleider auch während des Tanzes trug. Als er während einer Tanzpause planlos durch die mit weinseligen Leuten besetzten Säle schlenderte, raunte ihm plötzlich Jemand ins Ohr: „Ein herrliches Geschöpf!"

Er drehte sich um und gewahrte einen sympathischen Jüngling, aus dessen Antlitz sich eine so naive Bewunderung ausdrückte, daß dem Bruder Studio sofort der Gedanke durch den Kopf fuhr: „Aha, ein verliebter Narr, der mich für ein echtes Weib hält!" Der Verehrer der weiblichen Schönheit des Studenten hatte das Aussehen des jugendlichen bartlosen Hausbesitzerssohnes, der soeben flügge geworden ist und bei der ersten besten Gelegenheit sein Taschengeld bis zum letzten Heller „verplundert". Der Student beschloß, den grünen, abenteuerlustigen Jüngling gründlich hineinzulegen; er ergriff seinen Arm, warf ihm einen seiner feurigsten Blicke zu und flüsterte mit liebebebender Stimme: „Gefalle ich Dir vielleicht, Kleiner?" — „Sehr", erwiderte lieblich errötend der junge Mann. Der Student führte nun seinen entzückten Verehrer kreuz und quer durch die Tanzsäle und ließ dann leichthin die suggestiven Worte fallen: „Ich habe riesigen Appetit". — „Wirklich? Dann wollen wir essen", antwortete schlicht und einfach der Jüngling. Gesagt, getan. Bald darauf nahm ein verschwiegenes Kabinet das Liebespärchen auf. Man aß und trank vorzüglich, und als man gerade ein Bischen zärtlich werden wollte, kam die Rechnung. Der „Hausbesitzerssohn" sah sie nur oberflächlich an und sagte dann mit einem reizenden Lächeln zum Kellner: „Der Herr zahlt!" Der Kellner verbeugte sich, diskret und verständnisinnig lächelnd, und entfernte sich. Der Student aber betrachtete mit weit aufgerissenen Augen seinen „Verehrer" und fragte mit kaum hörbarer Stimme: „Was sagtest Du soeben? Wer zahlt?" — „Du!" — „Ich?" — „Na, ja, der Herr zahlt doch immer". — „Ja, bist Du denn nicht der Herr?" — „Ich? Keine Ahnung! Ich bin nur als Mann verkleidet, im gewöhnlichen Leben bin ich Modistin". Tableau! (M. N. N.)

Merkwürdige Geschlechtsverwechselung. „Ein Pfeifer von dem hier in Garnison liegenden Gräflich Haakschen Regimente, der beide schlesische Feldzüge mitgemacht, ward unerwartet von einem Sohn entbunden. Natürlich war der Pfeifer also ein Weibsbild, und der Vater des Kindes war ein Tambour von selbiger Kompagnie, wobei jener diente. Der Vater ward Regimentstambour, und bei der Taufe seines Sohnes befanden sich die vornehmsten Personen des Hofes und andere angesehene und bemittelte Leute, welche die Sechswöchnerin so reichlich beschenkten, daß sie in den Besitz von mehreren Hundert Talern kam". So meldet die „Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" aus dem



Jahre 1746, und geschichtliche Schriftsteller, z. B. König, bestätigen das wundersame Faktum, daß der Pfeifer nicht bloß von einem Sohne, sondern auch vom Dienst entbunden wurde, wird eigens hinzugefügt, ebenso, daß Trommler und Pfeifer nachher eine gute Ehe geführet. — In dem 1584 neu aufgesetzten Turmknopfe der Nikolaikirche fand sich bei der Öffnung folgende Nachricht: „Anno 1583 ist allhier zu Cölln an der Spree in der Schulen eine Jungfrau offenbar geworden, so in Knabenkleidung in die Schule gegangen und des Baccalaurei famulus gewesen, auch bei ihm im Bett geschlaffen, welcher an ihr nie bemerkt, daß sie ein Weibsbild gewesen. Sie war von Pariß in Frankreich und hat ihre Lektion allzeit so fleißig gelernet, das sie nie gestäupet worden. Kam sie derowegen zu einem Bürger an einen freien Tisch und vertrauete sich endlich der Fraue an. Der Rat, in der Meinung, es sei eine Kundschafterin, hat sie eingesetzet, nachher aber wieder losgelassen, da ihre Unschuld sich erwiesen. Die Gräfin von Zollern nahm sie zu sich, da sie schön ausnähen gekonnt, hat sie aber dann des Administrators zu Halle, Markgraf Joachim Friedrichs Gemahl geschenket". — Im Taufregister der Nikolaikirche vom 23. März 1598 findet sich aufgezeichnet: „Hanns Welens und Annen Frosts Kind getauft. Dieses Kind, weil weder die Wehemutter Margareth, noch die Mutter, noch der Vater, noch der Prediger nicht anders gewußt haben, denn daß es ein Töchterlein wäre, ist in der Taufe Maria genennt worden. Am Tage darnach aber befand die Wehmutter, daß es ein Knäblein were; sind die Eltern darüber erschrocken und haben solches angezeiget; da ist vom Ministerio die Antwort worden, die Taufe were darumb nicht unecht, aber das Kind sollte Maria Georg heißen und hinfort Georg genennet werden". Merkwürdig!

(Vossische Zeitung, Berlin.)

Ein Mann in Frauenkleidern. Am 8. Juli hat sich in Ottakring (Wien) ein Aufsehen erregender Vorfall abgespielt. Ungefähr um 8 Uhr morgens wurden Passanten in der Sandleitengasse von einem Individuum mit einem Revolver bedroht, das Frauenkleider trug. An Haltung, Gang und Benehmen konnte man aber sofort erkennen, daß man es mit einem Manne zu tun habe. Als ihn ein Passant festnehmen wollte, drückte er einige Male den Revolver los, der aber nicht geladen war, und zog dann ein großes Küchenmesser hervor, das er unter der Frauenbluse verborgen gehalten hatte. Aus der nahegelegenen

Wachstube wurden nun einige Wachleute herbeigeholt. Eine Schar von Kindern und Passanten hatte, bevor noch die Wache erschienen war, auf den Mann, der gegen das sogenannte „Fuchsenloch" zu laufen begann, Jagd gemacht. Während der Verfolgung versah er den Revolver mit zwei Patronen und schwang nun drohend diese Waffe und das Messer in der Luft, um die Leute von der Verfolgung abzuhalten. Als die Wachleute erschienen und sich ihm näherten, gab er aus dem Revolver zwei Schüsse gegen sich ab und brachte sich einen Streifschuß an der Stirne bei, die zweite Kugel drang ihm in die Bauchhöhle. Er stürzte hierauf zusammen und wurde von den herbeigeeilten Wachleuten in das Kommissariat Ottakring geführt. Trotz seiner schweren Verwundung legte er den halbstündigen Weg zu Fuß zurück. Er gab an, Franz von Erlaf zu heißen, Wittwer, 38 Jahre alt und in Petzelskirchen bei Scheibbs wohnhaft zu sein. Man vermutete, daß der Mensch geistesgestört sei. Er zeigte sich sehr apathisch, hielt die Augen fortwährend geschlossen, gibt aber auf Fragen, die an ihn gestellt werden, Antwort. Über das Motiv seines auffälligen Benehmens und des Selbstmordversuchs verweigerte er jede Auskunft. Bewohner der Sandleitengasse, in der sich die Szene zugetragen, behaupten, daß der Mann in dieser Gegend schon wiederholt aufgetaucht sei und sich in Frauenkleidung herumgetrieben habe. Auch gestern abend sei er dort bemerkt worden. Er drängte sich oft an Frauen und Mädchen heran, um mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen. Um sich nicht zu verraten, habe er ein Taschentuch vor den Mund gehalten, das seine untere Gesichtshälfte verbarg.

(Münchener Neueste Nachrichten.)

Die geheimnisvolle Schönheit. Gar manche — mehr oder minder tiefe — schwere Seufzer sind in Dresden von den Lippen ganz junger und älterer Mädchen, junger und „mittelalterlicher" Frauen, anklagend zum Himmel, emporgestiegen, als es schließlich bombenfest stand: Anthes ist auf und davon nach Amerika! In der Tat, der fahnenflüchtige tonsüße Georg hat eine stattliche Schar weiblicher begeisterter Bewunderer in Elbflorenz zurückgelassen . . . Daß der so plötzlich bei Nacht und Nebel verduftete moderne Arion so nebenbei auch als Mann an sich des öfteren recht lebhaft von sich reden gemacht, soll seiner Eigenschaft als Magnet der besseren Hälfte des Menschengeschlechts gegenüber keinen Abbruch getan haben. Im Gegenteil. Und da

fällt mir ein, mit welcher Aufregung einmal die Dresdner Damenwelt sich unter anderem ebenfalls mit Anthes beschäftigt hat, wo er sich wie eine verklingende berauschende Melodie über die große Salzlake verflüchtigt hat. Amerika spielte da ebenfalls eine Rolle. Oder vielmehr eine amerikanische Dame. Damals lautete der Ruf der Indignation im Munde der Bewunderinnen des Sängers zwar nicht: „O, dieses Amerika, es ist eine Sirene!" doch ganz ähnlich. Oder war die Amerikanerin, die ihn veranlaßte, eine Sphinx? Jedenfalls konnte niemand sagen, wer sie war, wo sie wohnte, was sie in Dresden tat. Weder in Gesellschaften noch in Konzerten wurde das prachtvolle Geschöpf mit der golden gewellten, etwas extravaganten Haarfrisur gesehen, nie in der amerikanischen Kirche bemerkt. Und wie scharf auch gewisse neugierige und eifersüchtige Elemente im Musentempel umherspähten, wenn Anthes seine entzückten Zuhörer zu donnerndem Applaus begeisterte, immer und immer wieder mußten sie enttäuscht die Operngläser sinken lassen: des unwiderstehlichen Tenors geheimnisvolle Freundin wurde auch hier niemals entdeckt. Nur im lichten Dunkel der abendlich beleuchteten Straßen der Residenz war sie zu erblicken. Stets an seiner Seite, an der Seite des „Gottbegnadeten", an seinem Arme hängend, die großen blauen Augen an seine „edlen" Züge geheftet, ihm hingegeben in seligstem Jugendfrohmut. Alle, die das Glück hatten, die junge Schönheit, Anthes' Amerikanerin — denn daß sie Amerikanerin war, mußte jedermann auf den ersten Blick erkennen —, auf einer solchen vergnüglichen Wandeltour zu sehen, stimmten darin überein, daß es in der ganzen Welt wohl kein weibliches Wesen gebe mit echterer bezaubernder weiblicher Grazie, gepaart mit einer ganz unbeschreiblichen, holdseligen, echt weiblichen Koketterie. Die Art, mit der sie ihr „seidenbeseeltes", bei jeder Berührung raunend rauschendes Gewand hob — nicht zu viel, nicht zu wenig, weder zimperlich noch herausfordernd —, war genau so meisterhaft wie der Gesang ihres berühmten Freundes. Ja, waren die beiden miteinander nur befreundet oder waren sie Liebende? Die Sache war nicht ganz leicht zu entscheiden. Man sah das Paar in den belebtesten Straßen auf und ab wandeln, man hörte es schwatzen, man glaubte, es in ein paar vereinzelten Fällen durch die vom Prima-Ganymed eines fashionablen Traiteurs um ein Achtel zu weit geöffnete Tür im tête-à-tête sitzen gesehen zu haben, essend und trinkend und Zigaretten rauchend, aber was bewies das, wo



eine „freie" Amerikanerin im Spiele war? Immerhin erhoben sich Stimmen, die das Benehmen der faszinierenden Schönheit nicht lady-like fanden. War sie eine Lady? Anthes lachte wie ein Toller, wenn in diesem Sinne eine Frage an ihn gestellt wurde. Eines Tages begab ich mich in die im sogenannten englischen Viertel gelegene Fremdenpension der Frau S., um einen Besuch abzustatten. Man bat mich, zunächst in den Salon einzutreten. In einer Ecke desselben bemerkte ich ein Paar von einem Fauteuilsitz ausgehende, langausgestreckte männlich bekleidete Beine. Was aber zu diesen gehörte, blieb mir durch eine riesenhafte Zeitung fast gänzlich verborgen. Ich räusperte mich diskret. Die Zeitungswand klappte nach vorn: ein junger Mensch sprang auf und machte mir eine tadellose Verbeugung. Ein prachtvoller Kerl, schlank, geschmeidig, rassig wie ein Panther, mit hellen Augen und schwarzem Kopfhaar, auf dem ein bläulicher Glanz lagerte. „Dich muß ich schon einmal irgendwo gesehen haben," ist mein erster Gedanke; mein zweiter: „Ach, ich weiß, du gleichst dem jugendlichen Lord Byron," und dann entringt sich meinem endlich erleuchteten Gehirn triumphierend der dritte: „Du mußt ein Zwillingsbruder sein von ihr, der vielbesprochenen amerikanischen Sphinx!" Der junge Mensch hatte inzwischen die Zeitung zusammengefaltet; nun verbeugte er sich zum zweiten Male und verließ das Zimmer. Sein Gang, seine Bewegungen, die besondere Art, die langbewimperten Augen aufzuschlagen — wirklich eine ganz frappante Ähnlichkeit . . . . Ob ich recht gehabt, sollte mir bald durch einen Zufall klar werden. Eine Schneiderin, die in unserem Hause arbeitete, war in die Pension gerufen worden. Dort wurde ihr ein kostbares Samtkostüm behufs einer daran vorzunehmenden Änderung übergeben. Bei dieser Gelegenheit zeigte ihr das Stubenmädchen eine Anzahl, wie es sagte, „zu dem Samtkostüm gehöriger" pompöser Toiletten, meist elegante Straßenkleider, seidene spitzenbesetzte Unterröcke im raffiniertesten Frou-Frou-Genre, Hüte von fabelhaftem Umfange und phantastischer Ausschmückung, einer immer schöner als der andere, wie die Schneiderin versicherte, Mäntel, Mantelets und Jacketts von „todschikem" Schnitt, und Boas mit geradezu ehrfurchtgebietendem reichem Straußfedergehalt und von der Länge einer Boa constrictor. Auch in genialer Unordnung umherliegende Fächer und Korsetts wurden besichtigt, Schuhe und Stiefel, Regen- und Sonnenschirme, aber auch Spazierstöcke nicht zu vergessen, eine Menge kos-

metischer Mittel of first class quality, wie eine junge schöne und eitle Modedame sie wohl in Gebrauch zu nehmen pflegt. Hatten schon die Spazierstöcke die Verwunderung der Nadelkünstlerin hervorgerufen, so wuchs diese noch mehr, als das Mädchen einen Schrank öffnete, in dem sich eine Anzahl eleganter — Herrenkleider aneinander schmiegten. „Aber um des Himmels willen," rief unsere Schneiderin aus, die Hände zusammenschlagend, „wem gehört denn diese merkwürdige Ausstattung?" — „Nun, unserem lustigen Mr. X. Y.," gab das Mädchen zur Antwort; „er ist ein amerikanischer Krösus, der mit den Goldstücken nur so herumwirft. Am reizendsten und freigebigsten ist er aber immer, wenn er dies hier aufsetzt," fügte es lachend hinzu, und dabei zog es ein weißes Tuch von einem am Toilettenspiegel hängenden Gegenstand. Es war eine wundervoll gearbeitete goldblonde — Damenperrücke.

(Münchener Neueste Nachrichten.)

Vom Frauentage in Wiesbaden. Die Delegierte in Reformtracht. Der Zwischenfall, der sich Montag Nachmittag in Wiesbaden ereignete und dessen unfreiwillige Heldin eine Teilnehmerin an der fünften Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine war, hat diesem Frauenkongresse mehr, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre, das Interesse zugewandt. Was zunächst die gestern gemeldete Verhaftung einer Berliner Dame betrifft, so stellt sich die Sache erfreulicherweise harmloser und humoristischer dar, als sie nach der Darstellung der Frankfurter Zeitung geschienen hatte. Der in Wiesbaden erscheinende Rhein. Cour. erzählt, wie uns telegraphisch übermittelt wird, über die Szene und ihre Veranlassung folgendes: „Gestern Nachmittag wurde uns von dem Vorstande des Frauentages mitgeteilt, eine Delegierte des Frauenbundes sei auf der Friedrichstraße verhaftet, nach dem Revier verbracht und nach Feststellung ihrer Personalien, ohne ein Wort der Entschuldigung, entlassen worden. Da uns dieser Vorgang sehr unwahrscheinlich vorkam, erkundigten wir uns und konnten folgendes feststellen: Gestern Nachmittag bemerkte ein Schutzmann in der Friedrichstraße einen Mann, der, von etwa 300 Personen umgeben, langsam die Straße entlang schritt. Der Schutzmann hegte die Befürchtung, es sei etwas Ungebührliches vorgefallen, eilte hinzu und ersuchte den Herrn, ihm auf die Polizeidirektion zu folgen. Hier bat der Vertreter der heiligen Hermandad um den Namen des Betreffenden und

erfuhr zu seinem größten Erstaunen, daß er es mit einer Dame zu tun habe, die sich ihm als eine Berliner Delegierte zum Frauentage legitimierte. Der Schutzmann sorgte zuerst dafür, daß die schaulustige Menge von dannen zog, und entließ dann die sehr entrüstete Dame, indem er ihr, immer noch zweifelnd, bis nach dem Civilkasino folgte. Wie uns die Erkennungsszene geschildert wurde, verlief dieselbe für die Unbeteiligten sehr humoristisch. Der Fernstehende nimmt die Lehre daraus, daß die Wiesbadener für die Kleiderreformen der Frauenrechtlerinnen noch nicht genügend vorbereitet sind; man hat hier die allerdings noch vorsintflutliche Ansicht, eine Frau müsse wie eine Frau aussehen und man könne nichts Verkehrteres tun, als Frauenrechte in Männerkleidern verfechten zu wollen.“ Danach scheint also Frau Hilda v. D . . . . r es mit der Reformtracht ein wenig zu weit zu treiben. Wie des näheren berichtet wird, trug Frau Hilda zu ihrer Reformkleidung auch einen Herrenhut und unter diesem kurzgeschnittene Haare, und dieses ganze Ensemble hat, wie erwähnt, in dem Schutzmanne die seltsame Meinung entstehen lassen, er habe es nicht mit einer Frau zu tun, die ähnlich wie ein Mann, sondern mit einem Mann, der ähnlich wie eine Frau gekleidet sei. Darnach fällt die Lächerlichkeit des Vorfalles zum Teil auf seine Heldin zurück. Immerhin aber hätte der ehrenwerte Wiesbadener Schutzmann ein wenig vorsichtiger sein können, und hoffentlich hat er es am Ende auch nicht an der genügenden Entschuldigung fehlen lassen. (Berliner Morgenpost,)

Der Fall A . . . . . . g. Die wunderliche Geschichte von dem verhafteten und wieder freigelassenen Fräulein Dr. jur. A . . . . . . g, so sich jüngst in dem in deutschen Landen nicht unbekannten Städtchen Weimar zugetragen hat, wird, wie alle schönen Geschichten, auf zweierlei Art erzählt. Die Schilderung, die die Heldin selber von dem Vorfalle entworfen hat, haben wir vorgestern wiedergegeben, jetzt ist ihr die amtliche Darstellung an die Seite getreten. Da es eine Darstellung von anderer Seite ist, zeigt sie den Fall, natürlich auch in anderer Beleuchtung, und weil die nicht weniger humoristisch ist als die frühere, so sei das Schriftstück hier wörtlich wiedergegeben. Der Weimarer Oberbürgermeister als Vorstand der Weimarer Polizei veröffentlichte folgende „Bekanntmachung. Die Berichte in den Zeitungen über das Vorkommnis mit Fräulein Dr. jur. A . . . . . . g veranlassen mich, den Vorgang, wie er amtlich festgestellt worden



ist, bekannt zu geben: Dem Schutzmann Haldrich — und nach dessen Angaben auch den beiden Bahnsteigschaffnern — war die betr. Dame nach Stimme, Gesicht, Haartracht, Hut und Gesten (wie sie den Hut abnahm und durch die Haare strich) aufgefallen. Der Schutzmann schöpfte den Verdacht, daß ein Mann sich verkleidet und die Verkleidung gewählt habe, um sich einer etwaigen Erkennung und Entdeckung aus gewichtigen Gründen zu entziehen. Deshalb sprach er, da die Schutzleute wegen der jetzt so häufigen Schwindeleien, Betrügereien und Diebstähle zur strengen Vigilanz, insbesondere während der Abend- und Nachtzeit, angewiesen sind, die betreffende Person auf der Straße an und fragte, wann sie zugereist sei, welche die Frage beantwortete und, bevor Haldrich imstande war, weitere Fragen zu stellen, hinzufügte: „Sie wollen mich doch mit auf die Wache nehmen, da nehmen Sie mich nur gleich mit, ich will Ihre Behörde sprechen und ein Protokoll aufnehmen lassen, die Frechheit geht noch über Wiesbaden.“ Des Schutzmanns Einwand, die Befugnis um Auskunft über ihre Person zu bitten, stehe ihm doch zu, fertigte die Dame mit der Erklärung ab: „Dieses Recht wollen wir Ihnen eben nehmen“, und wiederholte auf das bestimmteste das Verlangen, der Polizeibehörde vorgeführt zu werden, ohne daß sie ihren Namen und Stand dem Schutzmann nannte. Diesem Verlangen entsprach der Schutzmann Haldrich, ohne daß die Aufmerksamkeit anderer erregt wurde. Schutzmann Schulz, der Dienst auf der Polizeiwache hatte, bezeugt, daß pp. Haldrich nach Ankunft mit der Dame im Rathause letztere nochmals frug. „Wollen Sie mir nun Ihren Namen nennen?“ worauf dieselbe antwortete: „Nein, Ihnen sage ich meinen Namen nicht, ich verlange einen höheren Beamten.“ Dem anwesenden Kriminalschutzmann Quehl, dem die Dame dann ihren Namen nannte und der mit ihr über den Vorfall verhandelte, erklärte Fräulein Dr. A ...... g unter anderem: „Eigentlich habe sie den Schutzmann mit hergebracht und nicht der Schutzmann sie, der Vorfall komme ihr gerade recht, sie brauche solches Material, damit der Paragraph (sie nannte einen Paragraphen des Strafgesetzbuches) falle, sie gehe an den Reichstag, ihr Name sei kein unbekannter, ihr stünden fast alle Zeitungen zur Verfügung; wir hätten einen Fall Berlin, Köln, München, Wiesbaden gehabt und nun hätten wir noch einen Fall Weimar.“ Weimar, den 30. Oktober 1902. Der Gemeindevorstand Großh. Residenzstadt. Der Oberbürgermeister. Pabst, Geheimer Regierungsrat.“ Fräulein A ...... g ist eine sehr streitbare

Dame, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie die Gelegenheit, die sich ihr zu einer Demonstration gegen § 361, 6 St. G. B. bot, wirklich mit einer gewissen Freude ergriff. Fräulein A . . . . . . g, so schrieben wir am Donnerstag, „die, fast möchte man sagen, das Glück gehabt hat, am eigenen Leibe die widersinnigen Folgen des § 361 zu verspüren, wird daraus für ihre Bewegung gewiß genügend Kapital zu schlagen wissen." Aber wir glauben, auch die Darstellung der Weimarer Polizei wird Fräulein A . . . . . . g nicht ganz daran verhindern können. Selbst wenn der amtliche Bericht, der auf den Aussagen der beteiligten Beamten beruht, der subjektiven Färbung ganz entbehren sollte, würde doch so viel bestehen bleiben: Der Anlaß, sich in polizeilicher Experimental-Psychologie zu üben, ist Fräulein A . . . . . . g von der Polizei selbst geliefert worden. Ist etwa ungewöhnliche Kleidung schon ein Grund, daß eine Dame, die im übrigen nicht den geringsten Wunsch zu erkennen gegeben hat, von irgend jemand angesprochen zu werden, plötzlich just von einem Schutzmanne angesprochen und nach ihren Personalien gefragt wird? Auch die Befugnis, irgend einer Dame den Tituskopf zurechtzusetzen, kommt der Polizei nicht zu. Die Kritik der Art und Weise, wie sich das Fräulein durchs Haar gestrichen habe, zeugt zwar von einer sehr feinen Beobachtungsgabe, aber im Interesse der männlichen und weiblichen Mitwelt möchten wir doch diese ästhetische Betrachtungsweise nicht gerne zum polizeilichen Usus werden sehen. Ebensowenig können wir, offen gestanden, uns vorstellen, in welcher Weise sich die Hutabnahme des Fräulein A . . . . . . g als eine staatsgefährliche Handlung hätte charakterisieren können. Die Weimarer Polizei hat auch selber anerkannt, daß von seiten des Schutzmannes ein Mißgriff begangen worden, denn sie hat sich dafür in loyaler Weise entschuldigt, und es ergibt sich aus dem Vorfalle für alle Kollegen des berühmt gewordenen Schutzmannes von Weimar die schöne Lehre, immer, wenn sie sich anschicken, eine Dame anzusprechen, es sich vorher recht genau zu überzeugen. Es könnte sonst einer wieder an das so energische Fräulein Dr. jur. A . . . . . . g geraten, was wir keinem wünschen möchten. (Berliner Morgenpost.)

Chicago, Ill., Sept. 25.—Officers in command at Fort Sheridan are discussing the propriety of seeking to arrest Mrs. Rufus M. White as a deserter from the U. S. Army. Disguised in the uniform of a U. S. soldier they say that she enlisted and for



the past three months has masquereded as a trooper. She lived with her husband, who is a tailor at the fort, posing as his brother. It was only through an accident to her 3-year-old daughter that her sex was revealed. The child was hurt, and between its sobs called the woman „mother“. Mrs. White was excused by the officers, and went to don garb becoming her sex. Instead of returning she disappeared and is now technically a deserter from the army. Mystery is added to the case by the fact that she was allowed to enlist without her sex becoming known. It is said that while the woman was at the fort she entered into the sports of the soldiers with all the zest possible to a man.

Eine Hochstaplerin in Männerkleidung wurde gestern von einigen Privatdetektivs entlarvt. In der Familie des Medizinalrats E. in Ch. verkehrte seit einigen Monaten ein junger Student der Medizin, der sich von Kaminski nannte und angab, gebürtiger Pole zu sein. Vor etlichen Wochen machte nun der Medizinalrat die unangenehme Entdeckung, daß ihm mehrere teure chirurgische Instrumente sowie einige Schmuckgegenstände von Wert abhanden gekommen waren, und sein Verdacht lenkte sich auf den jungen Polen. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, betraute er ein Privatdetektivbureau mit der Beobachtung des jungen Studenten, dessen Wohnung der Familie des Medizinalrats nicht einmal bekannt war. Schon nach wenigen Tagen teilte ein Detektiv dem erstaunten Medizinalrat mit, daß der angebliche Pole eine — Polin sei und bei einer Frau in der Knesebeckstraße möbliert wohne. In Begleitung des Medizinalrats begaben sich zwei Detektivs gestern vormittag zu dem Pseudo-Studenten und entlarvten ihn als — Betrügerin. Von den gestohlenen Schmucksachen fand man nichts mehr vor, wohl aber sämtliche Instrumente. Die Hochstaplerin, welche sich unter falschem Namen in Ch. aufhielt, verkehrte in Männerkleidung in der besten Gesellschaft. (Die Welt am Montag.)

Eine drollige Verkleidungsgeschichte, die sich fast wie ein gut erfundener Schwank erzählt, aber buchstäblich wahr ist, ist dieser Tage in Lübeck passiert. In der vom Bahnhof in die Stadt führenden Holstenstraße fiel einem Schutzmann ein sonderbares Pärchen auf, ein Landmann und ein als Künstler sich geberdender Jüngling, der sich sehr aufgeräumt zeigte. Der Schutzmann vermutete in dem Jüngling eine Dame in Männerkleidung,



folgte den beiden ungleichen Gesellen und lud sie, als sie in der Nähe der Polizeihauptwache angelangt waren, zu einem Besuche derselben ein. Hier wurde der Jüngling ersucht, seine Kopfbedeckung und eine Perrücke, sowie einen blauen Kneifer abzunehmen. Zeigte sich der Landmann während der Einleitung zu dieser Entkleidung sehr ungehalten, daß man seinen „Freund“, der auf einer benachbarten Station auf der Reise nach Lübeck zu ihm ins Coupé gestiegen war, etwas energisch anfaßte, so war es jetzt an ihm, den Dummen zu spielen. Aus der Entkleidung erstand niemand anders als — seine eigene Frau, die ihrem Herrn Gemahl, der die Freuden des Weihnachtstrubels in Lübeck allein genießen wollte unerkannt gefolgt war. Die geistigen Gaben scheinen in dieser ländlichen Ehe — die Leutchen stammen aus dem mecklenburgischen Orte Grevesmühlen — verschieden verteilt. (Charl. N. Z.)

Amerikanerinnen in Männerrollen. Vielleicht erinnert man sich noch jener New-Yorkerin Namens Hall, die stets als Mann gekleidet und nur als solcher bekannt, ja verheiratet, in der städtischen Politik und in Kneipen eine Rolle spielte. Damals handelte es sich um ein Kind des Volkes. Heute nun, — so schreibt uns unser New-Yorker v. G.-Korrespondent — brachte ein Dampfer aus Europa die Leiche der wohlhabenden Tochter eines Offiziers in den Hafen, bei deren Tode im Bade erst konstatiert war, daß der angebliche Winslow Hall (derselbe Name), der in Männerkleidern als Gatte einer hübschen Italienerin reiste, in Wirklichkeit Caroline Hall, eine alte Jungfer aus Boston war. Die Italienerin gibt zu, seit Jahren als dessen „Gattin“ gelebt zu haben. „Er“ habe sie, die arme Gouvernante, in Neapel kennen und lieben gelernt und ihr die Welt gezeigt. In Europa seien sie meist als Graf und Gräfin Cassini gereist, da „er“ behauptet habe, daß bei den Leuten der alten Welt ein „Graf“ vor dem Namen viel ausmache. Es scheint beinahe mehr bei denen der neuen. (Berl. L.-A.)

Über einen Raubanfall, den ein neunzehnjähriges Mädchen in der Woche vor Ostern verübt hat, berichtet die „Augsb. Abendztg.“ Der Bahnhofwirt in Otterfing, Emmeran Portenlänger, wurde Morgens, als er noch im Bette lag, von einem Räuber angegriffen, der mit einem schweren Maschinenhammer nach ihm schlug, ihn aber nur auf Schulter und Arm traf. Auf das Geschrei des

Wirtes sprang der Eindringling von der Altane und flüchtete in den Frauenabort. Dort entpuppte sich der Räuber als die Tochter des Stationsdieners, Marie Ecker aus Murnau. Sie war früher Aushilfskellnerin bei Portenlänger und kannte das Haus. Nachdem sie den Raubplan gefaßt hatte, verschaffte sie sich in München Männerkleider, verbarg sich Nachts im Dachboden und schritt dann in der Frühe zur Tat.

Marie-Louise et Louis-Marius. — La presse française s'est déjà occupée du cas curieux de cette jeune repasseuse d'Albi, qui, vers l'âge de dix-huit ans, s'est brusquement transformée en un beau garçon et a troqué ses jupes de jeune fille pour des culottes viriles convenant désormais à son sexe nouveau. Un confrère parisien a interrogé ce jeune homme qui hier encore était une vierge timide et lui a demandé les impressions qu 'avait produites en son esprit sa subite métamorphose. Marie-Louise, devenue aujourd'hui Louis-Marius, est un joli garçon bien découplé, d'une taille de I m. 68 environ, à figure douce, éclairée par deux grands yeux marron clair, les cheveux châtain, sans poitrine et sans hanches, et qui ne semble pas le moins du monde embarrassé de son costume masculin. Il a la voix claire d'un enfant, bien qu'il aille sur ses dix neuf ans et qu'un soupçon de moustache blonde orne sa lèvre supérieure. Il a fui Albi où il était l'objet de la curiosité publique, pour se réfugier chez un de ses oncles à Carcassonne; mais il lui tarde de recevoir ses parents: son père, qui a été légèrement estomaqué de se voir un fils quand il s'était accoutumé à chérir une fille; sa mère, pour qui il a une grande affection, et sa sœur aînée, qui est une habile couturière d'Albi. Aussi quitte-t-il Carcassonne aujourd'hui pour rentrer dans sa famille. „ — Je resterais bien ici, dit-il; mon oncle m'apprendrait son métier de plâtrier, car je ne peux plus décemment continuer ma profession de repasseuse; mais je languirais trop, loin des miens. Je pense que les garçons d'Albi ne m'embêteront pas; du reste, je suis décidé à leur répondre comme il faut. Et Louis-Marius a un geste énergique qui affirme manifestement sa virilité; il serre le poing, un poing d'homme robuste qui n'a rien de la délicatesse d'une main de femme. Y a-t-il longtemps qu'il s'est senti un homme? Par bribes. Marius conte son histoire qui a été jusqu'à présent celle d'une fillette sage: il a fréquenté l'école des filles, a fait sa première communion vêtu de la robe de mousseline blanche, a entrepris le métier de repasseuse qu'il

exerçait honnêtement à côté de sa mère, allait à la promenade avec ses compagnes et vivait tranquille sans penser à mal. „ — Cependant, vous étiez une fille, vous deviez avoir des amoureux. „ — Oh! répond Marius, je ne les écoutais pas. Marie-Louise ne fut jamais serrée de près par un galant. Et puis, quelque chose troublait son âme: „ — Il y avait bien deux ans, ajoute le jeune homme, que je me sentais pousser des . . . ailes, mais je n'osais le dire à personne. Enfin tout récemment je m'en suis ouvert à ma mère, mon père a été mis au courant, on m'a coupé les cheveux, mis un pantalon, et voilà, je suis un homme et j'en suis content. „ — Plus content que fille? „ — C'est que je n'étais plus une fille depuis quelques mois, et j'avais peine à supporter mes jupes. „Et vos compagnes connaissaient-elles votre état? Vous pouviez librement leur conter fleurette. „Oh! je n'en ai jamais abusé. Louis-Marius est demeuré chaste. Nous avions d'autres questions à poser, mais il ne fallait pas effaroucher davantage la pudeur de Marius qui pouvait se rebiffer et montrer son poing, ce poing promis aux jeunes gens d'Albi trop curieux. Puis le jeune homme n'aime pas les journaux, la presse a déjà trop parlé de lui. Pour l'instant, il va se faire raser; la barbe lui pousse et il ne veut garder que la moustache. Et il s'en va gaillardement comme un homme qu'il est, qu'il est définitivement: du moins il l'espère. (Belge.)

L'Homme-Femme. Dans ses „Echos", le Journal a signalé, hier, le cas véritablement extraordinaire et quasiment unique d'une femme hospitalisée en ce moment à Lariboisière, et qui cache son identité sous des vêtements masculins, Or, cette femme, et ce n'est pas là la particularité la moins curieuse de son cas, exerce le dur métier de charretier. J'aurais voulu parler à cette femme, lui demander les raisons qui lui ont fait échanger ses habits féminins contre la cotte et la vareuse du roulier; mais M. Faure, directeur de Lariboisière, n'a rien négligé pour sauvegarder l'incognito de sa malade, et il a établi à l'entour de son lit un minutieux service de surveillance. J'ai essayé d'interroger M. Faure; l'aimable fonctionnaire s'est retranché derrière le secret professionnel. Sa femme-roulier l'a supplié de ne donner aucun détail sur sa personnalité; le directeur a promis et il tient parole . . . Cependant, j'ai réussi à me renseigner, j'ai vu la malade et, si je ne l'ai pas questionnée, c'est que je n'ai pas voulu troubler son sommeil . . . L'homme-femme, „Monsieur Paul", c'est le nom

qui la désigne sur les registres d'inscription, est soignée dans le service du docteur Peyrot, dans la salle Denonvilliers. Monsieur Paul n'est pas un inconnu à Lariboisière: il y a quatre ans, le docteur Peyrot l'a opéré pour un accident du genou. Aussi, mardi dernier, lorsque Monsieur Paul, qui souffrait énormément de son ancienne blessure, se présenta à Lariboisière, il fit prévenir le directeur, qui lui évita les formalités de la visite. Aujourd'hui, l'intéressant sujet va beaucoup mieux et, dans le courant de la semaine prochaine, Monsieur Paul aura repris son fouet, et, certes, lorsque nous le rencontrerons dirigeant de lourds fardiers à travers les rues de la capitale, aucun de nous ne songera à suspecter son sexe. Cette femme est, en effet, une gaillarde, taillée comme un véritable hercule, et elle se plaît à raconter certaines de ses prouesses, certaines des altercations qu'elle eut avec des hommes — de vrais hommes, ceux là — et qu'elle vous retourna comme un gant. Toute sa personne dénote la force physique: ses mains sont larges et puissantes, les biceps énormes et la tête, malgré l'absence de barbe ou de moustache, ressemble plutôt, avec ses cheveux noirs et drus, taillés à la Bressan, à un visage d'homme adulte. Et Monsieur Paul, qui vient d'entrer dans sa vingt-cinquième année, s'offre chaque semaine le luxe d'une séance chez le coiffeur, qui, malgré que l'utilité ne s'en fasse pas sentir, promène son rasoir sur la face glabre de son client. L'histoire de cette femme, de cette jeune fille? Elle est simple. Tout enfant, elle fut trouvée par des rouliers et, comme on ne put découvrir ses parents, les charretiers — de braves gens — l'adoptèrent — à plusieurs. Elle grandit tant bien que mal dans les jambes des chevaux et, lorsqu'elle eut atteint sa cinquième année, elle était déjà grandelette. Ses pères adoptifs, à tour de rôle, l'emmenèrent, pour la distraire, faire avec eux leurs livraisons. Et l'enfant s'éprit d'une véritable affection pour les chevaux. De la vie, elle ne connaissait que les charretiers, qui la comblaient de soins et de prévenances, et leurs robustes percherons. On ne songea jamais à l'envoyer à l'école, et elle — et pour cause — ne le demanda pas. Elle ne sait, par conséquent, ni lire ni écrire, mais elle n'en est pas moins très intelligente, encore qu'un peu libre d'allure et de langage. Un jour, l'enfant voulut conduire un attelage. L'idée amusa ses parents adoptifs, hommes simples, et, pour lui permettre cette expérience, ils lui confectionnèrent des vêtements de jeune garçon. La fillette recommença le lendemain et les jours suivants et, depuis, elle n'a jamais plus quitté les

habits masculins. Actuellement, Monsieur Paul est employé chez un des plus importants camionneurs de Paris, et ses patrons, à tous les points de vue, sont satisfaits de ses services. L'homme-femme craint que ceux qui l'emploient, s'ils apprennent sa véritable identité, ne le remercient. C'est justement pour cette raison que la malade de Lariboisière a supplié M. Faure de ne pas dévoiler son incognito. Et puis Monsieur Paul a peur, si son sexe est connu, d'être en butte aux tracasseries et, aussi, aux galanteries de ses camarades. Or, Monsieur Paul est sage et veut rester sage . . . Paul Erio.

(Le Journal, Paris.)

Un homme-femme à Lariboisière. Il y a quelques jours, on apportait à l'hôpital Lariboisière un charrettier qui venait d'être victime d'un accident assez grave. C'était un individu paraissant âgé d'une trentaine d'années, au masque glabre, aux traits accentués, avec des cheveux très noirs coupés drus, et pourvu de muscles d'athlète. Quelle ne fut pas la stupéfaction des médecins chargés d'examiner l'inconnu, en découvrant que ce fort gaillard était . . . . une femme! Et une femme possédant tous les attributs de son sexe. Cet étrange personnage, qui a d'ailleurs — tout comme Mme Dieulafoy — une permission en règle de porter le costume masculin, répond au nom de Paul et feint de ne pas entendre ceux des internes qui l'appellent Madame. Il serait intéressant de savoir pour quel motif, et à la suite de quelles circonstances, cette femme a été amenée à choisir le rude métier de charretier. (Le Journal. Paris.)

Ein Mann in Frauenkleidung wurde in der Nacht zum Donnerstag um 3 Uhr vor dem Hause Luisenstraße 14 sinnlos betrunken aufgefunden. Die vermeintliche Frauensperson, die schönes langes blondes Haar hatte und einen großen Federhut trug, wurde von einem Schutzmann und einem Wächter in die benachbarte Charité gebracht. Als man sie hier betten wollte, stellte sich heraus, daß man es mit einem Manne zu tun hatte. Der Betrunkene wurde nun nach dem Gewahrsam des Polizeipräsidiums gebracht.

(Berl. Morgenzeitung.)

Männer in Frauenkleidern. Vor kurzem starb in Freienwalde ein 82jähriger Greis, der fast sein ganzes Leben lang Frauenkleider getragen hat. Der Mann, Namens Klemens Jung, hatte

sich als junger Bursche bei einem unglücklichen Sturze eine schwere Verletzung am rechten Oberschenkel zugezogen, so daß ihm das Bein abgenommen werden mußte. Als er geheilt war, schämte er sich, mit dem hölzernen Stelzbein vor den Leuten herumzugehen und zog deshalb Frauenkleider an, durch die sein Gebrechen mehr verhüllt wurde. Beinahe siebzig Jahre lang ging der Mann, der von seinen Ortsgenossen „die alte Klementine" genannt wurde, in Frauenkleidern einher. Es ist dies wohl die seltsamste Ursache, wegen welcher ein Mann in seiner äußeren Erscheinung sein starkes Geschlecht verleugnete. Indessen gab es und gibt es wohl heute noch zahlreiche Männer, die — sei es in einzelnen Fällen, sei es dauernd — Frauenkleider anlegten, was für den gesunden und normal veranlagten Mann immer etwas Verächtliches, Herabwürdigendes hat. Es hat Männer gegegeben, die zu bestimmten Zwecken, so um ihre Verfolger auf der Flucht zu täuschen, Frauenkleider für kurze Zeit anlegten. So floh z. B. der bekannte holländische Gelehrte und Staatsmann Hugo Grotius im Jahre 1621 in den Kleidern seiner hochherzigen Frau aus dem Gefängnis und rettete sich nach Frankreich. Und es hat andere Männer gegeben, welche zu anderen Zwecken der Täuschung die Maske der Frau annahmen, sei es als Spione im Kriege, sei es um Betrügereien auszuführen. So erregte beispielsweise im Jahre 1807 in England ein Gauner großes Aufsehen, der sich in Damenkleidung bewegte und insbesondere in Postwagen bei vornehmen Herren Diebstähle ausführte, nachdem er die betreffenden Opfer zu allerlei Liebenswürdigkeiten und zärtlichen Annäherungen veranlaßt hatte. Und derartige Gauner sind wohl oftmals vor- und nachher in großer Zahl bis auf unsere Zeit aufgetreten. Weit interessanter aber ist das Gebiet der Männer in Frauenrollen auf der Bühne. In unserer heutigen Zeit wirkt die Darstellung einer Frauenrolle durch einen Mann, wenn nicht gar unästhetisch so doch höchst komisch, und nur zu komischen Zwecken legt der männliche Darsteller auf der Bühne Frauenkleider an. Besondere Sensation erregte in dieser Beziehung der Schwank „Charleys Tante", der vor zehn Jahren etwa von England nach Deutschland importiert wurde und noch heute manchmal gegeben wird, weil die männliche Hauptrolle, eine Verkleidungsrolle, ungemein komisch wirkte. Auch in den Variétébühnen treten oftmals Komiker in Damenkleidung auf, doch wirken diese sogenannten Damenimitatoren zumeist unästhetisch und widerlich. Der Unterschied zwischen

diesen und den Darstellern der Hauptrolle von „Charleys Tante" liegt freilich auf der Hand. Die letzteren wollen keine Frau in Wirklichkeit darstellen, das Publikum, das die Intrigue des Stückes kennt, ergötzt sich daran, wie im Stücke eine Person gefoppt wird dadurch, daß ein Mann, der jedem Zuschauer als Mann bekannt und erkennbar ist, sich für eine Frau ausgibt. Je weniger dieser Komiker wirklich als Frau erscheint, je mehr seine linkischen Bewegungen in den Frauenkleidern das Publikum immer wieder an den Mann erinnern, je komischer ist die Wirkung der Rolle. Anders bei den Damenkomikern und Damenimitatoren, bei deren Auftreten der Witz darin liegen soll, daß sie durch Stimme, äußere Erscheinung und Alluren vollkommen den Mann zu verleugnen suchen und als Frau auftreten, um plötzlich dann am Schlusse ihrer Vorführung durch Rückfall ins männliche Organ sich als Männer zu decouvrieren. Alles das wirkt auf das feinere ästhetische Empfinden des modernen Geschmacks widerlich. Das ist nun freilich nicht immer der Fall gewesen; die Anschauungen haben in dieser Beziehung vollkommen gewechselt. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Bühne überhaupt von Frauen nicht betreten wurde und Männer in weiblichen Rollen auftraten, Das englische Theater z. B. wurde erst ungefähr im Jahre 1670, unter Karl II., von Damen betreten, deren Rollen bis dahin von Knaben und dem Alter dieser nahestehenden Jünglingen gespielt worden waren. Der letzte Schauspieler, welcher sich in weiblichen Rollen als Knabe berühmt gemacht hatte, so daß er der Liebling aller Damen war, lebte noch weit ins 18. Jahrhundert hinein und hieß Kynaston. Häufig fuhren die vornehmsten Ladys, wenn er die Rolle der Julia oder Cordelia gespielt hatte, mit ihm im Hydepark umher und weideten sich an seiner Grazie, Zurückhaltung und dem schönen Anstande, sowie an der Täuschung, von welcher das große Publikum befangen war, wenn es den Knaben für eine junge reizende Miß hielt. Als endlich in England auch die Frauen die Bühne betraten, erregte es zuerst sittliche Entrüstung, und ein Epigramm aus jener Zeit lautet:

> Da jetzt die Tugend farblos geht
> Und's weibliche Geschlecht selbst ohne Scham dasteht,
> So hat es sich den Männern zugesellt,
> Und tritt nun im Theater auf fürs Geld.

In Italien hatte sich die Sitte noch am längsten erhalten; noch im 19. Jahrhundert, und in der Oper bis unsere Zeit hinein

78*



wurden Frauenrollen von Männern gegeben. Goethe widmete bei seinem zweiten Aufenthalt in Italien im Jahre 1790 dieser seltsamen Erscheinung eine längere Betrachtung. „Es ist kein Ort in der Welt," so meint er, „wo die vergangene Zeit so unmittelbar und mit so mancherlei Stimmen zu dem Beobachter spräche, als Rom. So hat sich auch dort unter mehreren Sitten zufälliger Weise eine erhalten, die sich an allen Orten nach und nach fast gänzlich verloren hat. Die Alten ließen, wenigstens in den besten Zeiten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder so eingerichtet, daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren, oder die Weiberrollen wurden durch einen Akteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf geübt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neueren Rom und dem übrigen Kirchenstaat, außer Bologna, welches unter anderen Privilegien auch die Freiheit genießt, Frauenzimmer auf seinen Theatern bewundern zu dürfen." Goethe findet die Ursache der Erscheinung, daß sich in Rom die Sitte am längsten erhalten habe, darin, daß „die neueren Römer überhaupt eine besondere Neigung haben, bei Maskeraden die Kleidung beider Geschlechter zu verwechseln". „Im Karneval", so erzählt er, „ziehen viele junge Burschen im Putz der Frauen aus der geringsten Klasse umher, und scheinen sich gar sehr darin zu gefallen. Kutscher und Bediente sind als Frauen oft sehr anständig und, wenn es junge, wohlgebildete Leute sind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden sich Frauenzimmer des mittleren Standes als Pulcinelle, die vornehmeren in Offizierstracht gar schön und glücklich. Jedermann scheint sich dieses Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgesetzter jugendlicher Torheit erfreuen zu wollen. Es ist sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Scheine dieser Umschaffung vergnügen, und das Privilegium des Tiresias so viel als möglich zu usurpieren suchen." „Ebenso haben", so sagt Goethe dann weiter, „die jungen Männer, die sich den Weiberrollen widmen, eine besondere Leidenschaft, sich in ihrer Kunst vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das Genaueste: sie suchen solche nachzuahmen, und ihrer Stimme, wenn sie auch den tiefen Ton nicht verändern können, Geschmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben; genug, sie suchen sich ihres eigenen Geschlechts so viel als möglich zu entäußern. Sie sind auf neue Moden so erpicht, wie Frauen selbst; sie lassen sich von geschickten Putzmacherinnen

herausstaffieren, und die erste Aktrice eines Theaters ist meist glücklich genug, ihren Zweck zu erreichen. Was die Nebenrollen betrifft, so sind sie meist nicht zum besten besetzt; und es ist nicht zu leugnen, daß Colombine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibe auf den meisten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt so eine Sache; und aus den Hauptstädten anderer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bittere Klagen über die Ungeschicklichkeiten der dritten und vierten Schauspieler, und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion vernehmen. Ich besuchte die römischen Komödien nicht ohne Vorurteil; allein ich fand mich bald, ohne daran zu denken, versöhnt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen, und bemerkte, daß es viele andere mit mir teilten. Ich dachte der Ursache nach, und glaubte sie darin gefunden zu haben, daß bei einer solchen Vorstellung der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst, immer lebhaft blieb, und doch das geschickte Spiel nur durch eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde. Wir Deutschen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens, das uns jener Schauspieler gewährte. Ebenso entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studiert; er bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat; und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird.“ Goethe schildert dann im weiteren noch, wie er die Locandiera von Goldoni von einem Jüngling dargestellt gesehen habe; die Rolle ist durch die Duse in Deutschland vielfach bekannt geworden — und Goethe meint, daß gerade in dieser Rolle, in der die unmittelbare Wahrheit durch eine Darstellerin vielfach empören müsse, ein männlicher Darsteller mit seiner Nachahmung mehr befriedige, und kommt zu dem Schluß, daß, „wenn nicht jeder sich daran ergötzen sollte, so findet der Denkende doch Gelegenheit, sich jene Zeiten gewissermaßen zu vergegenwärtigen, und ist geneigter, den Zeugnissen der alten Schriftsteller zu glauben, welche uns an mehreren Stellen versichern: es sei männlichen Schauspielern oft im

höchsten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geschmackvolle Nation zu entzücken.“ Indessen hat man sich in Deutschland zu Goethes Zeiten schon lange von solchen Anschauungen entwöhnt, wie bekanntlich überhaupt die wenig naturwahre Bühnenkunst Weimars stets angefochten wurde. Schon zu Goethes Zeiten benutzte man die Darstellung von Frauenrollen durch Männer, ebenso wie die sogen. Beinkleiderrollen der Frauen, um Heiterkeit zu erregen, und einige Jahre nach Goethes Tode war es einer der tollsten Bühnenschwänke, der auf allen deutschen Bühnen die größte Heiterkeit erregte, Das Fest der Handwerker, dieses noch heute zuweilen gegebene Possenstück „mit verkehrter Besetzung“ darzustellen, d. h. die Männerrollen durch Frauen, die Frauenrollen durch Männer geben zu lassen, und bis in unsre Tage tauchte von Zeit zu Zeit solche Harlekinade auf, in denen der Komiker sich Frauenkleider anlegte. Kurz vor Charleys Tante wurde ein deutscher Schwank, betitelt Amerikanisch, gegeben, in dem mit demselben Mittel der gleiche komische Effekt erzielt wurde. Im Cirkus und auf der Spezialitätenbühne soll es übrigens heute noch nicht selten vorkommen, daß Männer in weiblicher Verkleidung in allen möglichen Künsten sich zeigen. Bei einem Cirkus wirkte auch der bekannte Cirkusschriftsteller Emil Mario Vacano einst als „Signora Sanguetta“. Der seltsamste Mann, der je in Frauenkleidern lebte, war der bekannte Chevalier d'Eon, von dem es freilich nicht ganz feststeht, ob er eine Frau oder ein Mann gewesen, Die neuesten Forschungen neigen der zweiten Annahme zu. zu. Er wurde im Jahre 1723 zu Tonnerre in Bourgogne geboren und wurde, nachdem er die Rechte studiert hatte, vom Prinzen Conti dem König Ludwig XV. für den diplomatischen Dienst empfohlen. Bei verschiedenen Gelegenheiten trat er schon in diesen diplomatischen Missionen, die ihm nun übertragen wurden, in Frauenkleidung auf. Später muß er auf ausdrücklichen Befehl Ludwigs XVI. weibliche Kleidung dauernd tragen. Seit dem Jahre 1784 lebte er wieder in London und ernährte sich durch Fechtunterricht, doch ging er stets in Damenkleidern, glich auch in seinem völlig bartlosen Gesicht und mit seiner zarten Gestalt einem Weibe. Er starb in London im Jahre 1810. Völlig aufgelöst ist das Rätsel seines Lebens nie, und wenn auch festzustehen scheint, daß er zu den Männern gehörte, die in Weiberkleidern einhergingen, so bleibt es umsomehr rätselhaft, warum dies geschehen. (Kölnische Volkszeitung.)



Ein Betrüger in Frauenkleidern. Gestern nachmittag betrat eine feingekleidete Dame den „Alsterpark" und ließ sich zweimal Rühreier mit Schinken und Spargel vorsetzen. Hierauf verlangte und erhielt sie Kaffee. Nachdem sie einen Brief geschrieben, bat sie den Hauskellner, er möge ihrem draußen wartenden Kutscher auch Kaffee und Kuchen bringen. Während der Kellner diesen Auftrag ausführte, lief die Person aus dem Garten. Als ein Kassierer sie anhielt, bat sie, er möge sie doch laufen lassen, sie komme gleich wieder und dann erhalte er ein feines Trinkgeld. Als der Kassierer sie genauer betrachtete, entdeckte er, daß ein Mann in den Kleidern steckte. Bald danach kamen der Hauskellner und der Droschkenkutscher gelaufen und fragten nach der Dame. Als man ihnen sagte, diese sei schnell weggelaufen, erzählten die beiden, es sei ein Mann, der in den Frauenkleidern stecke. Der Gauner habe den Kellner um 10 Mk. und den Droschkenkutscher um 18 Mk. Fahrgeld betrogen. Auf dem Tische, an dem der Schwindler gegessen hatte, hatte er einen Brief liegen lassen, der an einen Offizier in einem hiesigen Hotel gerichtet war. Der Brief enthielt die Worte, daß die Schreiberin nicht mehr länger mit ihm leben könne und sich töten wolle. (Hamburger Echo.)

Spremberg i. L., 12. Juni. Unter der Stichmarke: „Ein Mann in Frauenkleidern" schreibt man uns: Verschiedene Personen unsrer Stadt ist in letzter Zeit eine weibliche Person aufgefallen, Witwe Hedwig Fischer, geb. Adler aus Königsbrück mit Namen, von der man annehmen mußte, daß sie keine Frau sei. Auch unserer Polizei war die Sache verdächtig vorgekommen. Man ging demnach der Sache auf die Spur. Es wurden Erkundigungen eingezogen, und nach der heute vorgenommenen Verhandlung wurde durch einen Zeugen festgestellt, daß die Hedwig Fischer, die am 27. Mai 1850 in Königsbrück geboren sein will, der am 28. September 1845 in Großenhain geborene Weber Julius Wilhelm Paul Fischer ist. Er war, wie weiter ermittelt wurde, in Großenhain verheiratet, lebte seit einigen Jahren aber von der Frau wegen Ehezwistigkeiten getrennt und ist, wie er angibt, zu dem Schritte der Verkleidung gekommen, um dadurch ein besseres Fortkommen zu haben. Der Weber Fischer ist, wie ferner festgestellt wurde, in Posen bereits seit ein paar Jahren als Kinderfrau in Stellung gewesen. Im großen Ganzen macht

er äußerlich nicht den Eindruck eines Mannes, da er eine Perrücke und stets einen Korb bei sich trug. (Frankf. Oder-Ztg.)

Wien: In einem Vorstadtspital lebt noch heute ein altes Mütterchen, die einst bessere Tage gesehen und auf den Brettern der Variétés reichen Beifall geerntet hat. Sie verdankt ihre Erfolge ihrem eigenartig männlichen Wesen, das sie befähigte, als Volkssänger aufzutreten. Hinter dem schnurrbärtigen Manne mit der sonoren Tenorstimme und den vollkommen natürlichen energischen Bewegungen hatte wohl niemand das Weib vermutet, und mancher ihrer Bewunderer war lange Zeit hindurch der Meinung, daß „die" Pepi wirklich „der" Pepi wäre. Das fortschreitende Alter hinderte Josephine Schmeer, so ist Pepis eigentlicher Name, ihre natürliche Veranlagung im Dienste einer Kunst zu verwerten, die so recht bezeichnend war für das lustige Treiben der alten Kaiserstadt.

Josephine oder Pepi Schmeer, der weibliche Fürst, ist ins Versorgungshaus gegangen und beim „Blauen Herrgott", dem freundlichen Greisenasyl der Mutter Vindobona, wird sie ruhig ihre Tage beschließen. Sie hat schöne Tage gesehen, die Pepi Schmeer, denn sie war eine ganz originelle Erscheinung auf dem Brettl. Viele von denen, deren Beruf es war, in der schönen Stadt am blauen Donaustrande zu singen und zu sagen, haben unter dem schützenden Obdach des „Blauen Herrgott" ihren letzten Seufzer ausgehaucht, denn dem Volksbarden flicht schon die Mitwelt keine Kränze. Die Schmeer hieß der „weibliche Fürst". Als sie vor 40 Jahren in kleinen Rollen im Pratertheater spielte, imitierte sie den Direktor so täuschend, daß man, wenn sie ungesehen blieb, den Fürst zu hören glaubte. Und sie blieb der „weibliche Fürst" auf allen Plakaten, in denen sie das Publikum zu ihren Soiréen einlud. Sie trat immer in Männerkleidern auf. Man sagte, sie hätte eine spezielle Bewilligung der Polizei hierbei gehabt. So lange sie jung, geschmeidig und fesch war, bildete das Mädchen in Männerkleidern eine Anziehungskraft. Sie soll auch zu Hause lieber in Männerkleidern gegangen sein, als in weiblicher Toilette. Ursprünglich Tänzerin, brachte sie es bis zur Balletmeisterin und wurde später Volkssängerin. Zuerst trat sie in Budapest auf und kam dann nach Wien. Die Grazie und die Anmut ihrer Bewegungen ließen sofort die einstige Tänzerin erraten. Mit einem Liede machte sie Furore in Wien und die ganze Wienerstadt sang es ihr nach, bis

heute ist es ein geflügeltes Wort im Wiener Dialekt geblieben: „Außi möcht' i geh'n". Das sang sie unnachahmlich. Das waren ihre besten und schönsten Tage, als Alle dieses Lied von ihr



Volkssänger Josefine Schmeer.

hören wollte. Vor etwa zehn Jahren wurde sie vom Schlage gerührt und die braven Kollegen und Kolleginnen mußten der Veteranin des Brettls zu Hilfe eilen. Sie trat dann einige Male wieder

auf, aber ihre Kraft war gebrochen und so sah sie sich endlich genötigt, ins Versorgungshaus zu gehen. In der Geschichte des Wiener Volkssängertums wird man Josephine Schmeer, den weiblichen „Fürst", nicht vergessen dürfen, und diejenigen, die sie in ihrer Blütezeit gekannt, werden nicht ohne Teilnahme von ihrem Geschicke erfahren. (Der Artist, Düsseldorf.)

Hid his sex for thirty Years. Rockland. The person supposed to be Lillian G. Carver of North Haven is in reality Arthur L. Carver. „Lillian G. Carver" for thirty years has lived in North Haven with „her" parents, and for some years past has conducted a candy store and barber shop. „Miß Carver" is dired of masquerading under the female guise, evidently judging from this affidavit: „Having been known in North Haven, Me. (my birthplace and home for thirty years) as a female by the name of Lillian G. Carver, I do hereby publicly declare thad I have been masquerading, and for more than ten years against my wishes. Force of habit, filial regard and dread of the necessary sensation attendant upon such a step have prevented me from doing my duty, which now, as a Christian, I undertake to do. My real name is Arthur Leslie Carver and I am a man. „Arthur L. Carver." „Wittness: Lyman R. Swett, Boston, Nov. 16, 1901. „Mrs. Martha E. Carver, George E. Carver, Rockland, Dec. 10, 1901."

„Eva" Humbert ein — Mann? Die geniale Frau Humbert, welche durch ihre Schlauheit so viele, viele Millionen von vertrauensseligen Landsleuten einzuheimsen wußte, wird jetzt eines neuen originellen Schwindelmanövers bezichtigt. Man vermutet nämlich, sie habe ihr Eva genanntes Kind fälschlich als Mädchen ausgegeben, um gewisse Zwecke bei der Ausbeutung des Märchens von der Millionenerbschaft zu erreichen. Ein Privattelegramm berichtet uns: Paris, 29. Mai, 2 Uhr 5 Min. Nachmittags. (Von unserem u.-Correspondenten.) Von Personen, welche mit der Familie Humbert eng befreundet waren, liegt eine Erklärung vor, daß „Fräulein Eva Humbert", deren auffallend hohe Gestalt und ganz unweiblich klingende Stimme jedermann befremdeten, männlichen Geschlechtes sei. Als Motiv dieses Betruges wird angegeben, daß schon vor Geburt dieses Kindes der Crawford-Schwindel eingeleitet war. Nach dem ursprünglichen Plane hatte der alte Crawford die Tochter des angebeteten, aber leider einem Anderen vermählten Weibes (der Frau Humbert) zur Erbin der

Hundert Millionen unter der Bedingung eingesetzt, daß das junge Mädchen als Achtzehnjährige den Neffen des Erblassers heirate. Und zur Durchführung dieser romantischen und rührenden Kombination hatte, vermutet man, Frau Humbert das Taufregister fälschen lassen. (Berl. L.-Anz.)

L'habit ne fait pas le moine.... Dimanche dernier un garçon de café, imberbe, proprement vêtu, s'était présenté au commissariat du quartier du Palais-Royal, rue des Bons-Enfants. Après avoir déclaré s'appeler Ernest Palier, âgé de vingt-huit ans, demeurant rue du Cloître-Saint-Honoré, il s'était plaint d'avoir été victime d'un vol assez important de la part d'une femme, Eugénie Chevalier. Je ne demande qu'une chose, avait ajouté Palier, c'est qu'elle me rende mon argent. Si elle consent à cette restitution, je retirerei ma plainte. Fort bien, répondit M. Egartheler, mais vous oubliez d'indiquer l'adresse de cette femme? Elle habitait le même hôtel que moi, dit le garçon de café, et hier elle a déménagé à la cloche de bois. J'ignore où elle se trouve actuellement. Je vais la faire rechercher. De votre côté, si vous apprenez du nouveau, vous voudrez bien, je vous prie, m'en avertir. Hier matin, Ernest Palier retournait rue des Bons-Enfants et disait au commissaire: Je viens de retrouver ma voleuse. Elle est en place rue Vivienne. M. Egartheler se fit aussitôt amener Eugénie Chevalier par un de ses inspecteurs. Celle-ci entra dans un accès de colère folle en apercevant le garçon de café: Comment, s'écria-t-elle, tu as osé déposer une plainte contre moi? Eh! bien, tu vas me le payer. Je vais tout dire. Et, se tournant vers le magistrat: Ernest Palier n'est pas un homme, mais une femme, dit-elle. Ernest Palier s'appelle Marie Duval. Comme elle se trouvait sans travail, il y a trois mois, elle a eu l'idée de se faire couper les cheveux et d'endosser le costume masculin. Depuis lors, elle sert d'extra dans les cafés. On juge de l'étonnement de M. Egartheler à cette révélation inattendue. Le garçon de café avait blémi. Il dut finir par avouer, à sa grande confusion, qu'Eugénie Chevalier avait dit la vérité: C'est vrai, balbutia-t-il, je suis une femme. Quel mal y a-t-il à cela, d'ailleurs? Aucun, répondit M. Egartheler; seulement, je me vois néanmoins contraint de vous dresser contravention. C'est le sourire aux lèvres — l'âpre sourire de la vengeance — qu'Eugénie Chevalier est montée dans le panier à salade pour se rendre au Dépôt.



Who is „Mr." Harry Hight? Special to the Post-Dispatch. Springfield, Ill., Sept. 25.—Mystery surrounds the identity of a joung woman, attired in male clothing, arrested in this city by the police. The woman gives her name as „Harry Hight", and says she is from St. Louis. The St. Louis police assert that no person of her description is known to them. The arrest here was made upon information received from Litchfield notifying the police of this city to look out for the masquerader. The woman was turned over to Chief of Police Herring. Questions were immediately plied concerning her name, her home and her purpose in going about in male attire. A smile stole over her face as she replied, „My name is Harry Hight. I have been stopping for seven weeks in St. Louis. I am now in Springfield and expect to remain here a short time. As to my home or who my relatives are you will have to guess." „Well, are you a man or a woman?" asked Officer Jones. „I am a man, and I wish you would address me as Mr., if you please," responded the prisoner. Effort after effort was tried to make her disclose her identity, but the woman only laughed at the officers. She was good-natured about everything. The officers examined her clothes and found that what she wore was new. She was attired in a blue serge suit, wore a black stiff hat, a high turned-down collar with a polka dot tie. Her shoes were light in weight, but patterned after a man's shoe. In the crown of her hat was the inscription: „Bulwer & Co." and „W. B. & Mc Hat Co.", St. Louis, Mo. Two envelopes addressed to Col. A. H. Wheat of Litchfield, and to J. W. Dean of Tower Hill were found in her possession. After this examination was made and another effort was tried to get the prisoner to talk, she was locked up in the woman's departement of the city prison. An examination of a fine alligator skin travelling bag, which the woman carried, was then made. In it was a lady's tailormade black suit, two silk skirts, a jacket and underskirt, a spectacle case, some powder, a curling iron and a bottle of paregoric. The label on the bottle bore the name Russel Riley, 1400 Olivestreet, St. Louis. On the sqectacle case was the name, „C. W. Beardsley", jeweler and optician, Litchfield, Ill. The prisoner was photographed and took her place before the camera without any protest. When it was over she laughed and said she hoped every one was now satisfied. The self-styled Mr. Hight is about 5 feet 7 inches tall and weighs about 125 pounds. She is a blonde ande fairly good looking.

Her hair has been blondined and is parted on one side. Her teeth are pretty. Four have gold crowns on them and some of the oders are filled witth gold. The prisoner will be kept in the city prison for a few days on suspicion. At the end of this time if nothing can be found out concerning her career she will be prosecuted on a charge of masquerading in male attire. The officers hope to plan a mode of procedure that will assist in getting her to throw off the mask. — The Mystery at Litchfield. Special to the Post-Dispatch. Litchfield, Ill., Sept. 25.—Saturday evening about 7 o'clock two persons registered at the Blacburn Hotel of this city, under de names of J. Howard, St. Louis, and Harry Hight, St. Louis. The elderly gentleman was about 6 feet tall, about 50 years of age and wore very nice and well kept Van Dyke whiskers. They occupied the same room in the hotel Saturday night, and the old gentleman left on Sunday morning, stating that Hight would leave on Tuesday morning. Before the departure of Hight for Springfield it was suspected that she was a woman, and, alter he had gone, the Springfield police were notifid.

In Lemberg wurde ein in einem Hotel bediensteter Kellner, der auf den Namen Michaël hörte, wegen Führung eines falschen Dienstbuches mit drei Tagen Arrest bestraft. Es stellte sich nämlich heraus, daß Michaël ein verkleidetes Mädchen war. Als zehnjähriges Kind war Michaëline aus dem Elternhaus entflohen und hatte als Bursche verkleidet eine Stellung angenommen.

Am Silvesterabend gegen 7 Uhr erregte in Altenburg unterm Schloß ein Frauenzimmer in Männerkleidern berechtigtes Aufsehen und Ärgernis, zumal es betrunken war. Ein hinzugerufener Schutzmann brachte das Frauenzimmer in sicheren Gewahrsam.

(Geraer Zeitung, Gera-Reuß.)

Über die Eheschließung zwischen zwei Mädchen, die, wie bereits telegraphisch gemeldet wurde, in Spanien das größte Aufsehen erregte, liegen jetzt ausführliche Mitteilungen vor. Aus Madrid wird nämlich geschrieben: Unter der Bevölkerung von La Corunna herrscht gegenwärtig große Aufregung über ein Ereignis, das einem phantastischen Romane zu entstammen scheint; handelt es sich doch um die bürgerliche und kirchliche Ehe zwischen zwei Mädchen, die erst vor wenigen Tagen vollzogen



wurde und plötzlich, man weiß nicht wie, ans Tageslicht gekommen ist. Die Geschichte des Verhältnisses der beiden Frauen ist folgende: Anfangs der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts besuchten die beiden jungen Mädchen Marcela Gracia Ibaas und Elisa Sanchez das Lehrerinnen - Seminar in La Corunna. Zwischen beiden Mädchen entspann sich eine intime Freundschaft, welche wegen ihres seltsamen Charakters den Eltern der jungen Marcela ein Gräuel war. Alle Warnungen, die an Marcela gerichtet wurden, waren vergeblich; sie wollte den Verkehr mit der gefährlichen Freundin nicht abbrechen. Selbst ein ausdrückliches Verbot blieb fruchtlos. Marcela ließ sich vollständig von ihrer Sappho beherrschen und vernachlässigte ihre Eltern. Um dem Treiben seiner Tochter ein Ende zu machen, ließ sich ihr Vater, ein Hauptmann, nach Madrid versetzen. Nach Jahren trafen die beiden Mädchen — Marcelas Vater war gestorben — wieder in La Corunna zusammen, um sich nicht wieder zu trennen. Elisa Sanchez gab ihre Lehrerinnenstelle auf und zog zu ihrer Freundin Marcela, die in der Nähe von La Corunna als Lehrerin angestellt war. Vor einigen Monaten kam Elisa auf den tollen Gedanken, mit ihrer Freundin eine Ehe in aller Form einzugehen. Sie stellte sich in Männerkleidern bei einem Geistlichen in La Corunna vor und bat ihn, sie zu taufen; dies sei nämlich früher aus Rücksicht auf die religiösen Anschauungen des Vaters unterlassen worden; sie sei in London erzogen worden, aber sie wünsche dem katholischen Glauben Treue zu schwören, um sich mit der Marcela Gracia, die dem Geistlichen sehr gut bekannt war, zu verheiraten. Das Benehmen des angeblichen Mannes war ein derartiges, daß der Geistliche nichts Böses ahnte und nach einer sehr erfolgreichen Unterweisung in der katholischen Lehre am 26. Mai den 38jährigen „Mann" auf den Namen Mario José Sanchez taufte. Mittlerweile hatte der falsche Mario Sanchez die Eheschließung mit Marcela Gracia vorbereitet. Da alle Dokumente in bester Ordnung und das Aufgebot in formeller Weise erledigt war, stand der Ehe nichts mehr im Wege. Am 8. Juni fand die Eheschließung in aller Form statt; ein Verwandter des „Bräutigams" war einer der Trauzeugen. In diesen Tagen nun lief bei dem Geistlichen, der den angeblichen Mario getauft und getraut hatte, eine regelrechte Anzeige ein, nach welcher er und alle an den religiösen Handlungen beteiligten Personen das Opfer eines frechen Betruges geworden waren. Der Geistliche übergab die Anzeige dem Staatsanwalt, der jetzt das weitere veranlaßte.



Das junge Ehepaar, das sich den Freuden des Honigmondes hingab, wurde verhaftet. Einer leiblichen Untersuchung durch den Gerichtsarzt widersetzte sich Mario Sanchez, so daß „er“ mit Gewalt dazu gezwungen werden mußte. Das Ergebnis der Untersuchung war derart, daß das Ehepaar ins Untersuchungsgefängnis geschickt wurde. Eigenartig ist es, daß der Verwandte des falschen Mario sich von dieser Person hatte täuschen lassen, obwohl er sie bisher stets als Frau gekannt hatte. Er entschuldigt sich jetzt damit, daß seine Verwandte ihm eine hochromantische Geschichte erzählt habe, wodurch allerdings das Andenken ihres Vaters entehrt wurde. Die Mutter wußte von dem Treiben ihrer Tochter nichts, sie wohnt in Santiago und erfreut sich dort allgemeiner Achtung.

Hartnäckiger Erpresser. Mit dem Schmiedgesellen Sebastian Lieb dahier hatte sich ein zeitweise hier wohnender, in der Provinz begüterter Adeliger in unsaubere Geschichten eingelassen. Diesen Umstand benützte Lieb seit einigen Jahren, an dem Herrn Baron ergiebige Erpressungen vorzunehmen. Im Jahre 1900 erbat er sich ein Darlehen von 150 Mk., zuerst höflich, dann unter der versteckten Drohung, die vorgekommenen Geschichten der Frau Gemahlin des Herrn Baron, ja der Polizei mitzuteilen. Durch Vermittlung eines hiesigen Rechtsanwalts erhielt Lieb die nachgesuchten 150 Mk. Eine Zeit lang hatte der Herr Baron Ruhe, dann fing Lieb wieder zu bohren an und ging in seinen Briefen in äußerst raffinierter Weise zu Werke. Er erhielt öfters Geldbeträge und verlangte schließlich 5—600 Mk. zur Auswanderung nach Amerika. Es wurde ihm auch eine nicht unbeträchtliche Summe zugesichert, die er jedoch erst in Hamburg in Empfang nehmen konnte. Lieb fuhr zwar nach Hamburg, nicht aber nach Amerika; er wurde wasserscheu, kehrte wieder um und setzte seine Erpressungen fort, die den Herrn Baron um einen Tausender erleichterten. Als Lieb gar nicht aufhörte, wurde er schließlich angezeigt und heute wegen Erpressung, wozu noch Diebstahl und Urkundenfälschung kamen, zu 3 Jahren 6 Monaten Gefängnis und 5jährigem Ehrverlust verurteilt.

Basel. Strafgericht. (Sitzung vom 1. und 3. November 1902.) Das Strafgericht wurde am letzten Samstag und Montag durch die Erledigung eines vielbesprochenen Skandalprozesses in Anspruch genommen. Es handelte sich dabei um höchst bedenk-

liche Erscheinungen und Vorgänge, die indessen in Bezug auf einzelne Persönlichkeiten auch Anlaß zu ganz falschen Gerüchten gegeben haben; es ist eben auch in dieser Sache, wie oft bei sensationellen Prozessen, ganz gewaltig übertrieben und phantasiert worden. Die Samstagssitzung dauerte von morgens 8 Uhr mit der üblichen ca. zweieinhalbstündigen Unterbrechung um die Mittagszeit bis gegen 7 Uhr abends, die Montagssitzung von nachmittags 4 Uhr bis abends gegen 9 Uhr. Den Vorsitz führte Herr Präsident Dr. Hübscher. Die sämtlichen 14 Angeklagten waren der Erpressung, einzelne überdies der Unterschlagung angeschuldigt. Es handelte sich um eine Bande jugendlicher Taugenichtse, die seit längerer Zeit in schamloser Art Erpressungen verübten, indem sie mehrere hiesige Einwohner mit der Enthüllung gewisser unsittlicher Handlungen bedrohten, die jedoch nach dem Gesetz nicht strafbar sind. Die Verhandlungen fanden unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt und es hatten nach der in unserer Stadt üblichen Praxis auch die Vertreter der Presse keinen Zutritt zu denselben. Es kann deshalb nicht in der üblichen eingehenden Weise darüber Bericht erstattet werden. Nach dem, was wir über die Sache in Erfahrung bringen konnten, stehen die Angeklagten im Alter von 18 bis 28 Jahren; der Nationalität nach sind es drei Basler, sodann Angehörige anderer Kantone und Ausländer. Die meisten Angeklagten sind schlecht beleumdet. Sie trieben sich zum Teil beschäftigungslos hier herum und das mag wohl der Hauptgrund gewesen sein, weswegen sie auf solche Abwege gerieten. Die Erpressuug wurde systematisch und in raffinierter Weise betrieben und hatte in einzelnen Fällen zur Folge, daß ganz bedeutende Beträge zur Auszahlung gelangten. Die Angeklagten wurden am Samstag Morgen getrennt in Droschken und in Begleitung einer größeren Zahl von Polizisten nach dem Gerichtshaus am Bäumlein verbracht, damit unterwegs keine Zwiegespäche stattfinden konnten. Sie benahmen sich schon auf dem Transport und dann namentlich während der Gerichtsverhandlung so frech und ausgelassen, daß am Samstag Morgen vom Gericht die Verfügung getroffen wurde, es sei ihnen in der Mittagspause, während welcher sie im Gerichtshaus zu verbleiben hatten, nur Wasser und Brot zu verabreichen. Das Verhör der Angeklagten nahm sehr viel Zeit in Anspruch. Als Zeugen waren nur wenige Personen geladen worden. Der Staatsanwalt und die drei Verteidiger gelangten erst in der Sitzung vom Montag Nachmittag zum Worte. Von

der Staatsanwaltschaft wurden Strafen bis zu zwei Jahren Zuchthaus beantragt. Die geheime Beratung des Gerichts dauerte etwa 3 Stunden, so daß die Urteilsverkündigung erst gegen 9 Uhr nachts erfolgen konnte. 13 Angeklagte wurden der Erpressung, 3 überdies der Unterschlagung (in Bezug auf Velos) schuldig befunden. Der 14. Angeklagte wurde freigesprochen. Gegen die Hauptschuldigen wurden Zuchthausstrafen von je 3, 2½ und 1 Jahren ausgesprochen. Ferner wurden verurteilt: ein Angeklagter zu 2 Jahren Gefängnis, einer zu 1½ Jahren, zwei Angeklagte zu je 9 Monaten, ein Angeklagter zu 8 Monaten, zwei Angeklagte zu je 6 Monaten, ein Angeklagter zu 3 Monaten und zwei Angeklagte zu je 2 Monaten Gefängnis. (Basler Z.)

Mannheim, 30. Dez. In geheimer Sitzung verhandelte heute die Strafkammer gegen den Photographengehilfen Otto Schwörer aus Worms, den Bäckergesellen Heinrich Schenkenberger aus Neckarhausen und den Schlossergesellen Ludwig Hentel von hier wegen Erpressung. Die Angeklagten hatten im Oktober d. J. nach einem vorbedachten Plane einen angesehenen hiesigen Geschäftsmann, der zur Perversität neigte, zu einem Vergehen gegen § 175 R.-St.-G. B. verleitet und ihm dann, nachdem sie ihn erbarmungslos bis an die Grenze des Selbstmords gehetzt hatten, die Summe von 2000 Mk. abgepreßt. 1000 Mark von diesem Gelde hat der Rädelsführer Schwörer in einer Nacht in Frankfurt durchgebracht. Das Gericht, welches den Fall als den krassesten, der je vorgekommen sei, charakterisierte, verurteilte Schwörer zu 3 Jahren 9 Monaten, Schenkenberger zu 2 Jahren 6 Monaten und Hertel zu 1 Jahr 9 Monaten Gefängnis und erkannte auf Verlust der Ehrenrechte für die Dauer von drei Jahren.

Fortgesetzte Erpressungen schamlosester Art hatte der Schneider Karl Rothe gegen einen höheren pensionierten Beamten ausgeübt und diesen dadurch in Furcht und Unruhe versetzt. Die siebente Strafkammer des Landgerichts I verurteilte den Angeklagten, der bereits wegen gleicher Straftaten mehrmals, zuletzt mit drei Jahren Gefängnis, vorbestraft ist, zu 5 Jahren Gefängnis und Ehrverlust auf gleiche Dauer, wobei dem Bedauern Ausdruck gegeben wurde, daß das Gesetz eine höhere Bestrafung nicht zulasse.



Als ein äußerst gefährlicher Mensch zeigte sich der sogenannte „Arbeiter“ Karl Hauck, welcher gestern der ersten Ferienstrafkammer des Landgerichts I aus der Untersuchungshaft vorgeführt wurde. Der Angeklagte gehört zu denjenigen Burschen, welche ihre Opfer unter älteren Herren suchen, die gewissen Neigungen fröhnen. Trotz seiner Jugend — er ist erst 21 Jahre alt — ist er bereits zweimal wegen Erpressung und Diebstahls insgesamt zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Nach Verbüßung dieser Strafe ließ er sich die Handlung zu Schulden kommen, die wiederum seine Verhaftung veranlaßte. Am Abend des 8. Juni unternahm der Angeklagte einen seiner gewöhnlichen Raubzüge in der Friedrichstraße. Ein Dr. X. ging ihm ins Garn und folgte dem Angeklagten nach dessen in der Marienstraße gelegenen Wohnung. Als der Besucher sich wieder entfernen wollte, spannte der Angeklagte andere Saiten auf. Mit dem Gelde, das Dr. X. auf den Tisch gelegt hatte, nicht zufrieden, verlangte der Angeklagte einen Betrag von 500 Mk. Dr. X. erklärte angsterfüllt, daß er eine so große Summe nicht bei sich führe. Der Angeklagte ergriff zunächst die Wasserflasche und drohte, sie an dem Kopfe seines Opfers zu zerschlagen, falls dieses den geringsten Widerstand wage. Der eingeschüchterte alte Herr, der besonders den Skandal fürchtete, ließ es ruhig geschehen, daß der Angeklagte seine sämtlichen Taschen durchsuchte und denselben das ganze Geld — etwa 60 Mk. — entnahm. Der Vampyr war aber noch nicht zufrieden, er zwang den Dr. X., einen Schuldschein über 500 Mk. auszustellen und ihm eine seiner Visitenkarten zu überlassen. Dann konnte der Ausgeplünderte sich entfernen, der Angeklagte entließ ihn mit der Drohung, daß er ihn bei seiner Behörde und bei seiner Familie anzeigen werde, wenn er den Schuldschein nicht einlöse. Staatsanwalt Beier beantragte gegen den Angeklagten, der sich während der Verhandlung höchst frech benahm, eine Zuchthausstrafe von vier Jahren und fünfjährigen Ehrverlust, der Gerichtshof unter dem Vorsitzenden Landgerichtsrat Dietz ging aber mit der Begründung, daß der Angeklagte einer der gefährlichsten Menschen sei, die es gebe, weit über den Antrag hinaus. Das Urteil lautete auf sechs Jahre Zuchthaus und die Nebenstrafen.

Eine nächtliche Attacke. Der Sekretär einer vornehmen Persönlichkeit wurde am 15. Mai um Mitternacht im Rathausparke, als er dort zu einem bestimmten Zwecke einbog, das Opfer

einer Erpressung besonderer Art, zu deren Ausführung sich an dieser Stelle in den Nachtstunden systematisch Gauner der schmutzigsten Sorte einfinden. Erst vor wenigen Wochen war ein Anfall, welcher auf einen Auskultanten hier versucht wurde, Gegenstand einer Gerichtsverhandlung. Der Auskultant war allerdings kaltblütig gewesen und hatte den Erpresser, der ihm folgte, einem Wachmanne zugeführt. Die Gefährlichkeit der Leute, die sich des Nachts, auf Beute lauernd, hier einfinden, ist der Sicherheitsbehörde und den Gerichten wohlbekannt, und es sollte dem mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden. An dem erwähnten Abende hatte sich der Privatsekretär, ein Mann in der Mitte der Dreißiger, durch einige Zeit beim Spatenbräu befunden und mehrere Gläser Bier konsumiert; dann hatte er sich in das Café Scheidl begeben. Hierauf empfand er das Verlangen, auf angenehme Weise Luft zu schöpfen; nahm einen Fiaker, fuhr mit ihm über den Ring bis zur Aspernbrücke und dann den Weg zurück bis zum Burgtheater. Dort ließ er den Wagen halten und begab sich in den Rathauspark, wo er einen dort befindlichen Anstandsort betrat. Drinnen befanden sich zwei Burschen, zu dem lichtscheuen Gesindel gehörend, das sich hier seine Zusammenkünfte gibt. Der Sekretär erzählt nun das weitere folgendermaßen: „Als ich heraustreten wollte, kam einer der Burschen auf mich zu und ersuchte mich um etwas Geld. Ich wollte ihm keins geben. Darauf erhob er eine Beschuldigung gegen mich. Ich sagte, „das ist nicht wahr.“ Er wiederholte sein Verlangen um Geld mit dem Bemerken, daß er mich sonst nicht freilasse. Ich wollte mich aus der Situation retten, griff in die Tasche und gab ihm ein paar Kronen. „Sie müssen mehr geben,“ erklärte der Mensch, „sonst lassen wir Sie nicht heraus. Geben Sie einen Zehner, dann lassen wir Sie frei!“ Mir war darum zu tun, mich aus der Situation zu retten, und ich nahm die Brieftasche, um seinen Wunsch zu erfüllen. Er riß mir die Brieftasche, in der sich dreißig Gulden befanden, aus der Hand und eilte davon. Ich wollte ihm nach, da kam ein zweiter Bursche und verlangte meine Uhr. Um los zu kommen, gab ich ihm auch diese. Ich mußte mir dann im Café vom Marqueur drei Gulden ausborgen, um den Fiaker zu bezahlen. Wie aus dem weiteren Berichte des Sekretärs hervorgeht, war damit die Sache noch nicht zu Ende. In der Brieftasche hatten die Burschen seine Visitenkarte gefunden, welche sie belehrte, wer er sei. Sie fanden darin auch das Wappen seines Chefs, bei



dem er eine Vertrauensstellung besitzt, und zwei Photographien der Kinder jener Persönlichkeit. Als der Sekretär am nächsten Tage in sein Bureau ging, sagte ihm am Tore des Hauses der Portier, zwei junge Leute seien dagewesen und hätten ihn zu sprechen gewünscht. Am zweitnächsten Tage kamen die beiden in seine Kanzlei. Es waren in der Tat seine Bekannten vom Rathauspark. Sie sagten ihm, daß sie ihm die Brieftasche und die — nicht sehr wertvolle — Uhr zurückbrächten und 200 fl. dafür begehrten. Er brauche, fügten sie bei, nicht zu fürchten, daß sie dann noch mit neuen Forderungen kommen würden. Sie seien im Begriffe, Wien zu verlassen und brauchten hierzu das Geld. Überdies würden sie, nachdem sie ihm seine Sachen zurückgegeben hätten, keine Beweise mehr gegen ihn haben. Der Bedrohte war bereits geneigt, ihnen auch dieses Lösegeld zu geben, entschied sich aber dafür, zuerst mit seinem Advokaten zu sprechen. Dieser riet ihm, die Anzeige zu machen, was er auch tat. Er gab den Erpressern ein Rendezvous in einem Restaurant der Margaretenstraße und ließ sie dort verhaften.

Ein den besseren Gesellschaftskreisen angehörender hier lebender Herr ist in die Hände einer ebenso schamlosen wie frechen Erpresserbande geraten. Auch diese Affäre hängt, wie die meisten derartigen Vorkommnisse, mit einem gerade in der letzten Zeit vielfach bekämpften Paragraphen des Strafgesetzbuches zusammen. Wie in allen diesen Fällen, so scheute sich auch hier das Opfer dieser Gauner aus einer ja begreiflichen Furcht vor der Öffentlichkeit lange Zeit, die Burschen der Polizei anzuzeigen. Bereits in der vergangenen Woche erlangten die schon mehrfach vorbestraften und polizeilich bekannten Individuen von dem in Schwabing wohnenden Herrn einen größeren Geldbetrag. Da ihnen Dinge, wie oben angedeutet, zu Gehör gekommen waren und sie dem Manne damit drohten, erhielten sie die Summe von mehrereren hundert Mark. In einem weiteren Schreiben wurde die Summe von 2000 Mk. verlangt. Auch dieser Versuch glückte. Der eine dieser Burschen wird bereits wegen verschiedener anderer Reate steckbrieflich verfolgt. Beide haben nunmehr in Begleitung eines Frauenzimmers München verlassen und sollen sich nach Frankfurt a. M. gewendet haben.

(Frankfurter Zeitung.)

Ein hervorragendes Mitglied eines hiesigen Theaters war vorgestern nicht wenig überrascht, als es sich zur Vorstellung begeben wollte und ihm der Theaterportier einen Brief einhändigte, der in der Theater-Portierloge abgegeben war und geheimnisvolle Andeutungen über eine peinliche Angelegenheit enthielt. In dem Schreiben hieß es, der Absender müsse dem Schauspieler Vorwürfe machen, denn er habe ihn vor Wochen zu einer Handlung verleitet, die das Strafgesetz verfolge, und nun sei er — Schreiber — erkrankt. Er verlangt, daß ihm der Schauspieler 400 Kronen in seine Wohnung senden möge. Der Brief war mit „Konrad Ludwig Böhmke“ unterfertigt. Nun war sich der Schauspieler weder der ihm vorgeworfenen Handlungsweise bewußt, noch war ihm der Herr Böhmke irgendwie bekannt. Er trug deshalb den Brief zur Polizeibehörde. Diese stellte fest, daß der unterfertigte Konrad Ludwig Böhmke wirklich in der angegebenen Adresse wohnte. Ein Polizeiagent überstellte ihn der Behörde, und bei der Einvernahme gestand der Häftling ohne weiteres zu, den Brief geschrieben zu haben. Er behauptete aber, daß die in dem Briefe enthaltenen Tatsachen der Wahrheit entsprechen. Da der Künstler aber bei seiner Behauptung blieb, wurde Böhmke dem von ihm Angeschuldigten vorgeführt, und jetzt erst erklärte er, den fälschlich Verdächtigten gar nicht zu kennen. Der Mann, der ihn zu der strafbaren Handlung verleitet habe, sei ihm später irrig als der Künstler dieses Namens bezeichnet worden. Böhmke, ein Kellner von 22 Jahren, wurde nun in Haft behalten und dem Landesgerichte eingeliefert. Die Ausforschung des Mannes, den Böhmke als seinen Verführer bebezeichnet, ist eingeleitet worden.

Un chantage de plusieurs centaines de mille francs. — Un maître-chanteur peu ordinaire est Auguste Boileau que M. Jolliot, juge d'instruction, a confronté hier avec sa victime, M. Otto de S . . ., gros industriel de Zurich. Boileau avait lié très intimement connaissance avec l'industriel, en 1879, lors de son passage à Paris; il en profita pour le faire „chanter“. Il s'entendit avec le nommé Viou qui, un beau jour, entra dans la chambre d'hôtel où étaient Boileau et M. Otto, et se disant le brigadier, Robert exhiba un mandat d'arrêt lancé contre Boileau par le parquet de Marseille pour excitation de mineures à la débauche. Le pseudobrigadier examina les deux amis et trouva étrange leur présence dans la même chambre. Il rédigea un procès-verbal; Boileau se



jeta à ses genoux, pleura, le supplia de ne point le perdre, lui offrant 25000 francs. Viou se laissa attendrir par cette somme, mais comme Boileau n'avait pas le moindre liard, ce fut M. Otto qui versa l'argent. L'industriel croyait tout terminé, quand il reçut des lettres menaçant de le dénoncer. Boileau lui déclara qu'il avait besoin d'argent pour acheter la police, et M. Otto versa tantôt trente mille francs, tantôt cinquante mille francs. Mais enfin, voyant que le prétendu brigadier Robert ne serait jamais satisfait, il se décida à porter plainte. Boileau fut arrêté, mais son complice Viou demeurait introuvable. On vient de s'apercevoir qu'il est au bagne depuis un an. Viou, ancien forçat évadé, avait été arrêtè sur la dénonciation de sa maîtresse. Cette fille, à qui il avait confié les vingt-cinq mille francs extorqués à M. Otto de S..., s'était enfuie avec les billets de mille francs et, pour ne pas avoir à redouter Viou, l'avait dénoncé à la police lyonnaise. Hier, Boileau, jouant à nouveau la comédie, s'est jeté aux genoux de sa victime, jurant sur la tête de sa mère qu'il ne recommencerait plus. — Je n'ai pas une grande confiance en vos serments, a répliqué M. Otto de S... Vous m'avez juré autrefois sur la tête de votre père et vous n'avez pas tenu parole. Je ne crois pas davantage à la tête de votre mère. Sur cette réponse, Boileau, séchant subitement ses larmes, s'est levé et a injurié l'industriel de Zurich. Il a fallu mettre fin à la confrontation. Me Léon Baylé assistait l'inculpé. Quant à M. Otto de S..., partie civile, il a pour avocat Me Frémiet. (Le Matin.)

Un maître-chanteur. — M. Lamblard, bijoutier, 54, rue des Archives, se promenait, vers six heurs du soirs, sur le boulevard des Capucines. lorsqu'il fut accosté par un jeune homme assez bien mis, qui lui déclara n'avoir pas mangé depuis trois jours. Le bijoutier, apitoyé, l'emmena alors dans un restaurant qu'il connaissait sur les quais. En traversant la place Carrousel, l'individu lui sauta au cou, cherchant à l'embrasser. Au même moment surgit un autre individu. — Ah! ah! cria-t-il, misérable, je suis agent de la Sûreté, je vois bien quelles sont vos intentions: vous en avez pour cinq ans de travaux forcés. Suivez-moi au poste de la rue Richelieu. Et, ce disant, il mit la main au collet de M. Lamblard En route, l'agent proposa au bijoutier de le relâcher s'il lui donnait 5 francs. Le bijoutier refusa, et, devant le poste de la rue Richelieu, insista pour le faire entrer. Là, le soi-disant agent la fit à „l'épate"; mais arrivé devant M. Peschard;



commissaire de police, il fut fouillé et trouvé porteur d'une fausse carte de la préfecture et d'un revolver chargé. Il a déclaré se nommer René Denoyers, âgé de trente-cinq ans, demeurant impasse Guelma. Il a été envoyè au Dépôt.

Erpressungsversuch. Ein Tagelöhner aus Köln suchte, wie man uns berichtet, von einem Kaufmann 40 Mk. zu erpressen, indem er ihm schrieb, wenn er das Geld nicht hergebe, werde er ihn wegen unnatürlicher Unzucht anzeigen. Als der Kaufmann auf den Brief nicht reagierte, machte der Tagelöhner tatsächlich die Anzeige, und die Folge war, daß der Kaufmann, der sich auf einer Reise befand, in Düsseldorf verhaftet wurde. Der Kaufmann wurde 14 Tage in Untersuchungshaft gehalten, worauf sich seine Unschuld herausstellte. Hierauf wurde der Tagelöhner unter Anklage des Erpressungsversuches gestellt. Der Staatsanwalt beantragte für den gefährlichen Menschen 5 Jahre Gefängnis. Das Gericht bestrafte ihn mit drei Jahren Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust. (Deutsche Warte.)

Die an die Angelegenheit Krupp sich anschließenden Erörterungen scheinen die Phantasie des Klempners Adolf Levy in unglaublicher Weise angeregt zu haben. Er hatte sich gestern wegen versuchter Erpressung vor der dritten Strafkammer des Landgerichts I zu verantworten. Er befand sich in Not und richtete an einen Großkaufmann, den er nur dem Namen nach kannte und von dessen Lebensführung er nicht die geringste Ahnung hatte, einen frechen Erpresserbrief. Er stellte darin die völlig aus der Luft gegriffene Behauptung auf, daß der Adressat als ein Mann bekannt sei, der sich fortgesetzt gegen § 175 St.-G.-B. versündige. Er, der Schreiber, habe die feste Absicht, das lichtscheue Treiben des Adressaten zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft zu bringen, falls ihm nicht bis zu einem bestimmten Tage ein Schweigegeld von 20000 Mk. an einem genau bezeichneten Orte eingehändigt werden würde. Der Empfänger des Briefes, auf den die dreiste Beschuldigung ganz und gar nicht paßte, setzte die Kriminalpolizei in Kenntnis und begab sich in Begleitung eines Polizeibeamten zur festgesetzten Stunde an den bezeichneten Ort. Der Angeklagte war aber nicht sichtbar. Bald darauf traf ein zweiter Brief ein, worin dem Adressaten dringend nahe gelegt wurde, zur Vermeidung von Schmach und Schande den nunmehr auf 25000 Mk. erhöhten Betrag zu zahlen, aber

allein zu kommen, da die Anwesenheit eines Dritten bei derartigen Angelegenheiten überflüssig sei. Diesmal gelang es, den Erpresser einzufangen. Er vermochte sich im Termin nur damit zu entschuldigen, daß ihm die Not jenen Plan eingegeben habe. Das Gericht verurteilte den nur unwesentlich vorbestraften Angeklagten zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis. (Voss. Zeitung.)

Wien, 25. März. Orig.-Ber. Erpressungsprozeß. Der Uhrenhändler Franz Laszko gehört zu einer schlimmen und gefährlichen Sorte von Erpressern. Sein Opfer in dem heutigen Falle, ein Herr T., ehemaliger Geschäftsführer eines großen Hauses, hat durch ihn nicht nur die Wertsachen und Geldbeträge, welche er ihm gegeben, sondern auch seine Stellung und seine Braut verloren. Herr T. befand sich in einer Nacht in einer einsamen Gegend hinter dem Stadtparke auf dem Heimwege. Da traf ihn ein anständig gekleideter Mann und fragte ihn, welches der Weg in die Fasangasse sei. T. gab ihm die Auskunft und fügte bei, daß er in derselben Richtung gehe. Der Fremde ersuchte, sich ihm anschließen zu dürfen, und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Auf dem Wege beschuldigte der Begleiter ihn plötzlich, er habe sich in gröblicher Weise unstatthaft gegen ihn benommen, und erklärte, daß er einen Wachmann rufen werde. Obwohl T., wie er sagt, sich völlig schuldlos fühlte — auch das Gericht nimmt dies an — war er doch, da er von Natur aus ängstlich ist, durch diese Drohung sehr verwirrt, und als der Unbekannte sich bereit erklärte, gegen einen größeren Geldbetrag von seinem Vorhaben abzustehen, gab er ihm seine Uhr und einen Ring. Er vervollständigte seine Unbesonnenheit, indem er ihm seinen Namen sagte und ihn aufforderte, in sein Geschäftslokal zu kommen, wo er Uhr und Ring gegen einen Geldbetrag auslösen wolle. In der Tat erschien der Erpresser, der nach seiner Angabe Ludwig hieß — sein Name ist Franz Laszko — mit einem Begleiter, welchen er als seinen Bruder bezeichnete, aber im Widerspruche hierzu Mesarosch nannte, in T.'s Kontor und erhielt von ihm für die Wertsachen Geld. Von da an war der Geschäftsführer in den Händen Laszko's. Dieser konnte sich jetzt auf die Willfährigkeit T.'s als auf ein Zugeständnis berufen, kam immer wieder von neuem und erhielt stets — angeblich immer bloß für dieses Einemal noch — Geld. Der Chef des Geschäftsführers, welcher von diesen Besuchen Kenntnis erlangte, erklärte, daß er keinen Angestellten haben wolle, der Besuche von Erpressern erhalte,



und entließ ihn. Nunmehr erfuhr auch seine Braut von diesen Vorgängen und richtete an ihn einen Absagebrief. Bevor T. jedoch aus dem Geschäfte schied, ersuchte er, daß der angebliche Ludwig, wenn er sich wieder einfinde, verhaftet werden möge. Dies geschah auch. In der Untersuchung bezeichnete Laszko die Erzählung T.'s als vollkommen unwahr und gab über seine Beziehungen zu diesem Auskünfte, nach welchen der Geschäftsführer aus anderen Ursachen sein Schuldner wäre. Es war nun anfangs schwer festzustellen, auf welcher Seite die Wahrheit sei. Da entdeckte nun der Untersuchungsrichter (Dr. Joseph Wagner) unter den Effekten Laszko's, die er durchsuchte, ein abgerissenes Stück einer bezirksgerichtlichen Vorladung. Dies zeigte ihm den Weg zu weiteren Nachforschungen, und hierbei ergab es sich, daß Laszko wegen einer häßlichen Affäre, die gleichfalls an Erpressung grenzte, zum Bezirksgerichte vorgeladen war. Noch andere Umstände ergänzten sodann das Netz des Beweises, und Laszko wurde infolgedessen von einem Senate unter Vorsitz des Landesgerichtsrates Dr. Gemperle, wobei Staatsanwalts-Substitut Dr. Schnabel die Anklage vertrat, zu fünfzehn Monaten schweren Kerkers verurteilt.

Freche Erpresser. (Landgericht München I.) Der 22jährige Lithograph Alois Ruhland hier hatte sich im Einverständnis mit dem 19jährigen Schlosser Karl Zapf von Bayreuth am 26. April in der öffentlichen Bedüfnisanstalt am Karlsplatze an einen auswärts wohnhaften Privatier in so auffallender Weise herangemacht, daß dieser sofort den Raum verließ. Zapf folgte dem Herrn bis zum Bahnhofe, wo er in der Bedürfnisanstalt des Nordbaues dieses Manöver wiederholte. Eine abwehrende Handbewegung des Privatiers wurde durch freche Mißdeutung später von Zapf zu einer ganzen Reihe von Erpressungen und Erpressungsversuchen ausgebeutet. Schon tags darauf suchten Zapf und Ruhland den Privatier an seinem Aufenthaltsorte auf und Zapf erzählte dem Privatier, daß ihm nach dem Vorgang in der Bedürfnisanstalt bei dem hastigen Verlassen derselben seine Brieftasche mit 100 Mk. Inhalt zu Verlust gegangen sei; dabei ließ er durchblicken, daß er diesen Vorfall in die Öffentlichkeit bringen werde, wenn er für den angeblichen Verlust nicht entsprechend Entschädigung erhalte. Eine solche lehnte der Bedrängte anfänglich mit dem Bemerken entrüstet ab, daß nichts Unrechtes vorgekommen sei, worauf Zapf den verabredungsgemäß in der Nähe wartenden Ruhland herbei-



rief, der mit zynischem Lächeln bestätigte, daß er Zeuge einer angeblichen anstößigen Handlung in der Bedürfnisanstalt gewesen sei. Um die Dränger los zu bekommen, händigte der Privatier dem Zapf den Inhalt seines Portemonnaies mit 3 Mk. 50 Pfg. aus. Schon Tags darauf wärmte Ruhland in einem an den Herrn gerichteten Brief das Märchen von dem angeblichen Verlust der Brieftasche auf, bat für Zapf um ein Darlehen von 100 Mk., drohte mit Bloßstellung des Adressaten in der Öffentlichkeit und wurde schließlich deutlicher durch das Postskriptum: „Bevor man so etwas tut, muß man zuerst das Strafgesetz lesen". Der Bedrängte ließ sich durch diesen Brief bestimmen, an die Adresse des Zapf durch einen Dienstmann 20 Mk. zu schicken. Schon einige Tage darauf schrieb Zapf auf Ruhlands Veranlassung wieder und erhielt infolge seiner versteckten Drohungen die erbetenen 80 Mk., die er persönlich in der Wohnung des Adressaten in Empfang nahm. Der Privatmann ließ Zapf eine Bestätigung unterzeichnen, daß er mit Zapf gar nichts zu tun gehabt habe und glaubte dadurch endlich Ruhe zu bekommen. Zapf setzte aber in vielfachen Briefen mit neuen versteckten Drohungen seinem Opfer derart zu, daß der ohnehin nervöse Mann erkrankte. Nach der Zurückkunft von einer Badereise suchte Zapf mit Ruhland und mehreren anderen Burschen gleichen Schlages, die in den ganzen Plan eingeweiht waren, den Privatier in seiner Wohnung auf und belästigten ihn während des ganzen Nachmittages durch fortwährendes Läuten an seiner Hausglocke und auffallendes Patrouillieren vor dem Hause. Als die Tochter des Geängstigten nach München fuhr, um den Rechtsbeistand ihres Vaters von den Erpressungen zu verständigen, wurde sie von den Burschen in frechster Weise beschimpft. Der Anwalt, der dem Zapf mit Anzeige beim Staatsanwalt gedroht hatte, wurde von Ruhland telephonisch unter dem Namen Zapfs mit einer Flut von persönlichen Beleidigungen und Verdächtigungen überschüttet. Die weiteren Versuche des Zapf, „Unterstützung" und „Darlehen" herauszupressen, blieben erfolglos. Anfangs Juli vor. Js. stellte sich Ruhland einem hiesigen, ihm als sehr vermögend bekannten Universitätsstudenten unter einem falschen Namen als „Detektiv" vor, der angeblich mit Ermittelungen über eine mit dem Taglöhner Ettenberger begangene strafbare Handlung betraut sei. Der anfangs verblüffte Student erkannte gar bald, daß Ruhland kein Detektiv sei. Dieser bezeichnete sich nun selbst als armen Schlucker, der trotz seiner Dürftigkeit Anstand nehme, sein Wissen in dieser Sache in der Öffentlichkeit breit zu



schlagen, und bewog den Studenten zur Hergabe von zweimal 50 Mk. Am 2. August erbrachen Zapf und Ruhland das leerstehende Atelier eines Malers in der Landwehrstraße und stahlen dort einen Reisekoffer und einen vollständigen Anzug. Zapf schwindelte außerdem durch ein gefälschtes Telegramm dem Vater eines seiner Bekannten 15 Mk. heraus. Die von dem Privatier erpreßten Summen teilte Zapf mit Ruhland und mehreren anderen in die Pläne beider eingeweihten Burschen. Zapf ist größtenteils geständig und bezeichnet Ruhland als den Anstifter. Dieser leugnet und sucht Zapf möglichst zu belasten. In der Verhandlung ergab sich, daß außer den Angeklagten noch ein ganzer Rudel gleichgesinnter Burschen dieses schmutzige Erpressergewerbe nach wohlüberlegtem Plane seit einiger Zeit schon betreiben und besonders in der öffentlichen Bedürfnisanstalt am Karlsplatze ihr Unwesen treiben. Ruhland wurde zur Gesamtgefängnisstrafe von 7 Jahren 6 Monaten, Zapf von 5 Jahren 6 Monaten und jeder zu 5 Jahren Ehrverlust verurteilt.

(Münch. N. N.)

Falsche Anschuldigung und Erpressung — ein Prozeß aus § 175 Str.-G.-B. (Landgericht München I.) Der 21 jährige, schon vorbestrafte, von seinen eigenen Eltern wegen seiner Rohheit gefürchtete Schlossergeselle Karl Kronschnabl von hier machte am 6. September v. J., Nachts 11 Uhr, einem Schutzmann die Anzeige, daß ein vor ihm gehender Herr in den Anlagen am Karlsplatze unsittliche Handlungen mit ihm vorzunehmen versucht habe. Der Bezichtigte, ein Buchhalter aus Augsburg, wurde festgenommen und nach einem Verhör auf der Polizeiwache, in welchem er die Beschuldigung entschieden in Abrede stellte, wieder entlassen. Am 9. September beschuldigte Kronschnabl einen Privatier aus Schleißheim, daß dieser an einem allgemein zugänglichen Orte des „Café Royal“ sich mit ihm vergangen habe. Der Privatier sprang, um den lästigen Menschen abzuschütteln, rasch in einen vorüberfahrenden Trambahnwagen. Kronschnabl verfolgte ihn bis nach Sendling, erneuerte im Trambahnwagen seine Behauptung und machte auf die Weigerung des Privatiers, das geforderte Schweigegeld zu zahlen, einem Schutzmann die unwahre Anzeige, daß der Privatier sich gegen ihn vergangen habe. Der Herr wurde mit Droschke zur Polizeiwache in der Daiserstraße verbracht, dort verhört und nach Feststellung seiner Personalien wieder entlassen. Am 12. September machte Kronschnabl eine

dritte Anzeige: Ein anderer Privatier von hier habe sich gegen ihn in der Flur eines Hauses an der Herzog Wilhelmstraße einen unsittlichen Angriff erlaubt. Auch dieser Verdächtigte stellte vor der Polizei nicht nur diese Beschuldigung entrüstet in Abrede, sondern behauptete auch, daß Kronschnabl ihm gedroht habe, wenn er nicht 3 Mk. von ihm erhalte, werde er ihm „den Herrn schon zeigen" und Anzeige gegen ihn wegen Verfehlung nach § 175 des Str.-G.-B. erstatten. Fiel der Polizei die rasche Aufeinanderfolge der von Kronschnabl erstatteten Anzeigen schon auf, so wurde bei den gepflogenen Erhebungen der Verdacht gegen Kronschnabl, daß dieser wissentlich falsche Anzeigen gemacht habe, immer mehr bestärkt. Die von ihm Bezichtigten sind ältere, hochachtbare Männer, er selbst ein arbeitsscheuer Mensch, der sich auffallend häufig in der Nähe der Bedürfnisanstalt am Karlsplatz herumtrieb, um sich dort Opfer seiner Erpressungsversuche auszuersehen. Durch die eidlichen Aussagen der so schmählich Bezichteten wurde festgestellt, daß Kronschnabl sich in aufdringlicher Weise an die drei Herren herangemacht hat, ihnen seine Begleitung aufgedrungen und bei zweien der Zeugen selbst versucht habe, sie zu Unsittlichkeiten anzuregen. Auf Zurückweisung dieser Zudringlichkeiten beschuldigte dann plötzlich Kronschnabl die Herren solcher Handlungen und forderte Schweigegeld. In allen drei Fällen der von Kronschnabl erstatteten Anzeigen wurde das Verfahren eingestellt. Kronschnabl wird wegen dreier Vergehen der falschen Anschuldigung und zweier Vergehen des Erpressungsversuchs zur Gefängnisstrafe von acht Jahren und fünfjährigem Ehrenrechtsverlust verurteilt, wobei als besonders straferschwerend die außerordentliche Niedrigkeit und Gemeingefährlichkeit der Handlungsweise hervorgehoben wurde.

(M. N. E.)

Erpressung. Auf der Anklagebank sitzen fünf junge Leute und zwar der Schlosser Karl Darmstadt, der Auslaufer Thomas Höhne, der Auslaufer Heinrich Friedr. Heiler, der Arbeiter Karl Schön und der Kellner Edmund Wiedeck aus Wien. Der Hauptangeklagte, der Ausläufer Hans Haas fehlt. Laut Anklage sind die Genannten der Erpressung, begangen an einem Journalisten v. M., schuldig. Die Angeklagten sind durchweg schon mehr oder minder vorbestraft. Haas ist überdies noch unsittlicher Handlungen angeklagt. Die Verhandlung findet bei Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Darmstadt erhält sechs Monate Ge-



fängnis, Höhne neun Monate. Die übrigen Angeklagten werden freigesprochen.

Festgenommen wurde gestern Abend der ehemalige Schauspieler Carl Behrens, einer jener unheimlichen Gesellen, die sich in Frauenkleidern umherzutreiben pflegen, um Opfer anzulocken und dann zu bestehlen oder sonst wie zu prellen. Behrens ist schon wiederholt bestraft. (Berliner Morgenpost.)

Ein unverschämter Bursche. Wegen versuchter Erpressung hatte sich der Kellner Paul Schellmann vor der dritten Strafkammer am Landgericht II zu verantworten. Der Angeklagte gehört einer Zunft von jungen Leuten an, die ein dunkles Gewerbe betreibt und ihre Opfer sowohl unter denen sucht, die mit ihr in unlautere Beziehungen treten, wie auch unter jenen, welche auf solche Beziehungen hinauslaufende Zumutungen abweisen. In diesen Falle war das Opfer der bekannte Herrenreiter von T.-L. Der Angeklagte hatte Herrn von T. in Restaurants wiederholt bedient, hatte ihm seine Not geklagt und dann wohl ab und zu ein Fünf- oder Zehnmarkstück erhalten. Schließlich aber erbat er solche Unterstützungen mit dem kategorischen Imperativ und drohte mit „Enthüllungen", was Herrn von T.-L. veranlaßte, sich an die Kriminalpolizei zu wenden, die dem Angeklagten sehr bald das Handwerk legte. Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurde derselbe zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. (Berliner Morgenpost.)

Gelderpressung. Es ist gestern der Polizei gelungen ein paar junge Burschen zu verhaften, die unter verschiedenem Vorwande Leute in Fallen gelockt haben und später unter Drohungen von Skandalisierung diesen Geld abpreßten. Die zwei Verhafteten, wovon der eine ein alter Freund von der Polizei, eine früher bestrafte Person J. Chr. Jensen, der andere ein schwedischer Damenkomiker ist, haben mit ein paar Kameraden zusammen in Nórreboulevara Nr. 110 zugehalten, und hier ist es gestern der Polizei gelungen die zwei Verbrechern zu verhaften. Die Verhaftung wurde von einem Herrn veranlaßt, der seine Uhr dem Verbrecherkomplott für 25 Kr. verpfändet hatte. Als er die Uhr einlösen wollte verlangten die Schurken 50 Kr. dafür, und als er das Geld geholt hatte, forderten sie sogar noch Zinsen. Er ging jetzt zur Polizei, und man hofft die zwei anderen ebenfalls zu ergreifen.

Wien. (Erpressung.) Der Fleischergehilfe Maximilian Strauß, ein junger Mensch, war heute der Erpressung angeklagt, weil er den Hofopernsänger Herrn Reichmann in einem Briefe einer strafbaren Handlung beschuldigte und ihm mit einer Anzeige drohte, wenn dieser ihn nicht für die Unterlassung entschädige. In seiner Anforderung war er bescheiden, er begehrte fünf Gulden. Den Brief unterschrieb er nicht, doch fügte er seine richtige Adresse bei. Dadurch war es, nachdem Herr R. die Sicherheitsbehörde verständigt hatte, leicht möglich, Maximilian Strauß zu verhaften. Der Angeklagte, von Dr. v. Thersch verteidigt, wurde zu vier Monaten schweren Kerkers verurteilt.

Ein Berliner Kellnèr in Frauenkleider, der von der hiesigen Staatsanwaltschaft seit längerer Zeit wegen mehrfacher raffinierter Erpressungen steckbrieflich verfolgt wird, wurde gestern durch die Kriminalpolizei in Dresden festgenommen. Der Verhaftete pflegte stets in Frauenkleidern, bald mit blonder, bald mit schwarzer Perrücke, sich an die Männerwelt heranzumachen und hinterher schwere Erpressungen in gewisser Beziehung zu verüben.

(Berliner Morgen Zeitung.)

Über eine skandalöse Affaire schreibt man aus Basel dem Mühlhauser „Expreß“: Es ist hier viel die Rede von einer skandalösen Affaire, welche bereits zu wiederholten Malen die Strafkammer in nicht öffentlicher Sitzung beschäftigt hat. Im Monat Januar d. Js. verschwand plötzlich der Geschäftsleiter eines großen Handelshauses hiesiger Stadt. Seine Leiche wurde einige Tage später aus dem Rhein gezogen. Aus der bei dem Selbstmörder gefundenen Korrespondenz ging hervor, daß er mit jungen Leuten von 18—20 Jahren widernatürliche Unzucht getrieben hatte. Es war eine ganze Bande, die sich zu dem unsauberen Gewerbe zusammengefunden hatte. Man wagte nicht gegen sie vorzugehen, da sie den Schutz einflußreicher Personen genossen. Eines ihrer Opfer war auch jener Musiker, der sich vor etwa vier Wochen unweit St. Privat eine Kugel vor den Kopf schoß. Endlich kam die Geschichte aber doch zu den Ohren des Gerichts, eine Untersuchung wurde eingeleitet und 17 Verhaftungen vorgenommen. 13 dieser jungen Leute erhielten Strafen von zwei Monaten Gefängniß bis zu 8 Jahren Zuchthaus. Da keine Revision eingelegt ist, wird diese Geschichte, die hier



ungeheuer viel Staub aufgewirbelt hat, jetzt hoffentlich bald aus der öffentlichen Diskussion verschwinden.

(Straßburger Bürgerzeitung.)

Karlsruhe. Ein verheirateter Kaufmann von hier, der in letzter Zeit mit Obst handelte und der schon wegen Erpressung und Vergehen gegen den § 175 des R.-St.-G.-B. vorbestraft ist, suchte einen hiesigen Geschäftsmann zu ähnlichem Vergehen zu verleiten, um hinterher von demselben 200 M. erpressen und damit flüchtig gehen zu können.

Eine saubere Erpressungsgeschichte. Fünf Personen hatten sich am Dienstag wegen Erpressung vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts I zu verantworten: Der noch jugendliche Bereiter Richard Karl Wilhelm Aßmann, der Reisende Wilhelm Wolff, der Schankwirt Hermann Füllgraf, der Kaufmann Friedrich Holzke und der Kellner Emil Reiher. Der Anklage scheinen Vorgänge zu Grunde liegen, die einen bedenklichen Beitrag zur Sittengeschichte bilden, denn der Staatsanwalt sah sich — schon bevor der Eröffnungsbeschluß verlesen wurde — veranlaßt, im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit den Ausschluß der Öffentlichkeit zu beantragen. Der Gerichtshof beschloß nach diesem Antrage. Äußeren Vernehmen nach handelt es sich um einen Erpressungsfeldzug gegen einen außerhalb Berlins wohnenden hocharistokratischen Herrn, der übrigens als Zeuge nicht anwesend war, sondern zur Zeit sich auf einer ausgedehnten Seereise im Auslande befinden soll. Der Herr war bei einer Anwesenheit in Berlin in etwas dunkler Weise in Beziehungen zu dem Angeklagten Aßmann getreten, und diese wenig kavaliermäßige Annäherung soll den Ausgangspunkt zu wiederholten Brandschatzungen gebildet haben, zu deren Vornahme mehrere der Angeklagten nach dem Wohnorte ihres Opfers gereist sind. Das Ende vom Liede war eine Strafanzeige, die die Festnahme der beiden ersten Angeklagten durch den Kriminalkommissar von Tresckow und die Anklage zur Folge hatte. Nach etwa fünfstündiger Beratung unter strengstem Ausschlusse der Öffentlichkeit ergab sich die Notwendigkeit einer Vertagung, weil ein nicht anwesender Zeuge, auf den nicht verzichtet werden kann, nicht zur Stelle geschafft werden konnte. Die Verhandlung soll am Sonnabend um 9 Uhr fortgesetzt werden.



Eine saubere Erpressungsgeschichte. Der umfangreiche Erpressungsprozeß, welcher sich gegen fünf Angeklagte richtete, endete gestern mit der Verurteilung sämtlicher Angeschuldigten. Es handelte sich, wie bereits mitgeteilt, um die Ausbeutung eines hocharistokratischen Herrn, der sich durch seine perversen Neigungen den Angeklagten überliefert hatte. Die Strafen, welche, wie in der Urteilsverkündung hervorgehoben wurde, hart ausfallen mußten, da die ganze Handlungsweise der Angeklagten sich als eine höchst gemeingefährliche kennzeichne, lauteten wie folgt: Bereiter Wilhelm Aßmann und Reisender Wilhelm Wolff je 2 Jahre 6 Monate Gefängnis und dreijährigen Ehrverlust, Schankwirt Hermann Füllgraf 6 Monate Gefängnis und ein Jahr Ehrverlust, Kaufmann Friedrich Holzke 9 Monate Gefängnis und ein Jahr Ehrverlust und Kellner Emil Reiher 1 Jahr 6 Monate Gefängnis und drei Jahre Ehrverlust. Füllgraf und Holzke wurden auf freien Fuß gesetzt, die übrigen Verurteilten erklärten, sich bei dem Erkenntnisse nicht beruhigen zu wollen.

Gefährlicher Bursche. Der „Arbeiter“ Otto Gusch aus der Tilsiterstraße ist einer von den Menschen, die sich auf den Bahnhöfen aufhalten, um unerfahrene Leute zu verschleppen und zu plündern. Am Abend sah er nun den Kaufmann G. von auswärts auf dem Schlesischen Bahnhof ankommen und folgte ihm nach dem Bahnhof Friedrichstraße. Als er ihm auch hier auf keine andere Weise beikommen konnte, stieß er die Drohung aus: „Höre mal, wenn Du nichts gibst, so lasse ich Dich verhaften.“ G. erschrak zwar, war aber vernünftig genug, sich nicht einschüchtern zu lassen. Nun besaß Gusch wirklich die Frechheit, ihn zu beschuldigen, daß er auf einem Hausflur in der Klosterstraße Unzucht mit ihm getrieben habe. Auf der Revierwache konnte der Beschuldigte leicht nachweisen, daß er ohne Aufenthalt vom Schlesischen Bahnhofe gekommen war und die Klosterstraße garnicht berührt hatte. Andererseits wurde festgestellt, daß man in dem Angeber einen wegen ähnlicher Räubereien schon mehrfach bestraften Menschen vor sich hatte. Die Folge war, daß der Kaufmann wieder entlassen, Gusch dagegen verhaftet wurde.

Erpressung an den Prinzen Franz Josef von Braganza in London.

(Zeitungsausschnitte aus dem Berliner Tageblatt.)

Seltsame Abenteuer eines Prinzen, der Inkognitostudien machen wollte, berichtet uns ein Privat-Telegramm unseres Londoner ß-Korrespondenten: Ein sensationelles Schauspiel spielte sich gestern auf dem Southwarkgericht ab. Mehrere Individuen aus dem verkommensten Osten Londons waren angeklagt, Erpressungsversuche an einem Mitgliede eines europäischen regierenden Fürstenhauses unternommen zu haben. Die Namen des Anklägers und des Verhafteten waren nicht, wie üblich, auf den Aktenstücken, die die Presse einsehen darf, angegeben, und jedes Ansuchen, sie zu nennen, wurde abgelehnt. Der Prinz soll am Dienstag Abend seine ihm vom Hofe angewiesene Wohnung verlassen und in einem fashionablen Hotel diniert haben, dann aber, heißt es, hat er sich mit mehreren Fremden in eine Matrosenkneipe in Southwark begeben und ist dort unter unnennbaren Umständen mit seiner Umgebung verhaftet worden. Bis dahin hatte niemand geahnt, daß die Hauptperson des Dramas ein kaiserlicher oder königlicher Prinz sei. Die Polizei war wie zerschmettert, als sich dies herausstellte. Von einer einfachen Entlassung konnte nicht die Rede sein, da die Polizei selbst ihre Detektivs entsandt hatte, um das übelberüchtigte Lokal auszuheben. Man telephonierte an den Polizeipräsidenten, und nun wurde die Sache so dargestellt, als ob der Prinz nach Southwark zum Zweck der Erpressung verschleppt worden wäre. Die Namen der Erpresser werden geheim gehalten. Die Hauptperson ist, soweit ich ermitteln konnte, entweder ein Prinz aus dem Südwesten Europas oder aus einer größeren östlichen Monarchie. Die Geschichte wird heute im „Morning Leader" publiziert, dessen Gerichtsreporter sich männlich weigerte, über die Angelegenheit Stillschweigen zu beobachten, falls er zu der Verhandlung zugelassen werden wollte. Die Verhandlung selbst scheint schließlich von gestern auf heute vertagt worden zu sein.

Zu dem Londoner Prinzenabenteuer, von dem wir im gestrigen Abendblatt Mitteilung machten, geht uns ein weiteres Privat-Telegramm von unserem ß-Korrespondenten zu, welches besagt, daß der Prinz nicht einem südwesteuropäischen, sondern einem anderen Reiche angehört. Genaueres ist noch nicht bekannt geworden.



ß London, 27. Juni. (Privat-Telegramm.) Der in die von uns gemeldete Skandalaffaire verwickelte Prinz ist gegen 80000 Mark Kaution losgelassen worden und in die Heimat zurückgekehrt.

Die Inkognito-Abenteuer eines Prinzen in London. Wir erhalten zu dieser Angelegenheit, welche uns schon vor einiger Zeit beschäftigt hat, folgendes Privat-Telegramm unseres ß-Korrespondenten aus London: Nachdem ein hiesiges Abendblatt keinen Anstand genommen hat, den Namen des Prinzen zu veröffentlichen, der in die schmutzige Geschichte im Eastend verwickelt ist, liegt kein Grund mehr vor, damit länger zurückzuhalten. Es handelt sich um den 23jährigen Prinzen Franz Joseph Braganza, der als Offizier in der österreichischen Armee steht und sich im Gefolge des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand von Österreich befand. Prinz Franz Josef ist der Sohn des Herzogs Miguel Braganza, königliche Hoheit, und seiner verstorbenen Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth von Thurn und Taxis. Der junge Prinz stand heute (das heißt am gestrigen Mittwoch) wieder vor dem Polizeigericht zu Southwark, gemeinschaftlich mit Henry Chandler, 15 Jahre alt, eines Verbrechens bezichtigt, ferner mit William Jerry, 24 Jahre alt, Buchmacherkommis, und Charles Shermann, 17 Jahre alt, Zeitungsverkäufer, welche wegen Beihilfe und Anreizung angeklagt sind. Der Prinz, ein blonder junger Mann, glattrasiert, mit dunklem Teint, welcher in eleganter Morgentracht erschien, erhielt die Erlaubnis, nicht mit den übrigen Angeklagten, schmutzig, ungewaschen und herabgekommen aussehenden Burschen, in dem Anklageraum Platz nehmen zu müssen. Er stand neben diesen. Keine Namen wurden aufgerufen, auch die Art des Verbrechens nicht näher bezeichnet. Die Reporter erhielten keinen Einblick in die Rolle. Den Vorsitz in der Verhandlung führte Richter Fenwick an Stelle des Richters Chapman, der das erste Verhör geleitet hatte. Der Advokat Gill, der die Verteidigung des Prinzen übernommen hatte, war nicht erschienen, der Advokat Palmer vertrat Chandler und Sherman, Gerry wurde nicht verteidigt. Der Vorsitzende Fenwick schloß die Reporter und das Publikum von der Sitzung nicht aus, wie letzthin Chapman. Der Sollicitor Muskett konstatierte dann, daß er vom Polizeikommissar beauftragt worden sei, diese vier Gentlemen auf Grund von Beschuldigungen zu verfolgen, die in dem Aktenstücke, das im Einverständnis mit dem Advokaten des

Prinzen der Fall um acht Tage vertagt werden solle, bis der Richter Chapman, der schon einen Teil des Falles untersucht habe, darin fortfahren könne. Es sei daher vorläufig nicht nötig, daß er irgend eine Erklärung abgebe. Nachdem auch der Advokat Palmer in die Vertagung gewilligt, und beide Schutzleute bestätigt hatten, daß ihre in der letzten Gerichtssitzung zu Protokoll gegebenen Aussagen, die ihnen zur Einsicht vorgelegt wurden, richtig seien, wurde der Prinz, der bekanntlich eine hohe Bürgschaft gestellt hat, gegen diese entlassen. Die drei anderen Angeklagten aber wurden ins Gefängnis abgeführt. Wir haben bereits das Gerücht gemeldet, wonach die Verteidigung des Prinzen sich darauf stützen werde, daß ein Erpressungsversuch gegen ihn gemacht worden sei, dem er keine Folge gegeben habe; darauf sei die Anzeige bei der Polizei erstattet worden, was nicht nur zur Verhaftung der drei anderen Angeklagten, sondern auch zu der des Prinzen geführt habe. Das stimmt aber nicht dazu, daß nach internationalem Recht Verhaftungen von Personen im Gefolge eines exterritorialen Gesandten, wie es der Erzherzog Franz Ferdinand zweifellos war, nur bei ihrer Ergreifung in flagranti delicto zulässig sind.

London, 9. Juli. Bei der heutigen Wiederaufnahme des Prozesses gegen den Prinzen Braganza wurde öffentlich unter Nennung des Namens verhandelt. Der Vertreter der Polizei modifizierte den ersten Antrag auf Verfolgung wegen schweren sittlichen Vergehens in einen solchen wegen indezenten Verhaltens. Die Beweisaufnahme ergab, daß die Falle für den Prinzen von langer Hand durch Mietung einer besonderen Wohnung seitens des Buchmachers Gerry, der auch die Jungen gedungen zu haben scheint, vorbereitet war. Doch ist noch unklar, ob der Vermieter der Wohnung, der sich ein Loch in der Wand zu dem gemieteten Zimmer zur Beobachtung gebohrt haben will und im kritischen Moment die Polizei herbeiholte, mit im Komplott ist. Der Prozeß wurde auf acht Tage vertagt. Die soziale Stellung des Prinzen scheint durch den Prozeß nicht beeinträchtigt zu sein, da er gestern mit dem Prinzen Teck, dem Fürsten Lichtenstein und anderen hochgestellten Personen bei der Prinzessin Hatzfeldt als Gast im Claridge-Hotel dinierte.

Der Prozeß Braganza. 18. VII. 02. Gestern wurde gegen den Herzog Braganza der Prozeß, der auf acht Tage vertagt war, fortgesetzt.



Ein Privat-Telegramm unseres Londoner ß-Korrespondenten meldet uns: Bei der Fortsetzung der Beweisaufnahme ergab das Verhör mit den Polizisten, daß der Herzog Braganza versucht hatte, den ihn verhaftenden Polizisten durch Nennung seines Namens und Standes zu bestimmen, ihn freizulassen, was der Polizist — wie später auch der Vorstand des Polizeibureaus — ablehnte. Der Prinz selbst sagte aus, er sei in das Haus, wo seine Verhaftung stattfand, von den mitangeklagten Burschen verschleppt worden. Der Prinz erklärte, an dem Tage seiner Verhaftung reichlich Champagner getrunken zu haben, wogegen die Polizisten behaupteten, er sei vollständig nüchtern gewesen. Der Prinz versicherte schließlich auf seine Ehre, daß die gegen ihn erhobene Anklage absolut unbegründet sei. Die Verhandlung wurde auf acht Tage vertagt.

London, 24. Juli. Der Prinz von Braganza vor Gericht. Bei der heutigen Wiederaufnahme des Vorverfahrens gegen den Prinzen Franz Josef von Braganza und Genossen, von denen die beiden jungen Burschen heute gewaschen und mit zwei weißen Kragen versehen waren, erschienen als Zeugen des Prinzen dessen Bruder Miguel und ein Freund Graf Sizzo, die bekundeten, daß der Prinz Franz Josef in jener verhängnisvollen Nacht zum Diner und Souper stark getrunken hatte und nicht nüchtern war. Auch habe er ein Rendezvous mit einer Dame Nachts um $12^1/_2$ Uhr am Empire verabredet. Die Rede des Verteidigers des Prinzen stützte sich auf drei Punkte: Nach ärztlichem Zeugnis sei kein Verbrechen verübt worden, ferner habe der Hauswirt, der dies konstatiert haben will, nach Zeugenaussagen nicht durchs Schlüsselloch sehen können und sei erst später mit seiner Aussage herausgerückt, daß er sich ein Spionierloch in die Wand gebohrt habe, und schließlich liege ein offenbarer Erpressungsversuch vor. Der Richter Chapman erklärte, es sei nicht unmöglich, daß der Prinz in eine Falle gelockt wurde, aber er könne sich nicht überzeugen, daß der Prinz in aller Unschuld das fragliche Haus betreten habe. Er wolle nicht den Funktionen der Jury vorgreifen, und wenn er den Prinzen freispreche, so beschuldige er die Zeugen Burbedge und Street, die durchs Spionierloch gesehen haben wollen, des Meineids. Das könne er nicht, obwohl in analogen Fällen Erpressung sehr wahrscheinlich, müsse er den Fall vor die Geschworenen verweisen. Der Prinz und Genossen wurden dem



Old Bailey-Gericht überwiesen, der Prinz aber gegen Kaution auf freiem Fuße belassen.

Als Sir Edward Clarke plaidierte und gerade erklärte, es liege ein Erpressungskomplott gegen den Prinzen vor, ereignete sich eine überraschende Unterbrechung. Ein gutgekleideter Herr rief aus dem Publikum: „Ja wohl, es ist eine Erpressung, eine Erpressung!“ Der Richter verfügte, daß der Herr aus dem Saale entfernt werde. Dieser aber rief, während die Polizisten ihn hinausführten, nochmals: „Es ist eine Erpressung, sonst nichts; ich gehe nicht, bevor ich alles gesagt habe; ich habe Derartiges selbst erlitten“. Straßburger Post, 27. VII. 02.

Prinz Franz Josef Braganza vor Gericht. 11. VII. 02. Vor dem Centralkriminalgerichtshofe in London wurde wiederum gegen Prinz Josef von Braganza und drei Mitangeklagte im Alter von 15, 17 und 24 Jahren wegen eines angeblichen Vergehens gegen die Sittlichkeit verhandelt. Die Angelegenheit hat uns schon öfter beschäftigt. Der Sachverhalt stellte sich nach der Verhandlung wie folgt heraus: Prinz Franz Josef von Braganza, 23 Jahre alt und österreichischer Offizier, war zu den Krönungsfeierlichkeiten nach London gekommen. Der älteste Mitangeklagte, ein Kommis, mietete in der Duke Street zwei Zimmer, über deren Verwendung er sich nicht äußerte. Es zogen sodann die beiden jugendlichen Arbeiter, Chandler und Shermann, zu ihm. Der Hauswirt will die jungen Leute von Anfang an in Verdacht gehabt haben, und er beobachtete sie deshalb. Am 24. Juni legte er sich mit einem anderen Hausbewohner auf die Lauer, und sie sahen, wie die beiden Knaben mit einem elegant gekleideten Herrn, dem Prinzen, gegen Mitternacht nach Hause kamen. Sie wollen sodann durch das Schlüsselloch und ein Loch, welches sie mit einem Federmesser in die Tür geschnitten hatten, beobachtet haben, was der Prinz mit dem Knaben vornahm. Es wurde Polizei dazu gerufen und sämtliche Beteiligte verhaftet; den Kommis faßte man auf der Treppe ab. Auffällig war es, daß bei der Voruntersuchung der Hauswirt und sein Genosse versäumten, das mit dem Federmesser in die Tür geschnittene Loch zu erwähnen, und daß sie davon erst Mitteilung machten, als eine Lokaluntersuchung ergab, daß sie durch das Schlüsselloch gar nicht hatten beobachten können, was sie angeblich beobachtet haben wollen. Es liegt demnach der Verdacht nahe, daß es sich um einen Erpressungsversuch



gegen den Prinzen handelte, und daß der Prinz sich unbegreiflicherweise unter irgend einem Vorwande von den zerlumpten Knaben in das Haus locken ließ. Der Prinz selbst leugnet die Tat, deren er beschuldigt wird. Er behauptet, einen Sektrausch gehabt zu haben, und in diesem den Knaben Gehör geschenkt zu haben, die ihm gesagt hätten, sie würden ihn in lustige Gesellschaft führen. Er will dadurch auch erklären, wie es zu verstehen ist, daß er den Knaben Goldstücke gab, die bei diesen gefunden wurden. Die Verhandlungen fanden gestern noch nicht ihren Abschluß.

Der Prinz Braganza freigesprochen! 13. 9. 02. Das ist der Schlußakt der sensationellen Abenteuer des zur Krönungsfeier König Eduards nach London entsandten Prinzen aus dem früher in Portugal regierenden Hause. Ein Privat-Telegramm unseres Londoner Vertreters meldet uns: Die Geschworenen des Old-Baily-Gerichtes fanden keine Beweise für das dem Prinzen Franz Josef von Braganza zur Last gelegte Sittlichkeitsvergehen und sprachen ihn frei.

Prinz Franz Josef von Braganza unter Curatel gestellt. Mit Genehmigung des Wiener Landgerichts wurde, wie uns ein Telegramm unsers na.-Korrespondenten aus der österreichischen Hauptstadt meldet, über den Prinzen Franz Josef von Braganza, Leutnant im ungarischen Husaren-Regiment Nr. 7, Curatel verhängt; zum Curator ist Prinz Karl Ludwig von Thurn und Taxis bestellt worden. Die gerichtliche Verfügung geschah mit Zustimmung des Prinzen von Braganza, doch wird im Amtsblatt der Wiener Zeitung, wo der Gerichtsbeschluß publiziert wird, nicht gesagt, ob die Entmündigung wegen Verschwendung oder geminderter Zurechnungsfähigkeit des Prinzen erfolgte. Prinz Franz Josef von Braganza hatte in der letzten Zeit oft von sich reden gemacht, da er ja in den viel erörterten peinlichen Prozeß in London verwickelt war, bei dem er indessen von der Anklage, ein Sittlichkeitsverbrechen begangen zu haben, freigesprochen wurde.

Einige Urteile der Presse zum Fall Braganza.

I. Zum Londoner Skandal schreibt uns ein Angehöriger der österreichischen Aristokratie: Abermals hat sich in London ein eigenartiger „Skandal“ ereignet, der geeignet ist, seine Vorgänger gleichen Genres, den Cleveland-Street-Skandal vom Jahre



1889 und jenen des Jahres 1895, dessen Opfer der bekannte englische Schriftsteller Oskar Wilde wurde, an Sensation noch zu übertreffen. Wohl war auch im Cleveland-Street-Skandal eine fürstliche Persönlichkeit, der verstorbene Herzog von Clarence, Englands Thronerbe, der, wenn er nicht gestorben, heute den Titel eines Prinzen von Wales führen würde — betroffen, allein die Sache wurde vertuscht. Der Skandal von 1902 aber steht unübertroffen da, denn am vergangenen Mittwoch stand vor einem englischen Richter Prinz Franz Josef von Braganza, der Enkel Dom Miguel's — der einige Zeit hindurch den portugiesischen Königstitel getragen, auf welchen er freilich am 26. Mai 1854 verzichtete, aber nur, um diesen Verzicht schon am 1. Juni desselben Jahres in Genua zu widerrufen —, der Neffe der Erzherzogin Maria Theresia, der Stiefmutter des österreichischen Thronfolgers, der Neffe der Erbgroßherzogin von Luxemburg, das Patenkind des Kaisers von Österreich. Er befand sich im Gefolge des Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich-Este, seines Stiefkousins, um an der — nun aufgeschobenen — Krönung des Königs von England als offizieller Gast teilzunehmen. Nach den Zeitungsberichten soll er unter eigentümlichen Umständen verhaftet worden sein; er soll eine unsittliche Handlung mit dem jungen Burschen Henry Chandler vorgenommen und dabei ertappt worden sein. Auch diesmal wird es nicht an Stimmen fehlen, die da meinen, es handle sich um einen Wüstling, der in rastloser Jagd nach neuen Genüssen schließlich zu sexuellem Verkehr mit dem eigenen Gechlechte gelangt ist. Auf alles wird man verfallen, nur nicht auf den eigentlichen Grund, daß es sich bei dem Prinzen von Braganza um eine jener zahlreichen „sexuellen Zwischenstufen“ handelt, für welche seit Jahren hervorragende Männer Deutschlands eingetreten sind, um für sie den § 175 bei der Revision des Strafgesetzbuches zu tilgen. — Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee veröffentlicht Jahrbücher, und im vorletzten dritten Bande derselben vom vorigen Jahre befindet sich ein Artikel von Dr. M. Hirschfeld „Sind sexuelle Zwischenstufen zur Ehe geeignet?“ In diesem Artikel lesen wir S. 63—68 die Biographie eines jungen Mannes, der seit einer Reihe von Jahren in Wien nur in weiblicher Kleidung sein Leben verbringt. Er machte die Bekanntschaft einer jungen Dame, die, ihrer Neigung zum weiblichen Geschlecht entsprechend, es wiederum liebt, in männlicher Kleidung zu erscheinen. Auf Seite 68 des genannten Werkes



liest man: „Ich lernte bei ihr auch einen Prinzen aus königlichem Hause, der im gewöhnlichen Leben Leutnant in einem Kavallerie-Regimente ist, in einem reizenden, duftigen Kleidchen aus weißem Tautropfentüll mit Maiglöckchen usw. kennen. Er klagte sehr über seine Stellung, wie gern würde er die Uniform mit Mädchenkleidern, den Säbel mit dem Fächer vertauschen, der arme Junge!" — Die königlichen Prinzen im österreichischen Heere sind nicht so reichlich vertreten, daß man nicht sofort an den äußerst mädchenhaft aussehenden Prinzen von Braganza denken müßte. Wer ihn kennt und um die Tatsache der Übergangsstufen vom weiblichen zum männlichen Geschlechte Bescheid weiß, für den ist es klar, daß gerade dieser Prinz einer solchen angehört. Und ist dies so selten? Freilich dringen nur die Fälle, welche hohe Persönlichkeiten betreffen, in die Öffentlichkeit. Aber nicht bloß Prinzen und Aristokraten, sondern Angehörige jedes Standes bis zu den einfachsten Arbeitern finden sich im „dritten Geschlecht". Es ist bei dem Prinzen von Braganza wohl ganz ausgeschlossen, daß man ihn einen „Wüstling" nennen könnte. Man kann doch nicht annehmen, daß er, der am 7. September 1870 geboren wurde, in den paar Jahren, seitdem er elterlicher Aufsicht und der Erziehung seiner Lehrer entwachsen war, schon von normalem Verkehr übersättigt ist. Ein Umstand spricht allerdings gegen ihn, nämlich, daß sein Komplize erst fünfzehn Jahre alt ist. Wahrscheinlich dürfte aber hier ein Fall von frühreifer Körperentwickelung vorhanden sein, der Bursche wahrscheinlich einen viel älteren Eindruck machen und — last not least — von seinen Genossen und Helfershelfern William Gerry, dem Buchmacherkommis und dem Zeitungsverkäufer Charles Sherman gründlich abgerichtet worden sein. Vielleicht trägt gerade diese „cause célèbre" zu besserem Verständnis der so häufigen Fälle derselben Art bei; vielleicht sieht man endlich einmal ein, daß eine Notwendigkeit für den § 175 nicht besteht. Hätte der Prinz in Italien oder Frankreich einen solchen Anfall erleiden können? Nein; denn in diesen Ländern existiert kein derartiger Paragraph. — Dort wäre es zu keinem Skandal gekommen, dort wäre nicht ein junges hoffnungsreiches Leben für immer „gesellschaftlich unmöglich" gemacht worden. Möge der Prinz sich mit dem Märtyrer-Gedanken trösten, daß jeder Fall, der in die Öffentlichkeit dringt, sein Scherflein dazu beiträgt, bei gebildeten, vorurteilsfreien Leuten bessere Ansichten über die sexuellen Zwischenstufen zu verbreiten, bis endlich



allgemein eingesehen wird, daß von der Natur Gegebenes nicht auszurotten ist. (Aus dem „Kampf", Nr. 57.)

II. Die Nachricht, daß Prinz Franz Josef von Braganza unter Kuratel gestellt ist, hat ebenso wie dessen bekannte Londoner Affaire einem Teile der Presse des In- und Auslandes den Anlaß zu mehrfachen Entstellungen der Tatsachen und zu persönlichen Verunglimpfungen des Prinzen gegeben. So heißt es u. A., der Freispruch der englischen Jury sei lediglich wegen ungenügenden Beweismaterials erfolgt, die wirkliche Unschuld des Prinzen sei nicht ausgesprochen worden, die Kuratel sei dann über ihn wegen seiner geistigen Beschränktheit verhängt und dergleichen. Demgegenüber stellen wir fest, daß in der Gerichtsverhandlung die vollständige Unschuld des Prinzen an den ihm zur Last gelegten Dingen rückhaltlos und in der allerbestimmtesten Weise anerkannt und ausgesprochen worden ist. Das unnachsichtig strenge Verfahren in der gerichtlichen Untersuchung der Sache hat dem schwer verdächtigten Prinzen nur zum Vorteil gereicht, indem dadurch klar zu Tage trat, daß er das Opfer eines Komplots schmutziger Erpresser geworden war. Deshalb sah sich der Kronanwalt, nachdem das gesamte Anklagematerial der Jury vorgelegt war, zu der Erklärung veranlaßt, er stelle es der Jury anheim, ob sie den Fall weiter anhören oder den Prinzen ohne Weiteres freisprechen wolle. Auf die entsprechende Anfrage des vorsitzenden Richters lehnte sodann die Jury es ab, die Zeugen der Verteidigung zu hören und sprach den Prinzen frei, weil kein der Widerlegung bedürftiges Anklagematerial vorliege. Der Verteidiger des Prinzen gab noch die Erklärung ab, er würde diesem Abbruche des Prozesses nicht zustimmen, wenn nicht alle, auch die schlimmsten gegen seinen Klienten erhobenen Anklagen voll und ganz der Öffentlichkeit vorlägen, und wenn nicht insbesondere der Prinz selber Gelegenheit erhalten hätte, unter seinem Eide und auf sein Ehrenwort als Gentleman eine vollständige Aufklärung des ganzen Vorfalles abzugeben. Der vorsitzende Richter erklärte sich mit diesen Worten vollkommen einverstanden. Der endgültige Urteilsspruch der Jury stellt sich somit als die glänzendste Rehabilitierung des Prinzen dar, die nach der Gerichtsordnung möglich war. — Was die Kuratel betrifft, so hat sich der Prinz durch wohlmeinenden Rat bestimmen lassen, sich freiwillig unter Kuratel zu stellen, bis er durch ein gesetzteres Alter und eine reifere Erfahrung weniger den Gefahren des jugend-



lichen Leichtsinnes ausgesetzt und besonders auch gegen die Unbesonnenheiten seines guten und großmütigen Herzens mehr gesichert sein würde, welches in Verbindung mit der ihm angeborenen vertrauensseligen Arglosigkeit den Prinzen zwar allgemein beliebt machte, aber auch vielfach mißbraucht und ausgebeutet werden ließ. Daß endlich der Prinz veranlaßt wurde, um seine Entlassung aus dem österreichischen Armeeverbande einzukommen, ist in höheren militärischen Kreisen lebhaft bedauert worden. Die unmittelbaren militärischen Vorgesetzten haben den jungen talentvollen Prinzen, der durch seine glänzend bestandenen militärischen Prüfungen und durch seine Tüchtigkeit als Offizier sich ihres besonderen Lobes erfreute, nur ungern aus der Armee scheiden sehen. Auch von dieser Entlassungsgeschichte sind uns die näheren Umstände bekannt; es genüge die Bemerkung, daß der Schatten, welchen dieselbe wirft, nicht auf den Prinzen Franz Joseph fällt. **Aus der Germania. 30. 10. 02.**

III. Einer der zur Krönung nach London gekommenen Fürsten, der Prinz Franz Braganza, ist bei dem Bestreben, die durch den Aufschub der Krönung heraufbeschworene Langeweile durch gelegentliche Abenteuer zu bannen, in einen Prozeß verwickelt worden, von dem — trotz sorgfältigster Geheimhaltung des Tatbestandes und hermetischen Abschlusses der Verhandlungen gegen die Öffentlichkeit — soviel sich erkennen läßt, daß ein Vergleich mit dem Prozeß des unglücklichen Oskar Wilde sich aufdrängt. Dieser, einer der hervorragendsten Dichter der Neuzeit, wurde um die Mitte des letzten Jahrzehnts des verflossenen Jahrhunderts von einem englischen Gerichtshof zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wegen eines Delikts, gegen das sich im deutschen Reichsstrafgesetzbuch der § 175 richtet, der von der „widernatürlichen Unzucht", vom Umgang von Personen männlichen Geschlechts miteinander handelt. Mit dem Thema selbst beschäftigt sich ein Aufsatz in einer der nächsten Nummern des a. T. Hier soll nur auf den äußerlichen Unterschied hingewiesen werden, der sich in der Behandlung des Prinzen gegenüber der des Dichters zeigt, eines Dichters, der einst zu den Lieblingen der Londoner Gesellschaft gehörte. Beide sind Opfer von Erpressern geworden, mit dem Unterschiede, daß Wilde als deren Verführer, der Prinz als der von ihnen Verführte behandelt ward. Wilde, gegen den die peinliche Gerichtsverhandlung in breitester Öffentlichkeit und entehrendster Form geführt wurde,

litt unter der brutalen Behandlung dermaßen, daß er nach Verbüßung seiner Strafe das Zuchthaus in völlig gebrochener Verfassung verließ und kurze Zeit darauf den Leiden erlag, die ihn das an sich barbarische, gegen ihn besonders rigoros gehandhabte Strafrecht Englands zugefügt. — Der Prozeß gegen den Prinzen zeigt ein anderes Bild: wie schon gesagt, wickeln sich die Verhandlungen hinter verschlossenen Türen ab, aber auch die Art des „Verbrechens" gelangt nicht zur Erwähnung, keine Namen werden aufgerufen, und der Prinz erhielt die Erlaubnis, nicht mit den übrigen Angeklagten, schmutzigen, heruntergekommenen Burschen, auf der Anklagebank Platz nehmen zu müssen. — Die Gegenüberstellung zeigt, daß auch die modernen Justizpuritaner Englands zweierlei Maß kennen und höfisch zu kratzfußen verstehen. Die alten Rundköpfe, die einst mit einer Art frommer Pedanterie ihren König geköpft, mögen sich im Grabe umdrehen. (Der arme Teufel).

IV. Das Abenteuer des Prinzen von Braganza. Darüber lesen wir in der sozialdemokratischen „Arbeiter-Zeitung" folgende Darstellung: Der wegen eines strafgesetzlich verpönten unsittlichen Aktes angeklagte Prinz Franz Josef von Braganza wurde von den Geschworenen freigesprochen, da die Anklage zurückgezogen war. Es wäre gehässig, wenn wir unsererseits die Frage, ob schuldig oder nicht, nachträglich erörtern wollten; jedenfalls war der Prinz schwer betrunken, ortsunkundig und in die Hände abgefeimter Halunken gefallen. Da aber kaum anzunehmen ist, daß die Wiener Presse über die Angelegenheit objektiv berichten wird, sollen doch einige Punkte hervorgehoben werden, die die Sache denn doch nicht gar so einfach erscheinen lassen. Vor allem ist zu berücksichtigen, daß, wiewohl die Anklage gegen den Prinzen zurückgezogen wurde, die drei Burschen, seine Mitangeklagten, schuldig befunden wurden, sich zur Vermittlung eben jenes strafbaren Aktes verabredet zu haben. Sie selbst gaben das nachträglich zu, mit der Begründung, daß sie den Prinzen ausrauben oder, wie die Geschworenen und das Gericht annahmen, eine Erpressung an ihm begehen wollten. Also, wohlgemerkt: die drei Burschen wurden verurteilt, nicht wegen versuchter Erpressung, sondern wegen Vorschubleistung zu jenem Vergehen, das tatsächlich verübt zu haben der Prinz unschuldig befunden wurde. Die Anklage gegen ihn wurde auch darum zurückgezogen, weil der Aussage der zwei Belastungszeugen, die Augen-



zeugen der unsittlichen Handlung gewesen zu sein vorgaben, nicht Glauben geschenkt wurde. Das Kreuzverhör drehte sich darum, ob sie, was sie gesehen zu haben vorgaben, durchs Schlüsselloch gesehen haben konnten, und ob ein Loch in der Tür, durch das sie geguckt haben wollten, ihnen erst nachträglich, zur besseren Begründung ihrer Aussage, eingefallen sei. Das Kreuzverhör war, wie gewöhnlich in solchen Fragen, ohne jedes positive Ergebnis nach der einen oder der anderen Richtung hin. Jedenfalls genießt der Hauptzeuge vorzüglichen Leumund, während gegen den anderen eine schlechte militärische Konduite vorliegt; mit den anderen Burschen konnten sie natürlich nicht zusammen operiert haben, und ihr Vorgehen, namentlich das Anrufen der Polizei, läßt wohl kaum auf eine selbständige Erpressungsabsicht schließen. Zugegeben wurde auch, daß der Prinz in sehr verdächtiger Verfassung im Bette der Jungen gefunden wurde. Die Verantwortung des Prinzen ging, so viel sich entnehmen läßt, dahin, daß ihn die zwei von den Burschen nach dem Empire-Variété bringen sollten, ihn aber statt dessen zu sich nach Hause brachten oder auch, wenigstens so hieß es in der Voruntersuchung, daß sie ihm ein Freudenhaus zeigen sollten. Prinz Braganza hat alle Ursache, sich selbst Glück zu wünschen. Er hat Anspruch darauf, daß, soweit er in Betracht kommt, die Sache als erledigt betrachtet wird. Und so verdächtig manche Umstände erscheinen mögen, so soll nicht vergessen werden, daß, wer aus Unbedachtsamkeit oder in trunkenem Zustande in die Hände solcher Schandbuben gerät, mit teuflischem Geschick in eine fast hoffnungslos kompromittierende Lage gebracht werden kann. Nichtsdestoweniger muß das Verhalten der englischen Gerichtsbehörden als geradezu skandalös parteiisch bezeichnet werden. Da war zunächst der Polizeirichter, der den Namen des Prinzen geheimhalten wollte; dann der Richter, der der über die Versetzung in den Anklagezustand entscheidenden Jury eine negative Entscheidung geradezu in den Mund legte, allerdings vergeblich. Endlich das Verhalten der Behörden in der Verhandlung selbst! Ohne dem Prinzen nahetreten zu wollen, ja zugegeben, daß er ohne Verschulden in diese fürchterliche Lage gebracht worden — es war offenkundig der Jury zu überlassen, ihm die Rechtswohltat des Zweifels zu gute kommen zu lassen, eine Rückziehung der Anklage aber unter solchen Umständen ganz unerhört.



München, 23. April. Zur Abwehr des Erpressertums. Ein Gerichtssaalbericht jüngstvergangener Tage, der eine Darstellung der Praktiken einer typischen Erpresserklasse brachte, gibt uns Veranlassung, vom Standpunkt des objektiven Beobachters aus diese Zustände zu beleuchten und die Mittel zur Abwehr ernster Erwägung anheimzustellen. Wir denken an jene Gruppe höchst zweifelhafter Existenzen, welche die wirklichen oder vermeintlichen Anhänger des „dritten Geschlechts" oder, wie man auch sagt, die homosexuell Veranlagten mit — bedauerlicherweise meist trefflichem — Erfolg in die Enge zu treiben wissen, nachdem sie auf scheinbar mehr oder minder harmlose Art sich rasch in das Vertrauen ihrer späteren Opfer einzuschleichen verstanden oder auch, der häufigste Fall, in gröberer Art eine direkte Verführung ins Werk gesetzt haben. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, die Bedeutung und Tragweite der sogenannten Homosexualität zu erörtern. Die traurige Lage, worin sich die mit dieser Anlage Behafteten versetzt sehen, verdient vielleicht mehr Mitleid als Abscheu. Aber man mag über den sie betreffenden Paragraphen des Strafgesetzbuches denken wie man will, er hat die eine offenkundige und vielbeklagte Folge, daß er ein Gezücht des elendsten und nichtswürdigsten Erpressergesindels großgezogen hat, das nicht nur eine Geißel der im Sinne jenes Paragraphen Schuldigen, sondern auch vollkommen unschuldiger, wenn auch leider nicht charakterfester Personen geworden ist. Denn wie auch in dem Gerichtsfalle, der den Anlaß zu dieser Betrachtung geboten hat, sehr häufig werden die Kunstgriffe der Erpresser auch an Personen geübt, welche in keiner Weise homosexueller Natur sind, deren behäbiges und vor allem einen wohlgespickten Geldbeutel verratendes Äußere aber — es handelt sich zumeist um ältere Herren — dem hoffnungsvollen Jünger der Kunst, Daumenschrauben behufs Gelderpressungen anzulegen, den Eindruck eines wohlgeeigneten Objektes macht. In allen Großstädten, beklagenswerterweise auch schon in unserem schönen München, hat sich diese Art des Gaunertums, insbesondere an gewissen Plätzen, in einer Weise breit gemacht, von der die wenigsten eine nur entfernte Vorstellung haben. Es ist kaum glaublich, nicht nur wie viele an sich gewiß höchst ehrenwerte Menschen durch solche Blutsauger zu leiden haben, sondern auch, welch' schamlose Mittel von den letzteren zur Erreichung ihrer Zwecke angewendet zu werden pflegen. Wenn man zur Bekämpfung dieses abscheulichen Unwesens die polizeiliche Gewalt anzurufen

geneigt sein sollte, so darf man nicht vergessen, daß ein solches Vorgehen weit leichter geraten, als getan ist. Man mag hundertmal beim Anblick, sogar bei einem gewissen verdächtigen Herumstreichen eines Burschen der Überzeugung sein, daß er jener gefährlichen Sorte zugehört — zu einem Einschreiten in der Form der Verhaftung fehlt aber eben meist der äußere Anlaß. Es gibt auch in der Tat nur ein wirklich geeignetes Mittel, jenem Treiben wirksam Halt zu gebieten: die Selbsthilfe und darüber hinaus der heilsame Schrecken der Angehörigen dieser sauberen Gilde, welchen eine konsequent durchgeführte Selbsthilfe erzeugen wird. Zunächst ist es ja eigentlich — ein Moment, das unseres Erachtens viel zu wenig bisher hervorgehoben wurde — ein Gebot der persönlichen Würde, der Selbstachtung, Menschen der niedrigsten Art, denen kein Mittel schlecht genug ist, wenn es nur Geld bringt, über sich nicht im geringsten Macht gewinnen zu lassen. Es muß wohl ein wahrhaft furchtbares Gefühl sein, von einem Gesindel schlimmster Art abzuhängen — wenn man nicht den Mut findet, sich selbst zu befreien. Der Einwurf liegt freilich nahe: Man scheut sich, einen sogenannten Skandal zu provozieren und — vielfach besteht nach unseren derzeitigen Strafbestimmungen für den Geängstigten selbst Gefahr, in eine strafrechtliche Verfolgung verwickelt zu werden. Darauf gibt es eine sehr einfache Antwort: Was ist besser, sich zeitlebens von solchen Subjekten quälen zu lassen oder aber ein entschiedenes, energisches Ende — in praxi in einer Strafanzeige wegen Erpressung bestehend — selbst auf die Gefahr persönlicher Verwicklungen hin zu machen? Die Entscheidung wird nicht schwer zu fällen sein. Man braucht, um klar zu sehen, nur in Betracht zu ziehen, daß ein gewohnheits- und gewerbsmäßiger Erpresser, wenn er ein schlaffes und furchtsames Opfer vor sich sieht, in seinen Forderungen unter einer Skala von Vorwänden (die den Kenner der Verhältnisse wohlbekannt sind) immer dreister und unverschämter wird, ja, daß er den Unglücklichen in Verzweiflung und in den Tod treibt. Ein trauriges Beispiel haben wir in diesen Tagen, seltsamerweise fast gleichzeitig mit der Verhandlung des Falles, welcher den Anlaß zu den gegenwärtigen Darlegungen geboten hat, an dem Schicksal des Freiherrn v. H. erlebt. Das sind aber dieselben Erpresser, welche sich furchtsam zu verkriechen pflegen — die dreiste Roheit und die Feigheit treffen ja gewöhnlich zusammen —, wenn man ihnen die Zähne zeigt. Wenn sich doch endlich alle diejenigen, die von derartigen Menschen geplagt und verfolgt werden, zu

dem festen, ruhigen Entschluß aufraffen könnten, von Anfang an jeder unverfrorenen Zumutung dieser Art ein entschiedenes Nein entgegenzusetzen! Demgegenüber ist der normale Verlauf der Dinge so, daß der Gepeinigte alle Geldopfer bringt, die ihm seine finanzielle Lage nur irgend gestattet, und endlich dann noch, zur Verzweiflung getrieben, zu einer Anzeige schreitet oder sich anwaltschaftlichen Schutz sichert. Wie naiv selbst hochgebildete Männer, die in eine solche üble Lage geraten, sich oft helfen zu können vermeinen, zeigt die Tatsache, daß sie (nach vielen Anzapfungen) noch ein letztes Opfer bringen wollen gegen eine unterschriftliche Bestätigung des Erpressers, daß nichts Strafbares vorgefallen sei — denn unbegreiflicherweise lassen sich auch solche, die sich nichts gerade Gesetzwidriges zu Schulden kommen ließen, gewöhnlich mit Rücksicht auf familiäre Beziehungen etc. quälen — oder daß der Blutsauger auszuwandern verspricht etc. Als ob dies eine Waffe wäre gegen Menschen, die selbstverständlich keine Spur von Ehrbegriffen haben! Einen solchen Kerl kann man ja auch unterschreiben lassen, daß er der größte Gauner auf Erden sei — er unterschreibt es mit Vergnügen, wenn er nur Geld sieht. Der Erfolg bleibt derselbe — die Erpressung wird fortgesetzt. Gibt man wenig Geld, so hat man das Vergnügen, den angenehmen Besuch recht häufig bei sich zu sehen; entschließt man sich zu einem großen Geldopfer, so hat man eine etwas längere Ruhepause — das ist der ganze Unterschied. Solange der Einzelne sich scheut, den mutigen Schritt zu tun und jene Subjekte der verdienten Bestrafung zuzuführen, werden sich die Zustände nicht bessern. Geschieht dies aber einmal, zeigt sich mehr Festigkeit und Entschlossenheit — und derjenige, der die Sache nicht selbst in die Hand nehmen will, hat es ja leicht, Rechtsschutz durch einen Anwalt zu finden —, dann wird alsbald eine Änderung eintreten. Die polizeilichen Organe haben Anhaltspunkte, sie werden mit größerem Erfolg ihre Maßnahmen treffen können, und man arbeitet so auch einem wichtigen Zweig der öffentlichen Wohlfahrt in die Hände. Natürlich ist es dem Einzelnen lediglich darum zu tun, sich selbst zu befreien, aber sein entschlossenes Vorgehen wird dann auf die Allgemeinheit zurückwirken, und er wird sein Teil dazu beitragen, daß ein Nachtgebiet des Großstadtlebens erhellt und ein unwürdiges und schmachvolles Treiben, wo nicht aufgehoben, so doch nach Möglichkeit eingedämmt werde.

(Leitartikel a. d. Münchener Neuesten Nachrichten v. 23. IV. 03.)



Das Bockenheimer Schwesterdrama. Zwei Krankenschwestern, in der Blüte ihrer Jahre stehend, ausgezeichnet durch eine Intelligenz, welche ihnen die Anerkennung aller Vorgesetzten verschaffte, gingen gemeinsam in den Tod und wurden in „inniger Umarmung" leblos im Bette aufgefunden. Der Fall gibt zu denken. Die eine, Lilli Löther, ist gerettet worden, trotzdem wird die Welt nie erfahren, was die Beiden veranlaßte, den Tod zu suchen. Die Überlebende wird allerhand Ausreden erfinden, welche die Tragödie aufklären sollte, in Wirklichkeit wird diese traurige Tat höchstens durch einen Zufall aufgeklärt werden. Einen Fingerzeig zur Beurteilung dieses psychopathologischen Falles gibt die innige Umarmung der Beiden und „die auffällig intime Freundschaft", von der die Berichte sprechen. Wer Krafft-Ebing kennt, dem wird ein Licht aufgehen; wenigstens herrscht in ärztlichen Kreisen über die wahrscheinliche Ursache dieses Doppelselbstmords kaum ein Zweifel. Sollte es wirklich bloß ein Zufall sein, daß die Berichte aller Blätter in auffälliger Übereinstimmung die innige Zuneigung der beiden Mädchen, die Tatsache, daß sie öfters zusammen nächtigten und die letzte Todesumarmung so sehr hervorheben. Man fragt sich vergebens, weßhalb suchten Beide den Tod! Sie waren nicht krank, wenigstens nicht äußerlich wahrnehmbar geistig oder körperlich, sie lebten in ruhiger und korrekter Erfüllung ihrer Berufspflichten, sie hatten keine von außen kommende Ursache, den Tod zu suchen. Weßhalb also! Es bleibt nur das psycho-pathologische Moment dieses Selbstmords- und Mordversuchs übrig. Sollten die beiden Mädchen aus übergroßer Liebe zu einander den Tod gesucht haben? Der vor kurzem in Wien verstorbene Psychiater Freiherr von Krafft-Ebing könnte das Rätsel dieser Tat lösen. Der berühmte Forscher hat in seiner Psychopathia sexualis uns in seinen zahlreichen Studien auf dem Gebiet des Nervenwesens manches enthüllt, für das uns seither das positive Verständnis fehlte. Er würde auch den Bockenheimer Fall in das Bereich seiner Studien gezogen haben. Aber man braucht gerade keine fachwissenschaftlichen Kenntnisse auf diesem Gebiet zu besitzen, um zu Vermutungen zu gelangen, welche die Tat der beiden Schwestern als eine in unzurechnungsfähigem Zustand geschehene erscheinen lassen. Sollten — was man natürlich niemals behaupten kann — diese Hypothesen zutreffen, so wäre dies keineswegs eine so seltene Erscheinung und wir können nicht umhin bei dieser Gelegenheit, natürlich ohne jede Bezugnahme auf den Bockenheimer Fall, des Umstandes Erwähnung zu tun,



daß der vielumstrittene § 175 unseres Strafgesetzbuches, der in der letzten Zeit zu ungewöhnlicher Bedeutung gelangte, daß dieser Paragraph das Strafbarkeitsbewußtsein einer menschlichen Handlung in die Irre zu führen geeignet ist. Was bei Homosexuellen bestraft wird, wenn sie masculini generis sind, verwandelt sich in eine erlaubte und straffreie Handlung beim femininum. Die Zeiten, wo man aus falscher Scham und Prüderie einen großen Bogen um diese Vorgänge des menschlichen Lebens machte und wo besonders die Presse sich in naive Unwissenheit hüllen mußte, sind vorbei. Die Presse ist heute das großartigste Aufklärungsinstrument des 20. Jahrhunderts und auf politischem, sozialem, hygienischem, ethischem, physiologischem und psychologischem Gebiet hat sie wichtige Kultur- und Pionierdienste zu erfüllen. Deshalb sei auf die Häufigkeit femininer Homosexualität hingewiesen, die sich bis zur geistigen Verirrung steigern kann und die im Interesse der Volksgesundheit und -Moral ebenso unter Strafe gestellt werden müßte wie die diesbezüglichen männlichen Verirrungen. In einer Zeit, wo die besten Geister der Nation an der Arbeit sind, dieses seelische Dilemma zu lösen, wo der Meinungsstreit pro und contra § 175 hin- und herschwankt, sollte die Presse mit ihren Kundgebungen nicht zurückhalten, auch sollte die Frage erwogen werden, ob der § 175 seine Opfer dem Gefängnis oder der Nervenheilanstalt überweisen soll. Wir haben in Jahrtausende altem Ringen manches Geheimnis der Natur gelöst, die Geheimnisse des menschlichen Organismus und der menschlichen Psyche sind aber noch in tiefes Dunkel gehüllt.

(Sonne.)

Homosexualität. Tout comprendre c'est tout pardonner. (Alles verstehen, heißt alles verzeihen.) An diesen Satz muß der Wissende stets denken, wenn von dem Strafgesetzparagraphen 175 die Rede ist, was in der letzten Zeit wegen der Verdächtigung gegen Krupp ja sehr oft der Fall war; denn leider gilt das tout comprendre hier in sehr weitem Umfange nicht, und namentlich trifft dies leider auch bei unserer Gesetzgebung zu. In dem betreffenden Paragraphen wird nämlich nur von männlichen Personen gesprochen, offenbar in der gänzlich falschen Voraussetzung, daß so etwas bei weiblichen Personen nicht vorkomme. Da die Leser wohl mit Recht erwarten können, daß das Blatt auch in dieser Beziehung der Unwissenheit auf dem Gebiete der Lebenslehre entgegenschritt, sei den öffentlichen



Blättern (u. z. hier dem Schwäb. Merkur vom 6. Februar, Abendblatt) ein besonders offensichtlicher Fall beim weiblichen Geschlecht entnommen. Aus Frankfurt a. M. wird vom 5. Februar gemeldet: „Als heute morgen die Schwester vom Roten Kreuz, die im städtischen Krankenhause in Bockenheim tätig ist, sich nicht sehen ließ und der Verwalter trotz wiederholten Klopfens an der Türe ihres Zimmers keine Antwort bekam, öffnete er gewaltsam die Türe. In dem Bett lagen regungslos in Umarmung die Schwester und eine Berufskollegin. Die Bockenheimer Pflegerin, Hilma Scheibenhuber, röchelte noch, verschied aber nach kurzer Zeit. Die andere, Lili Löther, gab noch Lebenszeichen. Sofort wurden alle Mittel bei ihr angewandt; ihr Zustand ist sehr bedenklich, doch befand sie sich um 2 Uhr nachmittags noch am Leben. Zu dem traurigen Unfalle erfährt die „Frkfrtr. Ztg." daß die Scheibenhuber die Löther, die im hiesigen städtischen Krankenhause beschäftigt ist, gestern abend abgeholt und auf die Aufforderung der Oberschwester, die Löther bald in den Dienst zurückzuschicken, geantwortet hatte, sie fühle sich unwohl und bedürfe wahrscheinlich selbst der nächtlichen Pflege. Die beiden haben sich mit Morphium vergiftet, das man auf einem Tische des Zimmers vorfand. Das Morphium entstammt der Apotheke des städtischen Krankenhauses. Ferner fand man zwei Briefe, der eine war an die Oberschwester gerichtet, der andere an die Familie der einen der beiden Schwestern. Die Lili Löther ist etwa 39 Jahre alt und seit drei Jahren Pflegerin, die andere, 35 bis 36 Jahre alt, ist vor neun Jahren Rote Kreuzschwester geworden. Es ist noch nicht bekannt, was die beiden veranlaßt hat, gemeinsam in den Tod zu gehen; sie waren sich sehr innig zugetan. Ihre Dienstführung war musterhaft und ihre ganze Lebenshaltung tadellos." Was die beiden zum Selbstmord geführt hat, ist doch nichts anderes als „unglückliche Liebe", wie es tausende Male bei zweigeschlechtlichen Liebespaaren der Fall ist. Was man aber nicht begreift, ist, daß man beim männlichen Geschlecht etwas schwer, sogar mit Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte, bestraft, was man beim weiblichen Geschlecht — absichtlich oder unabsichtlich — zu übersehen beliebt. Wenn das Gesetz auf dem Gebiete des Geschlechtslebens das öffentliche Ärgernis, die Gefährdung der Rechte anderer Personen und insbesondere Vergewaltigung verhindert, so ist das genug; alles, was darüber ist, ist vom Übel.

(Aus Prof. Jägers Monatsblatt.)

In Wien haben zwei Schriftsteller, die, wie es scheint geistig nicht ganz normal waren, — wie telegraphisch schon berichtet — Hand an sich gelegt. Einer ist tot, der zweite leicht verletzt. Der 30jährige Schriftsteller Hugo Astl-Leonhard hat sich mit einem Rasiermesser getötet, und gemeinsam mit ihm hat sich sein Freund, der Schriftsteller Fritz Lemmermeyer zu töten versucht, sich jedoch nur leichtere Schnittwunden beigebracht. Astl hatte sich auf den Boden gesetzt, mit der einen Hand einen Spiegel gehalten und mit der anderen Hand die tötlichen Schnitte durch seinen Hals geführt. Bei dem furchtbaren Selbstmorde war Lemmermeyer anwesend. Die beiden Freunde hatten einander gelobt, zu gleicher Zeit zu sterben. Lemmermeyer sah dem furchtbaren Beginnen seines Freundes zu, bis dieser zusammenbrach. Hierauf ging er in ein Nebenzimmer und wollte sich selbst das Leben nehmen. Er öffnete die Brotklinge seines Taschenmessers und brachte sich mit dieser oberflächliche Schnittwunden am Ellbogengelenk des linken Armes bei. Als er das Blut hervorquellen sah, scheint er den Mut verloren zu haben. Er öffnete die Tür in das Vorzimmer, in dem sich die Gattin Astls mit einer Dame befand. Doch plötzlich stieß er die Worte aus: „Du darfst nicht feig sein!“ und zog sich wieder in das Zimmer zurück, die Tür hinter sich versperrend. Er eilte in das Kabinet, wo der tote Astl lag, hob das blutige Rasiermesser auf und brachte sich am linken Handgelenk eine tiefe Schnittwunde bei. Frau Astl und die zweite Dame pochten nun an die Tür, und als nicht geöffnet wurde, sprengten sie die Türe auf. Die Damen eilten dann, laut um Hilfe rufend, auf den Gang. Die Hausleute kamen in die Wohnung. Astl war bereits tot. Lemmermeyer war bei vollem Bewußtsein, gab aber keine Antwort. Doch aus mehreren Briefen, die er zurückgelassen hat, konnte man sich Klarheit über die Tat verschaffen. In einem offenen Briefe schrieb er: „Unüberwindliche Schwermut treibt uns in den Tod. Ich gehe gern und freiwillig aus dem Leben und bitte, am Grabe keine Rede zu halten.“ Lemmermeyer macht den Eindruck eines geistig nicht normalen Menschen. Die Rettungsgesellschaft schaffte ihn in das Allgemeine Krankenhaus. Hugo Astl-Leonhard hat bereits am 23. November v. J. abends auf dem Schottenring einen Selbstmordversuch gemacht. Er lebte in geordneten Verhältnissen, beschäftigte sich mit philosophischen Arbeiten und war bereits bei seinem ersten Selbstmordversuch als im höchsten Grade überspannt und anormal erkannt worden. Fritz Lemmer-



meyer ist 43 Jahre alt und ein geborener Wiener. Er hat mehrere literarhistorische Arbeiten veröffentlicht und eine biblische Tragödie „Simson und Delila“ geschrieben.

Budapest, 17. Mai 1902. Wie wir bereits mitgeteilt haben, hat sich ein Leutnant des 26. Regiments, Karl Thaly, Adoptivsohn des Reichsabgeordneten Koloman Thaly, in Gran erschossen. Vom Selbstmord erfahren wir folgende Details: Der Selbstmord des Leutnant Karl Thaly erregte in Gran umsomehr großes Aufsehen, da vor einiger Zeit ein anderer Leutnant des 26. Rgts. Robert Rosenberg sich ebenfalls erschossen hatte. Beide Selbstmorde wurden unter rätselhaften Umständen begangen und daß dieselben in Zusammenhang stehen müssen, geht aus folgendem hervor: Leutnant Thaly kam am 3. aus Wien, wo sich das Regiment bis jetzt befand, nach Gran, wo er seither mit einer Freundin im Hôtel „Magyar kirély“ wohnte. Von da übersiedelte er vorigen Freitag samt seiner Freundin in eine Privatwohnung. Die Dame ist Sonntag verreist und der Leutnant begleitete sie zur Bahn. Karl Thaly, der in geordneten finanziellen Verhältnissen lebte, beschäftigte sich in letzter Zeit fortwährend mit Selbstmordgedanken. In den letzten Tagen verdüsterte sich sein Gemüt noch mehr. Er ließ sich durch die Zigeunerkapelle fortwährend Beethoven's Trauermarsch vorspielen. Der Reichsabgeordnete, Koloman Thaly, erhielt Nachricht über dieses Benehmen und reiste nach Gran ab. Er zeigte seinem Sohn seinen Besuch telegraphisch an. Bei seiner Ankunft empfing ihn ein Soldat vor der Türe seines Sohns mit einem Briefe und mit der Bemerkung, daß der Leutnant schläft und er deshalb nicht hineingehen könne. Als der Vater zum Sohn hineingehen wollte, fand er die Türe verschlossen. In diesem Moment ertönte ein Schuß. Nachdem die Tür mit Gewalt geöffnet wurde, bot sich ihm ein schrecklicher Anblick dar: sein Sohn saß über einen Tisch gebeugt, tot. Auf dem Tische standen 4 brennende Kerzen und in der Mitte brannte eine Lampe. Rechts befand sich die Photographie seines Vaters, links dieselbe des vor kurzem zum Selbstmörder gewordenen Leutnants Rosenberg. In seinem hinterlassenen Brief bat er seinen Vater um Verzeihung und ordnete an, daß seine irdischen Überreste in der Familien-Gruft zu Preßburg bestattet und in seinen Sarg die Photographien von seinem Vater und vom Leutnant Rosenberg hineingelegt werden.“



Double Suicide. Des mariniers ont retiré, hier matin, de la Seine, à la hauteur du quai aux Fleurs, les cadavres de deux hommes, liés ensemble par une forte corde. Ils paraissaient âgés d'une quarantaine d'années. L'un est blond et porte des moustaches rousses. On a trouvé, dans ses poches, des papiers au nom de Joseph Vonderwyn, parqueteur à Paris, rue de La Jonquière. Le second, également blond, a des moustaches blondes très fortes. Il etait porteur d'un livret au nom de Georges-François-Grigon, né à Beaumont-sur-Oise. Les corps ne présentaient aucune trace de blessures. Il y a donc tout lieu de supposer qu'on se trouve en présence d'un double suicide. M. Briy, commissaire de police, a fait transporter les deux cadavres à la Morgue. (Jean de Paris.)

Gram über den Tod ihrer Freundin hat die fünfzehneinhalb Jahre alte Arbeiterin Martha Grafenstein, die bei ihrer Mutter in der Georgenkirchstraße wohnte, zum Selbstmord veranlaßt. Das Mädchen besaß in einer jungen Hausgenossin, mit der es zusammen die Schule besucht hatte und konfirmiert worden war, eine Freundin, an der es mit aller Zuneigung hing. Die Freundin starb zu Anfang dieses Jahres. Martha Grafenstein war über den Verlust untröstlich. Wiederholt klagte sie ihrer Mutter, daß sie nun keine Freude mehr am Leben habe. Anfangs vorigen Monats verließ sie ihre Arbeitsstelle, eine Putzfedernfabrik, und kehrte auch nach Hause nicht mehr zurück. Alle Nachforschungen nach ihrem Verbleib hatten keinen Erfolg. Jetzt landete man die Unglückliche als Leiche aus dem Urbanhafen. (Berl. L.-Anz.)

Der Doppelselbstmord in München. Wie schon berichtet, haben sich am 22. v. M. im Gasthof zu den „drei Löwen" in München zwei junge Männer eingemietet, die sich als „Wilhelm Stöger, Werkmeister aus Linz" und „Karl Stöger, Kellner aus Linz" meldeten. Am folgenden Tage fand man die Beiden in ihren Betten vergiftet auf. Es wurde festgestellt, daß der Tod durch Vergiftung mit Cyankali eingetreten sei. Die Photographien der beiden Toten wurden nach Wien gesendet und dem Sicherheitsbureau übergeben. Dieses stellte fest, daß die beiden Photographien auch im Verbrecher-Album der Wiener Polizeidirektion enthalten sind. Dadurch agnoszierte das Sicherheitsbureau auch die Toten. Der eine ist der 24jährige Anton Hartenstein, zu



Wien geboren, von Profession Malergehilfe, später Geschäftsdiener; er hatte in Margarethen gewohnt und war seit dem 21. v. M. vermißt. Der zweite ist der 17jährige Kellnerjunge Franz Knauer, zu Zemling in Niederösterreich geboren. Er hatte hier im ersten Bezirk gewohnt. Hartenstein ist in Wien zweimal wegen Betruges und einmal wegen Veruntreuung, ferner vom Kreisgerichte Korneuburg wegen Verbrechens der schweren körperlichen Beschädigung und wegen eines schweren Sittlichkeitsdeliktes mit 5 Jahren schweren Kerkers abgestraft. Knauer ist ebenfalls wegen eines Sittlichkeitsdeliktes mit drei Monaten schweren Kerkers abgestraft. Er stand am 28. Dezember 1900 vor dem Landesgericht. Sein Komplize war als geistesgestört in irrenärztliche Behandlung gekommen. Hartenstein hat sich erwiesenermaßen immer im Besitz von Cyankali befunden.

Aus Königgrätz, 18. d., wird uns gemeldet: Gestern Nacht um 12 Uhr hat sich in der Kaserne des 36. Infanterie-Regiments der Infanterist Sajcek aus dem zweiten Stock aus dem Fenster gestürzt und blieb vor der Kasernenwache mit zerschmettertem Kopfe tot liegen. Um dieselbe Zeit stürzte sich in der Artilleriekaserne der Rekrut Anton Provaznik vom ersten Stocke aufs Pflaster hinab und ist im Spital seinen Verletzungen erlegen. Zwischen beiden zu derselben Stunde und vor den Augen der Kameraden, ohne daß diese es hindern konnten, begangenen Selbstmorden soll eine Beziehung bestehen.

Von einem geheimnisvollen Doppelselbstmord meldet unser es-Korrespondent aus Werdau in Sachsen. Zwei dortige junge Handwerksgehilfen, der Barbiergehilfe Alfred Wolf und der Müllergeselle Gebert, haben sich durch Erschießen entleibt. Die Beweggründe zu der Tat stehen noch nicht fest. Durch Inserate in den Werdauer Lokalblättern nahmen die Selbstmörder herzlich Abschied von allen Freunden und Bekannten. Nachmittags in der zweiten Stunde begaben sie sich in die Dachkammer Wolfs, zogen die besten Anzüge und frische Wäsche an, legten sich zusammen auf das Bett und bald darauf krachten zwei Schüsse. Die Hinzueilenden, der Hauswirt und der Prinzipal des Barbiergehilfen, fanden die Selbstmörder bereits entseelt vor. Gebert hatte sich mit einem Teschin, Wolf mit einem Revolver in die linke Schläfe geschossen.



Laibach, 13. Jänner. Gestern nacht erschoß sich in der Landwehrkaserne der Zugsführer Rudolf Marbol. Er hatte vorher auf den Heizer im Elektrizitätswerk, Vinzenz Magister, ein Unsittlichkeitsattentat auszuüben versucht. Magister bedrohte dann Marbol mit dem Bajonette, das ihm mit Hilfe des Kaminfegergehilfen Suppanz entwunden wurde. Marbol entfloh dann in die Kaserne, wo er sich erschoß.

Ein eingefleischter Weiberhasser. In Wien ist vor einiger Zeit ein Hagestolz, wie er im Buche steht, als er zu dem Leichenbegängnisse seines Bruders fuhr, gestorben. Der lange, hagere Mann mit dem schwarzen Salonanzug, stets mit Zylinderhut und einem Rohrstocke versehen, war eine typische Figur. Interessant ist seine Nachlassenschaft. In einem Fach seines Schreibtisches fanden seine Verwandten ein Päckchen mit der Aufschrift: „Versuche meiner Verwandten, mich ins Ehejoch zu zwingen.“ Das Päckchen enthielt 62 Briefe, die vom Jahre 1845 bis 1894 laufen und mit Bemerkungen des Hagestolzen versehen, registriert und ad acta gelegt sind. Von dem Sammler ist ein Zettel beigefügt mit den Worten: „62 Briefe mit ebenso vielen Anträgen von heiratsbedürftigen Mädchen und Witwen, welche ein Gesamtvermögen von 1760000 Gulden ins Feld stellten, um mich zu ködern.“ In seinem Stammgasthause erschien er jede zweite Woche; er saß nur dort, wenn er genau wußte, daß kein Platz für eine Dame vorhanden war. Ging er ins Theater, so nahm er stets drei Sitze, links und rechts ließ er den Sitz leer. Auf der Straßenbahn, im Omnibus, auf der Bahn war eine mit ordinärem Tabak gestopfte Pfeife seine Begleiterin. Dies hielt ihm das weibliche Geschlecht meist zur Genüge vom Halse. Charakteristisch ist eine Stelle im Testament; er schreibt: „Ich bitte meine Verwandten, dafür Sorge zu tragen, daß auf dem Friedhofe, wo ich beerdigt, neben mir keine Frauenleichen beerdigt werden; ich bitte also, für mich einen Gruftplatz für drei Leichen zu kaufen und meine Leiche in der Mitte zu beerdigen, die Räume rechts und links aber unbelegt zu lassen.“

Ein Todfeind des schönen Geschlechts. Im neuesten Heft des „Rußki Archiv“ erzählt W. Schiemann Amüsantes vom General Helwig, der unter Kaiser Nikolaus I. Kommandant der Festung Dünaburg war, die unter Alexander III. in „Dwinsk“ umbenannt wurde. Einem Petersburger Briefe der „Frkf. Ztg.“ entnehmen

wir Folgendes: Der alte Helwig war ein Todfeind des schönen Geschlechts und suchte jede Begegnung mit einer Frau ängstlich zu vermeiden. Einmal aber blieb ihm das Zusammensein mit einer Frau doch nicht erspart, und diese Frau war die Kaiserin Alexandra, die Gemahlin Nikolaus I. Das Kaiserpaar kam zu einem zweitägigen Besuch nach Dünaburg. Der Kaiser schätzte General Helwig als einen tüchtigen Offizier sehr hoch und erfreute ihn durch einige anerkennende Worte. Am nächsten Tage sollte eine Besichtigung der Garnison und eine Truppenparade stattfinden. Der Zar machte dem Kommandanten den Vorschlag, bei dieser Gelegenheit mit der Kaiserin zusammen im Wagen zu fahren. Helwig aber suchte diese Ehre höflich von sich abzuwenden. „Ich bin noch nicht so alt, Ew. Majestät," sagte er, „daß ich Ihnen nicht zu Pferde folgen könnte." — Doch der Kaiser blieb dabei: „Das glaube ich gern, lieber Helwig. Aber wer könnte meiner Frau besser als Du, alles zeigen?" — Am anderen Tage nahm der Kommandant in gelinder Verzweiflung neben der Kaiserin im Wagen Platz. Kaiserin Alexandra, der ihr Gatte nichts von der Idiosynkrasie Helwigs gesagt hatte, konnte sich über das ungewöhnliche Verhalten ihres Begleiters nicht genug wundern. Der Kommandant war äußerst wortkarg und unliebenswürdig, beantwortete die Fragen der Kaiserin nur widerwillig und ohne diese dabei anzusehen und drehte ihr meist den Rücken zu. Kaiser Nikolaus ritt neben dem Wagen her, beobachtete den unhöflichen General und hatte seinen Spaß an den Qualen, die jener litt, sowie an der Verwunderung seiner Gemahlin. Gut gelaunt, beschloß der Zar, den Scherz fortzusetzen. Nach der Parade, die zu seiner vollsten Befriedigung verlief, dankte er dem Kommandanten und dem kommandierenden General, und um Helwig seine besondere Gunst zu beweisen, sagte er sich bei ihm mit der Kaiserin zum Tee an. Der alte General war sichtlich auf das Unangenehmste überrascht. „Ich habe keine Hausfrau. Ew. Majestät!" erwiderte er. „Ich bin ein alter Hagestolz!" — „Warum heiratest Du denn nicht? Ich wüßte eine passende Partie für Dich". — „Ich bin zu alt, um zu heiraten, Ew. Majestät". — „Ach was, zu alt! Zu einem Dauerritt von ein paar Meilen bist Du noch jung genug, zum Heiraten aber behauptest Du zu alt zu sein. Nun, ich will Dir nicht zur Ehe zureden, aber Tee werde ich bei Dir doch trinken. Wir bitten einfach die Kaiserin, die Rolle der Hausfrau zu übernehmen. Geh' und ersuche sie darum!" — Schweren Herzens kam der Alte dem Befehl nach. Der ver-

hängnisvolle Abend kam. Der Teetisch war geschmackvoll arrangiert, es fehlte nicht an Backwerk, Früchten und allerhand Naschwerk. Die Kaiserin war sehr aufmerksam gegen ihren Wirt; sie reichte ihm selbst den Tee und Gebäck, und Helwig, der wie auf Nadeln saß, mußte nicht nur eine Frucht nach der anderen aus den Händen der Kaiserin dankend entgegennehmen, sondern anstandshalber auch etwas von den Dingen genießen, die ihm eine Frau reichte. Aber das Schlimmste stand dem alten Degen noch bevor. Beim Abschied reichte ihm die Kaiserin die Hand zum Kusse. Helwig bezwang sich und tat, was die Etikette verlangte. Kaum aber hatten seine Gäste ihn verlassen, so ging er unverzüglich an eine gründliche Reinigung seines äußeren Menschen. Er spülte sich nicht nur wiederholt den Mund aus, sondern nahm sofort ein warmes Bad, wechselte seine Leibwäsche und zog eine andere Uniform an. Dann ließ er seine Kleider sorgfältig desinfizieren und alle Zimmer seiner Wohnung durchräuchern. Der Stuhl aber, auf dem die Kaiserin gesessen hatte, erhielt am nächsten Tage einen neuen Überzug.

Jahresbericht 1902/3.

Eine an Arbeiten und wichtigen Vorkommnissen überreiche Zeit ist seit der Erstattung des letzten Jahresberichtes verstrichen. An erfreulichen Tatsachen, an Erfolgen, an Zeichen wachsender Erkenntnis hat es nicht gefehlt, aber auch tief beklagenswerte Ereignisse, schmerzhafte Verkennungen und Angriffe sind nicht ausgeblieben.

Der schwerste Schlag, der uns im Berichtsjahr betroffen, ist der Tod des hervorragendsten Vorkämpfers unserer Bewegung. Am Abend des 22. Dezember 1902 verschied zu Graz in Steiermark Richard Freiherr von Krafft-Ebing, der erste Arzt und Naturforscher, welcher sich der Homosexuellen mit größter Energie angenommen hatte. Wir geben eine kurze Übersicht seines Lebens nach Aufzeichnungen, welche uns von einem seiner Schüler zugegangen sind.

Am 14. August 1840 in Mannheim geboren, begann Krafft-Ebing seine Studien in Heidelberg, setzte dieselben in Zürich fort, und wurde 1863 in Heidelberg promoviert. Sein Großvater mütterlicherseits war der berühmte Strafrechtslehrer H. J. A. Mittermaier (1787—1867) welchem die deutsche Rechtspflege Reformen auf dem Gebiete des Gefängniswesens, Einführung humaner Strafen und vielfachen Fortschritt verdankt. Nach Erlangung des Doktordiplomes verbrachte v. Krafft-Ebing einige Zeit auf Reisen, welche ihn an verschiedene Hochschulen führten, und widmete sich sodann, seiner Neigung folgend, dem



Berufe eines Irren- und Nervenarztes. Er nahm 1864 eine Assistentenstelle an der berühmten, von Christian Roller 1842 gegründeten Irrenanstalt in Illenau an. Im Jahre 1868 eröffnete er seine Tätigkeit als Irrenarzt in Baden-Baden. Das Jahr 1870 verbrachte er im Felde. Heimgekehrt, widmete er sich der Bearbeitung seines im Kriege erworbenen ärztlichen Materials und bewarb sich um die Venia legendi an der Leipziger Universität. Schon damals hatte v. Krafft-Ebings Name als Autor verschiedener wertvoller Veröffentlichungen einen guten Klang; Bismarck selbst war es, dessen Auge auf das aufstrebende junge Talent fiel: sein Abgesandter suchte v. Krafft-Ebing auf, als dieser in Berlin auf die Entscheidung des Leipziger Professorenkollegiums wartete, um ihm die Lehrkanzel in Straßburg anzutragen. Dort wirkte v. Krafft-Ebing bis zum Jahre 1873. In diesem Jahre folgte er einem Rufe an die Spitze der Irrenanstalt Feldhof bei Graz in Steiermark, mit welchem Amte die Professur für Psychiatrie in Graz verbunden war.

Die Jahre 1873—1889, in welchen v. Krafft-Ebing zunächst in Feldhof und in Graz, später nur als Professor in Prag, wirkte, waren es, wo v. Krafft-Ebing sein ganzes Wirken und Schaffen frei entfaltete und seinen Weltruf begründete. 1889 wurde er an Stelle Leidesdorfs nach Wien berufen und wurde 1892 der Nachfolger des großen Meynert. Mit Abschluß des Wintersemesters 1902 trat v. Krafft-Ebing von seinem Lehramte in Wien zurück, legte seine zahlreichen Ehrenstellen nieder und übersiedelte nach Graz. Sein körperliches Befinden ließ in den letzten Jahren in Wien viel zu wünschen übrig; an Graz knüpften ihn frohe Erinnerungen, nicht zu mindest die Erinnerung an sein schaffensfreudiges Wirken dort; er hoffte, daß dort auch seine Gesundheit wiederkehren und er nochmals seine kräftige Jugend wieder-



finden werde. Das Schicksal fügte es anders; als der Sommer verging, zu dessen Beginn v. Krafft-Ebing in Graz angekommen war, begannen seine Leiden, und vor Weihnachten schloß er für immer seine Augen.

Mit v. Krafft-Ebing starb ein großer Gelehrter, ein vielerfahrener großer Arzt und Meister seiner Wissenschaft; außerordentlich reich ist das geistige Erbe, welches er hinterließ. Die Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten nähert sich 400; kein Gebiet der Psychiatrie und Nervenheilkunde gibt es, wo er nicht fördernd und befruchtend eingewirkt hätte. Seine Lehrbücher der Psychiatrie, der forensischen Psychopathologie sind Werke von immensem didaktischen Werte. Mit demselben Freimute und der gleichen niemals wankenden Charakterstärke vertrat er wie auf dem Gebiete der sexuellen Psychopathologie auch auf anderen Gebieten der forensischen Psychiatrie seine ärztliche Überzeugung. Sehr mit Recht schreibt Albert Moll in dem Nekrologe, welchen er seinem großen Vorgänger in der deutschen medizinischen Presse (1903. No. 2. p. 14) widmet: „Ohne Krafft-Ebing würden heute noch weit mehr Geisteskranke und sonst Unzurechnungsfähige den Strafanstalten zugeführt werden und der Brandmarkung verfallen, als es wohl immer noch der Fall ist. Wenn heute mancher Inkulpat von den Gerichtsärzten als Geisteskranker erkannt und von verständigen Richtern als solcher beurteilt wird, so ist das nicht zum wenigsten ein Verdienst Krafft-Ebings, der unermüdlich auf diesem Gebiete tätig war."

Sein Lieblingsfach aber und derjenige Teil seiner Lebensarbeit, welcher am meisten dazu beitrug, seinen Namen über die ganze Erde zu verbreiten, war die „Psychopathia sexualis." Vor v. Krafft-Ebing waren nur Teilgebiete dieses Gegenstandes bearbeitet worden. Krafft-Ebing hat die Psychopathologie des Geschlechtslebens in diesem seinem Werke und in

den zahlreichen anderen einschlägigen Arbeiten nicht nur begründet, sondern nach jeder Richtung hin ausgebaut. Er sammelte mit außerordentlichem Fleiße die einschlägigen Krankengeschichten und wurde so in den Stand gesetzt, ein riesiges Material kritisch zu sichten und die Probleme der Sexualpathologie auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen. Das Endziel seines Strebens war es, aus der Symptomatologie eines jeden Falles die Entscheidung zu treffen, ob es sich um „Perversität“ oder „Perversion“ handle. Krankheit nannte er Perversion, Laster Perversität. Mehr als alle anderen Unglücklichen stehen die Homosexuellen in v. Krafft-Ebings Schuld. Wenn der wohl nicht mehr ferne Zeitpunkt kommt, wo die Rechtspflege sich den gebieterischen Postulaten der Wissenschaft auch auf diesem Gebiete anpassen wird, wird von Krafft-Ebings Lebenswerk von Erfolg gekrönt sein. Die Kulturarbeit, die er auf dem Gebiete der forensischen Psychopathologie geleistet hat, sichert v. Krafft-Ebing ein unvergängliches Andenken in den Annalen der Psychiatrie.

Dem gelehrten und edlen Verfasser der Psychopathia sexualis ist die Beschuldigung nicht erspart geblieben, daß er mit seinem Buche auf die sinnlichen Interessen großer Leserkreise spekuliert habe. Er trug diesen ungerechten Vorwürfen, unter denen er schwer litt, Rechnung, indem er auf das Titelblatt der XI. Auflage seines Werkes (1901 erschienen) die Worte setzen ließ: „Für Ärzte und Juristen“. In Wirklichkeit gibt es kaum ein zweites Buch in der Weltlitteratur, das so vielen Tausenden den inneren Seelenfrieden wiedergegeben hat, durch seine Aufklärung so unendlichen Segen gestiftet und so viele vom Selbstmord errettet hat, als dieses Werk, aus dem eben so viel Wissen, als Güte und Unerschrockenheit spricht.

Für das wissenschaftlich-humanitäre Komitée bekundete Krafft-Ebing von Anfang an das lebhafteste Inter-

esse. Er war einer der ersten Unterzeichner der Petition, welche die Befreiung der Homosexuellen vom Strafgesetz fordert. Seine letzten Studien auf dem Gebiete der Homosexualität veröffentlichte er in diesen Jahrbüchern (Band 3 Seite 1 ff), und faßte hier das Resultat seiner reichen Erfahrungen in drei prägnanten Leitsätzen zusammen. Nach dem Erscheinen des letzten Bandes — im Sommer 1902 — erhielten wir von ihm das als Vorwort dieses Jahrgangs wiedergegebene Schreiben.

Der Tod hat diesem reichen Leben ein vorzeitiges Ende gesetzt. Es war nach allem nur eine selbstverständliche Pflicht, daß wir im Besitz der Trauerkunde der Gemahlin des Verstorbenen unser Beileid zum Ausdruck brachten, was in folgendem Schreiben geschah:

Charlottenburg, 23. 12. 02. Hochverehrte gnädige Frau! Die Kunde von dem frühzeitigen Hinscheiden Ihres teuren Herrn Gemahls hat uns aufs tiefste erschüttert. Den unersetzlichen Verlust, von dem Sie und Ihre Familie betroffen sind, teilt mit Ihnen die Wissenschaft, um die der Verstorbene sich so hohe Verdienste erworben hat, und die Humanität, für deren Ausübung er als Gelehrter und Mensch so unablässig tätig gewesen ist. Mag die Erinnerung an das, was Sie, gnädige Frau, besessen haben, das ruhmvolle Andenken, das Ihr Gatte hinterläßt, Sie in Ihrem großen und gerechten Schmerze trösten. Für das wissenschaftlich-humanitäre Komitee und die vielen Tausende, deren Schutz wir uns gewidmet haben, wird der Name „Krafft-Ebing“ in hohen Ehren stehend stets unvergessen sein. Beifolgenden Lorbeerkranz bitte auf seine letzte Ruhestätte gütigst niederlegen zu lassen.

Wir erhielten darauf folgendes Antwortschreiben.

Graz am 1. Januar 1903. Sehr geehrter Herr Doktor! Für das mir von Ihnen Namens des wissenschaftlich-humanitären Komitees ausgesprochene Beileid, sowie für die schöne Kranzspende sage ich Ihnen im eigenen wie im Namen meiner Familie herzlich Dank. Ganz besonders danke ich Ihnen aber für die tiefgefühlten Worte der Anerkennung des Wirkens des Verblichenen im Sinne des wissenschaftlich-humanitären Komitees, welches leider durch den allzufrühen Tod seinen Abschluß fand. Freifrau Louise von Krafft-Ebing.



Wir können den Verstorbenen nicht besser ehren, als indem wir uns seine Worte zu eigen machen, die wir wohl als sein Lebensprogramm bezeichnen dürfen:

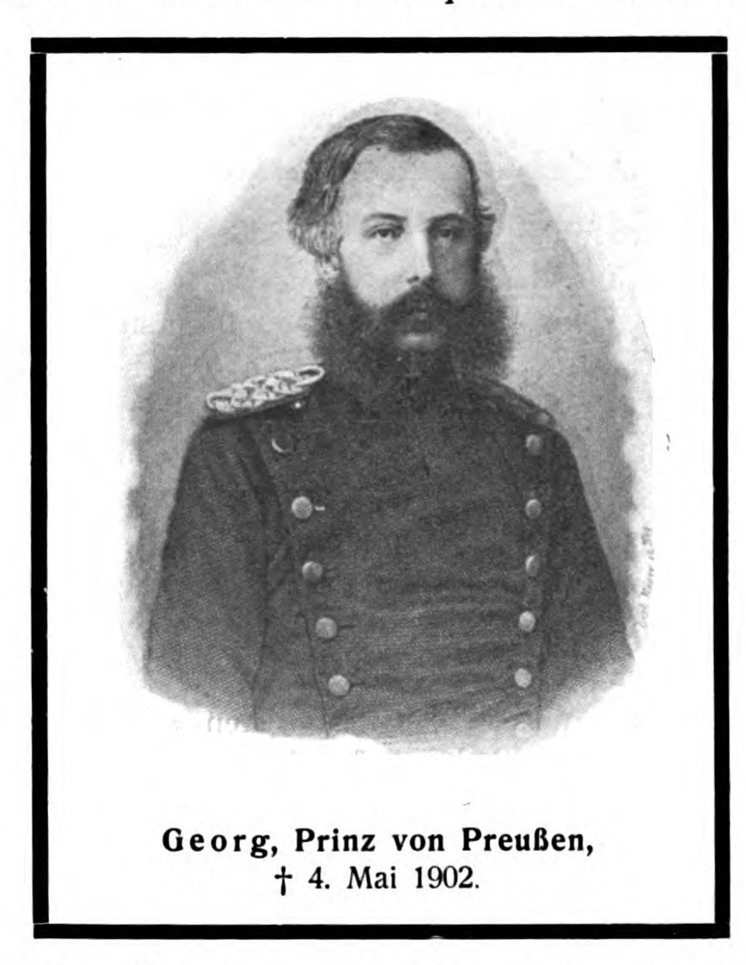
„Das jedem Staatsbürger zustehende Recht der freien Meinungsäußerung wird zur Pflicht, wenn derselbe vermöge der Kenntnisse und Erfahrungen, welche ihm sein Beruf entwickelt, im Stande ist, zur Beseitigung von Irrtümern beizutragen."

Wir würden uns einer Unterlassung schuldig machen, wenn wir unter den weiteren Verlusten, welche unser Komitee zu beklagen hatte, nicht an erster Stelle des Prinzen Georg von Preußen gedenken würden, welcher am 4. Mai 1902 im 77. Lebensjahre verschied, nicht nur deshalb, weil seine königliche Hoheit unseren Kampf materiell unterstützte, sondern vor allem auch weil der feinsinnige liebenswürdige Fürst gerade in dem urnischen Teil der Bevölkerung Berlins ganz besondere Verehrung und Sympathie genoß.

Viele gebildete Männer haben dem Prinzen geistig nahe gestanden und in dem traulichen stimmungsvollen Eckzimmer der Wilhelmstraße den guten und klugen Worten lauschen dürfen, die von einem reichen Innenleben Zeugnis ablegten.

Prinz Georg war am 12. Februar 1828 in Berlin als Sohn des Prinzen Friedrich von Preußen, der ein rechter Vetter und Spielgenosse Kaiser Wilhelm I. war, geboren. Seine Großmutter väterlicherseits war die schöne geistvolle und lebensfrohe Prinzessin Friedericke von Mecklenburg-Strelitz, die Schwester der Königin Luise. Die Kinderjahre verlebte der Prinz in Düsseldorf, wo sein Vater als Militärgouverneur bis 1848 residierte. Hier, wo die Malerschule eben erblühte, das Theater

unter Immermanns, die musikalischen Bestrebungen unter Mendelssohns Leitung standen, erwuchs in ihm früh ein sehr lebhaftes Interesse für die dramatische Kunst, — er spielte selbst Komödie — sowie besonders für Musik — im Klavierspiel brachte er es zu einer gewissen Virtuosität. In Paris lernte er die Schauspielerin Rachel kennen,



Georg, Prinz von Preußen,
† 4. Mai 1902.

deren Kunst ihn anregte, selbst dramatisch zu produzieren. Jahre lang dichtete er im stillen, bis ihn die Schriftstellerin Frau von Treskow-Pinelli veranlaßte, seine Dramen unter dem Pseudonym Georg Conrad der Öffentlichkeit zu übergeben. Der amtliche Nachruf bemerkt darüber: „Prinz Georg hat sich als dramatischer Dichter ausgezeichnet und eine ganze Reihe solcher Dichtungen

veröffentlicht, die mit Erfolg aufgeführt und gesammelt in vier Bänden erschienen sind. Sie geben Zeugnis von dem feinen Geiste des Prinzen, der, idealen Schwunges voll, sich tief in die literarische Kunst versenkte."

Etwa 30 Jahre bestand ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Prinzen Georg und der Schriftstellerin Elise Felicitas von Hohenhausen, in deren literarischen Gesellschaften Heinrich Heine, Alexander von Humboldt, Varnhagen von Ense und seine geistreiche Gattin Rahel geb. Levin verkehrten. Der Prinz, welcher für seine Person sehr einfach lebte, war ein leidenschaftlicher Bücherfreund, ein großer Kunstkenner und Liebhaber des feineren Kunsthandwerks. Es liegen uns eine Reihe persönlicher Erinnerungen vor von Personen, mit welchen der Prinz in regem Verkehr stand, ich greife einige charakteristische Mitteilungen heraus. Der Schriftsteller Paul Lietzow berichtet:

„Der Prinz kam mir stets bis in das große Empfangsgemach entgegen, reichte mir die Hand bei der Ankunft und verabschiedete mich nach Ablauf einer Stunde in der herzlichsten, freundschaftlichsten Art, indem er häufig meine rechte Hand zwischen seine beiden Hände nahm.

Bei meinen Besuchen mußte ich in seinem Arbeitszimmer stets bei ihm am Tische Platz nehmen, entweder ihm gegenüber oder neben ihm auf dem Sofa. Stets war er von liebenswürdigstem Wesen und huldvoller Freundlichkeit.

Nachdem er sich nach meinem Ergehen eingehend erkundigt hatte, fragte er — da ich ihm stets historische Werke und Bilder mitbrachte, für die er sich lebhaft interessierte — gewöhnlich humorvoll: „Nun, was gibt's altes?"

Prinz Georg setzte voraus, daß ich den Inhalt aller Bücher kannte, welche ich ihm vorlegte. Dies war nun allerdings auch der Fall. Ich berichtete kurz über den Inhalt und der Prinz schaltete geistvolle Bemerkungen ein. Es war ein wirklicher Genuß, ihn sprechen zu hören. Prinz Georg besaß eine Stimme von ganz eigenem Wohllaut. Alles was er sagte, zeugte von umfassender Bildung. Sein edler Charakter drückte sich in jedem seiner Worte aus. Aber auch sein Äußeres wirkte bestechend. Der Prinz war



von hoher Figur. Er war ein schöner Mann. Aus seinen Augen sprühten Feuer und Geist. Die etwas knappe Uniform saß ihm wie angegossen.

Als ich dem Prinzen eines Tages das Buch des Leibarztes Dr. Zimmermann über die letzten Lebensjahre Friedrichs des Großen vorlegte, blätterte der hohe Herr in demselben. Plötzlich rief er lebhaft: „Hier finde ich eine merkwürdige Kapitel-Überschrift: Über Friedrichs griechischen Geschmack in der Liebe. Der Prinz las weiter und fuhr dann fort: Der Verfasser verbreitet sich darüber, ob Friedrich der Große ebenso geliebt habe, wie Sokrates den Alcibiades. Bei einem späteren Besuch gab mir der Prinz das Buch mit ungewöhnlich ernstem Gesicht zurück, es habe ihn sehr verdrossen, daß der Verfasser behauptete: „Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrich des Großen, wäre wegen seiner gleichgeschlechtlichen Neigungen von der ganzen Armee verachtet worden".

Im Februar 1872 — ich war damals noch Buchhändler — war ich eines Nachts mit meinem damaligen Chef Herrn E. Bock bei den buchhändlerischen Ostermeß-Arbeiten. Herr Bock hatte jene Bücher vor sich, welche den Verlegern als unverkauft über Leipzig zurückgesandt werden sollten. Ich schrieb die ellenlangen „Remittenden-Fakturen". Da rief Herr Bock plötzlich: „hier fehlt Schief-Levinche und seine Kalle von Isaak Bernays. Das Buch ist nicht verkauft. Wo ist es? „Ich antwortete: „Es ist doch verkauft! Ich habe es dem Prinzen Georg gesandt und dieser hat es behalten". Darauf entschiedener Zweifel bei meinem Chef. Ich bewies meine Behauptung durch Vorlage des Kontobuchs. Prinz Georg war nämlich ein eifriger Freund der Juden und des Judentums. Bei den vielerlei Gesprächen, die wir über recht verschiedenartige Themata mit einander führten, brachte der Prinz einst selbst das Gespräch darauf. Niemals habe ich jemand mit größerer Sympathie, Anerkennung, ja Bewunderung über die Juden sprechen und urteilen hören. Der Prinz urteilte stets sehr nachsichtig über andere. Er war von großer Menschenliebe erfüllt und hat diese während seines langen Lebens in Wort und Tat bewiesen. Er konnte aber auch in heiligem Zorn erglühen, wo er Unduldsamkeit sah. Daher waren ihm die Antisemiten und deren Agitationen auf das äußerste verhaßt. Wenn von dem Auftreten derselben die Rede war, fand er nicht Worte genug, um seinen Abscheu und Ekel auszudrücken.

In dieser Beziehung war er mit dem Könige Ludwig II. von Bayern eines Sinnes. Überhaupt hatten diese beiden fürstlichen



Personen vieles gemeinsam. Beide waren von hoher edler Gestalt. Beider Haupt zierte dasselbe auffallende, üppige, dunkle Lockenhaar, welches ihnen das Gepräge des Südländers verlieh. König Ludwig und Prinz Georg kauften Unmassen von Büchern an und lasen fast stets und ständig. Beide waren hervorragende Kunstkenner und große Musik- und Theaterfreunde. Beide verabscheuten Krieg und Jagd. Beide schenkten den Tafelfreuden nur sehr mäßige Beachtung. Beide waren gutherzig und wohltätig. Nur in einer Hinsicht waren sie grundverschieden: König Ludwig II. war immer freigebig. Er gab leichten Herzens Millionen aus! Prinz Georg dagegen war außerordentlich sparsam.

Ein anderer Gewährsmann M., der sich der Freundschaft des Prinzen erfreuen durfte, schreibt unter manchem anderen:

Ein vom Leben hart angepackter, einfachsten Verhältnissen entstammender Student, durch urnische Naturanlage vereinsamt und innerlich gebrochen, wandte ich mich, im Schauspielertum die einzige Rettung erblickend, an den Prinzen Georg, indem ich eine Schilderung meines Lebens und kleine Erzeugnisse meiner Feder beifügte. In eingehender Teilnahme und Begründung rät der Prinz von der ersehnten Laufbahn ab, zeigt alles Versöhnliche bei Beharrung auf dem bisherigen Wege und hebt in mancher Stunde in liebenswürdiger causerie am kunstgeschmückten Kamin den gedrückten Sinn des Zuhörers in höhere Sphären. Es entspann sich ein jahrzehntelanger reger Gedankenaustausch und Briefwechsel. Auch hier seien nur einige wenige Momente herausgegriffen, die den wahrhaft vornehmen Mann charakterisieren. Auf ein Frühlingsgedicht, daß Herr M. ihm übersandte, antwortete er: „Wann sind Sie wieder in Berlin? Ich hätte Ihnen so gern für das wirklich wunderhübsche Gedicht gedankt, das wäre eine Aufgabe für Schumann gewesen. Gern hätte ich es Bekannten gezeigt, ich wußte aber nicht, ob ich es tun durfte.“ Und nach wenigen Tagen mit gleicher Feinheit und Rücksicht: „Wie freut es mich, daß ich das reizende, außerordentlich anmutige und rührende Gedicht Bekannten zeigen darf. Ich wagte natürlich nicht, es ohne Erlaubnis zu tun, mit Manuskripten bin ich immer sehr vorsichtig.“ Als M. ihm einmal den Wunsch aussprach, man möchte in Briefen und Tagebuchblättern des Grafen Platen das Geheimnis seines Lebens klarer als in seinen Werken erschauen können, meinte der Prinz: „Wahrscheinlich hat er darüber nichts hinterlassen, oder die Familie wird längst sorgfältig alles vernichtet haben, wovon sie glaubt, daß es

82*

sie kompromittieren könne.“ Mehr als in seinen zahlreichen Dramen — unter denen als die wirkungsvollsten Sappho, die er Grillparzer widmete, Phädra, Konradin und Katharina von Medici (als letztes 1884 erschienen) zu bezeichnen sind, — gibt er sich selbst in einer Art Tagebuch, das er unter dem Titel: „Vergilbte Blätter“ ganz ohne Namen erscheinen ließ. Hier schreibt der Prinz, der unvermählt geblieben war, die schönen Worte: „Die Liebe ist das Höchste und insofern Unerreichbarste, als wir sie nicht willkürlich hervorrufen können; sie muß über uns kommen, sie ist ein Schicksal. Sie kommt und geht, ohne uns zu fragen. Wer die volle Wucht der Liebe leugnet, hat sie nie gekannt.“

Wir fügen zum Schluß noch eine Erinnerung hinzu, die das Berliner Tageblatt unter dem Titel: „Prinz Georg von Preußen und die Berliner Studenten“ veröffentlichte:

„Wie uns geschrieben wird, unterhielt der vor wenigen Tagen verstorbene Prinz Georg früher auch einen sehr freundlichen Verkehr mit den literarischen Kreisen der Berliner Studentenschaft. Er war der Protektor eines akademischen Vereins, dem Ernst von Wildenbruch, Otto Franz Gensichen, Richard Kahle als Ehrenmitglieder angehörten, und dessen zeitweiliger Vorsitzender Berthold Litzmann war, jetzt Ordinarius für Literaturgeschichte in Bonn; auch Ludwig Ganghofer erschien Ende der siebziger Jahre in diesem anregenden Kreise. Wenn wir unser Stiftungsfest begingen, verfehlten wir nie, den Prinzen gebührend einzuladen: Der Vorstand fuhr dann in vollem Wichs am Palais in der Wilhelmstraße vor und wurde hier liebenswürdig empfangen. Pochenden Herzens warteten wir jungen Studeuten, bis die Tür sich öffnete und die hohe Gestalt unseres fürstlichen Protektors vor uns erschien. Der Prinz trug bei dieser Gelegenheit immer seine Ulanenuniform mit den Abzeichen eines Generals der Kavallerie: er geleitete uns durch eine Flucht von bildergeschmückten Zimmern bis zu jenem Eckzimmer mit dem traulichen Kamin, an dem es so stimmungsvoll sich plauderte. Die weiche, fast leise, wohllautende Stimme des Prinzen stand in einem merkwürdigen Gegensatz zu seiner stattlichen Erscheinung und der soldatischen Uniform. Der Prinz erkundigte sich nach der Entwickelung und dem Leben des Vereins und nach dem Wohlergehen, der Beschäftigung jedes Einzelnen. Die Unterhaltung ging bald ins Allgemeine und war bei dem meisterlichen Erzählertalent des Prinzen von ganz eigenem Reiz. Jede Scheu war gleich nach den ersten Worten überwunden, und



immer verließen wir das Palais, erfüllt von tiefen, bleibenden Eindrücken.

Der Prinz war einer der Ersten, die das Talent Ernst von Wildenbruchs erkannten und förderten. In dem später abgebrannten Nationaltheater wurde Ende der siebziger Jahre vom akademisch-literarischen Verein Wildenbruchs „Menonit" zum ersten Male aufgeführt, und es ist bekannt, daß der Dichter auch später noch in diesem Kreise seine Stücke, denen die Bühne merkwürdig lange verschlossen blieb, zuerst vorzulesen pflegte. Das Nationaltheater erfreute sich damals der persönlichen Fürsorge des Prinzen Georg, von dem auch wir Studenten nicht selten mit einer Einladung in seine Loge erfreut wurden; in den Pausen hielt der Prinz dann Cercle und das Gesehene wurde dann kritisch besprochen. Einige von uns hatten das Glück, auch später noch mit dem Prinzen in Fühlung zu bleiben und sich seiner dauernden Teilnahme zu erfreuen."

Von weiteren Verlusten gedenken wir des Rechtsanwalts Dr. Max Geiger in Frankfurt a. M., unseres langjährigen Fondszeichners, der sich noch kurz vor seinem Tode um die Gründung des südwestdeutschen Subkomitees hohe Verdienste erworben hat sowie des tüchtigen Gelehrten Wilhelm Cohn-Antenorid, welcher gerade dabei war, für das nächste Jahrbuch eine längere Arbeit über den Uranismus in China zu schreiben, als ihn der Tod in Italien ereilte. Wer ihn näher kannte, wird wissen, daß mit ihm ein hochstrebender junger Schriftsteller, ein selten guter Mensch und ein eifriger Anhänger unseres Komitees aus dem Leben geschieden ist.

Bei weitem das bedeutsamste Ereignis für die Homosexuellen war in vergangenem Jahre der Tod **Friedrich Alfred Krupps.** Die Umstände, unter denen sich das Ende dieses reichsten Deutschen, eines der mächtigsten Industriellen der ganzen Welt vollzog, waren derartige, daß sie die Aufmerksamkeit ausgedehntester Volkskreise auf die homosexuelle Frage lenken mußten.

Man kann den „Fall Krupp“ in drei Abschnitte teilen, den eigentlichen Fall, welcher genau einen Monat dauerte, am 15. November 1902 mit dem Artikel des Vorwärts: „Krupp auf Capri“ begann, in dem plötzlichen Tode Krupps am 22. November und der Essener Kaiserrede seinen Höhepunkt erreichte und am 15. Dezember mit der Einstellung des Strafverfahrens gegen den Vorwärts schloß, ferner in die Vorgeschichte des Falls, die



F. A. Krupp,
† 22. November 1902.

sich über Monate, vielleicht sogar über Jahre erstreckte, endlich in das Stadium der Nachwirkungen, welches auch jetzt noch nicht als völlig beendet anzusehen ist.

Bereits seit Jahren liefen die Gerüchte um, Krupp sei homosexuell, sie kursierten nicht nur in homosexuellen Kreisen, wo man ihnen nicht viel Bedeutung hätte beizumessen brauchen, nicht nur bei Erpressern (Fall Rhode),

nicht nur bei der Berliner Kriminalpolizei, die pflichtgemäß von diesen Gerüchten Kenntnis nehmen mußte, auch denen, die aus wissenschaftlichen und humanitären Gründen eine Abänderung des § 175 anstrebten,[1]) wurden diese Gerüchte wieder und wieder zugetragen, die schließlich auch in die Kreise seiner Fraktion (Reichspartei) drangen, die wohl infolgedessen auch keine Vertretung zu seiner Beerdigung beorderte; ein politisch dem Verstorbenen nahestehendes Blatt die „Hannoversche Allgem. Zeitung" schrieb am 23. November:

„. . . . von seinen (Krupps) Freunden mag mancher erleichtert aufatmen, wenn er in den nächsten Tagen der Gruft, in der man Friedrich Alfred Krupp beigesetzt hat, den Rücken gewandt hat. — Was man sich immer schon zuflüsterte, was aber ebenso ängstlich geheim gehalten wurde, nämlich, daß Friedrich Alfred Krupp, wie so viele hypersensible oder auch übersättigte Männer, allmählich zu einer krankhaften Degeneration des Empfindungslebens gekommen sei und daß er infolgedessen Lebensgewohnheiten angenommen habe, die als unmoralisch angesehen werden müssen, obwohl die Wissenschaft sich längst darüber einig ist, daß dabei meist nur von einem körperlichen, nicht unbedingt aber von einem sittlichen Defekt die Rede sein kann . . ."

Ganz besonders herrschte das Gerücht auf Capri selbst. Der viel auf der Insel lebende Reiseschriftsteller Karl Böttcher berichtete in einem Zeitungsfeuilleton darüber wie folgt:

„Nicht erst setzte das Gerücht über Krupp bei seinem diesjährigen capresischen Aufenthalt ein. Es schlich bereits bei seinen früheren Besuchen ziemlich aufdringlich herum, wuchs und gedieh während der diesjährigen Saison ins Ungeheure und war bald kein Gerücht mehr, sondern eine allgemein bekannte schwere Beschuldigung, die als alte Geschichte niemand mehr beachtete.

Fragt all die Fremden, welche sich in Capri letzten Winter aufhielten! Fragt jene Leute, die sich dort als deutsche Kirchen-

---

[1]) Die Unterzeichnung der Petition hatte Krupp seiner Zeit mit der Begründung abgelehnt: „er könne dieselbe nicht unterschreiben, da er selbst Mitglied der gesetzgebenden Körperschaften sei, an welche dieselbe gerichtet wäre."



gemeinde zusammenfanden! Fragt den deutschen Pastor! Fragt die verschiedenen deutschen, innerhalb der letzten Saison auf dem Eiland weilenden pensionierten Militärs! Fragt die alten Excellenzen! Fragt alle jene Tausende, die auf der internationalen Heerstraße einige Zeit auf der Sireneninsel Rast machten — es war im brutalsten Umfang vorhanden, dies Gerücht.

Dann wuchs es über die Insel hinaus, setzte nach Neapel über, wanderte nach Rom, wanderte durch ganz Italien, ging über die Alpen, wuchs und wuchs, ohne daß irgendwie durch energisches Zurückdämmen Einhalt geboten wurde. — Die Staatsanwaltschaft will den Urheber ausfindig machen: Wie wenn man nach einem Wolkenbruch nach dem ersten Tropfen recherchieren könnte!

Erst nachdem dies Gerücht längst überall herumschwirrte, wurde es von der neapolitanischen „Propaganda“, die ich wahrlich nicht verteidigen möchte, übernommen, die aber in den drei oder vier Exemplaren, wie sie allwöchentlich ein zeitungshandelnder Barbier auf der Piazza zu Capri verkauft, ignoriert wurde. Ebenso wenig hat der „Vorwärts“ die „frivolen und verleumderischen Machenschaften“ aufgebracht — der schwerste Irrtum bei der ganzen Sache. Das Berliner Blatt hat nur das seit Jahren vorhandene umfängliche Gerücht im Moment, als es am lautesten erscholl, aufgegriffen. — — — — — — —

So manchen Millionär sah ich im Lauf der letzten Jahre auf Capri landen. Nicht etwa dürftige Mark-Millionäre, gewissermaßen Millionär - Proletariat — nein, hundertfache Dollar - Millionäre, Millionär-Aristokratie, wie Morgan, Rockefeller und dergleichen. Bei keiner dieser finanziellen Korpulenzen hat sich Veranlassung geboten, daß die Insel so schwer verleumdet werden konnte, wie bei der Anwesenheit des Kanonenkönigs. — Das sind in diesem „Fall“ die felsenfesten Tatsachen.

Nach der italienischen brachte im Herbst die französische, englische und amerikanische Presse Mitteilungen über diese Gerüchte und verzeichnete die später widerrufene Zeitungsnotiz, es sei Krupp nahegelegt worden, die Insel zu verlassen. Der Figaro und die Wochenschrift L'Européen brachten längere von den Verfassern unterzeichnete Aufsätze, die auf seine angebliche Homosexualität Bezug nahmen. Am 30. Oktober erschien dann im Vorwärts folgende wenig beachtete Notiz:



Herr Krupp auf Capri. Der deutsche Kanonenkönig, dem seine Unternehmerintelligenz jährlich ein Einkommen von einigen 20 Millionen abwirft, hat sich auf Capri eine Villa gebaut, wo er sich von den Anstrengungen seines Berufs ausruht. Herr Krupp ist bei der Capreser Bevölkerung so sehr beliebt, daß sogar eine öffentliche Straße nach ihm benannt ist.

Jetzt geht nun durch die italienische Presse die sonderbare Nachricht, die deutsche Regierung habe so heiße Sehnsucht nach ihrem Krupp empfunden, daß sie ihn bestimmt habe, Capri für immer zu verlassen, nach der deutschen Heimat zurückzukehren und in der Villa Hügel sein Leben zu fristen.

Der Geheime Kommerzienrat Krupp ist auch Mitglied des Herrenhauses. Die Geschichte hat wegen der rechtlichen Frage — der merkwürdigen angeblichen Pression, Capri zu verlassen — einiges öffentliches Interesse. Und wir machen deshalb die deutsche Regierung auf die Behauptungen der italienischen Presse aufmerksam, um ihr Gelegenheit zu geben, sie richtig zu stellen.

Die ersten deutlichsten Hinweise brachte am 8. Nov. ein verbreitetes Zentrumsblatt, die Augsburger Postzeitung, welches schrieb:

Rom, 6. November. Schon seit Jahren zirkulieren in Italien Gerüchte, daß Capri, die schöne Insel im Golf von Neapel, ein wahres Sodom für gewisse Laster geworden sei. Jetzt hat sich die sozialdemokratische Presse der Angelegenheit angenommen. Leider ist in die Angelegenheit der Name eines deutschen Großindustriellen von bestem Klang, dessen enge Beziehungen zum Kaiserhof bekannt sind, aufs engste verwickelt. Der „Avanti", der römische „Vorwärts", bringt unter der Spitzmarke: „Die Skandale in Capri", einen größeren Artikel, der den deutschen Großindustriellen aufs schwerste kompromittiert und ein Einschreiten der italienischen Regierung fordert, welche zwar informiert sei, aber sich blind stelle.

Alle diese Publikationen erfolgten, ohne daß die Behörden oder Krupp selbst dagegen einschritten, da erschien am 15. November der Aufsehen erregende Vorwärtsartikel, mit welchem der eigentliche „Fall Krupp" einsetzte. Derselbe hatte folgenden Wortlaut:

Krupp auf Capri. Seit Wochen ist die ausländische Presse voll von ungeheuerlichen Einzelheiten über den „Fall Krupp". Die deutsche Presse dagegen verharrt in Schweigen. Wir haben vor einiger Zeit die Angelegenheit angedeutet, mochten sie aber nicht



näher erörtern, ehe uns nicht ganz einwandfreie und vollständige direkte Informationen zur Verfügung standen. Nunmehr aber muß der Fall in der Öffentlichkeit mit der gebotenen ernsten Vorsicht erörtert werden, da er nicht nur ein kapitalistisches Kulturbild krassester Färbung bietet, sondern auch vielleicht den Anstoß gibt, endlich jenen § 175 aus dem deutschen Strafgesetzbuch zu entfernen, der nicht nur das Laster trifft, sondern auch unglückselige Veranlagung sittlich fühlender Personen zu ewiger Furcht verdammt und sie zwischen Gefängnis und Erpressung in endloser Bedrohung fest hält.

Der Geheime Kommerzienrat Krupp, Mitglied des preußischen Herrenhauses, der reichste Mann Deutschlands, dessen jährliches Einkommen seit den Flottenvorlagen auf 25 und mehr Millionen gestiegen ist, der über 50 000 Arbeiter und Angestellte in seinen Betrieben unterhält, in denen das Zentrum der völkermordenden Kriegstechnik liegt, — Herr Krupp, den die fremden Fürsten und Staatsmänner zu besuchen pflegen, wenn sie Deutschland durchreisen, gehört zu jenen Naturen, für die der § 175 eine stete Qual und Bedrohung bedeuten würde, wenn nicht auf diesem Gebiete die Gerechtigkeit in Anerkennung der Bedenklichkeit der gesetzlichen Bestimmung die Binde nur selten von den Augen nimmt.

Unter dem Einfluß der kapitalistischen Macht kann eine unglückliche Veranlagung, die den Besitzlosen niederdrückt oder gar zerschmettert, zu einem furchtbaren Quell der Korruption werden, die dann aus einem persönlichen Schicksal eine öffentliche Angelegenheit gestaltet.

Es ist bekannt, daß Herr Krupp seit einiger Zeit auf Capri, der Insel des Kaisers Tiberius, am Südeingang zum Golf von Neapel, eine Villa besaß. In den illustrierten Blättern des Scherlschen Betriebs konnte man Bilder sehen, die bewiesen, daß der Mann auch in seiner Capri-Muße nicht rastete, sondern als Wegebaumeister wunderbare Straßen aufführen ließ und sonst seinen Unternehmerfleiß rastlos betätigte. Aber Herr Krupp hatte sich nicht Capri gewählt, um die Insel mit Straßen zu beglücken, sondern weil das italienische Strafgesetzbuch keinen besonderen § 175 kennt.

In seiner verschwenderisch ausgestatteten Villa — wir geben nur einige der notwendigsten Einzelheiten wieder, die unser italienischer Korrespondent uns berichtet — huldigte er mit den jungen Männern der Insel dem homosexuellen Verkehr.

Die Korruption war bis zu einer solchen Höhe gediehen, daß man bei einem Photographen von Capri gewisse nach der Natur aufgenommene Bilder sehen konnte. So war die Insel Capri, wo

das Geld Krupps das hierzu nötige moralische Terrain vorbereitet hatte, ein Centrum homosexuellen Verkehrs geworden. Die neapolitanische Presse wußte darum, aber sie schwieg.

Man erzählt, daß im Vorjahre der „Matino" — das Organ der Camorra, das gegenwärtig vor den neapolitanischen Richtern steht — folgendes publiziert habe: „Auf der Insel Capri ist jetzt Herr Krupp, der König der Kanonen und der „Capitoni", angekommen." Einige Tage darauf kam der Redakteur des Blattes, Scarfoglio, mit einer Dirne nach Capri und nach dieser Zeit hat der „Matino" den Mund über die „Capitoni" nicht mehr aufgetan, er veröffentlichte nur noch Lobeserhebungen über Krupp. Auch die italienischen Behörden wußten von den Vorgängen, aber man nahm Rücksicht auf den König der Kanonen.

Wie weit das Kriechen vor Krupp ging, dafür ein Beispiel: Als kürzlich der Ministerpräsident Capri besuchte, riet ihm der Bürgermeister der Insel an, dem Herrn Krupp ein Begrüßungs- und Glückwunschtelegramm zu senden.

Schließlich wurde der Skandal denn doch zu groß und der Minister des Innern sandte im geheimen einen Inspektor der öffentlichen Sicherheit nach Capri, der eine Untersuchung anzustellen hatte. Das geschah ohne Wissen der Lokalbehörden.

Auf die Ergebnisse dieser Untersuchung hin wurde Herr Krupp ersucht, die Insel für immer zu verlassen.

Die „Propaganda" (das sozialistische Organ von Neapel), welche diese Dinge an die Öffentlichkeit gezogen hat, verlangt, daß der Bericht über die Untersuchung den Justizbehörden ausgeliefert werde, aber das ist bisher nicht geschehen.

Auf die Rechtslage des Falles wollen wir vorläufig nicht eingehen. Das grauenhafte Bild kapitalistischer Beeinflussung wird dadurch nicht sonderlich milder, daß man weiß, es handelt sich um einen pervers veranlagten Mann. Denn das Mitleid, das das Opfer eines verhängnisvollen Natur-Irrtums verdient, muß versagen, wenn die Krankheit zu ihrer Befriedigung Millionen in ihre Dienste stellt. Insoweit gibt es keine ausreichende Entschuldigung für den Mann.

Gleichwohl bietet der Fall für die deutsche Gesetzgebung ein hohes Interesse. So lange Herr Krupp in Deutschland lebt, ist er den Strafbestimmungen des § 175 verfallen. Nachdem die Perversität zu einem öffentlichen Skandal geführt hat, wäre es die Pflicht der Staatsanwaltschaft, sofort einzugreifen. Vielleicht erwägt man jetzt, um diesen das Rechtsgefühl verletzenden Widerspruch zwischen Gesetz und Anwendung des Rechtes zu beseitigen, die Beseitigung des § 175, der das Laster nicht ausrottet, aber das Unglück zur



furchtbaren Qual verschärft. Von sozialdemokratischer Seite ist ja im Reichstag mehrfach auf eine solche Reform gedrungen.

Krupp stellte auf eine von Berlin aus an ihn gerichtete telegraphische Anfrage noch am Tage der Veröffentlichung bei der Staatsanwaltschaft des Berliner Landgerichts I Strafantrag gegen den Vorwärts wegen Beleidigung, die Nummer wurde polizeilich beschlagnahmt. Während die gesamte deutsche Presse zu diesen Vorgängen Stellung nimmt, eine Reihe anderer Zeitungen in Dortmund, Düsseldorf, Hannover etc. wegen Abdruck des Artikels unter Strafverfolgung gesetzt und verschiedentlich Haussuchungen in Redaktionsräumen abgehalten werden, während überall die Frage erörtert wird, ob die Behauptungen des Vorwärts auf Wahrheit beruhen oder nicht, ob derselbe „aus antikapitalistischen Motiven“ gehandelt habe oder, um an Hand eines „Schulfalls“ die Unhaltbarkeit des § 175 klar zu legen, erfolgte am 22. November die überraschende Nachricht vom Tode Krupps. Das offiziöse Telegraphenbureau teilt dieselbe in folgender Form mit:

Villa Hügel, 22. November. Exzellenz Krupp ist heute nachmittag 3 Uhr gestorben. Der Tod ist infolge eines heute früh 6 Uhr eingetretenen Gehirnschlags erfolgt.

Es wurde noch mitgeteilt, seine letzten Worte seien gewesen, daß er ohne jeden Groll aus der Welt scheide. Der Verstorbene, der obwohl äußerlich kräftig aussehend, stets von schwächlicher Körperkonstitution und vielfach kränklich war, hatte nur ein Alter von 48 Jahren erreicht.

Unmittelbar nach dem Eintreffen der plötzlichen Todeskunde wurden auf allen Seiten Zweifel laut, ob die amtlichen Angaben über die Art des Hinscheidens wohl der Wahrheit entsprächen, selbst ein Krupp so nahestehendes Organ, wie die „Kölnische Zeitung“ schrieb in ihrem Nachruf:

„Die Nachricht, daß F. A. Krupp plötzlich aus dem Leben geschieden ist, wirkt erschütternd, wenn man sie in das Licht der

Beschuldigungen rückt, die in diesen Tagen gegen ihn in der sozialdemokratischen Presse erhoben worden sind. Haben ihn die Erregung und die Erbitterung über nichtswürdige Verleumdungen gefällt, hat er sich selbst im Bewußtsein einer Schuld gerichtet?"

Diese Zweifel verstärkten sich wesentlich, als trotz des allgemeinen Wunsches eine Sektion der Leiche nicht vorgenommen und das Ergebnis der ärztlichen Totenschau nicht veröffentlicht wurde. Die Beerdigung am 26. November gestaltete sich zu einer großartigen Trauerkundgebung. Über 20000 Teilnehmer befanden sich im Gefolge, darunter der Kriegs-, Eisenbahn-, Handelsminister, der Staatssekretär der Marine, und vor allem der deutsche Kaiser, dessen Kranz die Inschrift trug: „Meinem besten Freunde. Wilhelm." Vor- und nach den Beisetzungsfeierlichkeiten suchte sich der Kaiser zu informieren, ob an den Gerüchten etwas Wahres sei. Man versicherte ihm das Gegenteil. Krupp sei eine ungewöhnlich weiche, zartfühlende Natur gewesen, die alles sexuelle förmlich perhorresziert habe, er sei, wie man sich ärztlicherseits ausdrückte, „asexuell" gewesen; namentlich die Auskünfte des Superintendenten Klingemann erfüllten den Kaiser mit Entrüstung und sichtlichem Unwillen. Die Trauerreden, welche der Superintendent und der Vorsitzende des Kruppschen Direktoriums dem Verstorbenen am Grabe widmeten, hatten den Kaiser aufs tiefste erschüttert. Der Geistliche sagte u. a.:

„Ein vor Gott und Menschen wertvolles Leben ist es, das hier dahingegangen ist. Auf eine einzig dastehende Höhe hat das Schicksal diesen Mann gestellt. Der Name Krupp ist ein Ehrendenkmal deutscher Schaffenskraft. Die ihm eigene Bescheidenheit stellte seine eigene Persönlichkeit in Schatten, aber er hat mit Umsicht und Kraft das Erbe verwaltet, das unter ihm zu beispielloser Höhe gediehen ist. Es ist für uns alle ein unerträglicher Gedanke, daß der ruhmreiche Name von Bosheit und Lüge konnte angetastet werden. Krupp war ein Mensch von besonders zartem sittlichen Empfinden, von Lauterkeit und Schlichtheit, von liebreichem Herzen gegen Untergebene und Mitarbeiter, ein treuer Freund und hülf-

bereiter Wohltäter vieler Tausenden, ein opferwilliger Bürger des deutschen Vaterlandes und der Stadt. Was die städtischen und die kirchlichen Gemeinden ihm zu danken haben, was er den Alten und Schwachen in seiner Lieblingsstiftung, dem Altenhof, getan, davon legen ungezählte Kundgebungen beredtes Zeugnis ab. Aber die menschliche Dankbarkeit kommt immer zu spät, sie hat nur noch den Abend vor seinem Hinscheiden erfreuen können, die Nachricht von der geplanten imposanten Kundgebung seiner Arbeiterschaft. Es widerstrebt uns, an dieser Stätte des Friedens derer zu gedenken, die ihm so bitter weh getan. Es wird uns schwer, daß unsere Klage nicht zur Anklage wird. Aber wir freuen uns, an dieser Stätte der letzten Worte des Verstorbenen gedenken zu können: „Ich scheide ohne Groll und Bitterkeit gegen alle Menschen, auch die, die mir das schlimmste angetan.“ Das ist der Geist Jesu, der aus diesen Worten spricht. Mit ihm lassen wir Gott Richter sein. Wir gedenken an ihn als den, der seinen guten Namen vor dem deutschen Volke rein gehalten hat. Des Reiches Haupt, unser kaiserlicher Herr, hat es sich nicht nehmen lassen, durch sein Erscheinen zu zeigen, daß ihm in dem Verstorbenen ein treuer Freund dahingegangen ist.“

Nach dem Prediger ergriff sogleich Herr Landrat a. D. Röttger das Wort und widmete namens der Werksangehörigen dem Verblichenen einen ergreifenden Nachruf, welcher mit folgenden Wort schloß:

„Es wird einem jeden von uns das Herz warm bei der Erinnerung an die Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit und die Güte des Herrn, die jeder von uns an seinem Teile von ihm persönlich empfangen hat. Welch furchtbares Verhängnis, daß diesem Manne unter den Großindustriellen gerade dieses furchtbare Unrecht geschehen mußte. Sr. Majestät, dem Kaiser und König, unserem allergnädigsten, vielgeliebten Herrn schulden wir unvergeßlichen, heißen Dank dafür, daß Allerhöchstderselbe durch die heutige hochherzige Ehrung der richtigen Würdigung unseres Verstorbenen die Wege geebnet haben. Wir dürfen hier diesem Danke ehrfurchtsvollen Ausdruck verleihen. Wir, die wir ihn gekannt haben, wir wissen, daß wir heute der Reinsten und Edelsten einen zur letzten Ruhe bestatteten, geschmäht und verleumdet nur von solchen, die ihn überhaupt nicht gekannt haben. Wir wissen, seine sittliche Größe kann nicht getroffen werden von dem Schmutz, mit dem niedrige Gesinnung und Parteihaß ihn bewarfen. Eine Schande für unser Deutschland, daß Deutsche sich erniedrigen konnten, gemeine

ausländische Erfindungen gegen einen Zeitgenossen von seiner Bedeutung zu schleudern. Ein Mann von Bedeutung, ein Mann von großen Erfolgen, ein Mann von Herz, ein Mann von vornehmer Gesinnung, ein Mann von größter Pflichttreue, ein Mann von der glühendsten Begeisterung für seinen Kaiser und das Vaterland, so hat er unter uns gelebt, und so wird sein Andenken unter uns allen fortleben."

Seinem eigenen Unmut und Schmerz gab der Kaiser wenige Minuten nach diesem Trauerakt in einer Rede Ausdruck, die sich zu einem hochpolitischen bedeutsamen Dokument gestaltete. Das amtliche (Wolffsche) Telegramm berichtete darüber wie folgt:

Vor der Abreise von Essen hat der Kaiser die Mitglieder des Direktoriums und die Vertreter der Arbeiterschaft der Kruppschen Werke in einem Wartesaal des Bahnhofes um sich versammelt und nachstehende Anrede an dieselben gehalten:

„Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen auszusprechen, wie tief ich in meinem Herzen durch den Tod des Verewigten ergriffen worden bin. Dieselbe Trauer läßt Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Ihnen Allen aussprechen und hat sie das auch bereits schriftlich der Frau Krupp zum Ausdruck gebracht. Ich habe häufig mit meiner Gemahlin die Gastfreundschaft im Kruppschen Hause genossen und den Zauber der Liebenswürdigkeit des Verstorbenen auf mich wirken lassen. Im Laufe der letzten Jahre haben sich unsere Beziehungen so gestaltet, daß ich mich als einen Freund des Verewigten und seines Hauses bezeichnen darf. Aus diesem Grunde habe ich es mir nicht versagen wollen, zu der heutigen Trauerfeier zu erscheinen, indem ich es für meine Pflicht gehalten, der Witwe und den Töchtern meines Freundes zur Seite zu stehen.

Die besonderen Umstände, welche das traurige Ereignis begleiteten, sind mir zugleich Veranlassung gewesen, mich als Oberhaupt des Deutschen Reiches hier einzufinden, um den Schild des Deutschen Kaisers über dem Hause und dem Andenken des Verstorbenen zu halten. Wer den Heimgegangenen näher gekannt hat, wußte, mit welcher feinfühligen und empfindsamen Natur er begabt war, und daß diese den einzigen Angriffspunkt bieten konnte, um ihn tötlich zu treffen. Er ist ein Opfer seiner unantastbaren Integrität geworden. Eine Tat ist in deutschen Landen geschehen, so niederträchtig und gemein, daß sie aller Herzen erbeben gemacht und jedem deutschen Patrioten die Schamröte auf die Wange treiben mußte über die unsrem ganzen Volke angetane Schmach.

Einem kerndeutschen Manne, der stets nur für andre gelebt, der stets nur das Wohl des Vaterlandes, vor allem aber das seiner Arbeiter im Auge gehabt hat, hat man an seine Ehre gegriffen, diese Tat mit ihren Folgen ist weiter nichts als Mord; denn es besteht kein Unterschied zwischen demjenigen, der den Gifttrank einem andern mischt und kredenzt, und demjenigen, der aus dem sichern Versteck seines Redaktionsbureaus mit den vergifteten Pfeilen seiner Verleumdungen einen Mitmenschen um seinen ehrlichen Namen bringt und ihn durch die hierdurch hervorgerufenen Seelenqualen tötet. Wer war es, der diese Schandtat an unsrem Freunde beging? Männer, die bisher als Deutsche gegolten haben, jetzt aber dieses Namens unwürdig sind, hervorgegangen aus eben der Klasse der deutschen Arbeiterbevölkerung, die Krupp so unendlich viel zu verdanken hat, und von der Tausende in den Straßen Essens heute mit tränenfeuchtem Blick dem Sarge ihres Wohltäters ein letztes Lebewohl zuwinkten.

(Zu den Vertretern der Arbeiter gewendet.)

Ihr Kruppschen Arbeiter habt immer treu zu Eurem Arbeitgeber gehalten und an ihm gehangen, Dankbarkeit ist in Eurem Herzen nicht erloschen; mit Stolz habe ich im Auslande überall durch Eurer Hände Werk den Namen unsres deutschen Vaterlandes verherrlicht gesehen. Männer, die Führer der deutschen Arbeiter sein wollen, haben Euch Euren teuren Herrn geraubt. An Euch ist es, die Ehre Eures Herrn zu schirmen und zu wahren und sein Andenken vor Verunglimpfungen zu schützen. Ich vertraue darauf, daß Ihr die rechten Wege finden werdet, der deutschen Arbeiterschaft fühlbar und klar zu machen, daß weiterhin eine Gemeinschaft oder Beziehungen zu den Urhebern dieser schändlichen Tat für brave und ehrliebende deutsche Arbeiter, deren Ehrenschild befleckt worden ist, ausgeschlossen sind. Wer nicht das Tischtuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, legt moralisch gewissermaßen die Mitschuld auf sein Haupt. Ich hege das Vertrauen zu den deutschen Arbeitern, daß sie sich der vollen Schwere des Augenblicks bewußt sind und als deutsche Männer die Lösung der schweren Frage finden werden."

Der Vorwärts betonte in der Besprechung dieser Rede vor allem, daß der Kaiser „unmöglich den der Beschlagnahme verfallenen Artikel selbst gelesen haben könne", die Erörterung des Falls sei nicht aus politischen Gründen, sondern „einer strafrechtlichen Reform zu Liebe" begonnen. Das Centralorgan fährt dann fort:

„Wir wollten an dem Falle eines besonders bekannten Namens die Notwendigkeit der Aufhebung jenes § 175 erweisen, der für viele Unglückliche eine stete Geißel ist, der nicht nur das Laster den Erpressern und den Richtern ausliefert, sondern auch das Verhängnis eines Naturirrtums ewig bedroht und, wie wissenschaftlich feststeht, eine furchtbare Zahl von Selbstmorden verursacht hat — die Beseitigung einer gesetzlichen Bestimmung, die überdies einen klaffenden Widerspruch des geschriebenen Gesetzes und seiner Anwendung zur Folge hat und den Willen der Polizei zum Schicksal über zahlreiche Existenzen macht. Darum erwähnten wir den Fall, darum machten wir darauf aufmerksam, daß in Deutschland solche Personen der Willkür des Paragraphen rettungslos ausgeliefert seien.

Wir haben diese Tendenz nicht etwa nur ausgesprochen, um die Skandalsucht zu maskieren. Das ist die ekelhafte Lüge jener Preßpiraten, deren Phantasie zwar nach unserer Veröffentlichung sich lediglich in der Erfindung schmutziger Kalauer betätigte, die aber dann um so wüster in den Chor der Empörten brüllend einstimmten. Es war in der Tat kein Vorwand, sondern die wirkliche Absicht und die unmittelbare Veranlassung. Wir sind sogar in der seltenen Lage, in der Gerichtsverhandlung, von der wir annehmen, daß sie in der freiesten Öffentlichkeit geführt werden wird, den zwingenden Beweis für die Reinheit unsrer Motive und die wahre Absicht unsres Vorgehens zu erbringen.

Haben wir somit, wie selbst von bürgerlichen Blättern anerkannt worden ist, alles vermieden, was nur entfernt wie persönliche Beschimpfung und skandalsüchtige Sensation wirken konnte — leider hat die Konfiskation uns die Möglichkeit genommen, durch einfachen Abdruck des Artikels die weitere Öffentlichkeit über die Schamlosigkeit der bürgerlichen Presse aufzuklären —, so ist es auch falsch, daß wir leichtsinnig und allzu eilfertig unkontrollierten, von italienischen Erpressern aufgebrachten Gerüchten Glauben geschenkt haben. Unsere Kenntnis der Angelegenheit beruht im wesentlichen nicht auf italienischen Gewährsmännern — soweit wir italienische Quellen benutzt haben, sind wir durchaus zuverlässigen und ernsthaften Männern gefolgt —, sondern wir haben sie geschöpft aus gänzlich anders gearteten lauteren Quellen, die abseits jeder Parteileidenschaft, jedes persönlichen Interesses, jedes politischen Hasses fließen.

Und auf Grund dieser Informationen stellen wir mit ruhiger, fester Überzeugung als unumstößlich die volle Wahrheit unsrer Andeutungen fest. Das ist und das soll keine gehässige Beschimpfung sein, sondern die nüchterne, wissenschaftliche, ruhige



und zuverlässige Konstatierung einer für die Gesetzgebung bedeutsamen Erscheinung. Und weil wir nicht den mindesten Anlaß haben, an der unbedingten Zuverlässigkeit und Unbefangenheit unsrer Gewährsmänner zu zweifeln, darum ziehen wir die notwendige Folgerung: Wenn es wahr ist, daß das tragische Ende Krupps mit den seit zwei Monaten bekannten Veröffentlichungen irgendwie zusammenhängt, dann ist er nicht das Opfer einer boshaften Verleumdung, sondern eines der vielen Opfer des § 175 geworden."

Durch die Rede des Kaisers in Essen, die einer so edlen Aufwallung entsprang, war der Fall Krupp in ein politisches Fahrwasser geraten, wofür er von vorneherein so wenig geeignet schien. Dieser politische Charakter kam in äußerst heftigen Angriffen gegen die sozialdemokratische Presse und Partei, in zahlreichen Kundgebungen seitens der Arbeiter an den Kaiser, auch in Entlassungen von Arbeitern, die sich an den Huldigungsadressen nicht beteiligen wollten, in einer nochmaligen Rede des Kaisers gegen die Sozialdemokratie in Breslau zum Ausdruck.

Allgemein sah man dem Prozeß gegen den Vorwärts mit größter Spannung entgegen, man erwartete eine schwere Bestrafung des verantwortlichen Redakteurs, als am 15. Dezember das Verfahren gegen den Vorwärts und die übrigen Blätter eingestellt, die Beschlagnahme des Artikels wieder aufgehoben wurde. Wie der Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel mitteilte, hatte die Witwe des Verstorbenen, Frau Krupp, erklärt, „daß sie, durchdrungen von der Gewißheit der Schuldlosigkeit ihres Gatten, Wert darauf lege, daß der Streit um den Verstorbenen in der Öffentlichkeit möglichst zur Ruhe komme. Es sei ihr deshalb an der gerichtlichen Bestrafung der Urheber und Verbreiter der Gerüchte nichts mehr gelegen".

Der Vorwärts bemerkte hierzu:

„Wir nehmen die Einstellung des Verfahrens mit derselben Gelassenheit auf, mit der wir seine Eröffnung erfuhren. Wir waren auf diesen Ausgang gefaßt. Er war die einzig mögliche Lösung. Ja mehr: Wir teilen auch die Empfindungen der Witwe des Ver-



storbenen, und es befriedigt uns menschlich, daß wir der Notwendigkeit enthoben sind, einen Toten vor Gericht zu ziehen. Der Fall Krupp im engeren Sinne ist für uns erledigt".

Weiter heißt es dann noch:

„Um des § 175 willen hatten wir den Fall Krupp erörtert. Wahrhaft erschütternde Bekenntnisse von Personen, die unter der Geißel des § 175 litten und die uns aus Anlaß unserer Veröffentlichung zugingen, haben unsere Überzeugung von der Notwendigkeit seiner Beseitigung oder Änderung noch bestärkt. Wir erwarten, daß trotz der Vereitelung des Prozesses, der Fall Krupp bei der bevorstehenden Revision des Strafgesetzbuchs nicht vergessen sein wird."

Außerordentlich groß war die Verblüffung und die Enttäuschung der bürgerlichen Presse über den Entschluß des Oberstaatsanwalts und seine Begründung. Niemand wollte so recht glauben, daß die Durchführung des Strafverfahrens, in einem Falle der den Charakter einer Haupt- und Staatsaktion angenommen hatte, „nicht mehr als im öffentlichen Interesse liegend" anzusehen sei. Wir greifen auch hier aus vielen eine charakteristische Preßäußerung heraus.

Die Vossische Zeitung bemerkte:

„Unter den vielen Mißgriffen, welche in dieser Affaire gemacht sind — so insbesondere, daß die Ärzte verabsäumten, ein genaues Protokoll über die Todesursache bei Krupp aufzunehmen und zu veröffentlichen, — ist die erfolgte Einstellung des Verfahrens gegen den „Vorwärts" die bedauerlichste. Diese Entscheidung wird alle Welt überrascht haben. Denn man sollte meinen, wenn irgendwo ein öffentliches Interesse vorgelegen hätte, dem Strafantrage Folge zu geben, nicht sowohl um eine Strafe auszuwirken, auf die es gar nicht ankam, als vielmehr eine Beschuldigung zu widerlegen, so wäre es hier der Fall, zumal nach den bedeutsamen Kundgebungen, die sich an die Veröffentlichung des „Vorwärts" und den Tod Krupps geknüpft hatten. . . . . Welche Wirkungen muß nicht die Einstellung des Verfahrens gegenwärtig haben? Die beschlagnahmten Nummern des „Vorwärts" können fortan wieder verbreitet, der Artikel kann mit den Kundgebungen, die ihm folgten, und der Verfügung über die Einstellung des Verfahrens abgedruckt werden; Diejenigen behalten Recht, die von Anfang an lächelnd voraus-



sagten, es werde trotz der Beschlagnahme niemals zur gerichtlichen Verhandlung kommen. Man muß bekennen, einen unglücklicheren Ausgang konnte der Fall Krupp für die Kreise, die ihn mit der Politik in Verbindung brachten, nicht nehmen".

Wir kommen zum dritten Stadium des Falles Krupp, seinen Nachwirkungen. Die politischen Folgen, die sogar zu einer Präsidentenkrisis im Reichstage führten, können wir hier füglich außer Acht lassen. Wie wir bereits einleitend bemerkten, hat der traurige Fall insofern Gutes bewirkt, als er eine große Masse derer, welche der homosexuellen Frage gleichgültig oder feindlich gegenüberstanden, aufrüttelte und zum Nachdenken veranlaßte. In vielen tausend Zeitungsartikeln, in zahlreichen Broschüren wurde auf den § 175 Bezug genommen und als sehr bemerkenswert müssen wir konstatieren, daß, so nahe die Gelegenheit lag, von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, keine Zeitung, keine Partei — selbst nicht das Centrum — auf die Beibehaltung des § 175 Wert legte oder dieselbe forderte. Sehr viele Blätter, die das Vorgehen des Vorwärts aufs schärfste mißbilligten, traten energisch für die Abschaffung des Strafparagraphen ein, so schrieb u. v. a. das Hamburger Fremdenblatt vom 30. Nov.:

„Das Vorgehen des „Vorwärts" ist um so verächtlicher, als sich ja gerade die Sozialdemokratie als Partei den Bestrebungen angeschlossen hat, die auf eine Beseitigung des § 175 des Strafgesetzbuches hinauslaufen, jenes in anderen Ländern längst aufgehobenen Paragraphen, der die sexuellen Abnormitäten des Mannes nicht als krankhafte, sondern als strafwürdige Mißstände betrachtet, des Paragraphen, der in unsere moderne Kulturwelt hineinpaßt, wie die mittelalterliche Praxis, Geisteskranke als vom Teufel Besessene zu bestrafen".

Und das Berliner Tageblatt (29. Nov.):

„Heute ist die Wissenschaft nahezu einig darüber, daß es sich hier um eine anormale körperliche Erscheinung handelt, welche einen strafbaren „dolus" ausschließt. F. v. Liszt meint, daß einer Beseitigung des § 175 Bedenken nicht entgegenstehen, da die Erregung von Ärgernis ohnehin strafbar sei, die gewerbsmäßige männliche Unzucht aber, die einzige, welche Gefahren biete, durch



eine geänderte Fassung des § 361, 6 des Strafgesetzbuches, der bisher nur von der gewerbsmäßigen weiblichen Unzucht spricht, unschädlich gemacht werden könne. Es darf danach zweifellos angenommen werden, daß das neue deutsche Strafgesetzbuch einen § 175 in diesem Sinne nicht mehr kennen wird. Ohne hier die Frage näher untersuchen zu wollen, ob die gegen Krupp erhobenen Beschuldigungen zutreffend waren oder nicht, ist es doch sicher, daß der Eindruck dieser Beschuldigungen eine der Hauptursachen des Todes dieses größten Industriellen Deutschlands gewesen ist, und insofern kann man sagen, daß Krupp das Opfer eines veralteten Rechtsbegriffes geworden ist, dessen Unhaltbarkeit und Ungerechtigkeit angesichts der Erfahrungen der medizinischen Wissenschaft den Fall doppelt tragisch erscheinen läßt."

Auf der anderen Seite zeigte es sich allerdings, daß auch noch viele ganz falsche Vorstellungen über die Homosexualität selbst weit verbreitet waren. Diesen trat unser Komitée mit einer Erklärung entgegen, die am 1. Dez. in der Welt am Montag erschien und von zahlreichen Blättern nachgedruckt wurde. Dieselbe lautete:

„Anläßlich des Falles Krupp ist in der Presse vielfach die Anschauung hervorgetreten, daß die Behauptung, jemand sei homosexuell, an sich eine schwere Beleidigung und Ehrenkränkung bedeute. Ohne die Frage hier zu erörtern, ob Alfred Krupp homosexuell gewesen sei oder nicht, erhebt das wissenschaftlich-humanitäre Komitee zu Berlin und Leipzig im Namen von 1500 ihm bekannten Homosexuellen, die in ihrem Charakter und sittlichen Verhalten genau so ehrenhaft sind, wie die normalsexuell Geborenen gegen diese Auffassung energischen Widerspruch.

Es fordert, daß aus wissenschaftlichen Forschungsgebieten die Konsequenzen der Humanität gezogen werden, damit die folgenschweren Verkennungen, denen schon so viele homosexuell Geborene zum Opfer gefallen sind, endlich ein Ende nehmen.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee.
I. A.: Dr. med. E. Burchard. Dr. med. M. Hirschfeld.
Dr. med. G. Merzbach.

Im übrigen erwuchs in dieser Zeit dem Komitée die schwierige Aufgabe, zwischen den übereifrigen und überängstlichen Elementen, die Tag für Tag an uns



herantreten, die rechte Mittellinie innezuhalten. Zahlreichen Fragestellern und Interviewern gegenüber beschränkten wir uns auf Mitteilungen über die Frage der Homosexualität, ohne über die Persönlichkeit Krupps uns zu äußern. Es sei hier nochmals betont, daß Indiscretionen seitens des Komitées nicht zu befürchten sind, der mehrfach vorgeschlagene „Weg über Leichen“[1]) wird von uns unter keinen Umständen betreten werden. Namentlich die homosexuellen Herren bei Hofe mögen sich keinen Beunruhigungen hingeben. Der langsamere Weg der wissenschaftlichen Forschung und Aufklärung führt auch zum Ziel. Wir wollen aber

---

[1]) Moll bemerkt darüber in No. 50 der Zukunft (13/IX 1902):

„Jedem der die Bewegung zur Aufhebung des § 175 fördern will, kann nur geraten werden, auf dem beschrittenen Wege fortzufahren. Den Homosexuellen wird manchmal, auch von Wohlmeinenden, der Vorwurf gemacht, sie agitierten zu viel. Was aber sollen sie tun? Wenn sie nicht agitieren, erreichen sie ihr Ziel niemals. Sie hätten dann höchstens noch einen andern Weg: sie müßten suchen, nach Art eines rücksichtslosen Feldherrn oder Politikers über einen Berg von Leichen ans Ziel zu kommen. Sie brauchten nur die Namen von Männern öffentlich zu nennen, deren Homosexualität notorisch und jeden Augenblick zu beweisen ist. Sicher würde dann Mancher, der die Homosexualität aus tiefster Seele verabscheut, der aber Homosexuellen, ohne deren Neigung zu kennen, nahe steht, über die Enthüllung erstaunt sein. Mancher hohe Beamte, mancher einflußreiche Politiker würde sich schließlich verwundert sagen: „Ich glaubte stets, die Homosexuellen seien das elendste Pack der Welt, nun höre ich aber, das mein Neffe, mein Sohn, mein Freund gleichgeschlechtlich verkehren. Und er ist doch ein so braver, ausgezeichneter Mensch. Wenn er auch so ist, dann muß man doch anders über die Sache denken.“ Dieser Standpunkt wäre rücksichtslos und zahllose Existenzen würden dabei sozial vernichtet werden. Einflußreiche Personen aber würden dadurch unmittelbar für die Sache interessiert und ein schneller Erfolg wäre mehr als wahrscheinlich. Trotzdem wäre solches Vorgehen entschieden zu tadeln. Ich erinnere an diesen Weg nur, weil man den Homosexuellen, die ihn nicht beschreiten, nicht verwehren soll, sachlich zu agitieren.“

nicht unterlassen, diese Herren darauf aufmerksam zu machen, ein wie hohes Verdienst sie sich erwerben würden, wenn sie z. B. auf einer Nordlandsreise Gelegenheit nehmen würden, den Kaiser über Wesen und Verbreitung der Homosexualität zu informieren. Mögen die Herren bedenken, in welche Unannehmlichkeiten sie nicht nur sich selbst, sondern auch den Kaiser durch einen sie betreffenden Skandal bringen, vor dem, wie leider die Fälle Hohenau und Krupp gezeigt haben, selbst die dem Thron zunächst stehenden nicht gesichert sind.

Es tut nichts zur Sache, ob Krupp homosexuell gewesen ist oder nicht, ob die von seinen Ärzten betonte „Asexualität“ der Homosexualität negativer Teil war oder nicht, ob der Verkehr mit den „Kruppianern“, „den rundbäckigen Gesellen, die nachts gut schlafen“ nur die reine, harmlose Freude des etiquettemüden Hofmannes am Naturburschentum war, wir wollen nicht untersuchen, ob man in seiner scheuen sensitiven Natur, seiner ungewöhnlichen Schamhaftigkeit, seiner Abneigung gegen Spiel, Jagd, vielleicht auch gegen Krieg, ob man in seinen Körperformen urnische Stigmata finden konnte, es kann uns gleichgültig sein, ob die verhängnisvollen Gerüchte auf Wahrheit beruhten oder nicht, ob die furchtbaren seelischen Erregungen den armen Mann, der 300 Millionen Mark hinterließ, zu Boden warfen, oder ob er selbst Hand an sich legte: Eins steht fest, die Anschauungen über die Homosexualität haben auch diese, wie so viele ähnliche Katastrophen herbeigeführt, Friedrich Alfred Krupp ist einer der vielen Opfer mangelnder Naturkenntnis geworden, nicht nur der Kaiser, auch die Wissenschaft hält schützend die Hand über das Andenken dieses Mannes, sie wird Sorge tragen, daß sein Name einer besser unterrichteten Zukunft rein und makellos erscheinen wird.

Neben dem Fall Krupp wurde die öffentliche Aufmerksamkeit noch durch einige andere Ereignisse in Anspruch genommen, welche mit der homosexuellen Frage in nahen Beziehungen standen; wir heben unter diesen als die bemerkenswertesten hervor: Die Erpressung des Prinzen von Braganza anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten in London und den Selbstmord Hector Mac-



General Macdonald,
† 25. März 1903.

donalds, des populärsten englischen Generals. Über das erstere Vorkommnis ist bereits oben — unter den Zeitungsausschnitten — Bericht erstattet. Zum tragischen Ende des tapferen Schotten, welcher sich vom gemeinen Soldaten zum Höchstkommandierenden auf Ceylon emporgerungen hatte, sei noch einiges bemerkt. Am 25. März 1903 enthielten die Zeitungen ein Telegramm aus Colombo,

Ceylon, über eine am 24. d. M. gehaltene Sitzung des „gesetzgebenden Rates“. Ein Mitglied interpellierte den Gouverneur über die peinliche Angelegenheit des Generals Macdonald, worauf der Gouverneur folgende Erklärung abgab:

„Wir wissen Alle, daß ernste, sehr ernste Anschuldigungen gegen Sir Hektor Macdonald vorliegen. Obwohl die Vergehen, deren er beschuldigt ist, sehr schwere sind, so sind sie nach dem Gesetz von Ceylon doch nicht strafbar und können deshalb nicht den Gegenstand einer Untersuchung seitens eines Gerichtshofes in diesem Lande sein. Als die Anschuldigungen bekannt wurden, hat sich General Macdonald auf meinen Rat und auf meine Verantwortung nach England begeben, um sich dort mit seinen Freunden und Vorgesetzten zu beraten. Er hat beschlossen, nach Ceylon zurückzukehren, um die Anschuldigungen zu widerlegen, und ich wurde ermächtigt, ein Kriegsgericht zu berufen, das in dieser Sache ein Urteil sprechen wird. Jeder Engländer, jeder loyale Untertan hofft, daß der bevorstehende Prozeß nach einer gewissenhaften Untersuchung mit der vollständigen ehrenhaften Freisprechung eines Soldaten enden wird, der eine so herrliche Führung im Dienst seines Königs und seines Vaterlandes aufzuweisen hat, wie es bei General Macdonald der Fall ist.“

Am Mittag desselben Tages fand man Sir Hector Macdonald im Regina Hôtel zu Paris erschossen, neben sich die Nummer des New-York Herald, welche jenes Telegramm und sein Bildnis enthielt. Die Münchener Allgemeine Zeitung berichtet darüber:

„Der General, der unter der offenbar nur allzu begründeten Anklage stand, sich auf Ceylon schwerer sittlicher Verirrungen schuldig gemacht zu haben und der deshalb vor einem Kriegsgericht erscheinen sollte, hatte sich von Ceylon nach London begeben, um sich mit seinen Freunden und Vorgesetzten zu besprechen und den Versuch einer Applanierung der leidigen Affäre zu machen. Es war ihm das, ungeachtet der vielfachen Sympathien, die er in militärischen Kreisen besaß, nicht gelungen, er hatte vielmehr vom War Office die Weisung erhalten, sich ohne Verzug über Marseille nach Ceylon zu begeben und sich zur Verfügung des Gerichts zu stellen. Er hatte die Fahrt in der Tat angetreten, nachdem er zuvor mit Tränen im Auge einem seiner Freunde erklärt hatte, daß er, wenn die Sache nicht niedergeschlagen werde, ein ver-



lorener Mann sei. Am 20. d. M. traf er in Paris ein, aber statt die Reise sogleich fortzusetzen, blieb er im Regina-Hotel, wohl in der Hoffnung, daß seine Gönner in London mächtig genug sein würden, um es durchzusetzen, daß er mit Generalsrang und der damit verbundenen Pension seinen Abschied nehmen dürfe. Er stammte nämlich aus kleinen Verhältnissen, hatte von der Pike an gedient und besaß kein Vermögen. Allein seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Am Mittwoch früh erhielt er durch ein Telegramm aus London den gemessenen Befehl, ohne Verzug nach Ceylon zurückzukehren, wenn er nicht aus dem Heere ausgestoßen werden wolle. Nach dem Mittagsmahle machte er einen Ausgang und kam dann bald mit der Pariser Ausgabe des New-York Herald, die sein Bildnis und eine kurze Notiz über seine Person enthielt, ins Hotel zurück. Er zeigte sein Porträt einem der Direktoren des Hauses und ging darauf in sein Zimmer. Man sah, wie er lange über der Zeitung brütete und bitterlich weinte. Als der Diener gegen 2 Uhr eintrat, um aufzuräumen, sah er den General in Hemd und Beinkleid am Boden ausgestreckt, den Kopf an einen Sessel gelehnt. Er rief Hilfe herbei. Ein englischer Arzt, der im Hotel wohnte, war sogleich zur Hand und konstatierte, daß der Tod infolge eines Revolverschusses bereits eingetreten war. Die Waffe hielt der Tote noch in der Hand; er hatte sie an die rechte Schläfe gesetzt gehabt, die 9-Millimeter-Kugel war in der Wunde stecken geblieben. Die Polizeipräfektur benachrichtigte den Minister des Äußern und dieser die englische Botschaft, welche nach London telegraphierte. General Macdonald, bei dessen Leiche nur ein ganz geringer Geldbetrag sich fand, soll infolge Erpressungen, denen er bei seinen Verirrungen ausgesetzt war, riesige Summen geopfert haben. Für seinen einzigen Sohn und seine geschiedene Gattin dürfte die englische Regierung sorgen. In einem zurückgelassenen Schreiben erklärt Macdonald, daß er sterben mußte, weil die Journale den Tatbestand publicierten. Seine Gegner in Ceylon würden nunmehr zufrieden sein."

Sehr charakteristisch ist es, wie man die Nachricht über sein Ende im Londoner Kriegsministerium aufnahm. Wir geben wörtlich die Mitteilungen Léon Brésils wieder, welche wir dem Pariser Figaro (Jeudi 26. mars 1903) entnehmen:

„Les autorités du War Office avaient presque attendu cette fin. Un des très hauts fonctionnaires du War Office me disait ce soir:



„Nous commencions à être inquiets, quand la nouvelle nous est parvenue; mais je ne la regrette pas; car, en effet, c'est pour le mieux. Il est bien triste qu'un si brave soldat ait fini sa vie de cette façon. Je crois que sa faiblesse fut une espèce d'insanité; mais il n'y avait pas de doute sur sa culpabilité. Il a choisi la fin qui valait le mieux pour lui comme pour l'armée."

Ueber seine Persönlichkeit melden die englischen Blätter:

Es hat selten eine Nachricht England und besonders Schottland so tief erschüttert, wie die Meldung, daß sich General Sir Hector Macdonald — der „Fighting Mac" des Volkes — gestern in einem Pariser Hotel erschossen hat. Der erst fünfzigjährige General war der Liebling des gemeinen Mannes in der Armee wie im Volke. Wie Carlyle der Sohn eines kleinen Hochlandbauern, hatte er nur durch eigene Kraft seinen Weg vom Gemeinen bis zu einer der höchsten Stellen in der Armee gemacht. In Schottland ist man außerordentlich stolz auf den Mann, den man trotz seiner Titel und Chargen unbeirrt weiter Hector Macdonald nennt, und der unter den englischen Militärs, die von der Pike auf gedient haben, den höchsten Rang einnimmt. Seine Familie gehörte zu den bescheidensten, er wurde als Knecht auf eine Farm verdingt und zur Feldarbeit angehalten. Schon früh zeigte er aber eine große Neigung zum Soldatenstand und übte sich schon als ganz junger Bursche täglich im Reiten. Seine Eltern fürchteten, er werde sich anwerben lassen und gaben ihn zu einem Schnittwaarenhändler in die Lehre. Aber auch hier brachte er den Feierabend damit zu, die anderen Lehrlinge im Exerzieren abzurichten, und als er seine Abenteurerlust gar nicht mehr bezähmen konnte, nahm er den Werbeschilling und ging mit den Truppen nach Egypten. Er diente zehn Jahre als Gemeiner, zuerst bei den 92er Hochländern, die seitdem die „Gordon Highlander" geworden sind, und zwar von 1870 bis 1879. Zu dieser Zeit wurde Lord Roberts auf dem Marsche nach Kabul zuerst auf Macdonald aufmerksam, weil er als Fahnensergeant eine Abteilung Hochländer in bewunderungswürdiger Weise beherrschte. In seinem Buche über Indien erwähnte Lord Roberts den Unteroffizier mehrfach wegen seiner außerordentlichen persönlichen Bravour und schließlich bot er ihm an, er solle wählen, ob er Offizier werden oder das Viktoriakreuz als Belohnung erhalten wolle. Zum Glück für England, wahrscheinlich zum Verhängnis für sich selbst, wählte „fighting Mac" die Ernennung zum Offfzier. Im Jahre 1881 nahm er an dem ersten Krieg gegen die Buren teil,

focht unter Colley bei Majuba Hill und wurde in den Berichten als besonders tapfer erwähnt. Nachdem Macdonald wieder nach Egypten geschickt worden war, avancierte er rasch. Er hat an allen Feldzügen im Sudan teilgenommen. Bei der Dongola-Expedition kommandierte er die zweite Infanterie-Brigade und erwarb sich den Oberstenrang. Bei Abu Hamed hatte er die egyptische Brigade unter sich. Besonders zeichnete er sich bei der Schlacht von Omdurman aus, wo sein kaltes Blut und seine Überlegenheit die schwarzen Truppen zwang, dem furchtbaren Überfalle der Derwische Stand zu halten. Dafür belobte ihn das englische Parlament, und er wurde zum Aide de Camp der Königin Victoria ernannt. Im Juli 1898 wurde Macdonald, der damals Oberst war, an die Spitze einer Expedition gestellt, welche die Aufgabe hatte, einerseits die letzten Reste des Aufruhrs im Sudan zu unterdrücken, anderseits den Frieden in Unyoro zu sichern und gute Beziehungen zu den Stämmen der Shulis herzustellen. Oberst Macdonald teilte das Expeditionskorps in drei Kolonnen und drang an der Spitze der Hauptkolonne durch Bukhora vor, während die beiden anderen Kolonnen sich einerseits gegen den Nil, andererseits gegen den Rudolf-See wendeten. Am 8. September besetzte eine der Kolonnen Wadelai. Macdonald drang mit seinen Truppen unter erfolgreichen Kämpfen tief in den Sudan ein, und es gelang ihm schließlich, sich mit den beiden anderen Kolonnen am 1. Januar 1899 in Mumias zu vereinigen, wodurch ein vollständiger Erfolg erzielt wurde. Im Jahre 1899 kam Macdonald nach Indien, und von dort wurde er nach Südafrika geschickt, um die Highland-Brigade nach dem Tode Wanchope's zu kommandieren. Er führte die Brigade zum Sieg von Paardeberg und wurde in diesem Treffen verwundet. Es wurde ihm dafür der Bath-Orden verliehen; 1901 bekam er das Kommando von Südindien. In Südafrika, wie überall, wo er seine hohen militärischen Fähigkeiten beweisen konnte, war Hector Macdonald das Ideal der Truppen. Als die Highland-Brigade die Niederlage von Modder-River erlitten hatte, hieß es allgemein: „Das wäre nicht geschehen, hätten wir Hector bei uns gehabt.“ Wanchope war tot und begraben, und Lord Methuen hatte den Glauben an sich bei den Soldaten verloren. Da kam Macdonald, und alles änderte sich. Er stellte die Leute neu zusammen, teilte ihnen von seiner frischen Lebenskraft mit und hatte sie in kürzester Zeit zu einer Mustertruppe organisiert. Obwohl er selbst niemals müde wurde, wußte er genau, wann seine Mannschaft der Ruhe bedurfte, wann er sich in kein Gefecht einlassen konnte. Wo immer ein britischer General ein koloniales Lager betrat, standen die Kolonialtruppen in schweigender

Ehrfurcht und leisteten nur den vorgeschriebenen Salut. Macdonald wurde aber überall mit wahrem Jubelgeschrei empfangen. Die Kanadier, Kapkolonisten und Australier verfehlten nie, ihn auf eine Weise zu begrüßen, daß selbst Roberts und Kitchener ihn hätten beneiden können. Nach der Schlacht von Magersfontein wurde Macdonald ausgesendet, um im Oranjestaat aufzuräumen, und die Schnelligkeit, mit welcher er seine Hochländer durch das Land trieb, wurde als eine merkwürdige Leistung betrachtet. Dabei lebte Macdonald so wie seine Soldaten und war immer dort zu sehen, wo die Kugeln am dichtesten fielen, denn seine Lust am Kampfe blieb ihm stets treu — eine Eigenschaft, welche die Soldaten am höchsten bei ihm schätzten. Man wunderte sich allgemein, daß Macdonald, der die rechte Hand Kitchener's in Egypten gewesen, im Burenkriege keine wichtigere Rolle anvertraut bekam. Man vermutete, daß etwas gegen ihn vorliege — was es sei, konnte man sich aber nicht erklären. In England erregte die Nachricht, daß Hector Macdonald vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, das peinlichste Aufsehen und in vielen militärischen Kreisen heftigen Unwillen. Junge Offiziere wollten gar nicht glauben, daß es sich um eine ernste Sache handeln könne, und äußerten die Zuversicht, daß Macdonald Alles werde aufklären können. Am heftigsten äußerten sich die Unteroffiziere. Einer sagte: „Ich war mit ihm in Egypten, und ich muß sehr handfesten, soliden Beweis bekommen, ehe ich glaube, daß er sich je das Geringste zuschulden kommen ließ“. Charakteristisch für die Schätzung des durch zahllose kühne Taten vor dem Feind berühmt gewordenen Generals war die erste Begegnung mit dem König nach dem Siege von Omdurman. Der damalige Prinz von Wales sprach sein Befremden aus, daß er Macdonald noch nie zuvor persönlich getroffen habe. Macdonald erwiderte: „Doch, Sir! 1875 habe ich vor Ihrem Zelte einmal Wache gestanden.“ Der Prinz antwortete: „Macdonald, Sie haben als Gemeiner Wache gestanden und es bis zum General in der britischen Armee gebracht. Ich bin stolz darauf, Ihre Hand schütteln zu dürfen.“ Ein Kriegskamerad Macdonald's, der oft mit ihm im Feuer gestanden, sagte heute: „Er war absolut der einzige Mann, von allen, die ich sah, der mit aufrichtigem Vergnügen in einem Kugelregen gestanden hat.“

Über die Beerdigung des armen Generals brachten die Münch. Neuesten Nachrichten folgendes Privattelegramm:

„In ganz Schottland hat die Behandlung der Leiche Macdonalds ungeheure Erbitterung hervorgerufen. Die schottischen Blätter ver-



öffentlichen Berichte, nach denen die Leiche des Generals in Paris in der englischen Kirche nicht zugelassen wurde, sondern von den maßgebenden Personen in eine Schuttkammer zwischen altem Gerümpel und Besen verwiesen wurde. Von Paris nach London wurde die Leiche in einer gewöhnlichen weißen Holzkiste spediert. In London angekommen, war niemand zu deren Abnahme bereit, trotz aller Anstrengungen seines Bruders und Vetters und die Leiche wurde in einem gewöhnlichen Karren, auf dem sonst Packetstücke expediert werden und welcher mit Ankündigungen von Vergnügungslokalen behangen ist, von London-Bridge-Bahnhof nach Kings-Croß-Bahnhof gebracht. Auch dort war nichts zu dessen Empfang bereit. Einige 50 schottische Gesellschaften und städtische Körperschaften sandten Abordnungen oder Telegramme an das Kriegsministerium mit der Bitte, die Vertagung der Beerdigung zu gestatten, damit wenigstens privatim die Schotten ihrem General die letzte Ehre erweisen könnten. Aber alle diese Bitten blieben unbeantwortet. Auch die Witwe des Verstorbenen, welche mit ihm in Unfrieden gelebt und gerichtlich ihre Rechte zur Geltung gebracht hatte, ließ sich auf nichts ein und bestand darauf, daß die Beerdigung ganz form- und scheinlos am Montag 6 Uhr früh stattfand“.

Bemerkenswert ist noch folgende Kundgebung eines angesehenen englischen Blattes:

„London, 29. März. — „Reynolds Newspaper“ tadelt die englischen Militärbehörden wegen ihrer Strenge gegenüber dem General Mac-Donald und schreibt diese Härte dem Umstande zu, daß der General nicht der Aristokratie angehört. Es verwahrt sich dagegen, die dem Selbstmörder zugeschriebenen Praktiken entschuldigen zu wollen, erinnert aber daran, daß sie unter der vornehmen Welt Londons sehr verbreitet sind und daß, wenn ein Skandal zu entstehen droht, er gewöhnlich im Keime erstickt wird. — Das Blatt citiert speciell den Fall eines Kanonikus, dem man eine Stelle in den Colonien anwies, mehrerer Offiziere, denen man gestattete, Dienste in mohamedanischen Ländern anzunehmen, und schließlich jenen eines Mitgliedes des Oberhauses mit einem Freunde der königlichen Familie. Diesen Letzteren zwang man nicht, das Land zu verlassen. — Zum Schlusse gibt „Reynolds Newspaper“ der Hoffnung Ausdruck, daß die Affaire Macdonald dem englischen Volke ebenso die Augen öffnen wird, wie die Affaire Krupp den Deutschen die Augen geöffnet hat.“



Vielfach wurde auch das Verfahren gegen den bekannten deutschen Maler Allers, welcher von Neapel aus in contumaciam zu $4^1/_2$ Jahren Zuchthaus und hohem Schadenersatz verurteilt wurde, mit dem Fall Krupp in Zusammenhang gebracht. Davon kann nicht im entferntesten die Rede sein. Von Krupp wurde nur behauptet, daß er mit Erwachsenen homosexuell verkehrt habe, von keiner Seite war ihm vorgeworfen worden, daß er Handlungen begangen hätte, welche in Italien strafbar seien, während Allers nachgewiesenermaßen unter Anwendung von Gewalt schwere Sittlichkeitsverbrechen an Minderjährigen begangen hat, eine Tat, die selbstverständlich stets aufs schwerste verurteilt werden muß.

Riefen die großen Fälle Krupp, Braganza, Mac-Donald neben einer Reihe kleinerer das Interesse der Öffentlichkeit für das Schicksal der Homosexuellen hervor, so war auf der anderen Seite unser Komitee unablässig bemüht, seinerseits weitere Aufklärung zu verbreiten. Es ist uns immer mehr zur Gewißheit geworden, daß die Beseitigung der Volksvorurteile für die Urninge von höherem Wert ist, wie die Aufhebung der Strafbestimmungen. Ist es doch schon vorgekommen, daß Uranier aus Ländern, wo keine Strafbestimmungen mehr bestehen, dagegen die ungünstige Volksmeinung noch fortdauert, z. B. aus Holland, nach Deutschland geflüchtet sind, wo zwar die Gesetze noch existieren, die Unkenntnis des Publikums hingegen im Schwinden begriffen ist.

Die Petition wurde als wichtigstes informatorisches Dokument wie im vergangenen Jahre an alle deutschen Richter, so in diesem an sämtliche Rechtsanwälte — im ganzen 7300 — versandt. Es ist bemerkenswert, daß nur von zwei Anwälten direkt ablehnende Bescheide eingingen, dagegen eine sehr beträchtliche Anzahl von Zuschriften, die sich lebhaft für die Abänderung des § 175 aussprechen. Ich greife aus der Menge einige Beispiele heraus:

Rechtsanwalt Dr. v. Pannwitz-München schrieb: Hochgeehrter Herr! Hiermit ermächtige ich Sie gerne meine Namensunterschrift dem mir gütigst übersandten Zirkulare beizufügen. Ich habe in meiner umfangreichen Strafpraxis wiederholt Gelegenheit gehabt, die unseligsten Folgen des § 175 des R.-Str.-G.-B. kennen zu lernen. In einen der eklatantesten Fällen wurde ein herzensguter und durchaus vornehm denkender Mann der besten Gesellschaft durch das Treiben eines Erpressers seiner sozialen Stellung beraubt und dauernd ins Exil getrieben. In einem anderen Falle verlor ein freigesprochener, gleichfalls den besten Ständen angehöriger Mann durch die Veröffentlichung der Anklage in einer auswärtigen Zeitung Ansehen und Stellung. Auch gegenwärtig liegt mir wieder ein tiefbetrübender Fall ähnlicher Art vor. Ich werde gern Veranlassung nehmen, bei der seinerzeitigen Gerichtsverhandlung auch auf die im höchsten Maße begrüßenswerte Bewegung, von welcher mir Ihre geschätzte Zuschrift kundtut, hinzuweisen.

Rechtsanwalt Walter Steinbock in Fürstenberg: Soeben habe ich Ihre Zusendung empfangeu und beeile mich, Ihnen meine Unterschrift für die Petition zur Verfügung zu stellen. Mir ist ein Fall bestimmt und hat mich recht nahe betroffen, indem der bloße Verdacht des Verstoßes gegen den § 175 des Str.-G.-B., der sich nachher (nach den Ermittelungen der Strafbehörde) als unbegründet erwies, einen Mann von tadelloser Gesinnung und Lebensführung zur Aufgabe seiner Carrière, zur Flucht ins Ausland und zum Verbleib in der Verbannung gebracht hat. Dem Andenken dieses ehrenhaften Unglücklichen bin ich es schon schuldig, was ich tun kann, zur Aufklärung beizutragen.

Dr. G. Haberling, Rechtsanwalt am Großherzogl. Oberlandesgericht zu Darmstadt: Im Besitze Ihrer gefl. Zuschrift vom Gestrigen gehe ich mit den Ausführungen Ihrer Eingabe an die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches zwecks Abschaffung des traurigen § 175 des Str.-G.B., den ich als Verteidiger wiederholt in seiner Schwere kennen zu lernen Gelegenheit hatte, völlig einig und bitte etc.

Justizrat Dr. Lewinski, Stadtverordnetenvorsteher in Posen: Ich füge Ihrem Aufrufe gern meinen Namen hinzu, nachdem ich durch den Einblick in praktische Strafrechtsfälle die volle Berechtigung Ihrer Bestrebungen erkannt habe.

Kuhn, Rechtsanwalt und Notar in Lüben: Zufolge des mir zugegangenen Schriftstücks, betreffend die Aufhebung des § 175 des Str.-G.-B., bitte ich, meinen Namen den Unterschriften derjenigen, welche die Eingabe unterschrieben haben, beizufügen. M. E. läßt sich für die Aufrechterhaltung des § 175 auch das Rechtsbewußtsein des Volkes nicht mehr anführen, da das Volk oder wenigstens der gebildete Teil desselben, in seiner weitüberwiegenden Mehrheit die Delikte gegen § 175 des R.-G.-B. aus einem krankhaften, unwiderstehlichen Triebe entsprungen ansieht.

Justizrat Fischer in München: Für Ihre geschätzte Zuschrift spreche ich meinen verbindlichsten Dank aus und bitte, Ihrer Eingabe an die gesetzgebenden Körperschaften des Reichs gefälligst auch meinen Namen beizufügen, wenn dies noch möglich ist. Ihre ebenso kurze, als erschöpfende und schlagende Begründung habe ich mit höchstem Interesse gelesen. Die Verzögerung meiner Antwort hat nicht etwa, wie es scheinen könnte, darin ihren Grund, daß ich zu der Frage erst hätte Stellung nehmen müssen. Nur durch äußere Umstände war ich abgehalten, Ihr gefälliges Schreiben gleich zu beantworten und verlor dann die Sache aus dem Gedächtnis, bis ich durch das Lesen eines, die bedenklichen Folgen des § 175 scharf beleuchtenden Rechtsfalles — ich lege das betr. Zeitungsblatt hier bei — wieder daran erinnert wurde.

Großherzogl. bad. Notar Friedrich Walz in Pforzheim: Für die gefällige Übersendung der Eingabe, den § 175 des R.-Str.-G.-B. betreffend, sehr dankbar, ermächtige ich Sie, auch meinen Namen darunter zu setzen. Beobachtungen des täglichen Lebens weisen mit gebieterischer Notwendigkeit auf die Abänderung des Paragraphen. Neben anderen sehr charakteristischen Fällen ist mir folgender bekannt, den ich Ihnen in kurzen Zügen mitteilen möchte: N. N. ist auf dem Lande geboren und aufgewachsen, war nur verhältnismäßig kurz in der Fremde. Von Beruf ist er Landwirt. Weil sehr begabt, hat er sich viel geistige Bildung angeeignet. Zu Hause lebt er wie ein Weib — kocht selbst, näht, wäscht usw. In Unkenntnis seiner gesundheitlichen Beschaffenheit hat er geheiratet, aber die Ehe mußte naturgemäß ein jähes Ende nehmen. Die Frau war so vernünftig, sich ohne Skandal von ihm zu trennen, und nun lebt er seiner anderen Liebe — einem jungen schmucken Bauernknecht (!) — von dem er unter bitteren Tränen versicherte, nicht lassen zu können. Dies geschah natürlich im strengsten Vertrauen, und die Außenwelt hat von der ganzen Sache nur eine



unbestimmte Ahnung, der sie allerdings des öfteren in der bekannten Lieblosigkeit Ausdruck gibt. Ich füge bei, daß der Mann durchaus ehrenwert und gediegen und in hohem Maße wohltätig ist. Die Härte des Gesetzes und der Menschen macht einen in einem solchen Falle, wo übermächtige Naturanlage in förmlich diktatorischer Weise zum Widerspruch mit dem Gesetze zwingt, schaudern.

Dr. Julius Gottschalk, Rechtsanwalt in Aachen: Mit Freuden will ich die Überzeugung, die ich aus praktischen Fällen gewonnen und stets vertreten habe, auch dadurch betätigen, daß ich der Eingabe an die gesetzgebenden Körperschaften meinen Namen beizufügen bitte.

Großherzogl. hess. Notar Dr. Weiffenbach in Bingen a. Rh.: Unter höfl. Bezugnahme auf Ihre Drucksendung bitte ich Sie, den unter der Eingabe auf Abschaffung des § 175 des R.-Str.-G.-B. befindlichen Unterschriften auch meinen Namen gefl. beizufügen. Die von medizinischer und juristischer Seite geltend gemachten Gründe erscheinen mir so durchschlagend, daß man sich ihnen wohl kaum entziehen kann. Gleichzeitig bitte ich um gefl. Übersendung der Schrift: „Was muß das Volk vom dritten Geschlecht wissen?“, da ich mich über die Materie, die demnächst unsere Volksvertretung und jeden gebildeten Deutschen beschäftigen wird, näher unterrichten möchte.

Oscar Jerschke, Rechtsanwalt in Straßburg i. E.: Ich erkläre mich mit Ihrer Petition an die gesetzgebenden Körperschaften wegen des § 175 des Str.-G.-B. durchaus einverstanden und können Sie auch meinen Namen den übrigen beifügen. Es ist kaum zu begreifen, daß dieser Paragraph immer noch am Leben ist! Noch weniger, daß es Persönlichkeiten gibt, die an sich der Petition sympathisch gegenüberstehen, aber sich scheuen, ihren Namen darunter zu setzen, damit sie nicht in den Verdacht geraten, in irgend welchen Beziehungen zu diesem Paragraphen zu stehen.

Bruno Mankiewicz, Rechtsanwalt in Frankfurt a. M.: Für die freundliche Zusendung der Eingabe, welche an die gesetzgebende Körperschaft des Deutschen Reiches bezügl. Abschaffung des § 175 des Str.-G.-B. gerichtet werden soll, sage ich Ihnen meinen besten Dank. Ich hatte in meiner Praxis wiederholt Gelegenheit, mit Leuten, die aus diesem Paragraphen angeklagt waren, zu tun zu haben nnd habe dabei die feste Überzeugung gewonnen, daß die

Betreffenden keine verbrecherischen, sondern nur krankhafte Neigungen hatten. Ich stimme den Bestrebungen auf Beseitigung dieses Paragraphen von ganzem Herzen zu und ermächtige Sie, auch meinen Namen unter die Eingabe zu setzen.

Dr. Oskar Metzger, Rechtsanwalt in Freiburg i. B.: Ich bin mit der Eingabe völlig einverstanden und freue mich im Interesse der beklagenswerten Opfer einer anormalen Veranlagung, daß in entschiedener Weise vorgegangen wird.

K. Notar Hauber in Kusel: Der an die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches behufs Abschaffung des § 175 des R.-Str.-G.-B. zu richtenden Eingabe — mit dem mitgeteilten Inhalte — schließe ich mich hiermit an und bedaure nur, daß, wenn Sie Ihr Ziel erreichen, damit das furchtbare Unrecht, welches bisher auf Grund des § 175 des R.-Str.-G.-B. seitens der Staatsgewalt an vielen der ärmsten Menschen verübt wurde, nicht wieder gut gemacht werden kann.

Rechtsanwalt Emanuel in Berlin: Mit den Bestrebungen des wissenschaftlich-humanitären Komitees für Beseitigung bez. Abänderung des § 175 des Str.-G.-B. bin ich in jeder Weise einverstanden und ermächtige Sie gern, meinen Namen den Unterschriften beizufügen. Es besteht für mich schon seit langem nicht mehr der mindeste Zweifel, daß der genannte Paragraph einer der widersinnigsten unseres Strafgesetzbuches ist.

Victor Fraenkl, Rechtsanwalt in Berlin: Mit verbindlichem Danke für die Drucksache — betr. § 175 des R.-Str.-G.-B. — bitte ich, auch meinen Namen den Unterschriften der Eingabe beizufügen. Bei der Langsamkeit, mit welcher in Deutschland derartige Reformen sich durchzusetzen pflegen, ist leider zu fürchten, daß die schlimmer als mittelalterliche Tortur dieser sogenannten Gesetzesbestimmung noch recht lange ihr schädigendes Unwesen treiben und noch gar manche Opfer heischen werde.

Rechtsanwalt beim Großh. Landgericht Karlsruhe F. Neukum in Durlach: Bezugnehmend auf das an mich gerichtete Zirkular — betreffend Anregung der Abschaffung des § 175 des R.-Str.-G.-B. — ersuche ich Sie, meinen Namen ebenfalls den Unterschriften beizufügen, welche die Beseitigung des genannten § anstreben. Ich kann mich zwar der Auffassung nicht verschließen, daß es Einzelfälle gibt, in denen eine krankhafte Perversität nicht vorliegt,



jedoch bin ich der Überzeugung, daß solche in der weitaus erdrückenden Mehrzahl der zur Strafverfolgung gezogenen Fälle vorhanden ist, so daß daneben die wenigen strafrechtlich verantwortbaren Verstöße geradezu verschwinden und keinen besonderen Schutz-Paragraphen notwendig machen.

Rechtsanwalt Moos II in Ulm a. D.: Für die Zusendung Ihres Zirkulars danke ich bestens und gestatte Ihnen gern, meinen Namen demselben anzufügen. Der naturwissenschaftlichen Forschung in dieser Frage nachzugehen, bin ich beruflich nicht in der Lage, auch die kriminalpolitischen Erwägungen sind für meine Stellungnahme nicht bestimmende. Mich leitet dabei der Gedanke, daß für das Verhalten der Homosexuellen ein innerhalb der normalen körperlichen und geistigen Beschaffenheit denkbares Motiv nicht gegeben ist. Warum sollte, wenn eine krankhafte Veranlagung nicht vorliegt, sich ihre Sinnlichkeit anders, als normal, betätigen? Ein Leitsatz unserer modernen Strafrechtswissenschaft ist die Rechtsregel: nullum crimen sine culpa; damit stimmt die Tatsache überein, daß bei allen unsere Strafgesetzgebung festgelegten Kategorien der Straftaten ein innerhalb des normalen Empfindungslebens liegendes Motiv denkbar ist. Das Motiv für einen Mord, um das weitgehendste Beispiel zu wählen, kann in Geldgier, Rachsucht, Eifersucht — — gegeben sein; also in an sich keineswegs abnormen Empfindungen und Vorstellungen. Ein auf einer normalen Veranlagung beharrendes Motiv ist aber bei der Homosexualität nicht denkbar. Bestraft wird vielmehr bisher die Betätigung einer krankhaften Veranlagung, einer abseits des normalen Empfindungslebens gelegenen, von innerhalb der normalen Veranlagung denkbaren Motiven im Regelfall nicht geleiteten Handlung. Von einem Verschulden kann hier höchstens ausnahmsweise die Rede sein, deshalb ist die Bestrafung, welche eigentlich die krankhafte Veranlagung als solche trifft, ein zu beseitigender Rest der mittelalterlichen Kriminalistik.

Rechtsanwalt John Alexander, Hamburg. Ihre Bemühungen verdienen den aufrichtigen Dank aller Menschenfreunde; namentlich stimme ich aus meinen Erfahrungen als Verteidiger den Gründen am Schluß Ihrer Eingabe (Chantage) in den No. II u. III des Nachtrages zu. — — — Ich habe, obgleich ich nur ausnahmsweise Verteidigungen übernehme, die Überzeugung, daß mit diesem Krebsschaden schleunigst aufgeräumt werden sollte, weil selbst der **objektive** Tatbestand bei den meisten Verurteilungen auf diesem Gebiet nicht einwandsfrei festgestellt erscheint; — trotz der richter-



lichen Feststellung. — In einem Fall habe ich den Ruin einer Familie, deren Haupt ich erfolglos verteidigt habe, erlebt; nicht einmal Begnadigung war zu erlangen, obwohl das Urteil schließlich nur auf Beleidigung lautete.

Rechtsanwalt Dr. Karl Siehr, Königsberg, Oberlandesgericht. Ihrer Eingabe betreffend § 175 meine Unterschrift hinzuzufügen, ermächtige ich Sie, da die von Ihnen angestrebte Gesetzesänderung aus den von Ihnen angeführten Gründen wünschenswert erscheint und die Natur der in Rede stehenden Materie es mit sich bringt, daß weit weniger Unterschriften, als wünschenswert, deshalb zu erreichen sein werden, weil weite Kreise die Größe der Fehlerhaftigkeit der jetzigen Bestimmung und den daraus entstehenden Schäden für das Staatswohl zu erkennen, die medizinische und strafrechtliche Bedeutung der Frage zu durchdringen nicht in der Lage sein, weitere teils aus Gleichgültigkeit teils aus Scheu, ihren Namen mit § 175 in Verbindung zu bringen, nicht antworten werden.

In der Münchener Abteilung unseres Komitees (Vorsitzender Rechtsanwalt Dr. Fraas) wurde nach der Affäre Krupp eine ausführliche Eingabe an die Civilcabinette sämtlicher deutscher Höfe, Senate der freien Städte und den Statthalter von Elsaß-Lothringen verschickt. Dieselbe lautete:

Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Vorstand des Großherzoglichen Kabinettes zu Oldenburg. Ew. Hochwohlgeboren! Das „Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, Abteilung München," welches es sich zur Aufgabe gesetzt hat, auf Grund der Selbsterfahrung von Tausenden und sicher gestellter Forschungsergebnisse Klarheit darüber zu schaffen, daß es sich bei der Liebe zu Personen des gleichen Geschlechts, der Homosexualität, um eine Naturerscheinung handelt und dahin zu arbeiten, daß die §§ 175 D.-R.-St.-G.-B. und 129 Ö.-Str.-G., deren bloßer Bestand für jeden konträrsexuell Empfindenden, auch bei völlig tadelloser Lebensführung, eine fortgesetzte Beschimpfung und Beschuldigung bildet, in ihrer jetzigen Fassung abgeschafft werden, gestattet sich Ew. Hochwohlgeboren folgende Erwägungen mit der ganz ergebensten Bitte zu unterbreiten, dieselben an Allerhöchster Stelle baldmöglichst in geeigneter Weise zur Sprache zu bringen.

Anläßlich der über Geheimrat Krupp kurz vor seinem Tode aufgestellten Behauptungen und der daraus entstandenen Interesse-



nahme nicht allein für diesen einzelnen Fall, sondern im allgemeinen für die mit der Homosexualität verbundenen Strafbestimmungen und der daraus folgenden gesellschaftlichen Mißachtung halten wir den Zeitpunkt für gekommen, entsprechend unserer oben dargelegten Tendenz, wiederholt für die von uns bereits am 13. Januar 1898 durch Petition im Reichstag angeregte Abänderung der genannten deutschen Gesetzesbestimmung aufs Energischste eintreten zu sollen. Denn — einerlei ob die von der sozialdemokratischen Presse aufgestellten Behauptungen über Krupp beweisbar sind oder nicht — der Umstand, daß die bloße Behauptung einer derartigen Veranlagung die indirekte Ursache selbst zum Tode eines so hervorragenden Mannes werden kann, gibt zu ernsten Betrachtungen Anlaß und zeigt zur Genüge, daß die bestehenden gesetzlichen und damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Anschauungen zu unhaltbaren Consequenzen führen.

Wie wir mit aller Bestimmtheit versichern, gehören geistig und gesellschaftlich hervorragende Männer aller Zeiten und Länder in großer Anzahl zu den Homosexuellen, und gerade hier zeigt sich, daß dieselben entweder durch das, infolge des Paragraphen bekanntlich so gefährlich gewordene Erpressertum, oder schon durch die Anhängigmachung eines Strafverfahrens — von einer Verurteilung ganz abzusehen — unmöglich gemacht werden, oder daß wir, wie moderne Strafrechtslehrer [Professor Kohler-Berlin] ernsthaft fordern, zu einer utilitarischen Rechtssprechung gelangen, welche bedeutende Talente dem Vaterlande unter allen Umständen zu erhalten sucht, den kleinen Mann aber gegen die Härte des Gesetzes nicht schützt. Hierzu kommt, daß wohl keine Bestimmung des Strafgesetzes so häufig ungeahndet übertreten wird, und daß nach Professor Gross-Prag Ausspruch dies gegen den wichtigsten Grundsatz der Strafrechtspolitik, die Erhaltung von Ernst und Wirkung des Strafrechts durch Gleichmäßigkeit der Handhabung und durch Bestrafung von möglichst vielen Delikten, verstößt.

Es mag im Übrigen genügen, wenn wir auf die weiteren Gründe kurz hinweisen, welche gerade von berufenster medicinischer und juristischer Seite zur Abänderung des Paragraphen geltend gemacht werden . . . .

Es darf wohl daran erinnert werden, daß eine von den hervorragendsten Vertretern der Wissenschaft so dringend befürwortete Gesetzesänderung im Interesse der Gerechtigkeit, des Vertrauens unseres Volkes auf einheitliche Rechtsprechung und des Lebensglückes von tausenden anormal veranlagten, oft sehr bedeutenden

und durchaus sittlich denkenden Menschen nicht länger zurückgestellt werden sollte, damit in den Jahren, welche noch bis zum Abschluß der geplanten Strafgesetzreform vergehen werden, die Zahl der mittelbaren und unmittelbaren Opfer dieser Strafbestimmung sich nicht täglich mehren.

Wir verkennen nicht, daß es großer Selbstüberwindung bedarf, sich mit dieser Frage näher zu befassen, glauben aber trotzdem im Hinblick auf die Lauterkeit unserer Bestrebungen einer gnädigen Gewährung unserer Bitte entgegensehen zu dürfen."

Von den Höfen München und Darmstadt trafen Antworten mit dem Vermerke ein, daß die Eingabe im Allerhöchsten Auftrage den betreffenden Staatsministerien überwiesen worden sei, andere Höfe beschränkten sich auf einfache Empfangsbestätigungen.

Ferner traten wir an sämtliche deutsche Justizministerien mit einem Gesuch heran, die Staatsanwälte aufzufordern, in jedem Falle aus § 175 einen gerichtlichen Sachverständigen hinzuzuziehen. Die Eingabe hatte folgenden Wortlaut:

„Hochgebietender Herr Staatsminister! Ew. Excellenz beehren wir uns nachstehende Angelegenheit mit der Bitte um hochgeneigte Erwägung gehorsamst vorzutragen. Bei denjenigen Verurteilungen, welche in neuerer Zeit wegen Verfehlung gegen § 175 R. St. G. B. stattgefunden haben, sind, bei im wesentlichen gleichartigen Handlungen, die Strafen außerordentlich verschieden bemessen worden, da das Angeborensein konträrsexueller Neigungen eine sehr ungleichmäßige Berücksichtigung erfahren hat, sodaß teils Freisprechung oder Verhängung geringer Freiheitsstrafen, teils aber auch Verurteilung zu langdauernden Gefängnisstrafen erfolgt ist. Eine derartig verschiedene Praxis muß notwendigerweise zu erheblichen Härten und Unbilligkeiten führen, auch lebhafte Beunruhigung bei allen mit konträrsexuellen Naturtrieben Behafteten hervorrufen. Indem wir anbei die seiner Zeit an Bundesrat und Reichstag gerichtete Petition überreichen und auf die umfassende Literatur bezugnehmen, welche wir zur Verfügung zu stellen gern erbötig sind, gestatten wir uns Ew. Excellenz die ehrerbietige Bitte zu unterbreiten, in hochgeneigte Erwägung zu ziehen ob es nicht angängig wäre, an die Herren Staatsanwälte eine Anweisung in dem Sinne zu erlassen, daß zur Herbeiführung einer einheitlicheren Praxis bei Strafanträgen aus § 175 in jedem einzelnen Falle die Frage nach



dem Vorhandensein eines derartigen Naturtriebes eingehend erörtert und dabei den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft in vollstem Maße Rechnung getragen werden möge."

Vor allem wandten wir uns im Interesse der Homosexuellen auch an die Mitglieder der Kommissionen, welche mit Beginn des Jahres 1903 zusammengetreten waren, um eine Revision des deutschen Strafprozesses, Strafgesetzes und Strafvollzuges vorzubereiten, mit folgendem Anschreiben:

„Hochgeehrter Herr! Durch Ihre Berufung in die Commission zur Vorbereitung des neuen Reichs-Strafgesetzbuches ist die Zukunft einer nicht unbeträchtlichen Menschenklasse, deren sorgsame Erforschung seit Jahren die Hauptaufgabe des unterzeichneten Komitees bildet, in Ihre Hände gelegt worden. Wir stellen Ew. Hochwohlgeboren auf Wunsch gern die Unterlagen zur Verfügung, welche uns die Überzeugung beigebracht haben, daß der § 175. R.-Str.-G.-B. in seiner jetzigen Form nicht aufrecht erhalten werden kann. Die Leiter des Komitees erbieten sich Ihnen gegenüber zu jeder schriftlichen und namentlich auch mündlichen Auskunft. Die letzte aus dem Komitee hervorgegangene Arbeit, welche das in Frage stehende Gebiet auf Grund sehr ausgedehnter Objektstudien behandelt, beehren wir uns Ihnen mit gleicher Post zu übersenden. Von höchstem Werte erschiene es uns, wenn Ew. Hochwohlgeboren Gelegenheit nehmen würden, derartig veranlagte Personen durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. Eine größere Anzahl derselben aus verschiedenen Gesellschaftsschichten hat sich zur persönlichen Vorstellung bereit erklärt.

Indem wir diese unsere Bitte Ihrer geneigtesten Berücksichtigung empfehlen, zeichnen etc."

Die Kommission, welcher die so außerordentlich wichtige Aufgabe zugefallen ist, die Reform unserer Strafgesetze vorzubereiten, besteht aus acht Professoren des Strafrechts, nämlich den Herren Birkmeyer-München, van Calker-Straßburg i. E., Frank-Tübingen, v. Hippel-Halle, Kahl-Berlin, v. Lilienthal-Heidelberg, v. Liszt-Berlin und Wach-Leipzig. Von diesen hervorragenden Gelehrten haben sich bisher nur zwei — v. Liszt und v. Lilienthal — mit aller Bestimmtheit für die Streichung



des § 175 erklärt, wir hoffen, daß auch die übrigen Herren durch eine sorgfältige Prüfung der Materie, vor allem durch die so notwendige persönliche Bekanntschaft mit Homosexuellen zu der Überzeugung gelangen werden, daß es sich hier — wir zitieren die Worte eines hohen Staatsbeamten — „nicht um eine wissenschaftliche Marotte, noch um eine sexuelle Caprice, sondern um eine sittliche Forderung" handelt.

Bis der Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs festgelegt ist, wird es wohl noch gute Weile haben, es können noch Jahre vergehen, bis derselbe dem Reichstage vorgelegt wird. Es ist sehr fraglich, ob der 1903 gewählte Reichstag während seiner bis 1898 dauernden Legislaturperiode schon die endgültige Entscheidung fällen wird. So sehr dies im Interesse derjenigen zu bedauern ist, die noch einer ungerechten Bestimmung zum Opfer fallen werden, so hat es doch auch insofern sein Gutes, als bis dahin noch in weitesten Volkskreisen aufklärend vorgegangen werden kann, da wir es für wichtig halten, daß der § 175 nicht aus bloßen Rechtsgründen fällt, sondern im Einklang mit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis der Fachleute sowohl wie auch des großen Publikums. Wir konstatieren mit Genugtuung, daß auch diejenigen Gelehrten, welche mit unserer Ansicht vom Angeborensein der Homosexualität nicht übereinstimmen, sich fast ohne Ausnahme für die Abänderung des § 175 ausgesprochen haben, selbst Dr. Iwan Bloch sagt in seinem letzten Werke, das er unter dem Namen Dr. Eugen Dühren herausgegeben hat („Das Geschlechtsleben in England", Bd. III, Seite 8), „daß er in Deutschland die Gefängnisstrafe für Vergehen gegen § 175 abgeschafft sehen möchte, da durch dieselbe der Zweck, eine Verbreitung homosexueller Neigungen und Betätigungen zu verhindern nicht erreicht wird." Auch der alte Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Pelman in Bonn



hat neuerdings unserer Petition seine Unterschrift erteilt, da er den „besagten § für wirklich überflüssig und schädlich hält.“ „Ich bemerke indess“ — fügt er hinzu — „daß Sie mir und sehr vielen meiner Kollegen die Zustimmung durch die Art der Begründung sehr schwer, wenn nicht unmöglich gemacht haben, während ich kein Bedenken trage, den Punkten I—IV des Anhanges beizutreten.“ Ähnlich äußerte sich auch Geh. Med. Rat Jolly in einem Vortrage in Berlin.

Hervorragende Persönlichkeiten im öffentlichen Leben, bedeutendere Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften, vor allem die Presse wurden — soweit die Mittel reichten — auch in diesem Jahre wiederum mit Schriftenmaterial, namentlich mit den Jahrbüchern versehen. Von unserer Volksschrift: Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen? sind bis jetzt c. 18000 Exemplare verbreitet. Die Bedeutung der Jahrbücher wurde von vielen Seiten — u. a. in gegen 50 Besprechungen — voll anerkannt. Wir geben eine Bemerkung wieder, welche sich über dieselben in dem neuesten Buche Schrenck-Notzings[1]) findet:

„Diesen Zweck verfolgt das zum erstenmal 1899 erschienene und heute in vier Jahrgängen resp. Bänden vorliegende von Dr. Hirschfeld herausgegebene Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. Bd. I zählt 280, Bd. II 483, Bd. III 616 und Bd. IV 980 Seiten. Alles, was irgendwie eine Beziehung zum sexuellen Problem bietet, findet man hier mit Quellenangaben gesammelt. Hochinteressante wissenschaftliche Abhandlungen aus der Feder geistreicher Gelehrter, historische, anthropologische, medizinische, literarische Beiträge, ausführliche Besprechung der Literatur und bibliographische Notizen haben dieses Unternehmen bereits zu einem wertvollen

[1]) Kriminalpsychologische und psychopathologische Studien. Gesammelte Aufsätze aus den Gebieten der Psychopathia sexualis, der gerichtlichen Psychiatrie und der Suggestionslehre von Dr. Freiherrn v. Schrenck-Notzing in München, Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth. 1902.



und für den Fachmann unentbehrlichen Hilfsmittel der Forschung gemacht. Man mag die Lehre des Angeborenseins der Homosexualität (im Sinne Krafft-Ebings) verwerfen, wie sie in den Jahrbüchern beinahe dogmatisch vertreten wird und mit immer neuen Beweismitteln ausgestattet erscheint; man mag es als ein Charakteristikum unserer dekadenten Zeit betrachten, daß eine psychopathologische Spezies von Menschen bestehend aus wirklichen Degenerierten, aus Hermaphroditen und psychischen Zwittern, eine besondere soziale Anerkennung und Daseinsberechtigung anstrebt, sowie freie Betätigung ihres mit dem Naturzweck im Widerspruch stehenden geschlechtlichen Trieblebens, der riesigen, unermüdlichen Arbeitskraft, der zähen Ausdauer, der geschickten Organisation, wie sie in diesem Unternehmen betätigt sind, wird man die volle Anerkennung nicht versagen können, umso weniger, als die Abänderungsbedürftigkeit des § 175 ja auch von den Gegnern der Vererbungstheorie zugegeben wird."

Neben der litterarischen wurde im vergangenen Jahre die Vortragspropaganda in ausgedehntem Maße zu Hülfe genommen. Nach dem unter so eigentümlichen Umständen erfolgtem Tode Krupps traten sowohl wissenschaftliche als politische, gewerkschaftliche und sonstige Korporationen an unser Komitee mit der Anfrage heran, ob nicht von unserer Seite bei ihnen Vorträge über die homosexuelle Frage gehalten werden könnten. Nur ungern und nach reiflicher Überlegung entschlossen wir uns hierzu. Wir sagten uns, daß diese Art der Agitation möglicherweise als eine übertriebene angesehen werden und Anstoß erregen könne, während wir uns andererseits nicht verhehlten, daß in dem lebendigen Wort ein außerordentlich wirksames, fast unersetzliches Mittel gegeben war, zumal sich in der freien Diskussion Gelegenheit bieten würde, mit dem Gegner über das Problem ins Klare zu kommen.

Der erste Vortrag, welcher von der medizinischen Abteilung der Berliner Wildenschaft veranstaltet werden sollte, wurde durch ein Verbot des Rektors der Univer-

sität unmöglich gemacht. Unter Berufung auf dieses Verbot untersagte auch die Leipziger Polizeibehörde einen Vortrag über denselben Gegenstand. Ähnlich geschah es in Hannover. An beiden Orten waren bereits für die Abhaltung und Bekanntmachung kostspielige Vorbereitungen getroffen worden.

Im übrigen, namentlich auch seitens der Berliner Polizeibehörden wurde den Veranstaltungen nichts in den Weg gelegt. Der Erfolg der Versammlungen war ein über alle Erwartungen großer. Die großen Säle waren stets bis auf den letzten Platz gefüllt, wiederholt fand wegen Überfüllung polizeiliche Absperrung statt, gegen 800, 1000, 1200 in einem Falle gegen 1600 Personen wohnten den einzelnen Vorträgen bei. In einer Versammlung, in welcher die Ärzte Dr. von Oppel und Dr. Burchard das Referat übernommen hatten, wurde abgestimmt, wieviel Personen für, wieviel gegen die Abschaffung des § 175 waren. Von 1000 Anwesenden stimmten nur 11 dagegen. In den oft lebhaften Diskussionen bekannten sich wiederholt mutige Anwesende öffentlich als homosexuell. Wiederholt sah man während des Vortrags Homosexuelle in ihrer starken seelischen Erschütterung Tränen vergießen. Sehr interessant waren manche Bemerkungen aus dem Publikum. So sagte in einer Versammlung ein alter Mann: „Vor 50 Jahren habe ich einmal einen solchen Menschen, der etwas von mir wollte, angezeigt; er verlor seine Stellung, seine Heimat und Familie. Was gäbe ich jetzt darum, wenn ich das wieder gut machen könnte!" — Nach einem Vortrage in Charlottenburg trat ein General a. D. auf mich zu und bemerkte: „Heute Abend sind mir zwei merkwürdige Erlebnisse meines Lebens klar geworden. Als ich noch Fähnrich war, erschoß sich in meinem Regiment ein Leutnant, der bei weitem der beliebteste Offizier war. In einem Briefe, den er an seine Kame-

raden gerichtet hatte, teilte er mit, er sei anders wie andere Männer gewesen, mit Aufbietung aller Kräfte sei es ihm bisher gelungen, sich zu beherrschen, er spüre, daß er es nicht mehr imstande sei, deshalb mache er ein Ende. Später wäre in einer seiner Garnisonen ein verheirateter Major der Kavallerie gewesen, von dem sich die Leute zuraunten, er sei Päderast. Hier in Berlin hätte er die beiden Töchter des schon lange verstorbenen Offiziers wiedergesehen, sie gingen beide als Prostituierte auf der Friedrichstraße." Ganz besonders erfolgreich war auch ein Vortrag in Frankfurt am Main, über den die gesamte dortige Presse ausführlich berichtete. Wir geben einige Besprechungen wieder. So schrieb die Frankfurter Zeitung:

„Das dritte Geschlecht. Der polytechnische Saal hat nicht oft eine so große Zahl von Besuchern beherbergt wie am Dienstag abend. Das aktuelle Thema galt der „homosexuellen Frage" oder dem „dritten Geschlecht". Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee Berlin-Frankfurt a. M. hat damit den ersten Schritt nach Süddeutschland getan; öffentliche Versammlungen waren bisher nur in Berlin abgehalten worden. Diesem Komitee, das bekanntlich die Aufhebung des § 175 des Reichsstrafgesetzbuches anstrebt, gehört eine große Anzahl von Männern im ganzen deutschen Reiche an, deren Namen von Bedeutung ist, und es ist bereits mit einer eingehenden Begründung seiner Forderung hervorgetreten. Einer der ersten Wortführer dieser modernen Bewegung ist Dr. med. Magnus Hirschfeld. Er war der Sprecher des Abends. Ehe er begann, begrüßte der Vorsitzende Rechtsanwalt Dr. Fuld-Mainz die Versammlung und gab der Hoffnung Ausdruck, daß der Versuch, aufklärend im Sinne der Bestrebungen jenes Komitees zu wirken, Erfolg haben möge. Man habe es mit einer sittlichen Frage allerersten Ranges zu tun, und es sei zu erwarten, daß die hohen Ziele der Vereinigung volles Verständnis finden würden."

(Es folgt eine genaue Inhaltsangabe des Vortrags.)

„Zum Schluß richtete Redner einen energischen Appell an die Homosexuellen, selbst an dem Kampf teilzunehmen. Sie müssen aus ihrer scheuen Zurückhaltung heraustreten; Recht, Ehre und Freiheit stehen für sie auf dem Spiel. Hoffentlich wird bald der Tag anbrechen, da Recht über Unrecht, Wissenschaft über Aber-



glaube, Menschenliebe über Menschenhaß die Oberhand gewinnt. Tosender Beifall folgte den Schlußworten des Redners."

Die Frankfurter Neuesten Nachrichten schlossen ein sehr eingehendes Feuilleton über den Vortrag mit folgenden Worten:

„Von hohem sittlichen Ernste getragen, verstand es der Redner die delikatesten Fragen mit großer Zartheit zu behandeln; er beurteilte sie vom moralischen, ethischen, ästhetischen und naturwissenschaftlichen Standpunkte. Er setzte auseinander, daß § 175 des St.-G.-B. in seiner gegenwärtigen Gestalt unhaltbar ist. In der Diskussion blieb der Vortragende Sieger, die Gegenbemerkungen fanden im Saale nur vereinzelten Beifall. Der Zudrang zu dem Vortrag glich einer Völkerwanderung, die Zuhörer standen bis an der Straße, viele mußten umkehren."

Der Frankfurter General-Anzeiger bemerkte u. a.:

„Die homosexuelle Frage machte gestern abend auf Veranlassung des Wissenschaftlich-humanitären Komitees Berlin-Frankfurt a. M. Dr. Hirschfeld aus Berlin, eine Autorität auf diesem Gebiete, im Polytechnischen Saale zum Gegenstand eines äußerst interessanten und instruktiven Vortrages. Der Andrang des Publikums war ein so großer, daß zahlreiche Personen keinen Platz mehr bekommen konnten. Kopf an Kopf gedrängt lauschten die Anwesenden, unter denen sich auch mehrere Damen befanden, den etwa eineinhalbstündigen lehrreichen Ausführungen (folgt Inhalt). Nachdem Redner unter stürmischen Beifall geschlossen, trat ein hiesiger Arzt als Vertreter konträrer Anschauungen auf, wurde aber unter dem Beifall der Anwesenden von dem Referenten ebenso sachlich wie treffend widerlegt. Gegen halb 12 Uhr wurde die Versammlung von dem Vorsitzenden geschlossen."

Angesichts dieser regen agitatorischen Tätigkeit mußte es als unausbleibliche Folge angesehen werden, daß sich alsbald eine Gegenströmung bemerkbar machte, die sich allerdings nur in mäßigen Grenzen hielt. Von dem Kongreß der Sittlichkeitsvereine in Leipzig wurde eine Petition abgesandt, welche die Beibehaltung des § 175 fordert. Namentlich waren es einige kleinere Blätter idealistischer Richtung (Volkskraft-Bremen, Lebensspuren-Lorch, Aristokratissimus-Steglitz) die sich gegen uns

wandten in der Befürchtung, es könne durch diese Propaganda einer Degeneration des Volkes Vorschub geleistet werden. Die Redakteure übersehen, daß es sich hier lediglich darum handelt, das Verständnis eines vorhandenen Zustandes zu vermitteln, auf dessen zu- oder abnehmende Verbreitung einen Einfluß zu nehmen wir naturgemäß außer Stande sind. Eine andere Gruppe von Gegnern schimpfte ohne zu prüfen. So schrieb ein süddeutsches Zentrumsblatt:

„Verbrecher-Versammlungen sind seit dem „Fall Krupp" in Berlin an der Tagesordnung. Es handelt sich um traurige Gesellen, welche die Aufhebung des § 175 des Strafgesetzbuches, der die Unzucht zwischen Mann und Mann und zwischen Weib und Weib mit Zuchthaus bedroht, verlangen. Zu ihren Versammlungen sind, wie die Plakatsäulen verkünden, auch „Damen" zugelassen. Und die Polizei?"

Nachdem wir unter Übersendung von Material dem Blatt mitgeteilt hatten, daß wir, im Falle keine Zurücknahme erfolgen würde, gerichtliche Bestrafung beantragen würden, erfolgte folgende Berichtigung:

„Wir haben uns aus den Schriften des „Wissenschaftlich-humanitären Komitees" und aus seiner an die gesetzgebenden Körperschaften gerichtete Petition überzeugt, daß unsere Außerungen unrichtig waren. Wir nehmen daher die Ausdrücke „Verbrecher-Versammlungen", „traurige Gesellen" zurück, und berichtigen noch wie folgt: Die Bestrebungen des „Wissenschaftlich-humanitären Komitees" sind nicht auf die Aufhebung des § 175 gerichtet, sondern auf die Abänderung dieses Paragraphen; der Sinn des § 175 ist in dem genannten Entrefilet unrichtig wiedergegeben."

Eine Dame, Frau Marie Anderson, ging sogar so weit, eine Gegenschrift: „Wider das dritte Geschlecht" zu veröffentlichen, in der sie unter nicht wiederzugebenden Schmähungen nicht davor zurückschreckte, uns Sätze unterzuschieben, die nirgends auch nur dem Sinne nach gesagt worden sind. So schrieb sie: „Es ist schon weit gekommen, wenn in der Schrift: „Was muß das Volk vom dritten Geschlecht wissen" steht: „— — Die Frauen emanzi-



pieren sich von den Männern, emanzipieren wir uns von den Frauen".

Als wir den Verleger auf diese und andere Fälschungen aufmerksam machten, war er so loyal, die Schrift aus dem Buchhandel zurückzuziehen. Er schrieb:

„Sehr geehrter Herr! In Erledigung Ihres geschätzten Briefes teile ich Ihnen ergebenst mit, daß die Untersuchung betreffend unrichtiger Citierung in dem Buche „Wider das dritte Geschlecht" aus dem Schriftchen „Was soll das dritte Volk vom dritten Geschlecht wissen" zu unserem größten Erstaunen leider ergeben hat, daß verschiedene Citate falsch sind. Wir haben die Schrift sofort der Vernichtung anheim gestellt und die wenigen Exemplare, die in den ersten Tagen an die Buchhandlungen gingen, zurückbeordert. Es tut uns sehr leid, daß wir so schlimm getäuscht worden sind, aber weder unser B. noch einer unserer Revisoren ist auf den Gedanken gekommen, daß die Citate unrichtiges enthalten könnten. Wir sind in Wirklichkeit das Opfer unseres guten Glaubens geworden, denn es steht uns ferne Schriften herauszugeben, die dem Inhalte nach der Wahrheit nicht entsprechen. Wir sind natürlich gerne bereit dem Komitee dies offiziell mitzuteilen. Unser B. steht Ihnen zur eventl. weiteren Besprechungen stets zu Diensten."

Ein gewisses Aufsehen erregte es, daß eine andere Dame, welcher wir auf eine uns von vertrauenserweckender Seite zugegangene Empfehlung unseren wissenschaftlichen Fragebogen zur Beantwortung übersandt hatten, bei der Staatsanwaltschaft den Antrag stellte, daß auf Grund dieser Sendung gegen uns eine öffentliche Anklage wegen Beleidigung und Verbreitung unzüchtiger Schriften erhoben werden sollte. Es fanden mehrfache recht zeitraubende Verhöre statt, in einem eingehenden Schreiben rieten wir der Kgl. Staatsanwaltschaft von einer Anklage abzusehen, welche bei allen, welche die Freiheit der Wissenschaft hoch halten, das unliebsamste Aufsehen erregen müßte, worauf die Nachricht einging, daß das geführte Vorverfahren eingestellt worden sei.

Der besagte Fragebogen war unter Zugrundelegung des im ersten Jahrbuche f. s. Zw. erschienenen von einer



Kommission, bestehend aus den Herren Dr. Merzbach, Dr. v. Römer, Dr. Meienreis, Baron v. Teschenberg und mir neu bearbeitet und an ca. 1000 Männer und Frauen, zumeist solche, die uns als homosexuell bekannt waren, versandt worden. Bisher, sind gegen 300 brauchbare Beantwortungen eingegangen, die ein äußerst wertvolles wissenschaftliches Material enthalten, von dessen weiterer Durcharbeitung wir uns noch wichtige Aufschlüsse versprechen dürfen. Wir bitten im Interesse der weiteren objektiven Erforschung und der damit im Zusammenhang stehenden Befreiung der Homosexuellen recht sehr, sich die Zeit und Mühe zu nehmen, die Fragen möglichst genau und streng wahrheitsgemäß zu beantworten. Die Bogen stehen gratis zur Verfügung. Wir machen darauf aufmerksam, daß die strenge Geheimhaltung der Namen unter das ärztliche Berufsgeheimnis fällt. Wenn irgend möglich, empfiehlt es sich zur körperlichen Untersuchung sich einem sachverständigen Arzte vorzustellen. Wir raten den Homosexuellen, sich — auch ohne daß sie in Konflikt geraten sind — mit ärztlichen Gutachten über ihren Zustand zu versehen, um gegebenenfalls Verwandten, Freunden, Vorgesetzten und Behörden gegenüber ein solches an der Hand zu haben!

Leider warten noch immer eine sehr beträchtliche Anzahl von Homosexuellen Unannehmlichkeiten ab, ehe sie sich an das wissenschaftlich-humanitäre Komitee wenden. Die Zahl der Erpressungsfälle, in denen wir zur Hilfe gerufen wurden, war immer noch eine recht große. In einem Falle handelte es sich „um die Kleinigkeit von 225,000 Mark“, welche ein anonymer Chanteur als Schweigegeld beanspruchte. Oft genügten energische Warnungen, oft mußten wir auch die Kriminalpolizei hinzuziehen, mit der wir dauernd auf bestem Fuße stehen. Die gerichtlichen Verfolgungen Homosexueller waren wohl etwas geringer, aber doch namentlich in der Provinz noch häufig



genug. Es gibt wohl kein Rechtsgebiet, auf den zur Zeit eine so außerordentliche Rechtsungleichheit vorhanden ist, wie auf diesem. Abgesehen von den vielen Fällen, in denen überhaupt keine Anklage erhoben wird, erkennt bei nahezu gleichem Tatbestand der eine Gerichtshof auf eine Woche, ein anderer auf 3 Monate, ein dritter auf 1 Jahr Gefängnis. Ein ganz besonders betrübender Gerichtsfall war die schwere Verurteilung des homosexuellen Rentiers Metzentin in Berlin, von der der Verteidiger in der „W. a. M." folgende Schilderung gab:

Sehr geehrte Redaktion!

Wenn ich Sie heute bitte, dieser Zuschrift freundliche Aufnahme zu gewähren, so geschieht es lediglich deshalb, weil die Stimme der Menschlichkeit und das Gerechtigkeitsgefühl mich dazu treiben. Die Öffentlichkeit hat, so bin ich überzeugt, ein unzweifelhaftes Anrecht darauf, zu erfahren, welch schwerwiegendes Urteil am 23. April 1903 über einen wegen Vergehens gegen § 175 St. G. B. Angeklagten verhängt und wie diese so tiefeingreifende Entscheidung begründet wurde. Es handelt sich um einen 56 Jahre alten, homosexuell veranlagten Rentier M., welcher, zweimal auf Grund des § 175 St. G. B. vorbestraft, sich am 23. April wegen einer neuen solchen Anklage vor der 9. Strafkammer des hiesigen Landgerichts I zu verantworten hatte. Er war beschuldigt, in der Nacht vom 19. zum 20. Februar d. J. einen anderen Mann auf der Straße angeredet, mit ihm in mehreren Lokalen dem Alkohol zugesprochen, ihn dann in seine Wohnung mitgenommen und sich dort, nachdem der Fremde eingeschlafen, durch „widernatürliche Unzucht" vergangen zu haben. Nach einer Woche von diesem und einem Bruder desselben mehrfach behelligt, erstattete Rentier M. gegen beide Personen, deren Photographien im Verbrecheralbum des Berliner Polizeipräsidii sich befinden, Anzeige wegen Erpressung und Bedrohung. Sie wurde von der Staatsanwaltschaft zurückgewiesen; dagegen wurde diesen zwei Personen soviel Glauben geschenkt, daß die Erhebung der Anklage gegen den Rentier M. wegen Vergehens gegen § 175 St. G. B. erfolgte.

Zur Hauptverhandlung war auf meinen Antrag Herr Dr. Hirschfeld, der bewährte Forscher auf dem Gebiete der sexuellen Zwischenstufen und konträren Sexualempfindung, geladen. In einem ausführlichen Gutachten, dessen schriftliche Ausarbeitung



schon vorher zu den Gerichtsakten eingereicht worden, sprach sich der Sachverständige dahin aus, daß bei dem Angeklagten zweifellos eine die Strafbarkeit beseitigende krankhafte Störung der Geistestätigkeit, durch welche die freie Willensbestimmung ausgeschlossen, vorhanden gewesen sei. Herr Dr. Hirschfeld begründete die Schlußfolgerung eingehend durch Schilderung der körperlichen Beschaffenheit des Angeklagten, seines Lebensganges, seiner homosexuellen Veranlagung, seiner Entartung durch übermäßigen Alkoholgenuß — aus Verzweiflung — und seiner erblichen Belastung, da mehrere seiner Angehörigen in Geisteskrankheit gestorben. Für den Fall, daß das Gericht sein Gutachten nicht als ausreichend erachten sollte, schlug der Sachverständige noch eine Untersuchung und Beobachtung des Angeklagten durch einen vom Gericht zu bestellenden Arzt vor. Als Verteidiger stützte ich mich auf die überzeugenden Darlegungen des Herrn Dr. Magnus Hirschfeld und wies u. A. auch darauf hin, daß die Vorstrafen des Angeklagten ganz anders beurteilt werden müssen als sonst frühere Verurteilungen eines Menschen; es sei gerade ersichtlich, daß M., dessen Leben ein fortgesetztes Martyrium bedeute, im Kampf gegen seine homosexuelle Veranlagung des unwiderstehlichen Dranges doch nicht habe Herr werden können.

Nach längerer Beratung verkündete der Vorsitzende Herr Landgerichtsdirektor Müller, daß der Angeklagte wegen Vergehens gegen § 175 St. G. B. mit einem Jahr Gefängnis bestraft und sofort in Untersuchungshaft genommen wird. Die Strafkammer schenkte den beiden eigenartigen Zeugen vollen Glauben; obwohl der eine selbst zugegeben, daß auch er betrunken gewesen, erachtete ihn der Gerichtshof doch als fähig, zu entscheiden, daß der Angeklagte sich im vollen Besitz seiner Geisteskräfte befunden; die Feststellung des Sachverständigen, daß derartige Persönlichkeiten, wie der Angeklagte, infolge des Zusammenwirkens der verschiedenen Momente gegenüber dem Alkohol besonders wenig widerstandsfähig, hielten die Richter für völlig unerheblich! Auch alle sonstigen Darlegungen des Gutachtens glaubte die Strafkammer gänzlich unbeachtet lassen zu können, so daß der Vorsitzende bei der Urteilsverkündigung eine homosexuelle Veranlagung durchaus ablehnte und u. a. meinte, man solle eben nicht homosexuell veranlagt sein!

Als der Angeklagte die Höhe der gegen ihn erkannten Strafe vernommen, sank er in sich zusammen. Bei seiner Abführung duch den Gerichtsdiener schrie er den Richtern gellend das Wort „Justizmörder“ entgegen. — — — — — — — — — — — — — — — — —



Ich habe geglaubt, den Fall M. eingehender schildern zu müssen, da er einen der grausigsten Beweise für die unseligen Wirkungen des § 175 St. G. B. darbietet! Der Fall M. ist ein besonders greller Mahnruf, an der Aufklärung über das Wesen der Homosexualität unablässig zu arbeiten, damit endlich die mittelalterliche Tortur des § 175 St. G. B. aus unseren Tagen verschwinde!

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Victor Fraenkl, Rechtsanwalt.

Die Zeitschrift „Kampf", die ebenso wie die „Freie Meinung" in Berlin sehr lebhaft für die Rechte der Homosexuellen eingetreten ist, bemerkte zu diesem Urteil in einem „Advocatus communis" unterzeichneten Artikel u. a.:

„Kann man es dem Gequälten nicht nachfühlen, daß er sich mit letzter Kraft aufraffte und dem Gerichtshof mit gellender, herzzerreißender Stimme: „Justizmörder!" zuschrie!?! Eine entsetzliche Szene, die auf alle Anwesenden einen geradezu erschütternden Eindruck machte. Und was führte der Vorsitzende des Gerichtshofs zur Begründung an? „Sie sollen eben nicht homosexuell sein!"

Kann der Präsident die ewigen Gesetze der Natur umstoßen? Vermißt er sich, was Gott geschaffen hat, durch den Hauch seines Mundes in sein Gegenteil zu verkehren?

Was hätte der Unglückliche nicht darum gegeben, anders geartet zu sein? Sein Weib hatte sich von ihm scheiden lassen, aus seinem bürgerlichen Beruf war er ausgestoßen worden; der Schande und Verfehmung preisgegeben, irrte er in seinem Alter einsam durchs Leben, sich hier und da, weil ihn niemand mehr um seiner selbst willen liebte, ein Tröpflein Liebeslust im Schlamme der männlichen Prostitution erkaufend. Und glaubte da der Gerichtspräsident wirklich, der Armste hätte nicht anders sein wollen, wenn er nur gekonnt hätte? Das läßt sich leicht sagen: „Sie sollen eben nicht homosexuell sein!" Will der Präsident sagen, wie man das ausführen kann?

Nach diesem Urteil, das in der Zeit der wissenschaftlichen Aufklärung wie ein Hohngelächter über die Errungenschaften eines Moll, Krafft-Ebing wirkt, wird wieder das Erpressertum wie eine Hochflut anschwellen, da jeder Homosexuelle sich lieber die ärgsten Prellereien gefallen lassen wird, als sich dem auszusetzen, auf die



eidliche Aussage eines Mitschuldigen, eines notorisch bestraften Lumpen zu langen entehrenden Freiheitsstrafen verurteilt zu werden.

Es ist zwar Berufung eingelegt worden, weil die Verteidigung durch Ablehnung des Antrages auf Hinzuziehung noch eines Sachverständigen beschränkt worden ist; doch wird es helfen?

Hoffentlich gibt es noch Richter bei uns, die nicht in alten Vorurteilen befangen, sondern dem stetigen Vorwärtsschreiten der Aufklärung folgend, anstatt mit dem Schwert der Gerechtigkeit gegen den unglücklichen Homosexuellen zu rasen, selbst dazu beitragen, den unheilvollen § 175 zu beseitigen, oder ihn, solange das noch nicht geschehen ist, doch wenigstens in humaner Weise auszulegen trachten so, daß er den geborenen Homosexuellen nicht trifft, da dieser keine für ihn widernatürliche Unzucht treibt, wenn er gleichgeschlechtlich verkehrt. Dann wird der Fall Metzentin, ebenso wie der Fall Krupp, wenn er auch über einen Märtyrer hinwegschreitet, der Allgemeinheit zum Segen gereichen: endlich muß doch der § 175 einmal fallen!" — Advocatus communis.

Wie uns zuverlässig mitgeteilt wurde, betrachteten die Berliner Chanteure diesen Ausgang des Prozesses tatsächlich als eine Art Sieg und es war ein glücklicher Zufall, daß zwei Wochen später in einem verwandten Fall, der sich allerdings insofern unterschied, als beide Beteiligte angeklagt waren, der Erpreßte freigesprochen, der Erpresser dagegen zu 2½ Jahren Gefängnis verurteilt wurde.

Mit der Außentätigkeit des Komitees, von der wir hier nur einen kurzen Überblick haben geben können, ging die innere Ausgestaltung Hand in Hand. Es fanden zwei Halbjahrskonferenzen — die IX. am 6. Juli 1902 im Altstädter Hof, die X. am 11. Januar 1903 im Hotel zu den vier Jahreszeiten — statt, die hauptsächlich der Festlegung der weiteren Agitation gewidmet waren sowie regelmäßige Monatsversammlungen, in denen wissenschaftliche und künstlerische Vorträge abwechselten; unter den Vorträgen seien die von Herrn Dr. Max Alberty über Platen, von Herrn Schriftsteller Lietzow über Ludwig II. und von Herrn v. Teschenberg über

die Persönlichkeit Oskar Wildes besonders hervorgehoben. Alle Veranstaltungen erfreuten sich eines sehr regen Besuchs sowohl von heterosexuellen als auch von homosexuellen Herren und Damen, und nahmen einen äußerst harmonischen Verlauf mit Ausnahme einer Monatssitzung, in der es infolge der energisch verfochtenen Behauptung eines Arztes, daß die Homosexualität auf Willensschwäche beruhe, zu äußerst stürmischen Auseinandersetzungen kam.

Über den Stand der Bewegung wurden regelmäßige Monatsberichte verfaßt, für welche diejenigen, welche die Zusendung wünschen, 3 bis 5 Mark Herstellungs- und Portokosten entrichten.

Die Zahl der Fondszeichner stieg von 94 im Jahre 1901 auf 243 pro 1902, die zur Verfügung stehenden Mittel von 4415.80 Mk. im Jahre 1901 auf 6519.33 Mk. im Jahre 1902.

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß der endliche Sieg unserer Bestrebungen nicht nur eine Frage der Zeit, sondern auch eine Geldfrage ist. Sehr viele reiche Uranier beschränken sich immer noch darauf, „mit großem Interesse zu verfolgen", wie eine verhältnismäßig kleine um das Komitee geschaarte Anzahl von Fondszeichnern bemüht ist, auch für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Als erhebendes Beispiel von Opferwilligkeit wollen wir dagegen das Anerbieten eines urnischen Schuhmachers zu Köln a. Rh. erwähnen, der, als er von dieser Bewegung Kenntnis erhielt, seine gesamten Ersparnisse in Höhe von 400 Mk. dem Komitee zur Verfügung stellte. Selbstverständlich lehnten wir dieses Opfer ab, möge es aber denen, die bisher noch nichts für die gerechte Sache übrig hatten, zum Muster dienen.

Neben der Berliner Centrale entfalteten namentlich die Komitees in München (Rechtsanwalt Dr. Fraas am Platz 1/2) in Leipzig (Max Spohr, Sidonienstr. 19. Egon Eickhoff, Leipzig-L.) sowie in Frankfurt a. M. (Ritterguts-



besitzer Jansen-Friemen-Cassel) eine rege Tätigkeit, während die Bemühungen, welche in Hamburg von Dr. Hoefft-Börsenbrücke, in Hannover von J. Heinrich Denker, Fabrikbesitzer in Sulingen und Schriftsteller König-Hannover sowie im nördlichen Teil der Rheinprovinz vom Grafen v. d. Schulenburg, Haus Oeft bei Kettwig a. d. Ruhr unternommen wurden, bisher nennenswerte Erfolge nicht aufzuweisen hatten. Immer reger gestalteten sich dagegen die Beziehungen zum Auslande; in Konstantinopel und St. Petersburg, in Kopenhagen und Christiania, in Amsterdam und Brüssel, in London und Paris, Italien und der Schweiz — um nur einige Orte zu nennen — besitzen wir tätige Mitarbeiter, die an diesem Befreiungskampf den lebhaftesten Anteil nehmen.

Gewiß befinden sich im Strafgesetzbuch Bestimmungen, die ebenso verbesserungsbedürftig sind, wie der § 175, aber wenige berühren so lebenswichtige Interessen wie dieser, gewiß ist die Homosexualität nur eine Teilerscheinung des öffentlichen Lebens, aber sie ist ein Teil, dessen gerechte Behandlung für das Verständnis und sicher auch für das Wohl des Ganzen von hoher Bedeutung ist — deshalb ist die Lösung dieser Frage, welche vielleicht einer objektiveren individuelleren Beurteilung der Menschen untereinander die Wege bahnt, so außerordentlich wichtig.

So mögen denn alle — ob objektiv oder subjektiv interessiert — in ruhiger, unermüdlicher zuversichtlicher Tätigkeit weiterkämpfen im Gefühl der Sicherheit, wie sie der Satz der Alten verleiht: „Magna est vis veritatis et praevalebit," der einem Gedanken Ausdruck gibt, den Schopenhauer („Welt als Wille und Vorstellung" IV. Aufl. Bd. II. Seite 42) in folgende Worte kleidet, mit denen ich dieses Jahrbuch schließen möchte: „Und zum Trost derer, welche dem edlen und so schweren Kampf gegen den Irrtum in irgend einer Art und Angelegenheit Kraft und Leben widmen, kann ich

mich nicht enthalten, hier zu sagen, daß zwar so lange, als die Wahrheit noch nicht dasteht, der Irrtum sein Spiel treiben kann, wie die Eulen und Fledermäuse in der Nacht: aber eher mag man erwarten, daß Eulen und Fledermäuse die Sonne zurück in den Osten scheuchen werden, als daß die erkannte und deutlich und vollständig ausgesprochene Wahrheit wieder verdrängt werde, damit der alte Irrtum seinen breiten Platz nochmals ungestört einnehme. Das ist die Kraft der Wahrheit, deren Sieg schwer und mühsam, aber dafür, wenn er einmal errungen, nicht mehr zu entreißen ist".

Charlottenburg, Berlinerstr. 104.

1. September 1903.

Dr. M. Hirschfeld.

VI. Abrechnung.*)

a) Von den Zeichnern von Jahresbeiträgen für 1902 bei den Geschäftsstellen in Charlottenburg, Frankfurt a. M. und Leipzig eingegangene Beträge:

		Fol.	Mk.	Pfg.
1	P. R. & R. A. in Rußland . .	158	100	—
	do. Extrabeitrag . .	„	100	—
2	G. St. J.	188	68	—
3	Dr. phil. A., Charlottenburg,			
	pro. Dezember	178	10	—
4	Dr. Aletrino, Amsterdam . . .	202	20	—
5	Max A. in Berlin N.W. . . .	111	24	—
6	Max A. in Berlin S.W. . . .	137	8	—
7	G. B. in Köln	193	30	—
			360	—

*) 1. Die Fondszeichner werden freundlichst um Mitteilung gebeten, ob bei der nächsten Abrechnung ihr voller Name oder eine bestimmte Chiffre angeführt werden soll.

2. Von folgenden 43 Fondszeichnern gingen die Beiträge für 1902 bis zum 1. Juli 1903 nicht ein: cand. med. B. in H. Eugen B. in B. Aug. B. in Essen. A. B. in London. Theo B. in Berlin. Wilh. B. in H. Dr. E. B. Ingenieur C. in W. Karl Friedr. C. stud. tech. D. F. F. in Berlin. Robert G. in B. Emil H. in W. Pianist H. in B. J. in Berlin. Ernst K. in D. Otto K. in Berlin. M. K. in H. A. K. in Sp. Dr. L. in B. Adolf M. in Berlin. Dr. v. M. Graf M. William M. in B. Heinr. P. in B. Baron de P. R. de L. Albert S. in O. Hans Sch. in Berlin. Seelhorst. Geometer S. Apotheker R. Richard S. in K. Carl St. in M. Otto St. in Berlin. Franz U. in M. Otto W. in Berlin. R. W. in B. v. W. in St. Jul. W. in Ch. A. W. in Berlin. W. in W. Max Z. in B.



		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		360	—
8	E. O. B. in L.	199	50	—
9	Gustav B. in Charlottenburg .	171	2	—
10	Überzeugt in Charlottenburg .	128	30	—
11	Marcus Behmer in Berlin . .	114	30	—
12	Berthold B. in A.	118	20	—
13	Georg B. in Berlin	132	20	—
14	Emil B. in Charlottenburg . .	208	20	—
15	E. B. in P..	47	50	—
16	S. B. jr. in B.	165	3	—
17	Eduard Bertz, Schriftst., Potsdam	20	20	—
18	Georg B. in K.	211	100	—
19	Carl B. in Frankfurt	109	20	—
20	B. in M.	105	100	—
21	Josef v. B. in W.	229	6	—
22	C. Br. in B.	50	5	—
23	Adolatus	187	45	—
24	Herm. Br. in Berlin	161	20	—
25	Chemiker F. Brinkmann, Berlin	29	20	—
26	Emil Carl in B.	147	8	—
27	C. C. in M.	198	20	—
28	Holland 1000	215	30	—
29	Ch. in Berlin	172	3	—
30	M. Cl., New-York	197	20	—
31	L. C. in Berlin	150	5	—
32	C.-A. Schriftsteller in Berlin .	66	20	—
33	J. C. in Berlin	206	20	—
34	Fabrikbesitzer D. in S. . . .	5	55	—
35	Theodor D. in Ch.	146	12	—
36	Albert D. in B.	176	3	—
37	Josef Glinnowski	159	20	—
38	W. H. E. in Sch.	175	20	—
39	Eg. E.	71	10	—
			1167	—

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		1167	—
40	Freiherr H. v. E. auf Sch. . .	210	100	—
41	Theodor E. in B.	226	3	—
42	G. E. in Berlin	40	10	—
43	C. E. E. do.	86	25	—
	do. Extrabeitrag		1	50
44	Ingenieur B. E.	215	20	—
45	Robert E. in Berlin	140	9	--
46	K. F. in L.	103	20	—
47	M. F. in Mecklenburg. . . .	89	3	—
48	Gustav F. in Charlottenburg .	224	5	—
49	„Agricola"	182	80	—
50	Ph. F. in Osnabrück	84	20	—
51	Freiherr v. F. i. H.	83	30	—
52	Anthonis F. in B.	154	2	—
53	F. F. & Co. in B.	227	12	—
54	F. L.	183	20	—
55	Walter F. in L.	178	22	—
56	Ernst F. in Berlin	93	3	—
57	F. in Ch.	56	20	—
58	Willy F. in B.	43	13	—
59	Siegfried Gabriel in B. . . .	142	36	—
60	Dr. G. in Jena	17	5	—
61	Rechtsanw. Dr. G. in F.. . .	31	100	—
62	Ludw. G. in Berlin	28	10	—
63	Dr. Adolf G. in Berlin . . .	6	25	—
64	F. W. G. in Berlin	200	40	—
65	v. G. in B.	177	3	—
66	Rechtsanw. A. G. in B. . . .	168	20	—
67	C. G. Bayern pro 1901 . . .	45	20	—
	do. pro 1902 . . .	„	20	—
68	K. G. in Budapest	94	20	—
69	Baron de G. in W.	189	20	—
			1904	50

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		1904	50
70	Fritz G. in R.	181	24	14
71	Dr. M. G. in L.	185	8	49
72	B. H. in Berlin	162	1	—
73	D. v. H. in Berlin	151	9	—
74	O. H. in V.	3	30	—
75	A. H. München	21	50	—
76	W. H. in Köln	221	25	—
77	E. W. Hellek	191	25	—
78	H. in Frankfurt	101	50	—
79	R. H. in Berlin	222	1	—
80	Paul H. in Berlin	143	20	—
	do. Extrabeitrag	143	20	—
81	Waldemar Heßling, Halensee .	155	20	—
82	W. K. H. in D.	78	100	—
	do. Extrabeitrag .	78	1	50
83	O. H. in Berlin	174	3	—
84	stud. tech. H. in B.	194	25	—
85	Dr. phil. H. i. H.	64	20	—
86	K. R. Z. Frankfurt a. M. . .	162	30	—
	do. Extrabeitrag	162	30	—
87	Dr. H. in A.	190	20	—
88	Dr. L. H. in G.	196	5	—
89	Th. G. H. in M.	224	20	—
90	Adolf J. in Berlin	9	6	—
91	Dr. phil. J. do.	14	10	—
92	H. J. in Freiburg	41	20	—
93	W. J. in F.	82	50	—
	do. Extrabeitrag . . .	82	50	—
94	Carl J. in Berlin	207	1	—
95	Valfrid J. in St.	170	5	—
96	A. J. in Sch.	196	5	—
97	F. J. Bez. Osnabrück	15	20	—
			2609	63



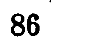
		Fol.	Mk.	Pfg.
	Ubertrag:		2609	63
98	Dr. M. Katte, Berlin . . : .	34	20	—
99	L. D. K. in G.	90	15	—
100	W. K. in Leipzig	192	20	—
101	Prof. Dr. Fr. Karsch in Berlin	7	40	—
102	Carl K. in Berlin	216	6	—
103	Konrad K. in Berlin	108	30	—
	do. Extrabeitrag . . .	108	10	—
104	N. K. in Berlin	212	20	—
105	P. S. (durch Dr. Hirschfeld) .	98	100	—
106	F. K., Hamburg	217	30	—
107	Paul K. in L.	164	18	—
	do. Extrabeitrag . . .	164	20	—
108	Hans Kl. in Berlin	174	1	—
109	Musikdirektor K.	171	4	—
110	Architekt K.	173	24	—
111	Richard K. in Berlin	130	20	—
112	A. K. in A.	195	30	—
113	F. K. in Berlin	173	5	—
114	Otto K. in Berlin	165	22	50
115	Rudi K. in B.	126	13	—
116	Otto K. in Berlin	129	20	—
117	Ernst L. in Berlin	153	2	—
118	Schriftsteller Paul R. Lehnhard	141	36	—
119	L. in Berlin	197	10	—
120	A. L. in Berlin	131	10	—
121	J. L. in Breslau	52	40	—
122	Dr. Lilienstein	156	20	—
123	Dr. med. L. in F.	39	20	—
124	A. L. in St.	214	3	—
125	Prof. Dr. L. in B.	2	20	—
126	J. L. aus K.	203	20	—
127	Willy L. in Berlin	208	4	—
			3263	13

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		3263	13
128	Dr. A. L. in Berlin	202	4	—
129	L. in Charlottenburg	225	5	—
130	Arthur L. in B.	154	3	—
131	Dr. Paul Lutze in Köthen . .	44	20	—
	do. Extrabeitrag . . .	44	1	50
132	Frau Reg.-Rat Dr. Martha Marquardt, Berlin	159	40	—
133	Richard M. in Berlin	204	4	—
134	J. M. in Hannover	24	50	—
135	M. O. 23	70	65	—
136	L. M. in Berlin	35	12	—
137	Dr. Th. in L.	190	48	50
138	Otto M. in L.	160	20	—
139	K. M. in Neu-R.	49	10	—
	do. Extrabeitrag . . .	49	4	25
140	H. Metzenthin pro 1901 . . .	116	20	—
	do. pro 1902 . . .	116	20	—
141	F. M. in A.	179	110	—
142	Adolf M. in Berlin	152	6	—
143	„Friedel"	188	20	—
144	Dr. M. in L.	18	5	—
145	S. M. in Ch.	97	20	—
146	E. G. H.	167	40	—
147	Nobody	72	24	—
148	Johannes N. in B.	214	10	—
149	Integer vitae	32	20	—
150	Schriftsteller N. in B. . . .	117	40	—
151	V. A. N. in Hamburg . . .	59	50	—
152	Ludwig Noster, Berlin . . .	170	9	—
153	E. O. in B.	10	130	—
154	„Ohne Namen"	53	20	—
155	P. O. in C.	177	20	—
			4114	38

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		4114	38
156	Ph. v. P. in B.	38	20	—
157	Baron v. P. in St.	187	20	—
158	Numa Praetorius	11	200	—
159	Dr. med. Pr. in F.	63	40	—
	do. Extrabeitrag . . .		1	50
160	R. S. 123.	12	200	—
	do. Extrabeitrag		1	50
161	P. C. Frankfurt	166	20	—
162	J. R. cand. ph. in Ch.	54	20	—
163	„Imprimatur"	199	15	—
164	B. R. in Rom	79	20	—
165	H. S. in O.	48	100	—
166	R. in K.	22	40	15
167	R. R. a. F.	62	25	—
	do. Extrabeitrag . . .		1	50
168	Fidkbes. R. D.	68	100	—
169	Paul R.	155	6	—
170	Dr. R. in C.	77	20	—
171	Maro	223	10	—
172	Willibald v. S.-G.	189	30	—
173	Zahnarzt S. in B.	210	25	—
174	Otto S. in M.	176	20	—
175	Herm. S. in Berlin pro 1901. .	122	20	—
	do. pro 1902. .		20	—
176	W. S. in M.	37	25	—
177	Franz S. in Berlin	127	8	—
178	Dr. S. in Rotterdam	180	10	—
179	Dr. Sp. in M.	102	40	—
180	Rechtsanw. Dr. S. in H.	23	20	—
	do. Extrabeitrag . . .		1	50
181	J. Sch. in B.	148	24	—
182	E. S. Charlottenburg	134	20	—
			5238	53

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		5238	53
183	I. S. 77 München	4	30	—
184	R. S. in H.	51	20	—
185	S. & T. in Berlin	213	10	—
186	v. Sch. in B.	124	20	—
187	A. S. in Sp.	217	5	—
188	S. in D.	99	20	—
	do. Extrabeitrag . . .		10	—
189	C. Sch. in Leipzig	191	25	—
190	Paul Sch.-D.	194	3	—
191	Sch. in Budapest	88	28	—
192	Mechaniker A. Sch. in B. . .	228	6	—
193	Dr. Alfred Schröder, Berlin .	106	20	—
194	Emil S. in B.	39	10	—
195	Graf Sch.	67	50	—
196	E. S. in E.	30	60	—
197	Reg. Bmstr. Sch. in B. . . .	179	25	—
198	Otto Sch. in B.	164	3	—
199	Wulf Sch.	103	20	—
200	Robert Sch. in Berlin	16	3	—
201	A. St. Schweiz	121	22	—
202	R. St. in Z.	18	40	—
203	I. S. in B.	204	20	—
204	G. St. in P.	73	20	—
205	A. St. in Seltmanns	213	20	—
206	Ludwig St......	163	12	—
207	Freiherr v. T. M.	186	10	—
208	Hermann Freiherr v. Teschenberg, Charlottenburg	33	25	—
209	Leoni Thiel	205	15	—
210	Dr. M. M. Rom	87	49	70
211	E. T. in Köln	218	20	—
212	Baron Carl v. T. in R. . . .	216	20	—
			5808	23

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		5880	23
213	E. T. in F.	58	25	—
214	U. in Berlin	144	9	—
215	C. L. A. H.	36	20	—
216	Paul V. in Berlin	172	20	—
217	V.-B. in Berlin	203	10	—
218	Schriftsteller V. in B.	211	1	—
219	Dr. V. in B.	195	3	—
220	Paul V. in R.	147	4	—
221	„W . . . . . r, Dresden“	123	50	—
222	W. O. 42.	149	10	—
223	V. V. in Wien	220	24	—
224	Walter W.	113	22	—
225	Otto W. in N.	219	5	—
226	F. W. in München	19	10	—
227	Wilh. W. in H.	158	20	—
228	Otto W. in Ch.	184	80	—
	do Extrabeiträge		29	10
229	Dr. H. W. in Berlin	107	20	—
230	M. W. in Berlin	160	2	—
231	W. in Berlin	167	10	—
232	C. W. in Japan	212	20	—
233	Harry W. in B.	133	20	—
234	J. W. in R.	225	20	—
235	Caesareon	223	20	—
236	K. W. Schaumburg-Lippe	139	10	—
237	v. W. in Berlin	200	10	—
238	Baron W.	46	20	—
239	L. W. Berlin	91	50	—
240	Paul W. in Berlin	100	35	—
241	S. L. W. in Basel	42	20	—
242	St. v. Z. in B.	168	20	—
243	Maximilian Bayer, Karlsruhe	227	20	—
			6519	33





b) Außerdem erfolgten 1902 folgende einmalige Zahlungen:

		Mk.	Pfg.
12/1	Conferenz-Sammlung	271	40
23/2	N. N. Schaumburg-Lippe	10	—
16/6	aus Frankfurt durch J.	45	—
6/7	E. Manen	2	—
„	Conferenz-Sammlung	198	60
7/7	Prinz X.	100	—
25/7	M. H. in M. durch T.	50	—
17/8	Sprawiditipi	20	—
25/8	Erdmannsdorf	5	—
2/9	Müll. W. R. H. München	100	—
15/9	H. R. durch Spohr	3	—
18/10	Incognitus do	20	—
29/10	K. in Gütersloh	5	—
31/10	Ernst Möllers	10	—
„	Ungenannt No. 60.	10	—
4/11	Dr. med. M. Hannover durch O. . .	20	—
21/11	Ravenne durch Spohr	2	—
27/11	F. I. Florenz	20	—
28/11	A. L. durch Brand	5	—
„	Sänger T.	3	—
„	Rup. N.	10	—
15/12	N. in F. für Intervention	5	—
31/12	Fritz H. Leihgebühr f. Jahrbuch . .	5	—
	für Jahrbuch Einbände u. Portos 1,80 + 1,80 + 0,65 + 1,50 + 2,— + 1,50 + 1,50	10	75
	für 50 Petitionen	12	—
	für Volksschriften 1,— + 2,— . .	3	—
	A. St. f. 1 Jahrbuch	11	50
	J. W. f. 2 Jahrbücher	10	—
		967	25

	Mk.	Pfg.
Übertrag:	967	25
E. in W. f. 2 Jahrbücher	13	40
R. in W. f. 1 Jahrbuch	10	14
L. in Ch. f. do	12	—
v. P. f. Jahrbuch I. antiqu.	3	—
für Monatsberichte 5,— + 3,— + 4,— + 3,— + 3,— + 5,— + 3,— + 3,— + 3,— + 5,— + 3,— + 5,— 3,— + 5,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,—	77	—
	1082	79

Ausgaben laut Buch.

a) Schreibmaterialien, Einladungen u. div.	575,80	Mk.
b) Petitionen (8000 an sämtliche Rechtsanwälte Deutschlands), Volksschriften, Bücher zur Rezension, Zeitungen etc.	1318,65	„
c) Porto für Petitionen, Jahrbücher, Einladungen, Volksschriften, Korrespondenzen etc.	1143,87	„
d) Jahrbücher für die Fondszeichner . .	952,—	„
e) Jahrbücher zu Propagandazwecken . .	2057,30	„
f) Inventar (Schreibmaschine, Aktenregal, Stempel etc.)	159,—	„
g) Vortrags-Konferenz-Monatsvers.- und sonstige Spesen	104,20	„
h) Gehalt des Sekretärs	1130,—	„
zusammen	7440,82	Mk.



Gesamt-Einnahmen.

1) Fondszeichner	6519,33 Mk
2) einmalige Zahlungen	1082,79 „
3) Überschuß vom Jahre 1901	340,34 „
	7942,46 Mk.
Gesamt-Ausgaben wie oben	7440,82 „
mithin Überschuß am 31. Dezbr. 1902.	501,64 Mk.

Charlottenburg und Leipzig, 31. Dezember 1902.

Dr. Hirschfeld. Max Spohr.

Gegengezeichnet

Fabrikbesitzer J. Heinr. Denker, Sulingen.
Rittergutsbesitzer W. Jansen, Friemen.



Verzeichnis der Abbildungen.

Band I.



Band II.

Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.







